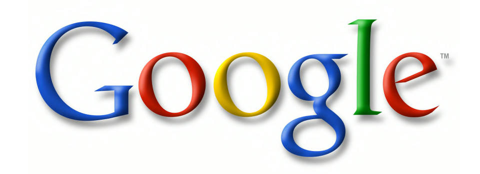
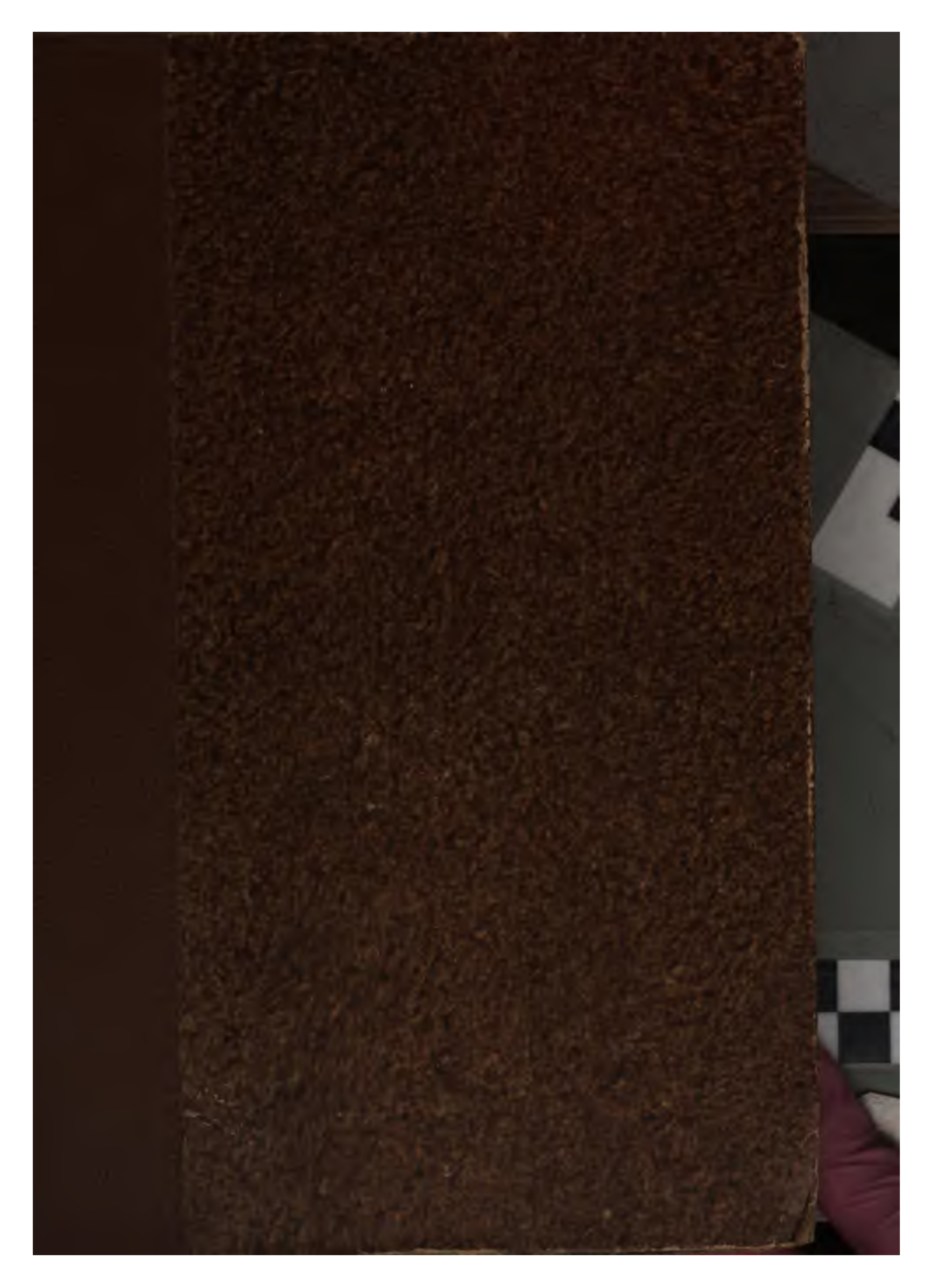





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1886

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Achtundneunzigster Band.



München 1886.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Achtundneunzigster Band.

München 1886.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite





I.

Die Reformation und die bildende Kunst.

IV. Die Kunst und die Künstler der Reformationszeit.

W. Kaulbachs bekannte Composition im Berliner Museum, das „Reformationszeitalter“ genannt, soll nach Portig „sicherlich mit Recht“ den Protestantismus als den „Genius der Kunst und Wissenschaft“ darstellen.[1]) Reber findet in seiner „Geschichte der neuern deutschen Kunst“ (S. 427) das Bild nicht so gar schmeichelhaft für den Protestantismus, indem nach ihm der Künstler die „Reformation“ nicht im engeren, religiösen, sondern in dem Sinne des gesammten Fortschrittes der neuern Zeit dachte und darstellen wollte und so gemäß „seiner Stellung der Religion gegenüber“ die „Vertreter der Künste und der protestantischen Wissenschaften“ in die breite Vorderfläche des Bildes stellte, aber weit entfernt war, „den Reformatoren die imposante und die ganze Composition beherrschende Stellung zu übertragen wie dem Homer in der ‚Blüthe Griechenlands.‘“ Luther mit erhobener Bibel und die ihn umgebenden Vertreter der religiösen Reformation erhalten auf seinem Bilde ihren Platz in dem „etwas conventionellen Centrum“ des Hintergrundes, um das sich aber in

1) Religion und Kunst I. 136.

den anliegenden Seitenkapellen und in den beiden Hauptgruppen des vorderen Bildes die Männer der Kunst und der Wissenschaft nicht kümmern. Das ist genauer besehen Kaulbachs gerühmtes Zeugniß für den Einfluß der Reformation auf Kunst und Wissenschaft. — Doch was Kaulbach auch hier gedacht und gemalt haben mag, sein Bild ist keine Geschichtsquelle, und hätte er den Protestantismus wirklich als „Genius der Kunst" dargestellt, so würde unser Urtheil darüber auf das Gegentheil von dem lauten, was Portig „sicherlich Recht" nennt.

Der Protestantismus „der Genius der Kunst!" Was hat dieser die Reformation gebracht? Ein „guter Genius" war sie ihr wohl nicht!

Die mittelalterliche Kunst war wie ihrem Ursprung, so auch ihrem Inhalt, ihrem Geist und ihrer Bestimmung nach kirchlich-religiös. „Eine Frucht des vorzugsweise von religiösen Motiven bestimmten Volksgeistes"[1]) arbeitete sie Jahrhunderte hindurch fast bloß im Dienste der Frömmigkeit und für die Zwecke des Gottesdienstes. Profane Gegenstände erachtete sie nur ausnahmsweise ihrer Theilnahme würdig. Wenn in den Malereien des fünfzehnten Jahrhunderts die hl. Gestalten sich immer mehr von dem transcendentalen Goldgrund loslösen und mitten in die irdische Wirklichkeit hereintreten, sich in das Gewand der Weltkinder kleiden, sich in der Behaglichkeit menschlicher Wohnungen niederlassen, Luft und Meer, Fluß und Thal, Berg und Wald, Blumen und Thiere, Städte und Menschen in ihre Umgebung rufen, so muß doch alles, was in ihrer geheiligten Nähe weilen darf, das Gepräge einer himmlischen Weihe an sich tragen und „durch einen frommen Zauber geheiligt"[2]) seyn. Da athmet alles Frömmigkeit, Reinheit, Andacht; und die nicht selten zur Carrikatur ge-

---

1) Wiese, das Verhältniß der Kunst zur Religion S. 19.
2) Siehe v. Eye, Dürer S. 51.

worbenen Menschengebilde voll Rohheit und Verworfenheit, welche als Peiniger und Henker die Gestalten der hl. Schrift und der Legende umgeben, und selbst die fratzenhaften Ausgeburten der Hölle (z. B. in der Versuchung des hl. Antonius, in der Legende des hl. Wolfgang) können die Darstellung nicht entweihen, sondern müssen durch ihren Gegensatz den Eindruck des Heiligen noch verstärken.

Besonders fern liegt diesen Kunstwerken die Absicht, der Sinnlichkeit schmeicheln zu wollen. Mit Fleisch müssen sich die Heiligen umgeben, um sichtbar zu werden, aber der Leib und sein züchtiges Gewand bekunden den Ueberwinder sinnlicher Triebe, den Bewohner des Himmels. Selbst wo die Gestalten, wie in den zahlreichen Gerichtsbildern, gewandlos erscheinen, bleiben sie rein in ihrer kindlichen Unbefangenheit und paradiesischen Herzenslauterkeit.

Alles dieses ward bald anders, als die abendländische Christenheit zu Beginn der neuen Zeit in die Schule der antiken Welt zu gehen anfing. Immer entschiedener schlug nun die Kunst zuerst in Italien und bald auch in Deutschland einen Weg ein, der von der idealen Höhe rasch abwärts führte. „Hatte sie vorher alles im Lichte von oben geschaut, so sah sie jetzt die Dinge viel mehr und viel lieber im Glanze ihrer eigenen Erscheinung; die Freude an der Welt, am Daseyn und an der sinnlichen Schönheit überwog mehr und mehr den religiösen Gedanken."[1]) Indeß würde man diesem neuen Kunstgeist Unrecht thun, wollte man ihn als im Gegensatz zur alten Kirche entstanden, als ein Kind des Protestantismus betrachten.

Die Renaissance erblüht und gedeiht zuerst in Italien, also nicht in dem Lande der Reformation, und auch in Deutschland geht sie auf Jahrzehnte vor dem Protestantismus. Im katholischen Italien lebt sie weiter, im protestantischen Deutsch-

---

1) Wiese, a. a. O. S. 20.

land erlischt bald mit der Kunst auch ihr neuer Geist. Die Renaissance stellt sich in ihrem Aufgang so wenig feindselig zur alten Kirche, daß sie ganz wie die mittelalterliche Kunst in deren Dienst und mit dem gleichen religiösen Inhalt ihrer Werke weiterarbeitet und nur ihre Gestalten in die neuen Formen kleidet. Holbeins Sebastiansaltar, Schaffners Gemälde in München und viele andere beweisen, wie sehr die neue Kunst katholisch seyn und bleiben konnte. Es nützt also nichts, die Renaissance in der Kunst kurzweg als Frucht des Protestantismus preisen zu wollen. Die Reformation hat sie vorgefunden und sie weder erzeugt, noch auch besonders gefördert. Lassen sich ja doch protestantische Stimmen auch dahin vernehmen, daß in der Renaissancekunst ein katholisches Heidenthum Platz gegriffen, dem der Protestantismus mit Widerwillen und Feindseligkeit begegnen mußte[1]), und daß diesem geradezu die freilich nicht erfüllte Aufgabe gestellt war, „der allgemeinen Verweltlichung des Geistes, von welcher die Kunst sich fortreißen ließ, Einhalt zu thun.“[2])

Wenn wir aber im Aufgehen der Renaissance weder eine beabsichtigte Stellungnahme der Kunst gegen die katholische Kirche, noch auch ein Verdienst der Reformation erblicken können, so ist damit nicht gesagt, daß die neue Kunstrichtung in allweg kirchlich und die Glaubensneuerung ohne Einfluß auf sie geblieben sei. Wohl entstehen noch zahllose Werke kirchlich-religiösen Inhalts und viele derselben bleiben auch ihrem Geiste nach wirkliche Kirchen- und Andachtsbilder; aber im Allgemeinen hat sich eine Verweltlichung der Kunst bemächtigt, welche sich nicht nur gerne mit Gegenständen befaßt, die einem anderen als dem religiösen Gebiete angehören, sondern auch die diesem entnommenen Stoffe ihrer frommen Würde entkleidet, z. B. im Marienbild ein Ideal irdischen

1) Grüneisen, de protestantismo S. 5 und 7. Wiese a. a. O. S. 20.

2) Ulrici in Herzogs Encyklopädie VIII. S. 146.

Mutterglückes darstellt. Dieses lag in dem Ursprung und im innern Wesen der Renaissancekunst begründet; daß aber diese Verweltlichung in der deutschen Kunst so schnell und fast allgemein eintrat, das geschah nicht ohne die Schuld der Reformation, welche dem bisherigen religiösen Inhalt der Kunst seine Weihe und dem Volke seine religiöse Kunst nahm. Gerade in dem Gebiete des neuen Glaubens und bei den demselben ergebenen Meistern hört die Kunst zuerst und zumeist auf religiös zu seyn, um in den Dienst der Welt und des herrschenden Zeitgeistes zu treten.

Noch schlimmer ist, daß der Geist des Heidenthums, von dem sie lernte, die Renaissancekunst so vielfach in das Gebiet der Sinnlichkeit herabzieht. Profane und selbst auch religiöse Gegenstände werden in einer Weise behandelt, wie sie sinnlicher und frivoler kaum die altheidnische Kunst kennt. Auch die deutsche Renaissance-Kunst wäre trotz deutschen Ernstes und deutscher Strenge von solchen Abwegen wohl nicht bewahrt geblieben, aber daß die Zeugen solcher Verirrung so unendlich zahlreich geworden sind und oft auf einer so beschämend niedrigen Stufe stehen, das können wir nicht als eine Entwicklung unserer Kunst betrachten, an der die Wirren der Reformationszeit unschuldig wären. Immer schildert man in den düstersten Farben die geistige und moralische Versunkenheit der alten Kirche und ihrer Diener in der Zeit vor der Reformation, und es ist nicht in Abrede zu ziehen, daß vieles zu bessern war; aber wo hat die deutsche Kunst vorher Darstellungen solch gemeinster Art hervorgebracht, wie sie von der Reformation an und gerade von den sog. Reformationskünstlern in Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten zu tausenden verbreitet wurden? Es ist ein trübes Bild „deutscher Zucht und Sitte," das uns die deutsche Kunst der Reformationszeit enthüllt; aber es stimmt durchaus zu den bekannten Klagen, welche Erasmus, Pirkheimer, die Reformatoren selbst, besonders Luther über die Verschlimmerung des religiös-sittlichen Lebens seit dem Aufgang des Evangeliums

anstimmen. Wenn die deutsche Kunst des Mittelalters bezeugt, daß in den Menschen jener Zeit „wirklich ein reiner, frommer Sinn den Grund der Stimmung behauptete, daß der Sinn der Menschen — und dieses war ein Erfolg der Arbeit der Kirche — sich soweit geläutert und in einer Weise vergeistigt hatte, daß er sich heimisch fühlte in der Nähe der Heiligen,"[1]) so berechtigt die deutsche Kunst der Reformationszeit Rosenberg zu dem Ausspruch: „die religiöse und politische Revolution hatte den moralischen Gesichtspunkt ganz verändert; nachdem die Kunst aus dem ausschließlichen Dienste der Kirche getreten war, konnte sie den nackten Körper wieder als Darstellungsobjekt um seiner selbst willen sich erwählen."[2]) Das ist die für uns betrübende Wahrheit, welche A. Svoboda in den merkwürdigen Satz kleidet: „der Frauencultus, welcher sich im Mittelalter meist auf höfische und ritterliche Formen beschränkt hatte, vertiefte sich und veredelte sich in der Renaissancezeit."[3]) Eine glückliche „Veredlung und Vertiefung" der Kunst, wie sie uns nebst den nackten Gestalten der griechischen und römischen Mythologie aus jenen tausenden Renaissance-Darstellungen der Susanna, Bethsabe, Eva, Judith, Hagar und aller jener Gestalten entgegentritt, welche eine leichtfertige Behandlung gestatteten! Auch die Allegorie mußte diesem Bündnisse dienen, und sogar der schauerliche Ernst der Todesphantasien war nicht zu heilig, als daß er zu Darstellungen oft derbster und frivolster Art Stoff hätte bieten müssen.

So oft wird, man weiß nicht, mehr der Kunst oder der Reformation zum Lobe gesagt, daß die hervorragendsten Künstler der Zeit sich dem neuen Glauben zuwandten. Trägt nun also dieser nicht wohl auch einen Theil der Schuld daran, daß die Kunst sich jetzt so oft in den Dienst der Sinnlichkeit

1) A. v. Eye, Albrecht Dürer S. 50.
2) A. a. O. S. 34.
3) Allg. Zeitung 1885 Nr. 200.

stellt? Wenn aber die angeführten Klagen über den Verfall der Sitten ihre Richtigkeit haben, so müßte man sich wundern, wenn sich das Bild der Zeit nicht in ihrer Kunst wiederspiegelte und diese einen andern Geist zeigte, als es thatsächlich der Fall ist. Je mehr der neue Glaube den Künstlern die Kirche und das religiöse Gebiet verschloß, je mehr er die katholischen Heiligen und deren Liebe und Verehrung aus dem Herzen des Volkes verdrängte, um so mehr zwang er die Kunst, sich der Darstellung von Gegenständen zuzuwenden, welche das Interesse der Zeit erweckten.

Es ist kein Vergnügen, sich mit dieser Art von Kunstleistungen zu beschäftigen; aber die Klage bedarf einer kurzen Begründung. Gehen wir in ein Museum: bis zur Reformation Heiligenbilder aus Bibel und Legende; mit der Reformationszeit beginnen die Darstellungen, welche nicht in einen „Tempel", auch nicht der Kunst, sondern in's Feuer gehören. Man erklärt zwar offen, daß die „heitere Anmuth der Musen" mehr gefalle, als die „düstere Nüchternheit kanonisirter Mönche": nun die Kunst will heute bekanntlich ihre eigene Moral haben, mit ihr ist hier nicht zu streiten; aber vom christlichen, also auch vom protestantischen Standpunkt aus bieten unzählige Werke der gerühmten Reformationskunst keinen Grund des Rühmens, wohl aber des Sichschämens. — Dem Berner Nikolaus Manuel wird nachgerühmt, daß er als „Dichter, Maler, als Soldat und Staatsmann thätig war und auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit für die Reformation in die Schranken trat."[1]) Hier haben wir es mit dem Maler zu thun, aber seine bezügliche Leistung scheint uns für die Reformation keine Ehre zu seyn. Sein Lobredner Grüneisen findet, daß es „ihm an Bildern nicht fehlt, die wir unflätig nennen und von denen sich das zarte Gefühl und ein schamhafter Sinn abwenden."[2]) Wenn er aber zur Ent-

1) Woltmann, Reformation und Kunst S. 34.
2) Nikol. Manuel S. 267.

schuldigung anführt, „daß die dem nächsten Anblick unsittlichen Darstellungen seines Pinsels immer zugleich einen sittlichen Gedanken enthalten, durch welchen er einen tiefernsten Humor zu erkennen gibt," so können wir dieß dem Berner Reformator ebensowenig zur Ehre gesagt seyn lassen, als es nach unserer Ansicht die Reformation ehrt, in diesem Maler der Lüsternheit und Schamlosigkeit „ein Werkzeug der Vorsehung" zu erblicken, um hier „an einem glänzenden Beispiel vorzubedeuten, daß auch der Protestantismus eine Kunst habe."[1]) — Auch die als Vertreter der Reformation bekannten Maler Aldegrever, Altdorfer, Sebald Beham, Lukas Kranach haben ihre Kunst oft in den Dienst der Sinnlichkeit gestellt. Was besonders letzteren anbelangt, so mag es wohl seyn, daß seine „Werkstätte um nichts weniger beschäftigt war, nachdem er zum Evangelium übergetreten,"[2]) aber wer dieselbe jetzt betrat, muß eigenthümlich berührt worden seyn durch die Geisteswandlung, welche sich dort vollzogen. Statt der früheren Madonnen- und Heiligenbilder entstanden dort jetzt fast unzählige Darstellungen des Parisurtheils, der Lukretia, Venus, Diana, sodann des Sündenfalls, der Judith, Delila u. s. w., Bilder, welche zeigen was die deutsche Kunst an der kirchlichen Tradition und den kirchlichen Darstellungsobjekten verloren hatte, und das Bedauern darüber mäßigen können, daß diese Kunst an ihrem Ende angekommen war.

Ob nun die Künstler selbst auch von solchen Gegenständen sich angezogen fühlten, oder ob sie in deren Behandlung nur dem Geschmack des Publikums und ihrem Erwerb dienten, immerhin ist die Thatsache dieser Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit der Reformationskunst eine bemerkenswerthe Illustration zu dem Satze des christlichen Kunstblattes, daß die Reformation der Kunst „die Weltgeschichte und die

---

1) Grüneisen S. 284.
2) Christl. Kunstblatt 1883 S. 166.

Naturwelt ohne andere Schranken, als welche die Wahrheit und das Gewissen ziehen müssen," und zwar im Sinne der heiligen Schrift aufgeschlossen habe.[1]) Wir glauben, man würde besser thun, diese Kunst mit ihrem Heidenthum und ihrer Sinnlichkeit der unchristlich gewordenen Renaissance zu überlassen, als daß man auf sie als ein zumal „glänzendes" Zeugniß dafür hinweist, wie „auch der Protestantismus eine Kunst habe." Indeß gibt man freilich auch nach unserer Ansicht bloß der Wahrheit Zeugniß, wenn man einen Theil aber nicht des Verdienstes sondern der Schuld einer solchen Kunst der Reformation auf die Schultern legt.

Suchen wir nun die weiteren Eigenthümlichkeiten der deutschen Kunst zur Reformationszeit in ihrem Verhältniß zur Glaubensneuerung darzustellen.

Die Zeit der Reformation ist die Zeit der Porträtmalerei. Dürer, Holbein, Kranach haben sich sehr viel, andere ihrer Zeitgenossen fast ausschließlich mit diesem Kunstzweig beschäftigt; besonders wurde eine Unzahl von Bildnissen in Holzschnitt und Kupferstich geschaffen und verbreitet. Fürsten und Feldherrn, Humanisten, Theologen und Künstler, Rathsherrn und Bürger, alles wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts für werth gehalten, im Bilde der Nachwelt überliefert zu werden. Diese Kunstrichtung entspricht ganz dem Geiste einer Zeit, als deren Charakteristikum man das erwachte Bewußtseyn von dem Eigenwerth des Individuums bezeichnet. Demnach ist die Porträtmalerei ein Produkt des neuen Zeitgeistes, ein Kind der Renaissance im weiteren Sinn des Wortes. Indeß hat sie in der mittelalterlichen Kunst ihre Vorstufen und Vorläufer. Nicht selten lassen die Stifter eines religiösen Kunstwerkes auch ihr eigenes Bild auf demselben anbringen, freilich nicht in der selbstbewußten und selbstgefälligen Weise des Porträtes, sondern ge-

1) Jahrg. 1883 S. 167.

wöhnlich in betender Haltung sich dem Schutze der dargestellten Heiligen empfehlend und oft genug in kleiner Figur und an bescheidenem Platze. Bald setzen dann die Künstler wenn auch nicht sehr häufig statt ihres Monogramms oder Namens das eigene Bildniß auf ihre Gemälde (z. B. Dürer, Grien, auch schon Zeitblom), zuweilen geben sie den Heiligen selbst nicht bloß die Gewandung, sondern auch die Porträtzüge lebender und wohl auch jüngst verstorbener Personen. Endlich löst sich das Bildniß ganz von dieser religiösen Verbindung los, um als selbständiger Gegenstand der Darstellung aufzutreten. Dieß geschah um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, und in Dürer und Holbein ist das Porträt auf seiner Höhe angelangt. Hat nun auch die Reformation ein Verdienst an dieser Entwicklung?

Schon an sich dürfte ein diesbezügliches Verdienst nicht gar zu hoch anzuschlagen seyn, da das Porträt überhaupt nicht auf einer sehr hohen Kunststufe zu stehen scheint und jedenfalls dem Historien- und Andachtsbilde der vorausgegangenen Periode an künstlerischer Bedeutung nachsteht. Dieses aber hat die Reformation der Kunst thatsächlich fast ganz genommen, und wenn sie ihr dafür das Porträt wir sagen nicht bot, sondern ließ, so wird die Kunst und werden die Künstler ihr dafür zu keinem besonderen Dank verpflichtet seyn. Das aber ist zuzugeben, daß die Reformation durch die Gestalten ihrer Vertreter den Kreis der Objekte sehr erweiterte, welche als für das Volk interessant und deßhalb absatzfähig dem Bildnißmaler zur Behandlung sich darboten. Den Künstlern also, zumal einem Kranach hat die Reformation bezüglich des Porträts genützt, d. h. ihnen Arbeit und Verdienst gegeben; ob sie sich aber damit auch für die Kunst sehr verdient gemacht, ist doch eine andere Frage. Denn einmal wurden die Bildnisse der Reformatoren zumal in der Wittenberger Werkstätte als Dutzend- und Marktwaare in einer Weise fabricirt, daß sie der Kunst weder zur Förderung noch zur Ehre gereichen konnten; sodann aber hat ja die Reformation nicht

aus Kunstliebe sondern aus Widerwillen gegen die alte religiöse Kunst die Porträtmalerei gefördert; indem der neue Glaube den Künstlern den Himmel verschloß und die Heiligen nahm, wies er sie auf die Erde und die Menschen an.

Ganz Aehnliches ist zu sagen über das behauptete Verdienst der Reformation um das Landschafts- und das Genrebild. Sie hat diese Art der künstlerischen Darstellung weder geschaffen, noch anders als indirekt, nämlich eben dadurch gefördert, daß sie die aus der Kirche vertriebene Kunst auf die Bearbeitung dieses Feldes hinführte. Es ist bekannt, daß die altdeutsche Kunst mit ihrem religiösen Geist und Inhalt für das eigentliche Landschaftsbild keine Zeit und keinen Sinn hatte, ebenso wenig als für selbständige Behandlung von Scenen des gewöhnlichen Menschenlebens; aber ebenso wenig hat die Landschafts- und Genremalerei des 16. Jahrhunderts etwas eigentlich Neues gebracht. Sie hat bloß das verselbständigt, was von den Brüdern van Eyck anstatt des einfarbigen oder goldenen Hintergrundes die gewöhnliche und oft recht reiche und sorgfältig behandelte Beigabe religiöser Gemälde bildete. Es ist dieß sogar eine ganz besondere Liebhaberei der altdeutschen Malerei, und manche Landschaft mit Berg und Thal, Fluß und Stadt und Burg würde auch für sich allein sehr sehenswerth seyn, während sie so nur als Beiwerk zu betrachten ist. Ebenso finden sich in der alten Kunst neben dem eigentlichen Hauptgegenstande der Darstellung nicht selten Nebenscenen aus dem Bereiche des täglichen Lebens zuweilen voll heiterer Laune, so daß diese Partien als würdige Vorgänger der Genremalerei gelten können. Die wachsende Freude an den Erscheinungen des äußeren Lebens, besonders die reformatorische Verbannung der Kunst aus der Kirche trieb die Maler zur selbständigen Darstellung dessen, was sie bisher nur als nebensächlich behandelt hatten.[1])

---

1) Geffcken, a. a. O S. 96 ff.

So hat die Reformation nicht in Landschaft und Genre ein neues Kunstgebiet entdeckt, überhaupt der Kunst nichts Neues geboten, sondern in Nebensache und Beiwerk ihr die Schale und Einkleidung gelassen, nachdem sie den Kern und die Seele, den religiösen Geist und Inhalt, herausgenommen hatte.

Aber auch die Reformation, sagt man, hat religiöse Kunstwerke hervorgebracht und besonders liefert Lukas Kranach „den Beweis dafür, daß das Evangelium in protestantischer Auffassung die Pflege der Kunst nicht nur nicht hindert, sondern ungeahnt befruchtet, . . daß durch die deutsche Reformation das ganze Evangelium in die Kunst eingezogen ist.“[1]) Es handelt sich hier um Kranachs sogenannte „protestantische Kirchenbilder,“ in welchen er „recht eigentlich als Maler der Reformation“ erscheint und deren eigenthümliche Lehrpunkte im Bilde veranschaulicht.[2]) Als Erstling dieser religiösen Kunst des Protestantismus wird gewöhnlich genannt „der Sterbende“ im Leipziger Museum, ein Epitaphbild mit der Jahrzahl 1518, welches einem Heinrich Schmidtburg sein Sohn wohl in eine Kirche setzen ließ. Becker läßt in diesem Bilde Kranach „Zeugniß für die geläuterte Auffassung des Christenthums“ ablegen;[3]) Schuchardt[4]) und Waagen (I. 249) sehen hier den der katholischen Kirche entgegengesetzten Lehrsatz Luthers illustrirt, „daß nicht die guten Werke, sondern allein der Glaube an Christus selig mache.“ Dagegen meint der neueste Biograph Kranachs, Lindau (S. 122) doch wohl mit Recht, daß die letzte Oelung, welche der Kranke empfängt, die „bona opera,“ welche als Seitenstück zum Sündenregister ein Engel auf eine Tafel geschrieben zum Himmel trägt, die Madonna, die mit andern Heiligen fürbittend vor der hl. Dreifaltigkeit kniet und auch noch auf

1) Tschackert in der „Theol. Literaturzeitung“ 1885 S. 406.
2) Waagen, Geschichte der Malerei I. 249.
3) Kunst und Künstler S. 355.
4) Lukas Kranach II. 84

einer Seitendarstellung mit dem göttlichen Kinde den vor einer Kapelle betenden Männern und Frauen erscheint, eher das Gegentheil beweisen könnten, nämlich daß Kranach zur Zeit, als er das Bild schuf, noch katholisch war, weßhalb Lindau, wie er aufrichtig bemerkt, an dem Bilde „nicht die Composition, sondern nur die vorzügliche Ausführung bewundern kann.“ Uns braucht nicht viel daran zu liegen, wie Kranachs „Sterbender“ richtig zu deuten sei; ob er katholisch oder lutherisch, nach Wörmann „ein Genrebild im höchsten Sinn des Wortes,“[1]) oder nach Woltmann (S. 35) „eine kräftige Allegorie“ ist: wir halten ihn aus den angegebenen Gründen für katholisch, aber wir brauchen uns bei den tausenden katholischer Andachts- und Kirchenbilder nicht so sehr um ein einzelnes zu ereifern, wie der Protestantismus, der nur auf etliche solcher hinweisen kann. Nur das wollen wir betonen, daß man dieses Gemälde doch wohl aus dem Spiel lassen muß beim Nachweis, wie sehr die Kunst durch die Reformation beglückt worden sei.

In den Dienst der Reformation sucht Kranach seine Kunst zu stellen in den oft wiederkehrenden Darstellungen von „Sündenfall und Erlösung,“ welche auch „Gesetz und Gnade“ genannt in cyklischer Weise den christlichen Lehrbegriff von der Erbsünde und der Erlösung durch das Blut Christi bildlich darstellen und veranschaulichen wollen. Am vollständigsten, zugleich mit erklärenden Inschriften, wird dieser Gegenstand behandelt auf einer Tafel zu Prag vom Jahre 1529 in folgenden Scenen: links oben erhält der Mensch aus den Wolken das „Gesetz“; durch seinen Ungehorsam wird er unter dem Baum zum „Sünder“; die Strafe ist der „Tod“ und Gnadenlosigkeit („Mensch an Gnad“); „Propheten“ und Johannes als „Anzeiger Christi“ weisen den unglücklichen Menschen hin auf das Kreuz als „unsere

1) Geschichte der Malerei II. 430.

Rechtfertigung", unter dem das Lamm als Bild „unserer Unschuld" steht, während die eherne Schlange „Figur der Rechtfertigung" ist. Die Erlösung selbst ist rechts noch näher illustrirt in den beiden Bildern der Verkündigung („Emanuel" und „Gnad") und der Auferstehung des Herrn („unsere Ueberwindung").[1] Gleichen Gedankens und ganz ähnlichen Inhalts ist ein Gemälde Kranachs in Gotha vom gleichen Jahr, und als Schulbild der Kranach'schen Werkstätte ein Flügelaltar in der Stadtkirche zu Schneeberg. Denselben Zusammenhang von Sündenfall und Erlösung will Kranach in seinem letzten, von seinem Sohn vollendeten Werke, einem Altarbild zu Weimar darstellen. Hier hat Kranach nebst dem Auferstandenen und seinem „Anzeiger" Johannes sich selbst und Luther in Porträt unter das Kreuz gemalt und die übrigen biblischen Scenen im Hintergrund placirt. Dieses Gemälde besonders wird als des Meisters „Schwanengesang," als „Vereinigung alles dessen, was er im Leben verehrte und liebte,"[2] als „das geläuterte Gold seiner Kunst sowohl als auch seines Bekenntnisses" (Lindau 410), „als das letzte und beste und größte Werk seines Lebens und seines Glaubens"[3] anerkannt und verherrlicht. Wir wollen das Lob des Kunstwerks nicht verkleinern durch den übrigens wohl berechtigten Hinweis auf den „etwas verzeichneten Erlöser" (Wörmann 427) oder darauf, daß wegen „mangelhafter Abtönung der Luftperspektive die Tafel durch figürliches und landschaftliches Beiwerk überladen" erscheint (Ribbach S. 606 f.). Wir wollen nur rücksichtlich des Gegenstandes und Inhaltes dieser und anderer ähnlicher Werke Kranachs fragen, was die Kunst durch sie gewonnen und ihretwegen der Reformation zu verdanken habe. Wie oft hat die Malerei vor Kranach den Gekreuzigten und

---

1) Siehe Schuchardt a. a. O. II. 108.
2) Schuchardt I. 211.
3) Christliches Kunstblatt 1883 S. 191.

Auferstandenen, Mariä Verkündigung und auch den Sündenfall dargestellt! Nur die Combination dieser Bilder, obgleich ihr Gedanke weder an sich etwas Neues und Unkatholisches, noch auch nur für die Kunst etwas Neues ist — man denke z. B. an die Kreuzesbilder, auf welchen Engel das hl. Blut auf die Seelen gießen — näherhin diese Verwerthung derselben zu solch gepreßter Dogmenpredigt, ihr, man möchte fast sagen, raffinirt lehrhafter Zweck war für die damalige deutsche Kunst etwas Neues. Ob dieß aber ein Verdienst um die Kunst bedeutet? Wohl mag Kranach durch seine Dogmenmalerei dem Verständniß der christlichen Religionslehren gedient und dazu nicht bloß sein gläubiges Christenthum bezeugt, sondern auch, wie zu Weimar, sich selbst und seinen Freund Luther öffentlich geehrt haben, aber dabei bleibt es gewiß, daß die Kunst damit nichts gewonnen, wie denn auch die Kunstgeschichte bezeugt, daß zum „Glanze des Kranach'schen Namens die Werke unvergleichlich mehr beitragen, in welchen der Kämpfer den Künstler nicht beeinträchtigt" (Ribbach S. 605). Das Tendenziöse, das direkt Lehrhafte, das Dogmatisiren ist nicht Sache des Künstlers und widerspricht dem Wesen der bildenden Kunst.[1]) So hat die Reformation den Meister Lukas Kranach, welcher in seiner katholischen Periode so viele echt künstlerische und echt religiöse Gemälde geschaffen, zur Tendenzmalerei getrieben und damit ihm als Künstler und der Kunst, wie wir glauben, nicht genützt, sondern vielmehr geschadet, und können also in Kranachs „protestantischen Kirchenbildern" nicht den Beweis einer kunstbefruchtenden Kraft, wohl aber das Zeugniß einer künstlerischen Verirrung und eines Kunstverderbnisses erblicken.

Wenn man vollends die Darstellung der Sakramente mit den Porträten der amtirenden Reformatoren auf dem Altarbild zu Wittenberg als eine Frucht und einen Zeugen

---

1) Vgl. Woltmann S. 36.

echt evangelischen Kunstfortschrittes preisen will, so kann man diesen doch wohl bloß in der Beigabe der Bildnißgestalten finden wollen, denn alles andere war sowohl an sich, als in der Art der Darstellung langjähriges Eigenthum der mittelalterlichen katholischen Kunst. Ein „sprechendes reformatorisches Dokument“ (Lindau 260) und „eigentlichstes Reformationsbild“ (Kunstbl. 1883 S. 186) mag diese Altartafel seyn, nicht aber als ob Abendmahl, Taufe, Predigt und zumal Einzelnbeicht neu und speziell protestantisch wären, sondern weil eben Melanchthon es ist, der tauft, Bugenhagen Beichte hört und Luther predigt, zumal vor Zuhörern, unter denen auch seine „Käthe“ und sein „Häns-chen“ sich befinden. Auch noch „ein höchst beachtenswerthes Zeugniß der neuen kirchlichen Kunst der Reformation“ (Kunstblatt S. 185) mag man den Wittenberger Altar nennen, eben wenn und soweit dieses Porträtiren“ in religiösen Gemälden echt reformatorisch seyn sollte; aber künstlerisch oder gar Kunstfortschritt darf man das nicht nennen.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Die letzte Volkszählung im Reich und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Die ziffermäßigen Ergebnisse der neuesten Volkszählung im Reich berechtigen zu der Behauptung, daß die nachgewiesene Vermehrung der Bevölkerung um 1,606,000 Seelen während der letzten fünf Jahre ausschließlich der städtischen und Fabrikbevölkerung zu Gute gekommen ist, die Ackerbau-

bevölkerung dagegen gar keine Mehrung, sondern eher eine Minderung erfahren hat. Von Elsaß-Lothringen mit seinen ungewöhnlichen politischen Verhältnissen abgesehen, läßt sich überall, am meisten natürlich in dem langgestreckten Norddeutschland, eine Verschiebung der Bevölkerung von Osten nach Westen wahrnehmen. Im ganzen Reiche drängt sich überdieß die Landbevölkerung nach den Städten und Fabrikorten. Höchst beachtenswerth ist, daß besonders seit 15 bis 20 Jahren die nichtdeutschen Stämme des Ostens in Bewegung gekommen sind.

Die polnischredenden Arbeiter aus Westpreußen, Posen und Oberschlesien ziehen schaarenweise nach Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Sachsen, um auf den Landgütern, in Zuckerfabriken, bei Bauten zu arbeiten. Die meisten kehren im Winter nach der Heimath zurück, einzelne aber fangen schon an, sich fest niederzulassen. In den norddeutschen Städten von Frankfurt a. d. Oder und Berlin bis an den Rhein finden sich überall schon eine größere Zahl dieser Polnischredenden ansässig. Die Einen bringen ihre Frauen aus der alten Heimath mit, andere verheirathen sich mit deutschen in der neuen Heimath. Die einmal Angesessenen ziehen andere Landsleute nach. In Dortmund und einigen anderen Städten Westfalens und des Niederrheins zählen diese polnischen Ansiedler nach Tausenden, so daß für Seelsorge derselben in ihrer Muttersprache gesorgt werden muß.

Im Jahre 1871 wohnten in den vier Provinzen Posen, Schlesien, Ost- und Westpreußen 124,000 Personen, die im Westen geboren waren, im Westen aber 354,000, welche in diesen vier Provinzen ihre Heimath hatten. Im Jahre 1880 finden wir 450,000 aus Osten Stammende im Westen. Außerdem haben die vier Provinzen noch 181,000 Auswanderer nach Amerika gestellt. Seit 1880 sind die Bewegungen nach Westen und die Auswanderung noch stärker gewesen. Selbstverständlich entstehen durch diese Verschiebung auch empfindliche Lücken, wie denn in den vier Provinzen vielfach über den Mangel an land-

wirthschaftlichen Arbeitern geklagt wird. Deßhalb rückte einiger Ersatz aus Rußland oder vielmehr russisch Polen nach. Aber die Einwanderung russischer Polen bildete nicht entfernt ein Gegengewicht gegen die Auswanderung nach dem Westen. Die Provinz Posen hat allein 100,000 ihrer Angehörigen, darunter sicher 70,000 Polnischredende, an den Westen abgegeben.

Durch diese Ansiedlung von Polnischredenden in reindeutschen Gegenden geschah unendlich mehr für das Aufgehen derselben im Deutschthum als durch die Fluth von Ausnahmegesetzen, mit welcher jetzt der Reichskanzler der angeblichen Polonisirung der Ostprovinzen entgegenarbeiten will. Die Polnischredenden, denen sich in deutschen Gegenden Aussichten auf Fortkommen bieten, oder die dort schon Verwandte haben, werden unwillkürlich zu deutschem Wesen hingezogen und befleißigen sich dessen Sprache zu erlernen. Was schadet es, wenn da in die in der Heimath entstehenden Lücken einige Einwanderer aus russisch- oder österreichisch-Polen nachrücken? Gerade solche Eingewanderten schließen sich gewöhnlich am ehesten und rückhaltlosesten dem Staate an, der ihnen Gastfreundschaft, Fortkommen und gesetzlichen Schutz gewährt. Schon der Gedanke, daß derselbe sie durch Ausweisung unglücklich machen kann, zwingt sie, sich als gute Unterthanen zu erhalten. Auf diese Weise sind Elsässer und Deutschlothringer hauptsächlich für Frankreich gewonnen worden. Als das Reichsland an Deutschland abgetreten wurde, befanden sich 350,000 seiner Angehörigen in allen Theilen Frankreichs angesiedelt.

Hiebei mag auch erwähnt werden, daß Deutschland, trotz der starken natürlichen Mehrung seiner Bevölkerung, dasjenige europäische Land ist, welches, außer Frankreich, die meisten Ausländer beherbergt. 1880 wurden 480,000 im Auslande Geborne gezählt, und 278,000 Personen, welche als Ausländer bezeichnet wurden, weil sie das deutsche Bürger- und Heimatrecht nicht besassen. Frankreich zählt über eine Million

Ausländer, aber es ist auch dasjenige Land, dessen Bevölkerung die geringste natürliche Mehrung aufweist. England zählt nur 140,000 Ausländer, worunter 40,000, nach Anderen 60,000 Deutsche. Die zahlreichen Ausländer, die in Deutschland wohnen, sind ein Beweis, daß dasselbe, trotz Allem, bedeutende Hülfsquellen, Aussichten auf Fortkommen bietet und daß unser Volk seine alte Tugend der Gastfreundschaft noch immer vollauf geübt hat. In Deutschland ist noch keine Hetze gegen Ausländer und ausländische Arbeiter ins Werk gesetzt worden, wie dieß in Frankreich und England der Fall gewesen. Die jetzige Polenhetze ist künstlich von oben hervorgerufen worden, die Masse des Volkes ist glücklicherweise davon nicht berührt. Sie beruht vorwiegend auf dem Haß gegen den Katholicismus. In ganz Deutschland sind die Polen stets willkommen gewesen; und im Auslande, in Frankreich, Belgien, England und Nordamerika, schließen sich Polen und Deutsche vielfach aneinander; sie betrachten sich als Landsleute, ohne deßhalb ihre Eigenart aufzugeben.

Die hier nur übersichtlich angedeutete Verschiebung der Bevölkerung in Norddeutschland ist auch in religiöser Hinsicht wichtig. Durch die polnischredenden Arbeiter, zu denen auch deutsche, meist aus Schlesien, Eichsfeld und Westfalen, kommen, sammeln sich Katholiken in vielen ganz protestantischen Orten und Gegenden an. Mit der Seelsorge für sie ist es meist recht schlecht bestellt, ganz abgesehen von den Uebeln des Culturkampfes. In ganz Mecklenburg gibt es nur fünf katholische Kirchen, in Schleswig-Holstein 7, in Pommern etwa 20, in Brandenburg etwa 40. Im übrigen Norddeutschland sind die Verhältnisse nur theilweise etwas günstiger. Selbst in den gewerbreichen Gegenden Westfalens und des Niederrheins hat die kirchliche Fürsorge mit dem starken Anwachsen der Bevölkerung nicht Schritt zu halten vermocht. Der selige Bischof Martin von Paderborn hat schon vor zwanzig Jahren nachgewiesen, daß für die in protestantischen Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands zerstreu-

ten Katholiken mindestens 200 weitere Kirchen und Seelsorgestellen mit Schulen erforderlich wären. Nur der kleinste Theil derselben ist gegründet worden, während seither die Zahl der Katholiken, durch die geschilderten Verhältnisse, sich noch sehr vermehrt hat. Die jetzigen Mittel des St. Bonifazius-Vereins reichen bei weitem nicht aus, das Bedürfniß zu befriedigen. Leider ist es Thatsache, daß dieser Verein gerade aus dem überwiegend katholischen Süddeutschland die wenigsten Beiträge erhält, vielfach gar nicht dort besteht. Die Protestanten befinden sich auch hierin im Vortheil. Alle Regierungen sind protestantisch, betrachten die Förderung des Protestantismus als ihre Pflicht und gründen daher protestantische Kirchen und Schulen an allen Orten, wo nur ein einziges Häuflein Protestanten sich findet. So kommt es, daß selbst in dem überwiegend katholischen Baden die Protestanten sich viermal so stark vermehren als die Katholiken und so die Protestantisirung des Landes zusehends Fortschritte macht. Würden für die in protestantischen Gegenden zerstreuten Katholiken überall Pfarreien und Schulen gegründet, so würden sich dieselben erhalten und mehren, andernfalls tragen sie nur zur Stärkung des Protestantismus bei.

In wirthschaftlicher Hinsicht ist die durch die letzte Zählung dargelegte Verschiebung der Bevölkerung von weittragender Bedeutung. Die vom Handel und Gewerbe lebende Bevölkerung hat um 1,600,000 Seelen, wahrscheinlich noch mehr, zugenommen, die vom Ackerbau lebende hat gar nicht zu-, sondern eher abgenommen. Auf gewerblichem Gebiete hat sich also der Mitbewerb, die Produktion ungemein vermehrt, während sich das Absatzgebiet, die Landbevölkerung, nicht gemehrt hat. Letztere stellt auch die meisten Auswanderer. Die Ackerbau-Provinzen, Pommern, Westpreußen, Posen, weisen die stärkste Auswanderung auf. Ueberall in Deutschland klagen die Landwirthe über empfindlichen Mangel an Arbeitern. Die Leute ziehen nach den Städten und nach Amerika, weil sie bei den auf dem Lande zu erringenden Löhnen nicht

bestehen können, oder weil ihnen die Ackerarbeit immer weniger zusagt. Die Gutsbesitzer und Bauern aber klagen, daß sie keine höheren Löhne zahlen können, indem sie ohnedieß immer weniger ihre Rechnung finden. Die Concurrenz der Vereinigten Staaten, Rußlands, Indiens, Australiens hat die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse so herabgedrückt, daß der Ackerbau bei uns, wo er mit höheren Steuern und Kosten belastet ist, immer weniger einträglich wird.

Die Auswanderung ist ein doppeltes Uebel für unsere Landwirthschaft. Sie entzieht ihr Arbeits- und Geldkraft, um damit den gefährlichen Nebenbuhler, die amerikanische Landwirthschaft, zu stärken. Von den 853,000 Auswanderern sind reichlich 830,000 nach Nordamerika gegangen. Die Vereinigten Staaten erhalten dadurch kostenlos bedeutende Arbeits- und Geldkräfte zu ihrem Mitbewerb gegen uns. Dabei umgeben sie sich mit so hohen Schutzzöllen, daß unser Gewerbfleiß dort nur mühsam ein eng beschränktes Absatzgebiet findet. Gerade die Vereinigten Staaten und Rußland, auf deren landwirthschaftliche Erzeugnisse wir am meisten angewiesen sind, wehren die Einfuhr unserer Waaren am nachdrücklichsten ab. Wir sind da zur Vertheidigung gezwungen.

Auf Nordamerika vermögen wir nicht einzuwirken. Selbst die vereinigten Flotten aller europäischen Staaten vermöchten nicht, dauernd die Vereinigten Staaten zu einer Ermäßigung ihrer Zölle zu zwingen. Sonst aber gibt es kein wirksames Mittel, um etwas dort auszurichten. Dagegen dehnt sich Rußland weit an unserer Grenze aus, hat vielfache Beziehungen zu uns. Nach allgemeiner sehr begründeter Annahme wird es vor Ablauf dieses Jahrhunderts, vielleicht schon in den nächsten Jahren, zu einem Zusammenstoß mit Rußland kommen. Dann werden Deutschland und Oesterreich der russischen Grenzsperre für immer ein Ende bereiten müssen. Unterdessen aber bleibt nichts anderes übrig, als jede weitere Ausdehnung Rußlands entschieden zu verhindern. Denn jedes Land, welches unter russische Herrschaft oder Ein-

fluß geräth, ist dem europäischen Verkehr entzogen. Für jetzt müssen Deutschland und Oesterreich dafür sorgen, daß die Donauländer, die Türkei, Persien, China und die sonstigen von Rußland bedrohten Länder nicht von dem nordischen Riesen verschlungen, sondern möglichst dem deutschen und österreichischen Handel erschlossen werden oder bleiben.

Durch seinen politischen Zusammenschluß ist es Deutschland möglich geworden, in letzter Zeit seinen auswärtigen Handel zu heben. Durch die St. Gotthardbahn hat sich die Ausfuhr Deutschlands nach Italien schon verdoppelt. Die nähere Verbindung mit Italien und der Handelsvertrag mit Spanien tragen auch zur Förderung unseres Verkehrs mit Nordafrika und Aegypten, sowie mit Hinterasien bei. Marokko, welches sich von Frankreich, England und Spanien bedroht sieht, sucht sich an Deutschland anzulehnen und geht deßhalb bereitwillig auf einen Handelsvertrag ein. Nach Mexiko und Südamerika hat sich der deutsche Verkehr gehoben, nach Australien ist er eigentlich erst in den letzten Jahren entstanden.

Die erst jüngst erworbenen überseeischen Besitzungen Deutschlands kommen jetzt als Absatzgebiete ernstlich noch nicht in Betracht. Aber trotz aller Bemängelungen unterliegt es keinem Zweifel, daß sie es mit der Zeit werden können. Hinter Kamerun erstreckt sich ein weites, größtentheils noch ganz unerforschtes Gebiet bis tief in das Innere Afrikas, welches gewiß einer nicht unbedeutenden wirthschaftlichen Entwicklung fähig ist. Von der Ostküste Afrikas bis zu den Seen des Innern erstrecken sich deutsche Erwerbungen von zusammen über 20,000 Quadratmeilen, welche einer noch viel größeren Ausdehnung fähig sind. Die Seen stehen unter sich und mit den großen Strömen Nil und Congo in natürlicher Verbindung, oder eine solche Verbindung wird sich mit der Zeit herstellen lassen. Die ostafrikanische Gesellschaft hat schon eine Anzahl Stationen gegründet, will überhaupt das ganze Gebiet mit einem Netz von Ansiedelungen

überspannen, um so einen sicheren und regelmäßigen Verkehr mit dem Innern herzustellen. Später werden Eisenbahnen nicht fehlen.

Die Stationen suchen auch einen geregelten Acker- und Bergbau einzuführen, die Eingebornen an Arbeit, Gesetz und Sitte zu gewöhnen. Weite Theile des großen Gebietes sind Berg- und Hochland, welches sich wenigstens zu einer beschränkten Besiedlung durch Europäer eignet. Mit der Zeit wird daher ein weites Absatzgebiet für Deutschland geschaffen werden, und letzteres sich, von da aus, eines großen Theiles des innerafrikanischen Handels zu bemächtigen vermögen. Auch die Erwerbungen an der Westküste, dem oft belächelten Angra Pequena, bieten einige Aussichten, besonders für Bergbau, Viehzucht und Fischerei. Sie betragen jetzt ungefähr 7500 Geviertmeilen, von dem aus sich ebenfalls noch weitere Gebiete im Innern erreichen lassen. Kaiser-Wilhelmsland und die in Australien erworbenen Inseln sind größtentheils fruchtbar, die Eingebornen treiben vielfach Ackerbau und Viehzucht, besitzen überhaupt einige Gesittung. Sie sind durchgehends noch sehr wenig mit europäischem Geschäftsverkehr bekannt, vielfach auch den Europäern sehr feindlich gesinnt. Nach und nach werden sie sich gewinnen lassen und ein regerer Austausch der beiderseitigen Erzeugnisse wird die Folge seyn.

Aber in allen diesen überseeischen Besitzungen ist noch ungefähr Alles zu thun. Die Eingebornen müssen erst für unsere Gesittung gewonnen werden, ehe wir wirthschaftliche Vortheile durch sie erlangen können. All diese Länder sind von den ältern Seemächten unbeachtet geblieben, weil ihre Besitznahme nicht sofortigen Nutzen versprach. Die Aufgabe Deutschlands ist daher schwierig; aber sie ist nicht weniger ehrenvoll und lohnend. Leider hat die Reichsregierung in ihrer Culturkampf-Verblendung sich der besten Kräfte beraubt, durch welche die Aufgabe am ehesten und vollständigsten hätte gelöst werden können. Unsere lebenskräftigen Ordensniederlassungen sind zerstört worden, ihre Mitglieder sind in alle

Welt zerstreut. Die anderen Colonialmächte genießen die Vortheile, welche unsere Ordensleute dem Vaterlande nicht bringen dürfen. Deutsche Jesuiten arbeiten in Brittisch-Indien mit Erfolg an der Verbreitung des Christenthums. Deutsche Trappisten haben im englischen Südafrika, zu Marianhill, eine blühende Ackerbaucolonie, welche, durch Nachzug aus der Heimath, auf hundert Köpfe angewachsen ist. Binnen wenigen Jahren ist eine große Zahl Eingeborner zu regelmäßiger Arbeit, zum Ackerbau angelernt worden. Die Gründung mehrerer Zweigniederlassungen steht bevor. Deutsche Schwestern erziehen Heiden- und Christenkinder in Indien, Australien, Englisch- und Französisch-Afrika, Nordamerika und andern Ländern. Aber in den deutschen Besitzungen werden sie ebensowenig zugelassen als die männlichen Ordensleute. Die Culturkampfgesetze gelten auch in den überseeischen Besitzungen: so verkündeten Reichskanzler und Reichspresse.

Vergebens ist darauf hingewiesen worden, daß allein unter den Missionären, deren Mutterhäuser sich in Frankreich befinden, wohl 6 bis 700 Deutsche sich befinden. Das erste deutsche Missionshaus mußte in Holland gegründet werden, im weiten deutschen Reiche war kein Plätzchen dafür vorhanden. Als sich die Väter vom heiligen Geiste erboten, ein Haus auf preußischem Boden zu gründen, um Missionäre für die deutschen Colonien auszubilden, war ein neuer Ausbruch des Katholikenhasses die Antwort. Dabei ist dieser Orden von einem Elsässer gestiftet und zählt viele hundert elsässischer und deutscher Mitglieder, besitzt auch schon längere Zeit Missionen in Zanzibar und dem deutschen Ostafrika. Die Vorsteher der dort gegründeten Stationen, meist Offiziere, wurden in den Ordensniederlassungen freundschaftlich aufgenommen und verpflegt, aus schwerer Krankheit errettet. Sie sprachen sich alle dahin aus: „diese Missionäre werden unserm Unternehmen eine vorzügliche Stütze seyn.“ Trotzdem steht zu befürchten, daß sie vertrieben werden, sobald die

protestantischen Missionäre, welche man jetzt zusammenzubringen sucht, einrücken können.

Im Uebrigen hat das deutsche Reich sich mehr und mehr Raum auf dem Weltmarkt zu erobern vermocht. England und Frankreich ergehen sich schon seit Jahren in bittern Klagen über den zunehmenden Mitbewerb Deutschlands in allen Weltgegenden und sogar schon im eigenen Lande. Wenn aber trotz dieser unzweifelhaften Erfolge in Deutschland die Geschäftslage kaum besser ist als anderswo, so wird man doch zum Nachdenken gezwungen. Die Engländer und Franzosen übertreiben offenbar ihre Klagen. Aber Eines bleibt doch wahr, nämlich daß das Absatzgebiet für unsere gesammte europäische Gewerbthätigkeit viel zu klein ist, trotzdem jetzt der größere Theil der Welt erschlossen ist. Die gewerbliche Entwicklung darf an Umfang nicht mehr zunehmen, sonst führt sie zu einem allgemeinen furchtbaren Krach. Die Concurrenz, welche uns noch immer von den staatsbepfründeten Volkswirthschaftern als der Wunderbalsam für alle wirthschaftlichen Schäden angepriesen wird, ist so weit gediehen, daß mit verzweifelten Ausnahmemitteln dagegen angekämpft werden muß. So hatten eine Zeitlang die Eisenwerksbesitzer Deutschlands, Belgiens, Englands und Frankreichs ein Uebereinkommen getroffen, um die Bahnschienen auf einem Preise zu halten, welcher wenigstens die Betriebskosten deckte. Dadurch wurden allzu weitgehende Unterbietungen verhütet. Als vor etwa einem Jahre das sogenannte Cartell aufgegeben wurde, fiel der Preis der Schienen sofort um 12 bis 15 Procent durch das wechselseitige Unterbieten. Natürlich war da eher Verlust als Gewinn bei den Schienenlieferungen; aber die Eisenwerke übernahmen die verlustbringenden Aufträge dennoch, um wenigstens einen Theil ihrer Vorräthe loszuwerden.

Berlin hat in den letzten Jahren seinen Gewerbfleiß besonders hinsichtlich des Kunsthandwerkes, der Mode- und Luxuswaaren ausgebildet, also in den Zweigen, welche all-

gemein noch als die lohnendsten gelten. Aber allgemein herrscht die Klage über den alle Begriffe übersteigenden Mitbewerb, wodurch, trotz durchgehends mäßiger Löhne, für die Unternehmer nur sehr geringer Gewinn übrig bleibe. Die kleineren Betriebe sind dadurch im Nachtheil; sie vermögen sich nicht gegen die großen zu stellen, welche mit starker Geldkraft arbeiten und massenhaften Umsatz erzielen. Aehnlich steht es überall. Wir leiden an industrieller Ueberfülle, die noch weiter zuzunehmen droht, da, wie wir gesehen, die ländliche Bevölkerung sich mehr und mehr nach den Städten und Fabrikorten drängt.

Dem muß entgegengearbeitet werden. Die Ursachen dieses Städtedranges sind hauptsächlich in unserm verkehrten Schulwesen und in dem sich mindernden Ertrag der Landwirthschaft zu suchen. Unsere Unterrichtszustände sind so heillos zerfahren, daß sie nicht anders denn als Verschulung bezeichnet werden können. Das Wort mag Vielen nicht behagen, aber es entspricht der Sache und kennzeichnet ein Uebel der Zeit, welches schon ganz erschreckend angewachsen ist. Auf dem Dorfe, inmitten einer ackerbautreibenden Bevölkerung, ist der moderne Lehrer ein Fremdling in jeder Hinsicht, wenn nicht ein Feind, jedenfalls dem Wirken nach. Es ist allerdings nicht seine Aufgabe, die Kinder zu ihrem landwirthschaftlichen Berufe vorzubereiten; aber er soll doch einigermaßen mithelfen, wenigstens nicht entgegenarbeiten. Mitarbeiten kann er, wenn er die Bauernkinder zur Gottesfurcht, zur Zufriedenheit und Gehorsam gegen ihre Eltern anleitet, ihnen ihre angeborne Liebe zum Ackerbau nicht entreißt. Aber er thut meist gerade das Gegentheil, weil er es thun muß und nur so den Anforderungen seiner Vorgesetzten entsprechen kann. Die Bedürfnisse der Eltern darf er nicht berücksichtigen, denn diesen ist amtlich jedes Recht auf die Schule und überhaupt das Verständniß für Unterrichtsfragen abgesprochen. Die Behörde sieht nicht einmal, daß sie sich dadurch selbst ein übles Zeugniß gibt. Mindestens die Großeltern der jetzigen Schuljugend sind schon

in der staatlichen Zwangschule erzogen worden, also sollten wenigstens die jetzigen Eltern doch Verständniß für das haben, was ihnen frommt. Aeußern aber dürfen sie sich nicht, denn sie sind ja entweder „dumme Bauern", die nichts von Wissenschaft verstehen, oder „aufgeklärte Bauern", welche mehr schachern als ackern und ihre Kinder zum Studiren bringen wollen. Nur diese werden allenfalls oben gehört, weil sie mit den Schulbehörden übereinstimmen. So bleibt unsere Elementarschule was sie ist, nämlich alles Andere als eine wirkliche Volksschule.

Die Volksschule kann doch nur die Aufgabe haben, den ihr anvertrauten Volkstheil zu seinem Berufe vorzubereiten. Was thut aber die Volksschule auf dem Lande? Ihr ganzes Dichten und Trachten geht darauf aus, den Bauernkindern die Ackerbauarbeit zu verleiden und sie für die Lockungen des Stadtlebens empfänglich zu machen. Die Religion, welche allein Liebe zur Heimat und treuer Pflichterfüllung einflößen kann, wird absichtlich vernachlässigt oder geringschätzig behandelt. Sie soll keine tiefe Wurzeln pflegen, weil dies der „Wissenschaft" und Aufklärung hinderlich werden könnte. Anstatt die Kinder vor der trügerischen Welt zu warnen und abzuziehen, wird die Sehnsucht nach derselben in ihnen erweckt. Die unverbauten Brocken der Wissenschaft, mit denen die Kinder überfüttert werden, regen die Gemüther auf, stacheln die Begierden und Leidenschaften, anstatt ihnen eine Schranke aufzuerlegen. Das Landkind hört so viel von fremden, ihm kaum verständlichen Wunderdingen, daß es nothwendig einen Drang darnach empfinden muß.

Die üblen Wirkungen auf die Schüler verstärken sich, seitdem der Schulbesuch bis zum vollendeten vierzehnten und oft noch bis weit in das fünfzehnte Jahr hinein erzwungen wird. Die Kinder haben schon mehr Verstand und denken mehr, wenn sie die Schule verlassen. Durch den verlängerten Schulbesuch werden sie ohnedies von der Landarbeit entwöhnt oder vielmehr verhindert, sich ordentlich an dieselbe zu ge-

wöhnen. Wer in der eigenen Familie, auf dem eigenen Besitze Arbeit findet, bleibt unter solchen Umständen wohl noch auf dem Lande. Aber die Kinder des kleinern Mannes, welche bei Andern arbeiten und dienen sollen, werden sich unbedingt lieber nach der Stadt, nach der Fabrik wenden, wo leichtere Arbeit, mehr Geldlohn und besonders auch mehr Vergnügungen und Ungebundenheit winken. Daher Ueberfluß an Arbeitskräften in den Städten, in jeglichem Gewerbebetrieb, aber Mangel, oft recht empfindlicher Mangel auf dem Lande.

Wir besitzen, wie die letzte Volkszählung neuerdings ergibt, einen starken Ueberschuß an weiblichen Personen in Deutschland. Schon aus diesem Grunde ist die Frauenarbeit gering bezahlt. Ist es nicht eine furchtbare Thatsache, daß jeden Monat 900 bis 1000 Arbeiterinen nach Berlin kommen um Beschäftigung zu suchen. Macht jährlich 10 bis 12000 neue Nebenbuhlerinen für die schon vorhandenen. Berlin weist daher auch, trotz der 10 bis 11,000 Mann Garnison und den 6 bis 8000 Studenten, einen weiblichen Ueberschuß von 53,000 Köpfen auf. Aber es fehlt an guten weiblichen Dienstboten, obgleich deren wirthschaftliche Stellung ungleich besser ist als diejenige der meisten Arbeiterinen. Auf dem Lande ist dieser Dienstbotenmangel noch empfindlicher, denn die Mädchen gehen lieber in die Stadt, in die Fabrik. Die in Berlin zuwandernden Arbeiterinen kommen größtentheils vom Lande. Die Mädchen wollen nicht dienen, weil sie nicht gehorchen, sich nicht unterordnen wollen. Dieser angeborne Ungehorsam, der Widerwillen gegen jegliche Unterordnung ist unstreitig eines der allerbedenklichsten Zeichen der Zeit. Daß daran die Schule einen guten Theil der Schuld trägt, ist unzweifelhaft, denn sie legt allen Nachdruck auf das Wissen, anstatt auf den Gehorsam gegen Gottes Gebot, auf Sittsamkeit und Zucht. Die jetzige Volksschule wirkt auflösend auf alle Verhältnisse.

Die Vagabundennoth, welche eine wahre Landplage ge-

worden, ist ebenfalls zum guten Theile der Schule zuzuschreiben. Die 100 oder 200,000 Personen, welche Deutschland bettelnd und brandschatzend durchstreifen, sind nicht von Hause aus Faullenzer und Taugenichtse, sondern einfach die Berufsverfehler der untern Volksschichten. Es sind Handwerker, welche wegen zu langer Beschulung, Militärdienst und sonstiger Ursachen, nichts Rechtes lernen konnten und deßhalb in den Werkstätten sich nicht zu halten vermögen; Kleinbauern und Taglöhner, welche ihr kleines Heim eingebüßt, und deßhalb auf dem Lande nicht mehr leben können, aber in der Stadt unverwendbar sind; Fabrikarbeiter, an denen Ueberfluß vorhanden; endlich Kaufleute, niedere Bedienstete und sonstige Halbgebildete, woran der Ueberfluß noch größer ist, und für die sich noch weniger ein Unterkommen finden läßt; endlich Künstler niederer Ordnung. Das sind die Bestandtheile des Landstreicherthums.

In Preußen sind mit großen Kosten Arbeiterkolonien oder vielmehr Arbeitsanstalten gegründet worden. Die Anlage hat mehrere Millionen gekostet, die jährliche Unterhaltung kostet Hunderttausende. Dafür werden jährlich höchstens zweitausend Personen längere oder kürzere Zeit beschäftigt und dann zum Theil untergebracht. Dem Landstreicherthum und der Arbeitlosigkeit ist dadurch nur wenig Abbruch gethan, besonders im Verhältniß zu den großen Kosten. Würde man die Leitung solcher ländlicher Arbeitsanstalten Ordensleuten anvertraut haben, so wären die Kosten jedenfalls viel geringer, die Wirkungen bedeutend größer gewesen. Das Beispiel der selbst arbeitenden und Allem entsagenden Ordensleute vermag mehr bei diesen Unglücklichen und Verirrten, als alle Ermahnungen und Belehrungen. In Italien wandeln die Trappisten die ihnen anvertrauten Verbrecher in ruhige, sittliche und fleißige Menschen um. Unsere Trappisten wurden verjagt, als sie gerade anfingen, durch ihre Arbeiten eine Wohlthat für die Eifel, eine der ärmsten Gegenden Deutschlands, zu werden.

Unser Schulwesen hat also unzweifelhaft zur Folge, daß wir Ueberfluß an Fabrikarbeitern, Handwerkern, besonders auch Fabrikarbeiterinen, an Aerzten, Lehrern und Lehrerinen, überhaupt an Höhergebildeten haben, dagegen empfindlichen Mangel an wohlhabenden Bauern, ländlichen Arbeitern und Dienstboten. Freilich sind auch andere Ursachen an der Nothlage des Ackerbaues schuld, ganz abgesehen von der ausländischen Concurrenz. Die Fürsorge des Staates hat sich eben seit Menschengedenken fast ausschließlich auf das Unterrichtswesen, auf Handel und Großindustrie beschränkt. Daher haben letztere Ueberfluß an Geld- und Menschenkraft; für sie ist das Geld am billigsten.

Gegenwärtig trägt das Geld bei sicherer Anlage in guten Staats- und ähnlichen Papieren 3½ Prozent, oder nur wenig mehr; 4 Prozent sind kaum mehr zu erlangen. Der Grundbesitz, gewiß eine ebenso sichere Anlage, zahlt nicht unter 4 Prozent, ja 4½ bis 5 Prozent, wenn man die Kosten und Nebengebühren hinzu rechnet. Würden aber passende Einrichtungen getroffen, so würden 4, höchstens 4¼ Prozent genügen für Zins und Tilgung; nach einer Anzahl Jahren wäre dann die Schuld gelöscht, während sie jetzt haften bleibt oder voll zurückgezahlt werden muß. Nichts aber wäre der Landwirthschaft nothwendiger und gedeihlicher, als die Entschuldung des Grundeigenthums, Befreiung von den jetzigen Grundschulden und Verhinderung, wenigstens Beschränkung neuer Verschuldung durch gesetzliche Maßregeln. Amtliche Erhebungen haben ergeben, daß in einem norddeutschen Bezirk der Grundbesitz um den 12 bis 28fachen Betrag des Reinertrages verschuldet sei. Es wäre also der Reinertrag von 12 bis 28 Jahren erforderlich, um den Boden schuldenfrei zu machen, während der Zins die Hälfte, ja den ganzen Reinertrag verschlingt. Da kann der Landwirth nicht emporkommen und seinen Arbeitern unmöglich einen auskömmlichen Lohn gewähren. Ueberdieß hat die Landwirthschaft fortdauernd mit

Geldmangel zu kämpfen, da für sie auch für das gewöhnliche Geldbedürfniß keine Anstalten bestehen.

Anlagesuchendes Geld ist im Ueberfluß vorhanden, es geht vielfach nach dem Auslande. Deutschland bringt die Staatsanleihen auf, mit denen Rußland seine Bahnen baut, liefert das Geld für die russischen Aktiengesellschaften und Fabriken. Es gewährt also die Mittel, durch welche Rußland unseren Ackerbau, unsern Gewerbefleiß zu erdrücken strebt. Das Geld wird hauptsächlich deshalb im Auslande angelegt, weil durch die Börse und die zahlreichen Vermittler dazu die nächste Gelegenheit geboten ist.

Die Reichsregierung hat der Landwirthschaft aufzuhelfen gesucht, doch jedesmal dabei Fehlgriffe gethan. Die Besteuerung der zur Zuckergewinnung verwendeten Rüben hat zur Folge gehabt, daß es gelungen ist, in Deutschland Runkelrüben zu erzielen, deren Zuckergehalt 10 Prozent und mehr beträgt, also größer ist als beim Zuckerrohr. In gleicher Weise wurde auch die Zuckergewinnung vervollkommnet. Der bei der Ausfuhr gezahlte Rückzoll aber wurde nach dem Maßstab gerechnet, wonach der Centner Rüben nur 7 Prozent Zucker ergäbe. Wer daher 7 Centner Zucker ausführte, erhielt an Rückzoll die Steuer zurück, die er für die Rüben gezahlt hatte, welche ihm 10 Centner Zucker geliefert hatten. Folglich hatte er 3 Centner steuerfrei. Der Rückzoll bewirkte auch, daß nur Rohzucker ausgeführt wird, weil derselbe mehr wiegt, also mehr Rückzoll einbringt. Die Ausfuhr war also für den Zuckerfabrikanten das beste Geschäft. Dem Auslande konnte er den Zucker billiger liefern als dem Inlande. Dadurch ist binnen einem Jahrzehnt die Zuckergewinnung Deutschlands so riesig gewachsen, daß sie den heimischen Bedarf um das Dreifache übersteigt, diejenige aller andern Länder übertrifft, aber auch weit über das allgemeine Bedürfniß hinaus geht. Die Preise sind furchtbar gesunken und trotzdem der Absatz kaum noch zu ermöglichen. Die Regierung glaubte dadurch der Landwirthschaft tüchtig unter die Arme zu greifen, verursachte

aber schließlich nur schwere Verluste, besonders auch für die Staatskasse. Der Ueberschuß der eingenommenen Rübensteuer über den gezahlten Rückzoll ist von 70 Millionen auf 20 gesunken. Durch den Rückgang des Zuckerpreises ist auch der Preis der Rüben so gefallen, daß ihr Anbau kaum noch lohnt. Die Vortheile des Rübenbauens für die Landwirthschaft sind daher sehr geschwunden. Es wird kaum möglich sein, denselben in dem bisherigen Umfange fortzusetzen. Der Rübenbau nimmt aber trotz seiner übermäßigen Ausdehnung nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil der Ackerfläche in Anspruch. Nur ein beschränkter Theil der Ackerbaubevölkerung vermag seiner Vortheile theilhaftig zu werden.

Mit dem Branntweinmonopol verfolgte der Reichskanzler ebenfalls ganz ernstlich den Zweck, der Landwirthschaft aufzuhelfen, weßhalb der Landwirthschafts-Minister die betreffende Vorlage vertheidigen mußte. Gewiß nicht ohne Berechtigung. Die weiten sandigen Ebenen Norddeutschlands sind erst seit der Verallgemeinerung des Kartoffelbaues zu genügend ertragreichem Ackerboden geworden, durch die Kartoffel wurde ein größerer Viehstand und dadurch reichlicherer Anbau aller übrigen Früchte möglich. Wegen des heute noch vorhandenen großen Mangels an guten Landstraßen und Feldwegen in Preußen vermochten die Großgrundbesitzer aber nicht alle Kartoffeln zu verwerthen und sie auf den großen Markt zu bringen. Daher die Entwicklung der Kartoffelbrennerei in Norddeutschland. Aber auch da ist durch das Uebermaß das Unheil gekommen: der Alkohol ist so im Preise gesunken, daß die Gutsbesitzer nicht mehr den nöthigen Reinertrag zu erzielen vermögen. Es hat wenig geholfen, daß ein bedeutendes Absatzgebiet im Auslande erobert wurde. In Spanien und Frankreich ist nämlich der deutsche Alkohol zum Stärken des Weines und zur Fabrikation von Liqueuren sehr geschätzt.

Durch das Monopol hätte vielleicht erreicht werden können, daß der dem Volke gereichte Branntwein weniger schädliche Bestandtheile enthält als jetzt. Aber dem Ackerbau

[illegible] dasselbe in keinem Falle aufhelfen können. Die einzige [illegible] bestünde in der Einschränkung des Kartoffelbaues. [illegible] hiedurch freiwerdende Ackerland wäre zu lohnendern [illegible] zu verwenden. Hiezu könnte es durch mineralischen [illegible] und Bodenverbesserung geeignet gemacht zu werden. Dem Sandboden fehlt es hauptsächlich an löslichen Aschen-[illegible]theilen, dieselben würden ihm durch die genannten [illegible] zugeführt. Gerade Norddeutschland besitzt in den Kali- [illegible] Salzlagern bei Schönebeck und Aschersleben unerschöpf-[illegible] Massen desjenigen mineralischen Düngers, welcher dem [illegible]- und Moorboden nothwendig ist. Beim Sandboden [illegible] durch denselben der Bau von Getreide und Futterkräutern [illegible], die Erträgnisse würden verdoppelt und verdreifacht. [illegible] kann der Sandboden durch derartige Düngung [illegible]issen gebracht werden, wie man sie früher nur [illegible] besten Ackerboden für möglich gehalten.

Noch großartiger sind die Erfolge beim Moorboden, der [illegible] noch viel geringere Erträgnisse liefert als schlechter Sandboden. Mehrere Landwirthe, besonders Rimpan und Dr. Jäckel, haben eine Bebauung erprobt, bei welcher der [illegible] Moorboden in die üppigsten Getreidefelder und Wiesen umgewandelt wird. Dr. Jäckel namentlich hat auf dem Rittergut Rennhausen, bei Brandenburg, Ernten erzielt, wie sie selbst in den besten Gegenden nur ausnahmsweise vorkommen. Es gibt aber in Norddeutschland allein über 400 Geviertmeilen Moore, wozu noch die Moose Süddeutschlands kommen. Auf denselben könnte eine Ackerbaubevölkerung von ein paar Millionen Köpfen ausgiebiges Brod finden. Freilich gehört Geld dazu, um Gräben zu ziehen, Wege zu bauen, Kalidünger und Sand herbeizuschaffen, wenn letzterer nicht aus dem Untergrund gewonnen werden kann. Aber die Sache lohnt sich vorzüglich. Es handelt sich nur darum die überflüssig vorhandene Arbeits- und Geldkraft auf solche Unternehmen hinzudrängen. Nach dieser Richtung haben unsere Regierungen noch gar nichts gethan, obwohl sie den Abfluß

der einheimischen Arbeits- und Geldkraft nach dem Auslande und insbesondere nach Amerika sehr beklagen.

Wir treiben zwar in Deutschland nirgendwo eigentlichen Raubbau, aber eine sachgemäße Ausnützung des Bodens nach jeder Richtung findet noch nirgends statt. Hiezu ist auch der einzelne Landwirth, selbst eine größere Gruppe von Ackerbauern, nicht im Stande. Eine entsprechende Bodenwirthschaft ist nur möglich, wenn sie sich auf das ganze Land und auf jegliche Gattung der Bodenbenutzung erstreckt. Ganz besonders müssen Wald und Wasser einbezogen werden. Ohne ein richtiges Maß und eben solche Vertheilung der Bewaldung sind keine günstigen Feuchtigkeits-Verhältnisse möglich. Daß Gebirge und Hänge bewaldet seyn müssen, ist eine allgemein erkannte Nothwendigkeit. Auch durch Anlage von Sickergräben wäre der Abfluß der Feuchtigkeit zu mindern und zu regeln. Manche Bergflächen könnten als Wiesen und Weiden reichliche Erträge liefern, wenn sie an den Rändern und in gewissen Abständen durch tüchtige Waldstreifen geschützt wären.

Im Mittelalter waren alle ebenen Flächen, besonders aber die weite gebirglose Tiefebene Norddeutschlands, nach allen Richtungen von Buschhecken durchzogen. Vor wenigen Jahrzehnten waren dieselben in den meisten Gegenden Westfalens noch so allgemein, daß das Land fast einem ungeheuren Walde mit zahlreichen Lichtungen glich. In Mecklenburg sind die Buschhecken erst in letzter Zeit ausgerodet worden. Obwohl die Wälder dabei sorgfältig verschont blieben, hat sich seither das Klima ungemein verschlechtert, die früher unbekannten Spätfröste richten großen Schaden an, ebenso die kalten Winde. Der Ackerbauer ist schlechter daran. Gegen Schleswig-Holstein, welches seine Buschhecken geschont, hat jetzt Mecklenburg ein schlechteres Klima und kältern Winter. Es hätte besser gethan, die Buschhecken zu behalten und die Wälder zu opfern, wenn einmal etwas geopfert werden sollte. Unsere modernen Gesetzgeber sind übermäßig fleißig, aber an

liche Schutzgesetze haben sie nie gedacht. Das Vorhanden-
sein der Buschhecken erklärt es auch, warum im Mittelalter
der Weinbau viel ertragreicher und ausgedehnter war als
jetzt. Die Spätfröste und der härtere Winter sind es, welche
den Weinbau zerstört haben. In Nordamerika mehren sich
mit der zunehmenden Entwaldung auch die furchtbar ver-
heerenden Wirbelstürme. Wenn es so fortgeht, werden Frucht-
barkeit und Bewohnbarkeit des Landes schwinden.

Ebenso trübe sieht es mit der Fluß- oder Wasserwirth-
schaft in Deutschland aus. Nur ein einziger kleiner Bezirk,
das Siegener-Ländchen, steht in dieser Beziehung musterhaft,
aber auch ohne Nachahmung da. Die Berge sind bewaldet,
die von denselben abfließenden Bäche und Flüßchen sind alle
geschützt, regulirt und zur Bewässerung der sowohl an den
Hängen als in den Ebenen belegenen Wiesen ausgenützt.
Dank dieser zweckmäßigen Wald- und Wasserwirthschaft ist
das an sich wenig fruchtbare, ziemlich rauhe Ländchen recht
wohlhabend, besitzt insbesondere eine vorzügliche Viehzucht.
Von Basel bis Mannheim ist der Rhein ein reißender Berg-
strom, der viele Verheerungen anrichtet, nicht schiffbar ist,
und große Landstrecken dem Ackerbau entzieht. Er durchfließt
aber eine breite, sehr gleichmäßige Ebene, deren Fruchtbarkeit
durch Bewässerung noch unendlich gesteigert werden könnte.
Das Flußwasser führt zahlreiche gelöste oder bloß zertheilte
Bestandtheile mit sich, welche befruchtend wirken. Wer kennt
nicht die Fruchtbarkeit des Nilschlammes, sowie des Schlickes,
den der Rhein unterhalb Köln, die Oder und andere Flüsse
bei ihren jährlichen Ueberfluthungen auf Niederungen zurück-
lassen?

Noch ein Beweis mag angedeutet werden, wie wenig
Deutschland die ihm gebotenen Hilfsquellen zu benutzen ver-
standen hat, wie weit es sogar in mancher Hinsicht seit dem
Mittelalter zurückgegangen ist. Damals, vor der Kirchen-
spaltung, beherrschten deutsche Flotten und Fischer die Ost-
und Nordsee. Jetzt zählt Deutschland kaum 20,000 Seefischer,

wovon 3000 auf die Nordsee kommen, das ergiebigste Fischereigebiet, das es gibt. England beschäftigt dort die meisten seiner 240,000 Seefischer, Frankreich 40,000, das kleine Holland 30,000. Deutschland kauft jährlich für 50 Millionen Fische, trotzdem es noch nicht halb soviel Fische verzehrt als Frankreich. Mindestens 100,000 Fischer aber könnten in der Nordsee beschäftigt werden, wodurch, mit den Nebengewerben und Angehörigen, über 600,000 Personen ihren Unterhalt finden würden. Ohne eine solche Fischerbevölkerung wird es auch der deutschen Kriegs- und Handelsflotte stets an tüchtigen Seeleuten gebrechen. Mit der Seeschiffahrt geht es eben wie mit dem Ackerbau. Wer nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, wird selten ein tüchtiger Seemann. Auch hier trägt eine thörichte Gesetzgebung viel Schuld. An den deutschen Küsten ist nur derjenige zur Führung eines Fischerbootes von 5 bis 10 Mann Besatzung berechtigt, welcher die Prüfung als Schiffskapitän für Fahrten auf allen Weltmeeren abgelegt hat.

Aber alle diese Verbesserungen hängen wesentlich von der Staatsgewalt ab, welche mit der Gesetzgebung und mit Geldmitteln vorgehen müßte. Der Einzelne vermag nur wenig. Aber die Staatskasse würde vielleicht die nöthigen Mittel nur schwer aufbringen können? Nun, Staat und Reich geben jährlich zwei und eine halbe Milliarde aus, darunter mehrere hundert Millionen für Ausgaben, welche hauptsächlich dem Handel und der großen Industrie zu Gute kommen, wie die neuen Dampferlinien, Kanäle &c. Von der Verschwendung zu Schulzwecken, zu überflüssigen Beamten und verschiedenen Anstalten soll gar nicht die Rede seyn. Dagegen geben alle deutschen Staaten zusammen noch nicht 20 Millionen zur Förderung des Ackerbaues aus. In Preußen hat der Minister der Landwirthschaft jährlich 6 bis 7 Millionen zu verwenden, davon zwei Millionen zu Bewaldungen. In Preußen sind aber 600,000 Hektaren Land ermittelt, welches unbedingt aufgeforstet werden muß. Werden immer

nur jährlich zwei Millionen hiezu verwendet, dann dürften diese 600,000 Hektaren in 120 Jahren aufgeforstet seyn.

Würden von Staatswegen in Deutschland jährlich 100 bis 120 Millionen zur Durchführung einer sachgemäßen Bodenwirthschaft aufgewandt, so würde sehr bald die gleiche und selbst eine doppelte Summe seitens der Eigenthümer, Capitalisten, Gemeinden und Genossenschaften zu diesen Zwecken aufgebracht werden. Dadurch wäre dem Ackerbau aufgeholfen. Binnen wenigen Jahren würde Deutschland die landwirthschaftlichen Erzeugnisse, welche es jetzt für hunderte von Millionen vom Auslande kauft, selbst hervorbringen. Die Ackerbaubevölkerung würde sich wiederum mehren und wohlhabender werden, sie würde dem Gewerbefleiß größeren Absatz gewähren, der Andrang nach den Städten würde eingedämmt und die Auswanderung auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt werden. Die Gewinnung der nothwendigsten Lebensmittel würde mit der Mehrung der Bevölkerung gleichen Schritt halten. Es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn behauptet wird, Deutschland vermöchte Getreide, Vieh u. s. w. für mindestens 100 Millionen Einwohner hervorzubringen. Wir hätten also noch weiten Spielraum bis zu dem Zeitpunkt, wo die überseeischen Besitzungen zu wesentlichen Bestandtheilen unseres Handels- und Wirthschaftswesens herangezogen seyn könnten.

Wie kleinlich beschränkt und kurzsichtig erscheint, angesichts der hier nur übersichtlich dargelegten Verhältnisse, die angebliche Germanisirungspolitik der preußischen Regierung. Mit den 100 Millionen können, nach dem Eingeständniß der Regierung, ungefähr 40,000 deutsche Bauern in Posen und Westpreußen angesiedelt werden. Beide Provinzen zählen aber ohnedieß schon mindestens 1,200,000 Deutsche neben 16 bis 17,000 Polnischredenden. Ist es da nicht Schade um das schöne Geld?

Die Landwirthschaft befindet sich in ganz Westeuropa in einer gefährdeten Lage, die zu einem Bruch führen muß, wenn

die Regierungen auf dem bisherigen Wege der Benachtheiligung des Ackerbaues zu Gunsten des Handels und der großen Industrie verharren. In England ist in den letzten fünf Jahren der Werth des Grundeigenthums um drei Milliarden Mark gesunken. Die Industrie aber steht durch die unverständige Förderung und die schrankenlose Concurrenz ebenfalls am Rande des Abgrundes. Ueberhaupt ist das jetzige wirthschaftliche System bankerott. Ein französisches Fachblatt schildert die Lage sehr treffend: „Wo soll sich jetzt das ersparte Geld hinwenden? Gewerbliche Unternehmungen sind sehr gewagt. Die Unternehmer ziehen nur einen sehr mageren Ertrag aus ihren Erzeugnissen. Bei Viehzucht, Getreide- und Weinbau sind die Gestehungskosten oft höher als der Verkaufspreis. Bei Bergbau, Hochöfen, Spinnereien und dergleichen lassen die hohen Löhne und die Steuern keinen Gewinn mehr übrig für den Unternehmer. Der landwirthschaftliche Grundbesitz bringt fast gar keinen Ertrag. Städtisches Eigenthum trägt zwar noch etwas, aber da Staat, Departement und Gemeinden dasselbe mehr und mehr mit Steuern überlasten, weiß man nicht, wie lange dieser Ertrag noch möglich seyn wird.“ Wo soll das hinaus?

III.

Die jüngsten Ereignisse in der ungarischen Hauptstadt.

Es war von schlimmer Vorbedeutung, daß Gladstone sich jüngst im englischen Parlament auf den Vorgang und das Beispiel Oesterreichs in dem Augenblicke berief, als der Dualismus versagte und die Zweitheilung der österreichischen Monarchie sich als verhängnißvoll erwies. Uebrigens hatte der englische Staatsmann Unrecht, sich auf Oesterreich zu berufen; der Vergleich hinkt nicht nur, sondern ist überhaupt unzulässig. Auf Seite Großbritanniens handelt es sich darum, ein Jahrhunderte altes Unrecht nach Möglichkeit gutzumachen. Oesterreich aber hatte Ungarn gegenüber keinen Grund, Reue zu erwecken und Buße zu thun. Von einer Zweitheilung Großbritanniens konnte schon aus dem Grunde keine Rede seyn, weil es sich nur darum handelte, einem verhältnißmäßig kleinen Bestandtheile des Reiches eine besondere Stellung einzuräumen, und weil auch diese Stellung, wie sie von Gladstone beabsichtigt wurde, nur geringe Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse der beiden Reichshälften Oesterreichs zu einander hätte.

In Oesterreich ging man völlig unmotivirt an die Grenze des Statthaften und scheint noch überdieß, wie die jüngste Erfahrung zeigt, selbst diese Grenze überschritten zu haben. In England bäumte sich die Mehrheit des Parlaments gegen den Gedanken Irland eine Ausnahmestellung einzuräumen

auf, man sprach von Zerreißung der Staatseinheit und Zersplitterung der Kräfte; in Oesterreich, wo diese Gefahr viel näher lag, setzte es weder Kampf noch Widerrede. Man untersuchte nicht lange, sondern fügte sich willig in die Diktate des Herrn von Beust[1]), der vielleicht von Allen, die mitzureden hatten, der Einzige war, dem das Verständniß für den Schritt, den er in das Dunkel gethan, fehlte.

Wir müssen, um uns das Verständniß der Leser für das, was wir über die jüngsten Ereignisse in Ungarn zu sagen haben, zu sichern, an die Aufsätze über „die Lebensfähigkeit des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn" im 10. und 11. Heft dieser Blätter vom Jahre 1884 (Band 93) anknüpfen. Wir schloßen jene Abhandlung mit den Worten: „Soll Oesterreich wieder werden, was es vor seinem Reconstruktionsproceß unter Beust gewesen, dann fort mit der unzweckmäßigen Maschine, fort mit der mangelhaften Einrichtung. Platz für die alte ruhmreiche Flagge und glückliche Fahrt!" . . . „Für uns handelt es sich nicht um den Sturz irgend einer Macht, wir wollen nur, daß der Sturz des österreichischen Kaiserreiches verhindert werde, und das dürfte nur durch Beseitigung jenes unglückseligen Verhältnisses möglich werden, womit fremde Weisheit den österreichischen Staat beglückt hat."

So schrieben wir damals. Seitdem haben sich die Geschicke immer mehr erfüllt. Ungarn ist auf dem verhängnißvollen Pfade weiter geschritten, kein wie immer geartetes Hemmniß stellte sich ihm in den Weg. Es wurde mit jedem Tage offenbarer, daß die magyarische Rasse in Oesterreich

1) Aeltere Leser der „Blätter" werden sich vielleicht noch erinnern, daß dieselben die entschiedenste Stellung gegen die Ausverkauf-Politik dieses Mannes eingenommen haben, und zwar damals noch, ohne erst Mittheilungen aus Oesterreich selbst zu erwarten.
Anm. d. Red.

zur herrschenden geworden war. Majorität wie Minorität im cisleithanischen Reichsrath zitterte vor jedem ungarischen Einspruch. Beide Parteien suchten sich mit den Ungarn so gut als möglich zu stellen und Rieger gastirte in Buda-Pest, um die Magyaren über die föderalistische Politik seiner Gesinnungsgenossen zu beruhigen und jede unliebsame Störung von dieser Seite fern zu halten. Man wußte auf slavischer Seite recht wohl, daß ein scharfer Luftzug aus Osten hinreichte, das ganze Kartenhaus nationaler Größe umzublasen. Daher die Deferenz gegen den magyarischen Staat. Man wird sich nicht erinnern können, daß je ein hartes oder tadelndes Wort von dieser Seite gefallen wäre. Die stolzen Herren trugen mit Geduld das magyarische Joch.

Wenn die Minorität gleiche Aengstlichkeit an den Tag legte, so ist das weniger zu verwundern. Sie hatte genug zu thun, wollte sie sich ihrer cisleithanischen Gegner erwehren, und suchte keine besondere Ehre in der Verdopplung der feindlichen Kräfte. Dennoch darf nicht unbemerkt bleiben, daß gerade die liberale Partei durch Anerkennung der staatsrechtlichen Ausnahmestellung Ungarns die schwerste Schuld auf sich geladen und daher vor Allem die Verpflichtung hatte, dem Mißbrauch der mit Hilfe der Liberalen errungenen Gewalt entgegenzutreten.

Mit welchem Rechte konnten die Liberalen den slavischen Bestrebungen begegnen, zum Schutz ihrer deutschen Landsleute in Böhmen herbeieilen, den deutschen Schulverein wider das eindringende Slaventhum waffnen, wenn sie der Unterdrückung der deutschen Nationalität in Ungarn mit verschränkten Armen zusahen, wenn sie sich der Ausschließung des deutschen Idioms im amtlichen Verkehre willig fügten, wenn sie für Alles, was aus Ungarn kam, nur stummes Kopfnicken und frommen Augenaufschlag hatten? Die cisleithanische Tapferkeit war es nicht am wenigsten, welche den magyarischen Größenwahn nährte und den Hochmuth des stolzen Volkes zeitigte.

Aber auch die Krone bekundete seit dem Siebenundsechsziger Ausgleich gegen die östliche Reichshälfte eine bemerkenswerthe Zuvorkommenheit. Es war seit neunzehn Jahren kein Beispiel vorgekommen, daß von höchster Stelle irgend eine ungarische Regierungsmaßregel mißbilligt worden wäre, selbst mißglückte Experimente entgingen dem gerechten Tadel, und wir haben nicht gehört, daß die menschenmörderische Expedition der Zangos-Magyaren von Seite des Königs gerügt worden wäre. Die ungarische Regierung wurde nicht verhindert, ihren Antrag auf die Juden-Christenehe zur Vorlage zu bringen, obgleich man im ungarischen Ministerium wissen konnte, daß dieses Projekt kaum im Sinne des Monarchen gelegen sei. Von dem Tadel, welchen der König zu Arad gegen den ungarischen Klerus aussprach, ließ sich unschwer errathen, daß der Monarch nur als constitutioneller Fürst dem Wunsche des ungarischen Ministerpräsidenten sich fügte.

Was die Regierung der transleithanischen Reichshälfte betrifft, so steht ein liberaler Staatsmann, der früher zu den ungarischen Resolutionisten und der sogenannten „Tigerpartei“ zählte, an der Spitze der Verwaltung. Koloman Tisza ist unstreitig ein routinirter Geschäfts-, aber kein Staatsmann. Er weiß, wie die Dinge gemacht werden, wie man im Rechte befindliche Gegner aus dem Felde schlägt, wie man Regierungswahlen veranstaltet, wie man Gegner zwingt, der Regierung Dienste zu leisten, wie man schlimmen Vorfällen die günstigste Seite abgewinnt, wie man sich der Gewalt beugt und Großmuth zu üben scheint, wie man die Menge mit Schmeicheleien betäubt und Stimmung macht, wie man die Majorität vor Abfall und Apostasie bewahrt. Koloman Tisza ist des Wortes mächtig, übt aber seine Macht vorwiegend zu persönlichen und liberal-nationalen Sonderzwecken aus. Es gibt minder geschickte Faiseure, die aber ohne Vergleich bedeutendere Staatsmänner sind. Tisza's Blick reicht nicht in die Ferne, was er sieht, sieht er scharf und gut, aber frei-

lich nur unter seinem Gesichtspunkte und seinem subjektiven Farbensinn entsprechend.

Der ungarische Ministerpräsident, der Chef der Regierung des apostolischen Königs als Nachfolgers des heiligen Stephan, des Landes, das unter dem Schutze der heiligen Gottesmutter Maria steht, ist Calviner, seine Regierungscollegen gehören der nämlichen Religionsgesellschaft an. Guizot der Minister Louis Philipps theilte mit Tisza und seinen Collegen dasselbe Glaubensbekenntniß. Aber Guizot erhob sich über die Sphäre des Parteigeistes zu der Höhe einer Staatskunst, die das Wohl nicht nur des französischen Volkes, sondern der Menschheit ins Auge faßte, die Wahrheit suchte, die Gerechtigkeit übte und subjektives Empfinden zurückzudrängen die Kraft hatte. Tisza ist ein liberaler Ungar, ein Mann, der in der Verwirklichung aller liberalen Ideen, welche das Evangelium der modernen Staatsweisheit bilden, seinen Beruf findet. Er ist nicht nur ein Liberaler, sondern auch ein „Ungarmensch“ und als solcher darauf bedacht, jede liberale Errungenschaft in den verschnürten Nationalrock zu kleiden und auf diese Art erst landesüblich und für den Magyaren brauchbar zu machen.

Wir wollen dem Mann nicht Unrecht thun; wir wollen gerne glauben, daß er um die Verschwendung der einzelnen Verwaltungschefs nicht weiß, daß er die Handwaschungen nicht kennt, welche so viele Beamtenstellen in unrechte Hände bringen, und wir würden uns wundern, wenn wir hörten, daß der Ministerpräsident selbst aus dem Füllhorn von Gnaden und Geschenken, Ehren und Aemtern, über das er verfügt, irgend einem dienstfreundlichen Sterblichen oder aussöhnungsbereiten Gegner ein Andenken geboten habe. Aber das constitutionelle Regierungssystem beruht auf dem Grundsatze, daß gelegentliche Geschenke die Freundschaft stärken und warm halten. Was der „Bürgerminister“ Giskra diesseits der Leitha für annehmbar erklärte, sollte es Koloman Tisza jenseits der Grenze mit puritanischer Strenge ablehnen?

Die moderne Gesetzgebung Ungarns ging von total falschen Prämissen aus. Sie wollte die Enterbten in die verlorene Erbschaft einführen, vergriff sich aber in den Personen und gelangte so zu dem ungeheuerlichen Resultate, daß zwar die Erbberechtigten ihrer Habe verlustig gingen, an ihrer Stelle aber nicht die Unglücklichen und Beladenen, sondern abscheuliche Wucherer, maßlose Streber und kecke Abenteurer gesetzt wurden. Der Besitz wechselte die Besitzer, aber nicht zum Vortheile der Nation, des Landes und des Rechtes, sondern der Judenschaft, welche die nagelneue Gesetzgebung vor allen Rechtsanwärtern begünstigte. Der Weg zu dieser Errungenschaft führte über die Aviticität; diese mußte aus der Welt geschafft werden, um der edeln Kaste Platz zu machen. Der Grund und Boden wurde dadurch frei und mobil, die alten Familien konnten den Wanderstab zur Hand nehmen und der glückliche Speculant sich an ihre Stelle setzen. Mit den alten Familien verfiel der Mittelstand; der Plan der Regierung, denselben durch die neue Gesetzgebung fester zu gründen oder dem alten einen neuen Mittelstand an die Seite zu stellen, war kläglich gescheitert. An die Stelle des tiers état trat eine Oligarchie von Gütermetzgern und Stockjobbern, die für Alles die Grundlage abgeben mochten, nur nicht für einen soliden Mittelstand, wie ihn das Reich des heiligen Stephan brauchte. Die Geldwirthschaft erhob von diesem Augenblicke an ihr Haupt, aber sie besaß nicht die volle Herrschaft über ihre Gliedmaßen, dem Ministerium Tisza war es vorbehalten, ihre Entwicklung zu beschleunigen.

Was Ungarn an conservativen Elementen beherbergte, trat aus dem Kampfe und überließ den beweglichen Bestandtheilen der Gesellschaft das Feld. Der Treibsand hatte über den festen Boden die Oberhand errungen und die Regierung Tisza's wußte sich auf dieser Bodenbeschaffenheit einzurichten. Was in Ungarn, mit Ausnahme des Klerus und einiger alten Adelsgeschlechter, zur herrschenden Kaste zählt, steht außerhalb jeder historischen Continuität. Dieser Klasse schwebt

nicht das alte Ungarn vor, sondern ein Staat modernster Form, eine Vernunftconstruktion ohne jede Beziehung zur Vergangenheit, ohne jede rechtliche Verpflichtung in der Gegenwart und ohne Bürgschaft in der Zukunft. Zu dem alten Sauerteig der Resolutionisten, welche von einem Ausgleiche mit der westlichen Reichshälfte nach dem Recepte Deak's nichts wissen wollten und alle gemeinsamen Interessen perhorrescirten, ja entschiedene Gegner der Reichsgemeinsamkeit waren, gesellte sich das Ferment der homines novi, die, wie sie selbst neu waren, auch eine neue Gesellschaft und einen neuen Staat anstrebten.

Wenn die österreichischen Politiker gedacht hatten, man laufe mit dem Siebenundsechsziger Ausgleich keine Gefahr, das Institut der Delegation und die beständige Berührung des Ostens mit dem Westen werde von selbst zu einer Interessensolidarität führen und eine innige Verbindung der beiden Reichshälften veranlassen, wie sie kein geschriebenes Gesetz zu Wege gebracht hätte, so gaben sie sich einer verhängnißvollen Täuschung hin. Die Wege, welche von den Magyaren eingeschlagen wurden, führten von den gemeinsamen Zielen vielmehr ab, und es nützte sehr wenig, daß man einzelne Männer durch Erhebung auf hohe Stellen in der Diplomatie und in anderen gemeinsamen Aemtern für die Solidarität zu gewinnen strebte. Die Ungarn nahmen jene Auszeichnungen als einen ihren politischen Vorzügen schuldigen Tribut entgegen, ohne sich darum für den Gesammtstaat in die geringsten Unkosten zu versetzen.

So oft die gegenseitige Auseinandersetzung erfolgte, in dem „Reich auf Kündigung", gab es heiße Kämpfe, denn die in Transleithanien herrschende Kaste betrachtete die Verhandlung mit der andern Reichshälfte eben nur für einen „Handel", als ein Geschäft, bei dem es darauf ankam, so viel als möglich für sich selbst herauszuschlagen. Wenn Ungarn sich bei dem Handel heraussah und wohl befand, das Gesammtreich aber zu Schaden kam, so erregte dieses Resultat den leitenden Staatsmännern keinerlei Gewissensscrupel.

Die moderne Gesetzgebung Ungarns ging von total falschen Prämissen aus. Sie wollte die Enterbten in die verlorene Erbschaft einführen, vergriff sich aber in den Personen und gelangte so zu dem ungeheuerlichen Resultate, daß zwar die Erbberechtigten ihrer Habe verlustig gingen, an ihrer Stelle aber nicht die Unglücklichen und Beladenen, sondern abscheuliche Wucherer, maßlose Streber und kecke Abenteurer gesetzt wurden. Der Besitz wechselte die Besitzer, aber nicht zum Vortheile der Nation, des Landes und des Rechtes, sondern der Judenschaft, welche die nagelneue Gesetzgebung vor allen Rechtsanwärtern begünstigte. Der Weg zu dieser Errungenschaft führte über die Aviticität; diese mußte aus der Welt geschafft werden, um der edeln Kaste Platz zu machen. Der Grund und Boden wurde dadurch frei und mobil, die alten Familien konnten den Wanderstab zur Hand nehmen und der glückliche Speculant sich an ihre Stelle setzen. Mit den alten Familien verfiel der Mittelstand; der Plan der Regierung, denselben durch die neue Gesetzgebung fester zu gründen oder dem alten einen neuen Mittelstand an die Seite zu stellen, war kläglich gescheitert. An die Stelle des tiers état trat eine Oligarchie von Gütermetzgern und Stockjobbern, die für Alles die Grundlage abgeben mochten, nur nicht für einen soliden Mittelstand, wie ihn das Reich des heiligen Stephan brauchte. Die Geldwirthschaft erhob von diesem Augenblicke an ihr Haupt, aber sie besaß nicht die volle Herrschaft über ihre Gliedmaßen, dem Ministerium Tisza war es vorbehalten, ihre Entwicklung zu beschleunigen.

Was Ungarn an conservativen Elementen beherbergte, trat aus dem Kampfe und überließ den beweglichen Bestandtheilen der Gesellschaft das Feld. Der Treibsand hatte über den festen Boden die Oberhand errungen und die Regierung Tisza's wußte sich auf dieser Bodenbeschaffenheit einzurichten. Was in Ungarn, mit Ausnahme des Klerus und einiger alten Adelsgeschlechter, zur herrschenden Kaste zählt, steht außerhalb jeder historischen Continuität. Dieser Klasse schwebt

nicht das alte Ungarn vor, sondern ein Staat modernster Form, eine Vernunftconstruktion ohne jede Beziehung zur Vergangenheit, ohne jede rechtliche Verpflichtung in der Gegenwart und ohne Bürgschaft in der Zukunft. Zu dem alten Sauerteig der Resolutionisten, welche von einem Ausgleiche mit der westlichen Reichshälfte nach dem Recepte Deak's nichts wissen wollten und alle gemeinsamen Interessen perhorrescirten, ja entschiedene Gegner der Reichsgemeinsamkeit waren, gesellte sich das Ferment der homines novi, die, wie sie selbst neu waren, auch eine neue Gesellschaft und einen neuen Staat anstrebten.

Wenn die österreichischen Politiker gedacht hatten, man kaufe mit dem Siebenundsechsziger Ausgleich keine Gefahr, das Institut der Delegation und die beständige Berührung des Ostens mit dem Westen werde von selbst zu einer Interessensolidarität führen und eine innige Verbindung der beiden Reichshälften veranlassen, wie sie kein geschriebenes Gesetz zu Wege gebracht hätte, so gaben sie sich einer verhängnißvollen Täuschung hin. Die Wege, welche von den Magyaren eingeschlagen wurden, führten von den gemeinsamen Zielen vielmehr ab, und es nützte sehr wenig, daß man einzelne Männer durch Erhebung auf hohe Stellen in der Diplomatie und in anderen gemeinsamen Aemtern für die Solidarität zu gewinnen strebte. Die Ungarn nahmen jene Auszeichnungen als einen ihren politischen Vorzügen schuldigen Tribut entgegen, ohne sich darum für den Gesammtstaat in die geringsten Unkosten zu versetzen.

So oft die gegenseitige Auseinandersetzung erfolgte, in dem „Reich auf Kündigung“, gab es heiße Kämpfe, denn die in Transleithanien herrschende Kaste betrachtete die Verhandlung mit der andern Reichshälfte eben nur für einen „Handel“, als ein Geschäft, bei dem es darauf ankam, so viel als möglich für sich selbst herauszuschlagen. Wenn Ungarn sich bei dem Handel heraussah und wohl befand, das Gesammtreich aber zu Schaden kam, so erregte dieses Resultat den leitenden Staatsmännern keinerlei Gewissensscrupel.

Seit siebenzehn Jahren trägt die ungarische Politik die Signatur des Sonderstrebens und Sonderinteresses an sich. Immer und überall stellte Ungarn seinen Vortheil dem Nutzen des Reiches entgegen und voran. Ungarn begünstigte gerade jene Bahnlinien und Straßenzüge, welche nicht nur der östlichen Reichshälfte den größten Nutzen verschafften, sondern auch den cisleithanischen Handel und Verkehr zu schädigen geeignet waren. Nicht nur sollte Ungarn wachsen und gedeihen, sondern der mit ihm verbundene Staat sollte zugleich zurückgehen und seinen Wohlstand einbüßen.

Am klarsten geht diese Tendenz aus der ungarischen Handelspolitik hervor, die Fiume gegen Triest ausspielt und nur solche Bahnzüge zuläßt, welche Buda-Pest zum Brennpunkt haben, Wien und Oesterreich aber nach Möglichkeit isoliren. Herrn von Kallay, dem Regenten der occupirten Reichslande ist der Vorwurf nicht erspart worden, daß er Bosnien und die Herzegowina wie ungarische Provinzen und nur vom Standpunkte speciell magyarischer Ausnützung verwalte. Man hat Ungarn offen beschuldigt, daß es die occupirten Länder für den eignen Genuß kaltzustellen trachte, daher die Begünstigung des serbischen Elementes, der cyrillischen Schrift, des Schismas und die Zurückdrängung der katholischen Bevölkerung, daher auch Vereitlung der ernstesten Colonisationsprojekte und die allmähliche Magyarisirung des Landes.

Man kann nicht sagen, daß Cisleithanien die Ungemüthlichkeit des Nachbars mit Lieblosigkeit vergolten hätte. Wie die österreichischen und gemeinschaftlichen Ministerien alle erdenkliche Rücksicht für Ungarn walten ließen und mit ihrer Selbstlosigkeit bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gingen, so fanden die Magyaren auch bei der cisleithanischen Bevölkerung nur schwer zu rechtfertigendes Entgegenkommen, das ihrerseits wenig verdient war. Man wußte, welches Gewicht die Krone auf ein gutes Einverständniß zwischen beiden Reichshälften legte und wie der Monarch selbst mit löb-

lichem Beispiele voranging und wie von Seite des kaiserlichen Hofes nichts unterlassen wurde die Magyaren bei guter Laune zu erhalten. In der That mußte man, nachdem der Ausgleich Thatsache geworden, wünschen, daß die gebrachten Opfer keine vergeblichen seien und die östliche Reichshälfte seinerzeit den auf Ofen-Pest gezogenen Wechsel als redlicher Geschäftsfreund honorire. Tiefer Blickende hatten das Erwarten und Hoffen in Ansehung Ungarns längst verlernt und sich nie mit Herrn von Beust der Täuschung hingegeben, daß Theilung stark mache und daß Weniger mehr sei als das Ganze.

Wir sagten, daß die Bahnen, welche Ungarn nach dem vollzogenen Ausgleiche betrat, statt concentrisch zur immer größeren Annäherung an Wien und Oesterreich zu führen, die östliche Reichshälfte vielmehr mit jedem Tage weiter entfernten. Dafür gibt es viele Ursachen. Die Einen haben wir genannt, andere nicht. Es mußte eine Hauptsorge jedes ungarischen Ministeriums, das es mit der Krone und der Solidarität beider Reichshälften ehrlich meinte, seyn, die Bildung einer conservativen Partei beziehungsweise deren Neubildung nach Kräften zu fördern. Die liberalen Regierungen aber bemühten sich, die letzten Reste einer solchen Partei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Es hätte sich vom ungarischen Klerus und Hochadel erwarten lassen, daß er der ministeriellen Negation gegenüber ein Bollwerk des Positiven aufrichten werde. Es verblieb bei einem ersten Anlauf, der allerdings den Gegner aus seiner Verschanzung trieb. Dann aber sanken die conservativen Männer, von ihrem Tagwerk erschöpft, in dumpfe Resignation zurück, nicht aber der besiegte Feind. Kaum sah sich Herr von Tisza in seiner Socialreform modernster Façon, der Juden-Christenehe, von Adel und Geistlichkeit gestört, so beschloß er, die ministerielle Axt an die Wurzel der Opposition anzulegen. Er reformirte die Magnatentafel, er reformirte sie, aber nicht nach der staatsrechtlichen Theorie des Constitutionalismus,

sondern nach seinem Belieben und den liberalen Bedürfnissen. Man glaubte, daß sich die Magnaten widersetzen würden; sie dachten nicht daran und begrüßten noch im Sterben ihren erhabenen Besieger.

Herr von Tisza ist, wie gesagt, nicht nur ein Mann der liberalen Schule, sondern auch Calviner. In beiden Richtungen steht ihm die ungarische Kirche im Wege und wir hatten wiederholt Gelegenheit, ihn auf einem schiefen Seitenblick auf das katholische Kirchengut und die Ueberbleibsel kirchlicher Autonomie zu ertappen. Der nationale Chauvinismus findet auch im ungarischen Klerus durch die kirchliche Allgemeinheit seine Begrenzung, und es dürfte selbst dem ausgezeichnetsten magyarischen Staatsmanne schwer fallen, den Klerus über diese Grenze hinauszureißen. Außerdem weiß die ungarische Geistlichkeit, wessen sie sich von den Calvinern zu versehen hat. Daher die stille Verbitterung des Ministerpräsidenten, das Rachegefühl und schließlich die Arader Rede des Königs.

Das Geheimniß der Regierungskunst Tisza's beruht auf dem richtigen Errathen der Volksinstinkte und zwar derjenigen, welche sich geltend zu machen im Stande wären. Wenn wir vom Volke reden, so verstehen wir das Wort im ungarischen Sinne, nämlich jenes Theiles der Gesellschaft, der ein bestimmtes Maß von Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten besitzt. Die misera contribuens plebs hat in den Augen des ungarischen Staatsmannes trotz aller salbungsvollen Redensarten keine Bedeutung und verdient daher auch nur geringe Berücksichtigung.

Tisza hat nicht das Geringste gethan den magyarischen Chauvinismus zu mäßigen. Er ließ seinen Collegen in der Unterdrückung der Nationalitäten freie Hand; er duldete die nationale Hetze wider den getroffenen Ausgleich und das Anschwellen der Leidenschaften wider die gemeinsamen Institutionen beider Reichshälften. Die Ungarn thaten einen Schritt um den andern vorwärts. Obgleich die österreichische Nationalbank sich nur auf den cisleithanischen Credit gründet, sollte

die Gleichwerthigkeit Ungarns in der Gemeinsamkeit dieses Institutes ihren Ausdruck finden. Gemeinsamkeit der Geldinstitute, weil diese dem gesunkenen Credit Ungarns zu Gute kommt, aber bei weitem keine Gemeinsamkeit der Armee, weil Ungarn sich in diesem Punkte einer gewissen Ebenbürtigkeit bewußt ist.

Statt daß sich die gemeinsamen Institutionen in Ungarn eingelebt hätten, wuchs die Abneigung gegen dieselben stetig, am üppigsten der Haß wider die Gemeinsamkeit der militärischen Institutionen. Sehr begreiflich! Eine Nation, die auf Loslösung vom Reiche und Errichtung eines selbständigen Staates sinnt, wird nie für solche Mittel schwärmen, welche die Realisirung jener Gedanken in unabsehbare Ferne rücken, oder geradezu unmöglich machen. Die Gemeinsamkeit der Heeresinstitution ist ein ernstes Hinderniß, welches die magyarische Nationalität auf ihrem Wege zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit findet. Die gemeinsamen Finanzen und das beiden Reichshälften gemeinschaftliche auswärtige Amt lassen sich im Handumdrehen umgestalten. Es ist nicht nöthig sich erst mit dem Heer von Finanzbeamteten und Diplomaten auf dem Schlachtfelde zu messen, aber man müßte die verhaßte gemeinsame Armee zuvor schlagen und auseinandersprengen, bevor an die Aufrichtung des ungarischen Staates gedacht werden könnte. Dieß der Grund, weßhalb sich die nationale Agitation in erster Linie gegen das gemeinsame Heer richtet. Diese Agitation datirt nicht erst seit gestern und ehegestern, sie ist nahebei so alt als der Beust'sche Ausgleich, aber sie trat nicht so kühn, um nicht zu sagen frech, vor die Oeffentlichkeit, als in den jüngsten Tagen. Wir aber haben guten Grund, dafür dankbar zu seyn, daß sich die im Dunkel des Geheimnisses schleichende nationale Leidenschaft endlich an das Tageslicht wagte und uns die Gesellschaft bei hellem Sonnenstrahl erkennen läßt, mit der wir es zu thun haben.

Der äußere Anlaß zu den ärgerlichen Scenen, die sich in Buda-Pest abspielten, ist aus den Zeitungen des Nähern

bekannt. General Hentzi wurde 1848 als verlorner Posten in die Ofener Festung geworfen, um einen Theil der Rebellenarmee von den kaiserlichen Truppen abzuziehen und zu binden. Hentzi und sein Corps konnten recht gut wissen, daß sie geopfert waren. Kein Entsetzungsversuch, kein glücklicher Zufall ersparte das Opfer; Hentzi und seine Getreuen brachten dasselbe heldenmüthig und fielen ewigen Ruhmes werth unter den Streichen der Rebellen. Seither ist nahebei ein halbes Jahrhundert verflossen, ein Alles versöhnender Zeitraum, und man hätte erwarten dürfen, daß Ungarn in dem gefallenen Gegner nur mehr den braven Soldaten sehen würde, der seine Pflicht erfüllt und sich für das Vaterland und seinen kaiserlichen Kriegsherrn zum Opfer gebracht hat. Man hätte dieß umsomehr erwarten können, als sich die politischen Leidenschaften seither zu beruhigen Zeit fanden, als die feierliche Bestattung justificirter Rebellenführer auf kein Hinderniß gestoßen war, als man weder bei Hof noch im österreichischen Volke das geringste Aergerniß an den nationalen Kundgebungen nahm, obgleich zwischen dem Martyrium Hentzi's und dem Rebellentod eine weite unüberbrückbare Kluft gähnte.

Aber seien wir gerecht. Es handelte sich nicht um Hentzi, sondern um eine passende Gelegenheit, dem magyarischen Widerwillen gegen das gemeinsame Heer Luft zu machen. Diese Gelegenheit glaubten sich die magyarischen Eiferer geboten, als General Jansky an Hentzi's Todestag in aller Stille einen Kranz auf des Helden Haupt niederlegte. Diese Demonstration sollte eine Beleidigung der ungarischen Nation enthalten! Der todte Held in seinem Grabe und der bescheidene Kranz auf demselben — eine Beleidigung! Ach, seine Wahl war es nicht, daß er auf den Ringmauern der Ofener Feste getödtet wurde, er verlangte nicht auf dem Boden des „ritterlichen" Volkes den ewigen Schlaf zu thun. Es wird die Zeit kommen, da Ungarn nicht über die That, nein, selbst über den Vorwand, daß die Nation durch die einem Helden erwiesene Ehre beleidigt worden sei, erröthen wird.

Heute sind Hentzi und der Kranz zu seinen Häupten ein Verbrechen an der Nation, heute begeht der Soldat, der seinen im heißen Kampfe gefallenen Offizier ehrt, eine Missethat. Der Deputirte Herr Ugron muß das wissen, der magyarische Codex der Sitte und Schicklichkeit scheint von demjenigen der civilisirten Völker des Welttheiles wesentlich verschieden zu lauten.

Die Melodie, deren erste Töne die Gebildeten der Nation anschlugen, wurde alsbald vom hauptstädtischen Pöbel nachgebrüllt. Es setzte Straßenlärm und Aufläufe, durch welche sich der Ruf nach einer ungarischen Armee wie der rothe Faden hindurchzog. Mit einem Worte, man demonstrirte wider einen Hauptpunkt des österreichisch-ungarischen Ausgleiches, die gemeinsame Kriegsmacht. Der Schrei: „Abzug Jansky!", „Abzug Edelsheim!" diente zur besseren Illustration der reichsfreundlichen Absicht. Die kaiserlichen Truppen sollten sich entfernen, um der Nationaltruppe Platz zu machen. Wenn man bedenkt, daß die Menge nur wiederholte, was ihr von den Juraten und höheren Ständen vorgesagt wurde, so wird man auch wissen, wo die Anstifter zu suchen waren.

Wie verhielt sich nun die Regierung zu den Bestrebungen einen Bruch des siebenundsechsziger Vertrages herbeizuführen? Ungefähr so, wie sich der Prinz von Oranien und Egmont seinerzeit gegen die wachsende Empörung der Niederländer verhielten. Tisza gab sich den Anschein, die öffentliche Meinung zu beruhigen, und sprach in der That beruhigende Worte; er tadelte das Verhalten des Pöbels und deutete darauf hin, daß man nicht den ganzen österreichischen Militärkörper für das Thun und Verhalten einzelner Mitglieder verantwortlich machen dürfe. Er schien selbst den Akt der Pietät des Generals Jansky in Schutz zu nehmen, unterließ es aber nicht die Handlungsweise dieses Offiziers und seiner Begleiter als taktlos zu bezeichnen und die Versicherung zu ertheilen, daß seine Art die Dinge anzusehen in den höheren und höchsten

Kreisen getheilt und dafür gesorgt werden solle, daß sich derlei nicht mehr wiederhole.

In dem Munde des Ministers klingt aber eine zarte Mißbilligung wie eine Gutheißung, ein gelinder Tadel wie ein Verdammungsurtheil; in dem Munde des Ministers wird die Voraussetzung, daß der Monarch seine Ansicht theile, als Gewißheit hingenommen werden müssen. Tisza benützte die Gelegenheit aber auch zu einer höchst bedenklichen Berührung der jüngsten Vergangenheit. Er stellte die ungarische Revolution als einen gerechten Kampf zwischen Oesterreich und Ungarn hin, in welchem letzteres Sieger blieb. So mag der ungarische Privatmann sich die Dinge zurechtlegen; aber der mit dem Vertrauen seines Königs beehrte Minister mißbraucht, indem er sich so ausdrückt, das in ihn gesetzte Vertrauen und bestärkt die Nation in einem historischen Irrthum. Es wäre ganz überflüssig an dieser Stelle erst beweisen zu wollen, daß sich die ungarische Nation empörte, im Kampfe besiegt wurde, und seine Sonderstellung nur der Kurzsichtigkeit eines ausländischen Staatmannes und der Großmuth des Monarchen zu danken hat.

Fast zu gleicher Zeit unternahm Erzherzog Albrecht, der Sohn des Siegers von Aspern und der erste Militär des Kaiserreiches, eine Inspektionsreise nach den occupirten Provinzen. Der Empfang des Prinzen war ein enthusiastischer, seine Ansprachen hatten mit Ungarn und ungarischer Politik nichts zu schaffen, und es fiel auch keinem Menschen ein, sie mit den Pester Vorfällen in irgendeine Beziehung zu bringen. Als der Erzherzog auf dem Heimweg Agram, die croatische Hauptstadt, berührte, wurde jeder feierliche Empfang des kaiserlichen Prinzen von Seite des ungarischgesinnten Banus strenge untersagt; der „Pester Lloyd“ nahm aber von der harmlosen Rede des Erzherzogs Anlaß denselben mit Schmähungen zu überhäufen, welche der Verfasser, Abgeordneter Falk, allerdings später zurücknahm. Als diese Angelegenheit im Reichstag zur Sprache kam, äußerte der Minister-

präsident, daß man Reden, welche von militärischen Würdenträgern, die der Truppe nicht angehörten, herrührten, kein allzugroßes Gewicht beilegen sollte. Durch diese Aeußerung, die den Eindruck der Rede des Erzherzogs abzuschwächen bestimmt schien, stellte sich der Minister auf Seite der Tadler. Er vertheidigte nicht den Redner, sondern schränkte nur die Bedeutung der Rede ein.

Unmittelbar nach dem Pester Ereigniß und der ersten Insultirung des Institutes der gemeinsamen Armee, nach der projektirten Katzenmusik, mit der man Jansky ehren wollte, und dem Zwiebelkranz, der gegen das Grab Hentzi's geschleudert worden, hatte Graf Richard Belcredi im österreichischen Herrenhause den Gefühlen der Achtung für das Heer als Stütze des Thrones und Reiches passenden Ausdruck verliehen. Auch diese Rede wurde von der Pester Journalistik durch den Koth gezogen. Es war ein förmlicher Sturmlauf gegen die österreichischen Pairs und man unterließ keine Injurie, die geeignet schien das Herrenhaus in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Parallel mit den Interpellationen Ugron's und seiner Parteigenossen im Reichstag setzten sich die Tumulte auf Straßen und Gassen und die Angriffe in den Blättern fort. Kossuth wurde gefeiert, die dreifarbige Kokarde hervorgesucht und von Neuem in Erinnerung gebracht, was am besten der Vergessenheit und der Vergebung überantwortet geblieben wäre.

Während der ungarische Ministerpräsident eine, gelinde ausgedrückt, zweideutige Haltung beobachtete, ließ die Krone keinen Zweifel an ihrer Auffassung aufkommen. General Jansky wurde von seinem Posten nicht nur nicht abberufen, sondern mittelst ausdrücklichen Befehles zum Ausharren auf seinem Posten bestimmt. Dadurch erhielt Tisza ein Dementi, wie es bestimmter und rückhaltsloser nicht gegeben werden konnte. Seine Ansicht über die Taktlosigkeit des Generals wurde weder in den höheren noch höchsten Regionen getheilt. Die Voraussetzung des Ministers hatte sich als falsch erwiesen.

Noch formeller und unwiderleglicher finden wir aber die Ansicht der Krone in dem kaiserlichen Handschreiben vom 7. Juni an den Erzherzog Albrecht ausgesprochen. Der Monarch schließt sich dem Gedankengange, den der Erzherzog in seiner von Herrn Falk so heftig angegriffenen Rede verfolgte, vollkommen an, er bestätigt die von dem Erzherzog betonten Wahrheiten und läßt diese Kundgebung in einem Lob der bestehenden Heeresinstitution austönen. Der Schlußpassus lautet: „Das fünfzehnte Corps, in seiner Zusammensetzung das ganze Heer repräsentirend, wirkt in würdiger Weise im Geiste der altbewährten Traditionen der Armee, welche unter allen Verhältnissen mit seltener Pflichttreue und Selbstverleugnung das Ansehen des Thrones und der Monarchie hoch hielt und auch in Zukunft ihrer hohen Bestimmung nachkommen wird."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir vor einem offenen Zwiespalte stehen. Der Kaiser und König hält an den Bedingungen des siebenundsechsziger Ausgleiches fest und muß, wenn die Monarchie nicht förmlich in zwei Hälften getrennt und die Loslösung Ungarns von dem österreichischen Reichsverbande ohne Scheu betrieben und vorbereitet werden soll, daran festhalten. Die ungarische Nation, oder ihre Vertreter und Führer, dagegen streben die Spaltung des Militärverbandes an und treffen ihre Maßregeln, um Ungarn von Oesterreich unabhängig zu machen. Darin wird sich von selbst und ohne fremdes Zuthun im nächsten Jahrzehnt schwerlich etwas ändern. Die jüngsten Ereignisse haben dazu gedient auch die blödesten Augen sehend zu machen; sie haben den weiten Umkreis blitzähnlich erleuchtet und gezeigt, was sich allmählig und langsam auf dem Gebiete der Stephanskrone vorbereitet. Es war eine eindringliche Warnung, welche die Vorsehung den Menschen, welche Geschichte zu machen berufen scheinen, zu Theil werden ließ. Wird man sie beherzigen?

Es gibt viel schlimmere Händel als den schwebenden

Conflikt, die sich beilegen lassen, und wir sind überzeugt, daß in Ungarn der Wunsch nach friedlicher Auseinandersetzung sich um so lebhafter fühlbar macht, als die Frucht noch unreif am Baume hängt. Ungarn hat alle Ursache, die Dinge heute noch nicht zur Entscheidung kommen zu lassen, und so lange noch der Verstand bei den entschiedensten Gegnern der Union mit Oesterreich ein Wort darein zu reden hat, darf man in Wien versichert seyn, jenseits der Leitha auf friedliche Neigungen zu stoßen. Liegt es im Interesse Oesterreichs den Bruch zu verkleistern und einen modus vivendi herzustellen, nichts wird leichter als das seyn. Dagegen werden sich nur die urtheillosen Schreier und Straßenpolitiker stemmen; die Resolutionisten werden sich mit dem erreichten Erfolge, die Sprengung der Militärinstitution auf die Tagesordnung gesetzt zu haben, zufriedengeben und auf einen Aufschub der definitiven Lösung der schwebenden Frage willig eingehen.

Oesterreich kann also die Fortsetzung des gegenwärtigen Verhältnisses mühelos erlangen, und es ist nur die Frage, ob dieses Resultat wünschenswerth ist.

Wir halten heute, wie wir es vor zwei Jahren gethan, das durch den siebenundsechsziger Ausgleich normirte Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn für unhaltbar und daher für ein Unglück, das man nicht schleunig genug von der Monarchie abwenden kann. Jenes Verhältniß ist unhaltbar, weil es die Centrifugalkraft, die im Volke der Magyaren stets die bestimmende Rolle spielte, in einem solchen Maße stärkt, daß staatsmännische Einsicht stets mit ihr rechnen müßte; für unhaltbar, weil es die habsburgische Monarchie zu einem Staat auf Kündigung degradirt; weil es ferner die Geschicke der cisleithanischen Reichshälfte von der Laune und dem guten Willen eines kleinen Volksstammes abhängig macht, während es der andern Reichshälfte oder mindestens der herrschenden Rasse jener Hälfte unbegrenzte Selbstbestimmung einräumt; weil eine solche Ungeheuerlichkeit der Erfahrung und der

Wissenschaft gleichmäßig widerspricht; weil endlich Beharren in dieser Lage unmöglich erscheint und sich aus ihr nothwendig ein anderer und, wenn die österreichische Staatsklugheit sich vollkommen passiv verhält, für den Kaiserstaat gefährlicher Zustand entwickeln muß.

Ungarn arbeitet seit einem Jahrzehnt an der Lockerung des ohnehin lockeren Verhältnisses, von Wien aus ist nichts geschehen und vorgekehrt worden, um die stille Minirarbeit im Nachbarlande zu stören. Nun haben die Gegner den Schleier des Geheimnisses abgestreift und Oesterreich durch Bruch der siebenundsechsziger Convention Anlaß zum Einschreiten geboten; die Umstände sind günstig, das Unrecht ist auf ungarischer Seite, in Europa herrscht Ruhe, jede Großmacht ist mit sich selbst beschäftigt und Oesterreich kann sich ohne Besorgniß vor fremder Einmischung den inneren Angelegenheiten des Reiches widmen. Wir wissen recht wohl, daß jede Aenderung des staatsrechtlichen Verhältnisses in Ungarn auf den Widerstand der ganzen Nation stoßen würde, und wir verbergen uns keineswegs die Schwierigkeiten, mit welchen man zu kämpfen hätte. Aber man weise uns einen anderen Ausweg, ein besseres Mittel der Gefahr zu entrinnen. Wir würden dem Widerstand der Magyaren begegnen und es fehlt an conservativen Elementen, auf welche sich die Krone dort zu stützen vermöchte. Aber was ist diese Rassenherrschaft? Ein Kunstprodukt, das unter dem Einflusse günstiger Umstände täuschende Naturähnlichkeit erlangte. Herr von Beust setzte sich die Aussöhnung mit den Magyaren um jeden Preis in den Kopf und zahlte denn auch in Wirklichkeit eine Summe dafür, wie sie nur der Verschwender, der unbesorgt um Morgen nur das Heute noch völlig genießen will, aufzubringen versteht. Beust opferte seinem Preußenhaß die Frucht des theuer erkauften Sieges über Ungarn und fügte dieser Gabe noch Geschenke hinzu, die aus dem Leibe Oesterreichs geschnitten waren. Das heißt: er ging weit hinter die Verwirkungstheorie zurück und gestaltete das Verhältniß zu Ungarn so, als ob Oester-

reich mit russischer Hilfe von den Magyaren geschlagen und zu Boden geworfen worden wäre. Daher auch Tisza's geflügeltes Wort, daß Ungarn schließlich siegreich, wie es der Gerechtigkeit einer Sache gebührt, aus dem Streite hervorgegangen sei.

Herr von Beust ließ es aber bei einer einfachen Schenkung nicht bewenden. Er verschenkte auch noch, worüber ihm keine Verfügung zustand, die Rechte und Freiheiten anderer Nationalitäten. Die Unterordnung der Deutschen im Banat, der Siebenbürger Sachsen, der Slovaken im Norden, der Rumänen unter die drakonischen Sprach- und Schulgesetze Ungarns, die Sklaverei, unter welcher ganze Volksstämme schmachten, ist nicht das Resultat eines historischen Processes, sondern das Werk eines unglücklichen Staatskünstlers fremder Herkunft. Alle diese Stämme oder Völker, der magyarischen Nationalität an Zahl überlegen, sehnen den Tag und die Stunde ihrer Befreiung herbei, sie halten ihre Blicke ängstlich und erwartungsvoll auf Oesterreich gerichtet; ihr Denken und Fühlen, die Summe ihrer geschichtlichen Erinnerungen weist sie auf die Residenz der Habsburgischen Fürsten. Was gilt ihnen Ungarn? Was haben sie dieser Stiefmutter der Völker zu verdanken?

VI.

Die Culturarbeit der Mönche.

Zum 800jährigen Jubiläum des Karthäuserordens.

(Schluß.)

Hundert Lehrbücher dieser Wissenschaft (der National-ökonomie) beginnen zwar die Geschichte ihres Faches mit der Schule der Merkantilisten und Physiokraten, welche in Frankreich die staats- und volkswirthschaftliche Richtung vom 17. Jahrhundert bis zur Revolution beherrschten oder zu bestimmen suchten. Aber schon Thomas von Aquino gab die Grundzüge einer vernünftigen Wirthschaftspolitik an, indem er als Grundlage der Volkswohlfahrt die Ernährung durch einheimische Produkte bezeichnete. Mit Recht bezeichnete er den Weg, ein Volk vornehmlich durch Handel zu ernähren, als gefährlich und schlüpfrig. Eine bessere, gesündere und dauerhaftere Grundlage dünkte ihm die Landwirthschaft zu seyn, in deren Interesse er auch für Besserung der Verkehrswege sprach. In socialpolitischer Beziehung kennzeichnet er seine Gesinnung durch die Verurtheilung des Wuchers, sein Eintreten für ein geregeltes Münzwesen, die Sorge für die Armen und sein Bestreben, die Vereinigung des Grundbesitzes in den Händen einer Minderheit zu verhindern. Der Schutz der Schwachen gegen die Starken, die Erkenntniß des socialen Inhaltes der christlichen Religion, der Eifer gegen ungerechte Ausbeutung

und das Bedenken gegen den capitalistischen Latifundienbesitz zeichnen die Wirthschaftslehre des Scholastikers vor den Lehren der allerneuesten „Nationalökonomen" der Neuzeit aus. Bis in das letzte Jahrzehnt herein wurde von den Kathedern herab von dieser Thatsache nicht ein Wort erwähnt; Lehrer und Schüler glaubten, daß die Volkswirthschaftslehre ein Erzeugniß des letzten Jahrhunderts sei. Der Engländer Adam Smith wurde als der Vater der Nationalökonomie gepriesen. Nur die Franzosen begannen die Geschichte mit Colbert, dem Minister Ludwigs XIV., und die Italiener stellten Antonio Serra an die Spitze. Die Italiener erfüllten damit auch einen politischen Zweck, denn es paßte ihnen zu erzählen, daß Serra das nationale Banner in Neapel erhoben hatte und dafür zehn Jahre im Kerker büßen mußte. Im Gefängnisse schrieb er einen ökonomischen Traktat, der 1613 erschien. Gleich Thomas von Aquin beschäftigt ihn stark die Ordnung des Geldwesens. Als Quellen des nationalen Reichthums bezeichnete er Bergbau, Landwirthschaft, Gewerbe, Schiffahrt und den Handel. Die landwirthschaftliche und industrielle Thätigkeit sind ihm die sichersten Ursachen des wirthschaftlichen Gedeihens und eines gewinnreichen Handels. Er verlangt öffentliche Ordnung und bürgerliche Freiheit, politische Garantien und tüchtige Gesetze; er zollt den Rechten des Individuums und Volkes die gebührende Achtung und ästimirt den Menschen als Person, während ihn die modernen „Volkswirthe" meist nur als Waare, als Marktartikel nach den Geboten der Nachfrage und des Angebotes behandelten. Mit Recht preist darum der Vorkämpfer einer national-deutschen Wirthschaftspolitik, Friedrich List, den Neapolitaner. Freilich wußte List, obschon er sonst seine Collegen auf dem Katheder und in der Presse an Wissen, Originalität und Gedankenfülle weit überragte, sowenig wie das elfbändige Staatslexikon Bluntschli's ein Wort davon, daß gleichzeitig mit Serra der viel bedeutendere Schriftsteller Mariana und vor ihm andere Jesuiten in ähnlicher Weise sich ausgesprochen haben. Aber

das waren Jesuiten und dieser Umstand genügte, um deren wirkliche Bedeutung zu verläugnen oder zu verdrehen. Mariana sprach sich in ähnlichem Sinne wie Serra aus, wenn er auch die Gründung des „Nationalstaates" Italien nicht gleich diesem im Auge hatte. Wie Thomas von Aquin befürwortete er die Hebung des Ackerbaues und der Verkehrsmittel, daneben betonte er ganz entschieden den hohen Werth der Waldkultur. Weiter empfahl er vernünftigere Steuergesetze und den socialen Faktoren überband er die Sorge für die Hilflosen und Armen. Wir haben hier die praktischen Forderungen und wissenschaftlichen Grundsätze, auf denen erst in den jüngsten Jahren Seitens einiger verständigerer Socialpolitiker der Aufbau einer rationellen Wirthschaftspolitik und christlichen Socialreform verlangt wurde. Erst Wilhelm Roscher, der Verfasser des großen Lehrbuches der Volkswirthschaft, getraute sich den Satz aufzustellen, daß die Scholastiker auf dem Wege der volkswirthschaftlichen Erkenntniß viel weiter fortgeschritten seien, als man gewöhnlich glaube. Professor Heinrich Contzen hat diesen Satz in seiner Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur des Mittelalters in einer ausführlicheren Darstellung des Franciscus Patricius und durch Hinweisen auf Duns Scotus, Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Bonaventura begründet. Der Mangel der systematischen Behandlung, den Contzen an diesen Lehrern der Volkswirthschaft tadelt, erscheint uns sogar als ein Vorzug. Denn kaum etwas hat der Entwicklung unserer nationalökonomischen und socialpolitischen Lehre und Praxis so schweren Eintrag gethan, als die systematische Behandlung und Dogmatisirung einer Wissenschaft, welche aus den Bedürfnissen des täglich wechselnden, Altes abstoßenden und Neues erzeugenden Lebens hervorgegangen ist und darnach ihren Compaß zu stellen hat.

Abgesehen von der theoretischen Volkswirthschaft ist das Mittelalter für die wirthschaftliche Praxis geradezu epochemachend für alle Zeiten geworden. Was wir hierin den Mönchen zu danken haben, skizzirt ein Artikel der „Historisch-

politischen Blätter" Band 11, S. 607 f. Nachdem dort die Thätigkeit der Klöster in Bezug auf die Ueberlieferung der klassischen Werke des Alterthums, auf die Schulen und freien Künste in lebhaften Farben geschildert worden, werden die Verdienste der Mönche um die Landwirthschaft, Gewerbe und Städtegründung erwähnt. Sie haben daneben Dichter, Redner, Geschichtschreiber hervorgebracht. „Aber größere Wohlthaten sind den Mönchen zu verdanken. Im Allgemeinen aus dem Volke hervorgegangen, durch Herkunft und Gewohnheit dem Volke nahestehend, waren sie es, welche die Menge in die Menge verschmolzen durch das Mittel Eines und desselben Glaubens; waren sie es, welche, die eine Hand am Pfluge, in der anderen das Evangelium, den zahllosen Kriegsknechten, die wie Löwen und Tiger auf die gesittete Welt sich geworfen hatten, mit dem Beispiel einer hervorbringenden Zeit vorangingen; waren sie es, die mit erfolgreichem Wirken auf andere Güter hinwiesen, als auf diejenigen, welche Geburt und Eroberung geben. Sie waren es, die kräftigen Wurzeln jenes Stammes, der so kräftige Zweige trieb, die wir mit dem Wort die Mittelstände bezeichnen. . . Bischöfe und Klerus nahmen etwa die Stelle ein, welche die alten Religionen den Priestern angewiesen hatten; aber die Mönche waren der Gegensatz zu den Kriegerstämmen, von denen das Abendland sich überschwemmt sah. Sie brachten das gesellschaftliche Grundgesetz in Anwendung, welches Pflichterfüllung im Interesse des Ganzen fordert. Sie begannen die Neigung der unteren Klassen von dem Niederreißen aufs Bauen hinzulenken. Den Söhnen des heil. Augustin, Basilius und Benedikt verdankt das Abendland die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, durch sie ist die Neigung hervorgerufen worden, die Verehrung von den Werkzeugen der Verwüstung auf die Werkzeuge des Friedens und des allgemeinen Wohlseyns zu übertragen."

Das alte Rom ging dem Ende seiner Herrschaft entgegen. Auf dem römischen Erdkreise, schrieb Salvianus, sind Frieden und Sicherheit gleich Null. Wer wollte da noch sich abmühen

und arbeiten? Faulheit, Gleichgiltigkeit, Laster, Verbrechen und Leichtsinn bezeichnen den Weg des Niederganges. Noch gab es große Vermögen. Senator Symmachos opferte bei den Festen für die Prätur seines Sohnes 8 Millionen Mark, Senator Maximus bei ähnlicher Gelegenheit 16 Millionen Mark. Aber die großen Vermögen waren unfruchtbar für das Volk und das Land. Die Barbaren bedrängten das Reich, Einfälle derselben wechselten mit inneren Aufständen, aber das Volk ging ins Theater und zu den Spielen. Das wirthschaftliche Leben schleppte sich in äußerster Gebundenheit hin. Steuern und Lasten drückten das Volk, während ganze Klassen Steuerfreiheit und Privilegien genossen. Die Arbeit war vom freien Mann verachtet. Wer durch seinen Stand zur Arbeit verurtheilt war, durfte den engen Rahmen einer verknöcherten Corporation nicht überschreiten. Das Kloster war deßhalb eine Befreiung aus der verdorbenen Umgebung, aus dem Elend der zusammenbrechenden Welt; die Befreiung von einem Staate, der für die Freiheit keinen Raum mehr bot, von einer Gesellschaft der Lüge und des Scheines, von einer unnatürlichen Cultur, aus einer Organisation des Zwangs. Würde und Bildung wurden so lästig, wie Besitz oder Armuth. Ansehen und Ehre konnten zum Eckel werden gegenüber der Charakterlosigkeit und Niedertracht des Volkes. „Wenn ich", klagte der heil. Chrysostomus, „an die frivole Menge denke, die meinen Worten rauschenden Beifall klatscht, dann ist mein Herz voll tiefer Betrübniß und in meine einsame Kammer zurückgekehrt, fange ich an bitter zu weinen". Der hl. Ambrosius gewann mit seinen Predigten die rauschendsten Salven der Zustimmung; die Kirche widerhallte von den scheinbar erfreulichsten Kundgebungen der zahlreichen Zuhörerschaft; aber der Redner erkannte die falschen Zungen und leeren Herzen; er ging verzweifelnd über die Unverbesserlichkeit des Volkes aus dem Leben. Und das war nicht etwa blos das Volk der Heiden, sondern auch vielfach das der Christen. Die Massen hatten ihren Einzug in die Kirche gehalten; aber die

Form deckte sich nicht mit dem Wesen. Unter solchen Umständen mußte die Kirche den Schritt in den Weltstaat thun. Die es mit dem Christenthum ernst meinten, zogen sich zumeist zurück in die Einöde, um das Leben der ersten christlichen Gemeinde in strenger Beschaulichkeit fortzusetzen. Das Mönchthum hatte mit der alten Welt abgerechnet und es aufgegeben, dieselbe mit christlichem Geiste zu durchdringen. Die Weltflucht gab die innerliche Befriedigung, sich selbst leben zu können. Das Mönchthum war die Befreiung aus der Zwangsanstalt des Staates, es garantirte auch den Sklaven die Freiheit. So ward das Kloster ein neuer Mittelpunkt für die Liebesthätigkeit, aus der der Gemeinschaft ungemessener Segen zuströmte. Die auf Beschaulichkeit gerichteten Kreise werden der Ausgangspunkt für eine neue Entfaltung der Arbeit. „Das Kloster", schreibt Uhlhorn in seinem Buche über die christliche Liebesthätigkeit, „war die Schule, in der die Welt erst wieder arbeiten lernt. Das Mönchthum, das der herrschenden Civilisation den Rücken kehrte, wurde der Retter der Humanität: die Gladiatorenspiele wurden beseitigt, als in Rom ein Mönch zwischen die Kämpfenden sich stürzte und dabei sein Leben opferte. Das Mönchthum leugnete Staat und Ehe, das sociale und Culturleben, aber eben darum war es im Stande, der Ansatz- und Ausgangspunkt eines neuen Culturlebens zu werden. Das Mönchthum erklärte der Philosophie und Wissenschaft den Krieg, ward aber berufen, der neuen germanischen Welt die alte Bildung zu vermitteln als Grundlage einer neuen Cultur. Die Klöster waren die Burgen gegen die barbarischen Anfälle. Das Mönchthum eroberte die Welt, indem es dieselbe floh. Der Mensch vergaß die Existenz, ertödtete sein Daseyn, verließ Weib und Kind, gab Alles auf, um in der Beschauung des Himmlischen und Ewigen aufzugehen. Das Mönchthum bereitete sich in dem Gedanken von dem nahen Untergang des alternden Reiches auf den eigenen Tod vor, aber gab den Völkern neues Leben. Der Bruch mit allen bisherigen

Verhältnissen führte es zur Abgeschlossenheit nach außen, die aber zur Gemeinsamkeit nach Innen wurde. In seiner Culturfeindlichkeit gewöhnte sich das Mönchthum an Selbstverleugnung, Gehorsam und Disciplin. Mit dieser trug es den Sieg davon über die zersetzte Cultur, um auf derselben eine neue zu errichten. Die Klöster sind die Geburtsstätten der freien Arbeit. Im schroffen Gegensatze zum alten Heidenthum wie zum neuen Christenthum, das kaum ein übertünchtes Heidenthum war, wurde die sittliche Pflicht der Arbeit zum Grundsatz des Lebens erhoben." Neben der Arbeit ging die Ausgestaltung der Liebesthätigkeit. Arbeit und Wohlthätigkeit gehörten zusammen. „Was nicht", schreibt Ratzinger in seiner Volkswirthschaft, „zum eigenen Gebrauch benöthigt wurde, fand in Werken der Barmherzigkeit Verwendung. Jeder Wanderer fand in den Klöstern liebevolle Aufnahme und jeder Arme Unterstützung. Für jene Unglücklichen, welche von der Welt verstoßen wurden: Aussätzige, Blinde, Krüppel errichteten die Mönche eigene Krankenanstalten." Daneben erwähnt die Justinianische Gesetzgebung Asyle für Wittwen, Waisen, Findelkinder, Greise, gefallene Mädchen und arme Wöchnerinen; die Mönche nahmen sich auch der Blinden, Taubstummen und Irren an. Die Jugend unterrichteten sie im Glauben und in der Tugend, in Arbeit und Handwerken. „Das Christenthum", ruft Ratzinger aus, „hatte nicht blos die allgemeine Pflicht der Arbeit gelehrt, es hatte der Arbeit auch die Ehre wiedergegeben." Das Mönchthum hat das Wirthschaftsleben reformirt, das sociale Leben neu gestaltet, das Culturleben revolutionirt, aber auf den Trümmern des untergehenden Rom einen neuen schöneren Bau erschaffen.

Von dieser allgemeinen culturhistorischen Bedeutung des Mönchthums nimmt derjenige nichts hinweg, der dasselbe nach seinen Auswüchsen und Schattenseiten betrachtet. Es konnte nicht fehlen, daß zuchtlose Schwärmer, arbeitsscheue Leute, scheinheilige Fanatiker, dünkelhafte Asceten und heuchlerische Betrüger sich in den Klöstern zusammenfanden. Allein

das Mönchthum hatte innere Kraft genug, gegen die Zuchtlosigkeit eine bessere Organisation zu schaffen. Die regelmäßige Arbeit war das beste Mittel zur Disciplinirung. „Arbeite stets etwas“, schrieb Hieronymus an Rusticus, „damit dich der Teufel immer beschäftigt treffe.“ Der französische Abt Fleury schildert in einer Abhandlung über die Orden die ägyptischen Mönche. „Sie versammelten sich innerhalb 24 Stunden nur zweimal zum Gebete, aßen täglich ein römisches Pfund Brod, trugen weder Bußkleider noch eiserne Panzer und geißelten sich nicht. Die Arbeit ist das beste Mittel, Gedanken zu sammeln und Zerstreuungen zu vermeiden. Großer Reichthum und viel Gebet bei wenig Arbeit ließ die Klöster in Ueppigkeit und Faulheit versinken.“ Aber das Mönchthum fand immer wieder aus sich selbst heraus die Kraft zur Erhebung aus dem Verfall der guten Sitte. Die Schrift des heiligen Augustinus über „die Arbeit der Mönche“ wirkte mächtig. Deßgleichen die Mahnungen des heiligen Basilius, der die Arbeit als den Zweck bezeichnete, um auch anderen zu dienen. Der heilige Benedikt tadelte den Müßiggang als einen „Feind der Seelen“; er lehrte die Pflicht zur Arbeit und sie verlieh dem Mönchthum Willenskraft und Freiheitsgefühl, damit nach dem Geheiß des hl. Augustinus die Kirche nicht blos Gott, sondern auch der Welt dienen konnte. Im Geiste Benedikts wirkte auch Cassiodorus, der unter den Königen Theodorich und Athalarich die höchste Beamtenwürde bekleidet hatte. Nachdem er sich nach Niederlegung seiner Ministerstelle in ein Kloster sich zurückgezogen hatte, schrieb er förmliche Lehrbücher für Mönche über die Art ihrer Beschäftigung mit den Wissenschaften und freien Künsten. „Wenn aber einige von den Brüdern weder in den profanen noch in den heiligen Wissenschaften vollendet gelehrt werden könnten, so müßten sie, nachdem sie mäßige Fortschritte gemacht, nach Virgils Worten an den Feldern und murmelnden Bächen der Ebene ihr Vergnügen finden. Denn es stehe dem Mönche auch wohl an, Garten und Acker

zu bauen und die Obstbäume zu pflegen. Nichts darf vernachläßigt werden, was einem Menschen Nutzen und Hilfe bringen kann.“ Cassiodor legte Fischteiche an, gab Anleitung zum Bücherabschreiben und zur Orthographie, ja sogar zum Einbinden der Bücher, fertigte hiezu Musterkarten, verfertigte Sonnen- und Wasseruhren und ewige Lampen, die stets Licht behielten. In dem gleichen Geiste wirkten die Benediktiner. Die Mönche cultivirten das verwüstete Gallien, legten Straßen an und bauten Brücken, lockerten die Ketten der Sklaverei. Sie pflegten die Wissenschaften und trieben Gewerbe aller Art. Die Benediktiner führten im 6. Jahrhundert die Glocken ein, später die Orgeln. Als Landwirthe und Ingenieure leisteten sie Großartiges. Ihre Missionsthätigkeit und Culturarbeit erstreckte sich über drei Erdtheile. Deutschland verdankt ihnen die Grundlagen seiner Civilisation. Ihre Erfolge in der Pflege des Bodens können wir am besten aus den Verordnungen Kaiser Karls des Großen ersehen. Am Schluß des 8. Jahrhunderts treffen wir am Rhein und in Gallien bereits die Gartencultur auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe. Da werden Gemüse, Hülsenfrüchte, Gewürz- und Heilkräuter aller Art gebaut. Die Haselsträucher, die Mistel- und Elzbeerbäume werden verdrängt durch Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen. Auch Quitten, Nußbäume, Kastanien, Pfirsiche, Mandeln und Feigen werden gezüchtet. Die Gurken, Kürbisse, Melonen, Spargel, Salat, Zwiebeln, Schnittlauch, Porre, Schalotten, Knoblauch, Kohl, Spinat und Kresse werden eifrig gezogen. Daneben kam die Bienenzucht in Aufnahme und dem Weinbau wurde die ausgedehnteste Sorge zu Theil. Fassen wir dies alles zusammen und rechnen wir noch dazu die wissenschaftliche, gewerbliche und künstlerische Thätigkeit, vergessen wir endlich nicht des Eifers für den Unterricht der Jugend und die ausgedehnte, mit den höchsten Gefahren und Opfern verbundene Missionsthätigkeit, welche weite Länder dem Christenthum, der Cultur und Civilisation erschloß: dann erhalten wir ein ungefähres Bild von dem

Umfange der riesenhaften Culturarbeit der Mönche, die nach der Zerstörung des römischen Reiches, nach den Verwüstungen durch die Barbaren, im Kampfe mit der entfesselten Menschheit und der verwilderten Natur innerhalb kaum dreihundert Jahren das Frankenreich Karls des Großen zu einem Culturreich erhoben hatten, dessen Grundlagen bereits so tief wurzelten, daß sie auch durch die nach dem Tode Karls des Großen folgenden inneren Wirren, Bürgerkriege und Barbareneinfälle nicht entfestigt wurden. Mit dem Königthum war freilich auch die Kirche und das Mönchthum gleichmäßig in Rückgang und Verfall gerathen. Als sich das Königthum unter den Kaisern aus dem sächsischen Herzogshause zu neuem Glanze erhoben und Kaiser Heinrich II. der Heilige zahlreiche Klöster aufgehoben hatte, begann die Ordensreform des 11. Jahrhunderts durch die Cistercienser, die in dem gewaltigen Kaiser Heinrich III. die größte Unterstützung ihres Strebens fanden. Noch zehn Jahre vor der Gründung dieses Ordens hatte der heilige Bruno den Orden der Karthäuser gestiftet. Und welch epochemachende Erscheinung in socialer Beziehung war jene des heiligen Franciscus und der von ihm ausgegangenen Bettelorden!

Die Errichtung der ersten Karthause in einem öden Gebirge erinnert ebenso wie die Veranlassung zu dieser That an die Ursachen der Entstehung des Mönchthums. Bruno aus Kola war Lehrer an der Rheimser Domschule, aus der unter seiner Leitung nicht wenige frommen und gelehrten Priester, Aebte, Bischöfe, Staatsmänner und ein Papst hervorging. Als Kanzler des Rheimser Erzbisthums betrieb er mit Eifer die Herstellung der verfallenen Kirchenzucht. Wie tief diese herabgekommen war, davon zeugen verschiedene Dokumente aus der Geschichte Brunos. Nicht zu reden von den Ausschweifungen und Lastern aller Art wurde mit den geistlichen Würden ein ausgebreiteter Schacher getrieben; die Geistlichkeit war völlig verweltlicht; die Betheiligung am Gottesdienste wurde von vielen Geistlichen als eine Last be-

trachtet, deren man sich durch gemiethete Stellvertreter — auch aus dem Laienstande — entledigte; dagegen schritt Bruno, der als Kanzler den Stab für den greisen Erzbischof Gervasius führte, mit kräftiger Hand ein. Allein mit Manasse bestieg im Jahre 1069 ein unwürdiger Mann den Bischofsstuhl. Obschon er sich denselben erkauft hatte, erhielt er dennoch die Weihe. Er war ein Tyrann gegen die Untergebenen, beging vielerlei Frevel, verschacherte kirchliche Pfründen, entwendete heilige Gefäße, verhängte grundlos den Kirchenbann über mehrere Gläubige, confiscirte Kirchen- und Klostergüter und bot dem päpstlichen Legaten dreihundert Unzen Gold, wenn dieser ihm die Vorladung zur Kirchenversammlung nach Lyon erlasse. Als Hauptgegner Manasses erscheinen Bruno und der große Papst Gregor VII., der ihn endlich als „unsittlichen Wüstling", als einen nicht durch die Thüre in die Kirche eingetretenen Dieb und einbrüchigen Miethling brandmarkte. Dennoch wußte sich derselbe noch längere Zeit im Amte zu halten. Mittlerweile war in Köln Hidulf, der Hoftheologe des Kaisers Heinrichs IV., trotz des Protestes der Bürgerschaft zum Erzbischof erhoben worden. Die Belehnung des Günstlings mit Ring und Stab erfolgte unter dem Hohngelächter des Volkes. Die öffentlichen Zustände wurden immer heilloser und trostloser. In Deutschland wüthete der Kampf zwischen den Anhängern des Kaisers und dessen Gegnern. Gregor VII. wurde auf einem Concil gefügiger Kirchenfürsten (1080 zu Brixen) als abgesetzt erklärt und Clemens III. als Gegenpapst aufgestellt. In Italien herrschte die größte Verwirrung; schließlich belagerte der Kaiser die Engelsburg, der Papst mußte flüchten und starb in der Verbannung. In Frankreich verkaufte der im verbrecherischen Umgange mit Bertrada lebende König Philipp die Bisthümer an den Meistbietenden und unterstützte sogar den Erzbischof Manasse. In England war die Kirche in der Hand des Landesfürsten, der dem Volk eine leichtfertige Geistlichkeit aufdrängte. In dem gleichen Jahre, da Kaiser Heinrich IV. die Engelsburg

klagerte, errichtete Bruno zu Johanni 1084 drei Stunden von Grenoble entfernt eine Niederlassung. Die Abneigung vor einer solchen Welt hatte ihn mit einigen Genossen in die wüste Einöde getrieben. Drei Stunden von der Stadt entfernt inmitten von Felstrümmern und düsteren Wäldern, welche nie die Cultur erreicht hatte, auf unwegsamen Pfaden und unter schweren Mühsalen erreichte Bruno mit seinen geistlichen Pionieren, ausgerüstet mit Wagen und Lastthieren, Nahrungsmitteln, Werkzeugen, Pergament, Büchern und Hornvieh den Platz, der ihm als Colonie bestimmt schien. Mit eigener Hand ebneten sie den Bauplatz, fällten die Bäume, zimmerten die Hütten und die Kapelle. Die Erbauung eines festen Klosters, eine Nothwendigkeit in der rauhen Gegend, machte unsägliche Schwierigkeiten. 1086 wurde die Chartreuse, wie sie noch heute heißt, die große Carthause, wie wir sie nennen, eingeweiht. Das gegenwärtige kolossale Gebäude wurde 600 Jahre später erbaut. Heute ist die Chartreuse das Wanderziel von Tausenden, die an dem erhabenen Punkte weilen wollen, wo man nach den Worten Chateaubriands den letzten Lärm der Erde und das erste Concert des Himmels vernimmt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Ordensgeschichte der Karthäuser zu beschreiben, ihre Regeln und Schicksale, ihr Werden und Wachsen, ihr Kommen und Gehen. Darüber geben andere Schriften Auskunft, so die Anfangs erwähnte des P. Reichenlechner und ganz besonders der Karthäuser P. Dionys Tappert in seinem Werke „der heilige Bruno". Aber über die Culturarbeit der Karthäuser, ihre großartige, wirthschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Wirksamkeit geben alle Werke, die mir seit Jahren zu Gesicht gekommen sind, keine oder keine genügende Auskunft. An 900 Schriftsteller hat der Karthäuserorden hervorgebracht, darunter Gelehrte und Lehrer ersten Ranges; doch die Strenge des Ordens, die Zurückgezogenheit von der Welt, die Losschälung vom Irdischen, das Gebot des Stillschweigens, die stille Beschäftigung

mit den Wissenschaften und Künsten verliehen jene Selbstverleugnung und Selbstbefriedigung, welche die Begierde nach Ehre und Ansehen unterdrückte, den Stolz und Eigenwillen verbannte, des Unterschiedes der Herkunft, früherer Reichthümer, Auszeichnungen und Würden nicht gedachte. Die Regel gebot die stete Abwechslung zwischen Einsiedler- und Klosterleben, verhinderte den Uebereifer der Ascese, gewährte die nöthige Ruhe und ausreichenden Unterhalt. So wurden die Einseitigkeit des Einsiedlerthums und die Nachtheile des Klosterwesens thunlichst vermieden, der Ueberschätzung und Selbstgefälligkeit fanatischer Asceten vorgebeugt und die Gesundheit des Körpers und Geistes im Gleichgewicht erhalten. Das Fasten und die Auferlegung von Entbehrungen waren genau vorgeschrieben und nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt. Zum Eintritt gehörte ein starker Wille und ein fester Charakter und diese Eigenschaften haben den Karthäuserorden vor vielen Verlegenheiten, sittlichem Verfall und einer beschwerlich großen Mitgliedschaft bewahrt. „Wenn es wahr ist," sagt der Karthäuser Guido, „daß der Weg, welcher zum Leben führt, eng ist und wenige denselben finden, so ist jener Orden, welcher die wenigsten Glieder annimmt, der beste und vorzüglichste, derjenige aber, welcher deren viel aufnimmt, geringer zu achten." Die Beschränkung in der Aufnahme von Mitgliedern war auch darum geboten, weil ihnen die Ordensregel in der Annahme von Geschenken Beschränkungen auferlegte, und das Betteln gänzlich untersagte, dann auch wohl weil die Enthaltung von Fleischspeisen die Ernährung vieler Mitglieder erschwert hätte. Die Gewohnheit der ausschließlichen Pflanzen-, Milch- und Fischnahrung mag übrigens das ihrige zur Stärkung des Charakters und der Sitte im Orden beigetragen haben. Auch wird von neueren Forschern die Behauptung aufgestellt, daß außer der Ernährungsweise die reine Wollkleidung das Wohlbefinden, den Gleichmuth, die Lebensdauer und in Folge dessen die Zufriedenheit mit der Genügsamkeit erhöht habe.

Jeder Karthäuser hatte sein eigenes Häuschen mit eigenem Garten und eigenem Haushalt, den er sich zumeist selbst besorgte und bestellte. Die strenge Abgeschiedenheit von der Außenwelt ward gemildert durch die öfteren Zusammenkünfte der Mönche zu gemeinsamen Gebeten und Mahlzeiten, an denen auch Fremde Theil nehmen durften. Bruno's Rathe zufolge verbrachte Jeder in seinem Hause die Zeit zumeist mit irgend einer nützlichen Beschäftigung, vor Allem mit wissenschaftlichen Arbeiten. „Aus den Büchern", sagt der Karthäuser Guido, „nehmen wir täglich unsere Geistesnahrung; wir bewahren sie sorgsam und vervielfältigen sie durch Abschreiben, damit wir Gottes Wort mindestens durch unserer Hände Fleiß verkünden, da wir es unserem Berufe gemäß dem Volke nicht öffentlich predigen können. So viele Bücher wir schrieben, so viele Herolde des Glaubens senden wir aus, sowohl zur Erleuchtung der Irrgläubigen und Belehrung der Unwissenden, als zur Besserung der Sittenlosen und Befestigung der Guten, mit der sicheren Hoffnung, für den zur Verbreitung des Christenthums gelieferten Beitrag unseren Lohn vom Herrn zu empfangen." „Hier in der Einsamkeit", schrieb Bruno, „ist es dem gewissenhaften Manne gegönnt, so oft er will, Einkehr bei sich selber zu nehmen; hier kann er mit sich selbst wohnen und beharrlich die zarten Keime der Tugend pflegen. Hier ist die Muße beschäftigt und wird in der Beschäftigung gefeiert; so sind Muße und Beschäftigung auf's schönste gepaart." Dieß schrieb Bruno an einen Freund von La Torre in Unteritalien aus, wo von ihm eine zweite Karthause gegründet worden war, nachdem ihn Urban II., der sein Schüler war, als Rathgeber berufen hatte. Er starb dort am 6. Oktober 1101 mit dem Bewußtseyn, durch sein Beispiel und seine Stiftung einen rühmlichen Beitrag zur Sittenreinigung des verkommenen Klerus geschaffen und seiner Kirche und der Sache der Menschheit einen vorzüglichen Dienst geleistet zu haben.

Zwar blieben nicht alle Söhne Bruno's den Satzungen

getreu, aber im Großen und Ganzen erhielt sich der Orden in der Achtung der Mitwelt selbst zu Zeiten, da die Revolution über andere Gestaltungen der Kirche verachtend und zerstörend hinwegging. So oft eines oder das andere seiner Klöster dem sittlichen Verfall zusteuerte, fand der Karthäuserorden fast immer aus sich selbst heraus den Muth und die Kraft, das Uebel vom weiteren Umsichgreifen abzuhalten. Merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Buch des Karthäusers Johann Institutor; er vergleicht den schlechten Ordensmann dem hochfahrenden Adler, dem neidischen Habicht, dem unreinen Wiedehopf, dem lieblosen Strauß, der lichtscheuen Eule und dem aasfressenden Reiher. Wohl das schönste Zeugniß hat den Karthäusern der Magistrat von Sierk ausgestellt, indem er am 22. November 1789 an die französische Nationalversammlung gegen die Einziehung des Klosters Rettel (in Lothringen) folgende Vorstellung richtete: „Die Karthause ist in jeder Hinsicht für uns die Arche des Herrn, die beste und fast einzige Hilfsquelle für 12 bis 1500 Arme dieser Stadt und der Dörfer der Vogtei; jeden Tag in der Woche spendet sie reichliche Almosen, ungerechnet die außerordentlichen Gaben in Zeiten der Drangsal und Noth. Kein Unglücklicher wendet sich an die Mönche, ohne Hilfe und Trost zu empfangen. Alle ihre Pächter haben gute Wohnungen und sind in Folge der günstigen Pachtbedingungen wohlhabend. Alle Kirchen, deren Pfründen sie vergeben, werden auf's beste unterhalten, geschmückt und über Erwartung mit heiligen Gefäßen und nöthigen Ornaten versehen. In allen Ortschaften, worin sie Güter besitzen, unterstützen und ernähren sie die Armen. Ihr Haus ist eine stets offene Herberge für wenig bemittelte Reisende. Und wenn ihre strenge und mäßige Lebensart ihnen neben den vielen und reichen Almosen etwas übrig läßt, so kommt es den Arbeitern jeglichen Gewerbes zu gut.“ Aber die Revolution führte ihr zerstörendes Werk auch an den Karthausen aus; Oesterreich und Deutschland unter Joseph II. machten sogar den Anfang, Frankreich folgte. In Deutsch-

land hatten die Erzbischöfe von Bamberg und Mainz die drohende Gefahr schon lange vorher erkannt, und darum suchten sie durch Erkenntniß der Ursachen der Umwälzung die Spitze abzubrechen. Vor allem galten ihre Maßregeln den Klöstern, welche Anlaß zu abfälligen Kritiken und Angriffen gaben, weil sie in Bezug auf ihre produktive, gelehrte und sonstige Thätigkeit in Widerspruch mit den Ordensregeln gekommen waren und zugleich die Erfüllung ihrer socialen Pflichten vielfach außer Acht ließen, obschon ihnen der wachsende Großgrundbesitz mehr als früher auferlegte. Deßhalb verboten die erwähnten Erzbischöfe schon fast zwanzig Jahre vor dem Ausbruch der französischen Staatsrevolution die Vermehrung des klösterlichen Grundbesitzes, eine Anordnung, von der auch die Karthäuser betroffen wurden. Auch in anderer Beziehung wurden die größten Beschränkungen den Klöstern auferlegt, um der Vermehrung der Novizen, der Aufnahme von Unwürdigen, der Verschleppung des Vermögens u. s. w. vorzubeugen. Wir ersehen dieß aus den vorliegenden Urkunden der Karthäuser, die jedoch die Androhung, daß im Falle des Zuwiderhandelns die Güter in bestimmtem Umfange zum allgemeinen Besten des Volkes confiscirt werden sollten, ganz in der Ordnung gehalten zu haben scheinen. Ueberhaupt waren die Karthäuser auch ohne Anwendung von Zwangsmitteln oft genug bereit, ihr Vermögen im öffentlichen Interesse, sei es zu socialen, sei es zu politischen Zwecken hinzugeben. Als die Revolutionsarmeen ihren Einzug nach Deutschland hielten, waren Karthäuserklöster unter den ersten, die all ihre werthvolle bewegliche Habe, namentlich ihre kirchlichen Geräthe aus Gold und Silber den Landesfürsten zur Verfügung stellten, damit daraus Münzen geschlagen würden. Die Revolution war aber siegreich, und selbst die große Karthause bei Grenoble entging der Aufhebung nicht. Helyot gibt uns in seiner Geschichte der Mönchs- und Ritterorden von dieser nähere Angaben. Nach denselben zählte die Karthause vor der Aufhebung 55 Mönche, ebensoviele Brüder und an

150 Hausgenossen, das Einkommen betrug an 30 bis 60,000 Livres.

Das laufende Jahrhundert sah jedoch die Karthausen wenigstens in Frankreich zu neuem Leben erstehen und selbst die jüngste Klosteraufhebung verschonte ohne weiteres die große Karthause, welche mit ihren anderen Ansiedlungen in 12 Häusern 393 Mitglieder zählt. Die Staatsmänner der dritten Republik ließen sich dabei hauptsächlich durch ein wirthschaftspolitisches Motiv bestimmen. Die große Karthause beschäftigt nämlich zahlreiche Personen der Umgegend mit dem Suchen von Kräutern, aus welchen der feinste Liqueur, die Chartreuse bereitet wird. Dieses Getränke hat vornehmlich zur Ausbreitung und Erhaltung des Rufes der französischen Spirituosenfabrikate beigetragen, welche in der volkswirthschaftlichen Jahresrechnung schwer in's Gewicht fällt. Die Auswanderung der Karthäuser und die Verlegung ihrer Fabrikation nach einem anderen Lande hätte diese Rechnung gestört, abgesehen davon, daß die Einnahmen von jährlichen 400,000 Francs, welchen die Karthäuser aus dem Verkauf ihres Liqueurs erzielen, meistens zu Culturzwecken, Brücken-, Straßen- und Kirchenbauten und wohlthätigen Zwecken in der armen Umgebung ihres Stammsitzes verwendet werden. Frankreich verdankt auch sonst den Karthäusern noch einen großen Theil seines Nationalreichthums. Was haben sie nicht im rationellen Gemüsebau und der Obstbaumzucht geleistet, nicht zu vergessen ihrer Beiträge zur Kochkunst durch vorzügliche Bereitung der Fische und Gemüse, Conservirung des Obstes und anderer Gartenerzeugnisse. Wer Culturgeschichte genauer studirt hat, der weiß, daß auch diese Verdienste hoch anzuschlagen sind. Das Karthäuserobst erlangte einen Weltruf und von der Baumschule der Karthäuser in Paris wurden im vorigen Jahrhundert jährlich nach allen Richtungen die Setzlinge versandt, woraus ein Reineinkommen von 30,000 Livres erzielt wurde. Auf diesen soliden Grundlagen baute die französische Volkswirthschaft bis zum heutigen Tage weiter und zählt ihre

Einkünfte aus der Gemüse- und Obstbaumcultur wie überhaupt aus der Gärtnerei auf ungezählte Millionen. Auch andere Länder haben in dieser Beziehung den Karthäusern Vieles zu danken. Die Wohlhabenheit des Kantons Thurgau und der umliegenden schweizerischen Kantone, ja der ganzen Bodenseegegend ist mit auf die musterhafte Wirthschaft der Karthause Ittingen zurückzuführen, welche als der eigentliche Mittelpunkt der dort ungemein blühenden Obstcultur gelten darf. Aehnliches ist in der Rhein- und Maingegend wie in Oesterreich nachzuweisen. Wenn andere Klöster auf die Viehzucht und Käserei besondere Sorgfalt verwendeten und dadurch zur Erzielung schöner Rassen beitrugen, so namentlich einige großen Klöster der Schweiz, was freilich in keiner Culturgeschichte erwähnt wird, obwohl dies Land auf die Viehzucht und Käsebereitung seinen Nationalwohlstand begründet hat, so leisteten die Karthäuser entsprechend ihrer Lebensweise das größte in der Förderung der Gartenkunst. Ihre ganze Richtung zwang ihnen die Vertrautheit mit der Natur förmlich auf. In der Einsamkeit waren die Bäume, Sträuche und Pflanzen ihres Hausgartens ihre Freunde und Lieblinge, die unter ihrer Obhut wuchsen und gediehen, mit denen sie ihre Gedanken und Ideen austauschten, denn die Zweige, Blätter und Blumen reden eine gar eigene schöne und poetische Sprache. Der Verkehr mit der Natur zeitigte den Schönheitssinn der Karthäuser. Reiners erzählt uns in seiner Schrift über die Pflanzenwelt von dem wunderbaren geheizten Wintergarten des Dominikaners Albertus Magnus in Köln, indem dieser am Dreikönigstage 1249 dem durchreisenden deutschen König Wilhelm von Holland ein Fest gab. Wegen dieses Gartens kam Albertus in den Ruf eines Zauberers. Aber was zauberten erst die Karthäuser alles aus dem kalten Boden? Welche köstlichen Früchte und welche herrlichen Blumen? Schon im dreizehnten Jahrhundert blühten in ihren Gärten alle die seltenen Blüthen und Früchte, deren Samen in den vorhergehenden Kreuzzügen aus

dem Orient vermittelt worden waren. Die Gärten sind regelrecht abgetheilt, selbst die Gemüsebeete mit hübschen Pflanzen garnirt, Laubgänge, Weinlauben und Gitterwerke, Epheuranken, und Rosenhecken geben Schatten und daneben blühen künstlich geordnet in prächtiger Farbenmischung Blumen aller Art: Primeln, Aurikeln, Tausendschönchen, Stiefmütterchen, Schneeglöckchen, Nelken, Hyacinthen, Lilien und Rosen, zu denen später die Tulpen, Kaiserkronen und Karthäusernelken kamen. Blumen waren ihre Kinder und sie sproßten aus den Gräbern ihrer Genossen. Das Bild des Todes, welches ihren beim Austritt aus den Thüren der Anblick des in der Mitte des Klosters befindlichen Friedhofes bot, wurde in ein Bild des Lebens verwandelt. Der kalte Kreuzgang verwandelte sich unter der gestaltenden Hand der Mönche zu anmuthigen Arkaden. „Der von ihnen umschlossene Raum, in seinem Frieden und seinem Schutze, ungekränkt von den Stürmen des Wetters und der Welt, füllte sich mit dem üppigsten Grün der Bäume; Epheu, Wein, Rosen umschlangen die Säulen und füllten als Vorhang die Arkadenöffnungen, kaum durchdringlich für die Sonnenstrahlen, die in das Dämmerlicht der Wölbung hineinfielen". So schreibt Jakob von Falke in seinem Werke über den Garten und fährt bewegt fort: „Heute freilich, da die Klöster aufgehoben, die Mönche entfernt und im Aussterben begriffen, ist auch meist die Pflege verschwunden und mit der Pflege der Reiz der Vegetation. Die Stille ist geblieben, aber die Verödung eingezogen, und die Stätten, die vor wenigen Jahren noch in ihrem Frieden und in ihrer Ueppigkeit ein Bild von unsäglichem Reize gewährten, zeigen heute nur eine verwilderte, kahle Rasenfläche. Ein Glück noch, wenn man den Garten hat verwildern, Bogen und Gänge hat verfallen und zur umgrünten und umblühten Ruine hat werden lassen". Die berühmten Friedhöfe Italiens mit ihrem Gemisch von Bäumen, Sträuchen und Blumen, mit ihren Arkaden, Mosaiken, Säulen, Statuen und Kapellchen erinnern an die alten Klosterhöfe, die freilich troß ihrer

größeren Einfachheit mehr künstlerische Ordnung und liebevolle Pflege verriethen.

So verbanden die Mönche, vor allen die Karthäuser, die fromme Weihe mit freudvoller Empfindung, den Geist mit der Natur, die Einsiedelei mit der Welt, die Kunst mit dem Leben, das Angenehme mit dem Nützlichen. Wo sie sich niedergelassen, verstanden sie die von der Erde gebotenen Gaben zu verwerthen und ihr Heim wohnlich einzurichten. Wenn sie in der Wildniß der Chartreuse ihren Eifer den Kräutern zuwandten, welche der Wald und die Berge boten, so folgten sie unter dem blauen Himmel Italiens, an der Stätte, die ein großer Dichter zu sehen wünschte, um dann zu sterben, den unmittelbaren Eindrücken einer reichen Vegetation, für die ihr Sinn und Gemüth empfänglich waren. Strenge Asceten verurtheilen zwar die Pracht, welche die Karthause in Neapel entfaltete. Allein Landschaftsgärtner und Künstler sind entzückt, wenn sie das reizende Gemälde in ihrem Geiste erstehen lassen. Inmitten eines feenhaften Gartens steht das Kloster. Der weiße Marmor desselben gibt zu dem Grün der Palmen, dem Silber der Quellen, Wasserfälle und Brunnen, dem Bunt der blühenden Teppiche der schattigen Bäume und mancherlei Sträucher eine eigenthümlich malerische Abtönung. Die üppige Natur gab den Antrieb zur reichen Ausstattung des Klosters. Marmor und Jaspis bekleiden die Wände. Eine Menge Vasen, Fußgestelle, Friese, Bildsäulen, Statuen erzeugt eine künstlerische Mannigfaltigkeit, welche mit 60 weißen Säulen den großartigen Aufbau vollendet. Der Gang mündet auf eine Terrasse, welche die schönste Aussicht in Europa bietet. Die Wohnung des Priors, die Säle und die Kirche sind mit Gemälden und Kostbarkeiten aus Meisterhand verziert, die größten Summen wurden verwendet, um diese schönste Stätte der italienischen Erde mit allen Gaben aus dem Füllhorn der Kunst zu krönen.

Trotz der Gleichförmigkeit der Ordensregel, der Einfärbigkeit des weißen Kleides, der Einsamkeit des Lebens, der Ein=

tönigkeit der Nahrung zeichnete sich der Karthäuserorden durch eine Vielseitigkeit des Geistes aus, welche uns in Erstaunen setzt. Ueberall wissen sie dem Boden und Klima seine Eigenart abzugewinnen und sich dienstbar zu machen. Zwar führen sie allenthalben, wo sie ihre Häuschen errichtet und sich um ein Kloster gruppirt haben, die Feder, den Pinsel, Meißel oder Stift; oder sie sticken wundersame Kirchengewänder, fertigen heilige Gefässe oder geheimnißvolle mechanische Werke; oder sie durchforschen die große und kleine Welt, um den Stein der Weisen zu finden und rastlose Versuche für neue Entdeckungen zu machen; aber im übrigen richtet sich ihre Thätigkeit großentheils nach den Bedingungen ihrer Colonie. In der rauhen, aber an Kräutern reichen Gegend der Chartreuse verlegen sie sich mit Eifer auf die Untersuchung der Pflanzen, um aus deren Saft das gepriesene Lebenselixir des Mittelalters, das Oel aus dem Stein der Weisen, einen aromatischen Branntwein zu gewinnen. In Paris ist es die Obstbaumcultur, welcher sie ihre ungetheilte Sorge widmen. In der abgelegenen Karthause Grünau, in einem Seitenthale des Spessart gelegen, betrieben sie die Fischzucht im großen Stil. Bäche und Quellen wurden dazu meisterhaft verwendet. Durch eine Reihe von unterirdischen Kanälen und Verbindungen, durch ein System von Wasseradern und Wasserleitungen, Durchführung und Regelung der Zu- und Abflüsse waren sie für die verschiedensten Verhältnisse der Fischerei bedacht. Heute sind diese Einrichtungen zum Theil verschüttet, aber noch immer sind sehr praktisch angelegte Teiche vorhanden, größere und kleinere Bassins, in denen der Vorstand des unterfränkischen Fischereivereins eine künstliche Fischzuchtanstalt einrichtete. Der künstlichen Fischzucht wird in neuester Zeit mit Recht eine steigende Aufmerksamkeit zugewendet. Das Interessanteste dabei aber ist, daß diese Erfindung der Neuzeit schon von den Mönchen gekannt und insbesondere von den Karthäusern geübt wurde. Erst vor nicht langer Zeit machte man die überraschende Entdeckung, daß die neue Erfindung nur eine ver-

schollene Kenntniß und Uebung der Mönche war, die gleich anderen Hantirungen und Künsten der Klöster in Vergessenheit gerathen war. (Man vergleiche in dieser Beziehung den Traité de pisciculture par Koltz.) Gerade diese Thätigkeit der Karthäuser und der Klöster überhaupt könnte, wenn sie in gehörige Erwägung gezogen würde, heute für weite Bevölkerungsschichten ungemein nützlich und segenbringend werden. In solchen Gegenden, wo die landwirthschaftliche Produktion unter dem Drucke der Concurrenz oder anderer Umstände schwer leidet oder auch in solchen Bezirken, wo die Bodenverhältnisse sich zu keiner höheren und ertragreichen Cultur eignen, könnte bei einigermaßen günstigem Wasservorrath die Anlage von Fischwassern und Teichen und unter Anwendung der künstlichen Zucht für den Erwerb zahlreicher Gemeinden und Familien wie für den allgemeinen Volkswohlstand und Volksernährung von der allergrößten Wichtigkeit werden. Das Mittelalter war uns hierin weit voran, und nur wegen der Unbekanntschaft mit demselben nimmt es uns Wunder, daß damals die besten Fische eine gewöhnliche Dienstbotenkost sein konnten.

Bedarf es noch weiterer Beweise, daß die Mönche der Volkswirthschaft und Cultur den besten Dienst geleistet haben? Aber wo wird dieß anerkannt? Wo ausführlich beschrieben? An welcher Hochschule eingehend gelehrt? Flüchtig, nur im Vorbeigehen, oft nur um mißliebige Kritiken daran zu knüpfen, wird die wirthschaftliche Thätigkeit der Mönche gestreift. Der beschränkten Auffassung und Kenntniß der herrschenden Philologie entsprechend wird nur immer wieder der Schreibthätigkeit der Mönche Erwähnung gethan, wohl nur darum, weil durch dieselbe die fast einzige Unterlage des Wissens der dominirenden Schulbureaukratie, die alte römisch-griechische Literatur, auf die Nachwelt übermittelt wurde. Es ist beinahe ein Wunder, daß die moderne Technik so Großes vollbringen konnte; und gewiß konnte sie dieß nur, weil deren große Meister aus dem Volke hervorgegangen und nicht auf

irgend einem Gymnasium oder Hochschule verbildet worden waren. Und selbst die Technik könnte noch manches von den alten Klöstern lernen. Wir wollen hier nicht mehr von den gewerblichen und künstlichen Leistungen derselben sprechen, von ihrer grundlegenden Thätigkeit für das Handwerk und die Baukunst des Mittelalters, von den vielen Straßen und Brücken, auch nicht von den Entsumpfungen, Be- und Entwässerungen und sonstigen unzähligen Meliorationen des Bodens und Culturarbeiten reden. Nur eine Thatsache sei uns hervorzuheben gestattet. Sie wird uns erzählt in einer Abhandlung über Flußregulirung, welche der schweizerische Landwehrhauptmann Karl Bürkli in Zürich im Interesse seines Landes herausgegeben hat. Der Verfasser rechnet darin aus, wie viele Millionen die Schweiz jährlich an das Ausland bloß für Kohlen zu Industriezwecken bezahlen muß, wie viele Millionen jährlich die entfesselten Wasser des Gebirges und die ungenügenden Flußregulirungen verschlingen, und wie viele Millionen an Geld und wie viele Zehn- und Hunderttausende von Pferdekräften erspart werden könnten, wenn die berühmten schweizerischen Techniker der Neuzeit das Beispiel des Klosters Interlaken befolgt hätten. Und dieses Beispiel wurde bereits im Jahre 1257 gegeben! Damals, schreibt Bürkli, sann das Kloster darüber nach, wie der aus Grindelwald und Lauterbrunnen hie und da verheerend hervorbrechende Gletscherstrom, Lütschinen genannt, unschädlich gemacht werden könnte, und kam zu dem Entschlusse, dieses Wildwasser, das ehemals oberhalb Unterseen in die Aare sich ergoß, durch einen dreiviertel Stunden langen Kanal in den Brienzersee abzuleiten und dann durch Säuberung des Aarbettes von Geschiebe den Wasserspiegel des Sees tiefer zu legen. Ehemals wurde das Flußbett der Aare mit Geschiebe und Geröll gefüllt und erhöht; der See wurde dadurch gestaut und dessen Wasserspiegel immer höher, was die umliegenden schönen Gründe verheerte und versumpfte. Aus dem Krankheitsherde gestalteten die Mönche durch ein für die damalige Zeit kolossales

Werk eine reizende Flur. So vor sechshundert Jahren. Und in der Neuzeit haben die Trappisten das alte Kloster Tre Fontane bei Rom, das wegen Ungesundheit verlassen war, neu bezogen, den blauen Gummibaum angepflanzt, die Gegend von Fiebern befreit und bewohnbar gemacht; mehrere der Mönche erlagen bei dieser Arbeit. Auch in andern Ländern haben die Trappisten ihre Niederlassungen regelmäßig in Landstrichen errichtet, die wegen Unfruchtbarkeit, gebirgiger Beschaffenheit oder Sumpffieber jedem Anbauversuch Trotz geboten hatten. In Vallée des Dombes in Frankreich sind mehrere Trappisten bei der Cultivirung des Landes zu Grunde gegangen, aber das Fieber ist verscheucht. Oder die Trappisten gingen als Pioniere der Civilisation nach Bosnien oder, wie jüngst erst, nach dem südlichen Afrika, wie einst die Benediktiner und Basilianer die Cultur in die germanischen und slavischen Lande getragen haben.

Jahrhunderte lang hat man sich förmlich Mühe gegeben, diese Summe von Verdiensten um die Cultur und den Fortschritt der Menschheit zu vergessen, zu verzerren, todtzuschweigen oder todtzumachen. Und so konnten die Politiker der Revolution — sie hatten es nicht anders gelernt — mit bestimmter Entschiedenheit sagen: „Wir haben nun den gesunden Menschenverstand und können deßhalb ein Mönchsinstitut wie das der Karthäuser um keinen Preis mehr stützen; dasselbe, vielleicht bei seiner Einführung nützlich, ist zum morschen, überflüssigen Gerüste herabgesunken, dessen wir nicht mehr bedürfen. Also fort damit!" Nun, die Karthause hat noch drei weitere Revolutionen überlebt und selbst die Republik hat vor ihrer Schwelle Halt gemacht, nicht weil sie bloß durch ihr Alter ehrwürdig, sondern auch durch ihre Thätigkeit dem Lande und Volke nützlich ist. Die wirthschaftspolitische Nothwendigkeit hat zu dieser Anerkennung gezwungen. Die Karthäuser selbst haben nicht den Ehrgeiz besessen, das was sie sozusagen als selbstverständliche Aufgabe betrachteten, der Nachwelt durch genaue Aufzeichnungen zu beschrei-

ben und so das Andenken an den Ruhm ihres Wirkens zu erhalten. „Sie haben nicht“, wie Görres sagte, „die Heerpauken vor sich schlagen lassen und, wenn sie ihr Bestes gethan, haben sie sich noch allezeit für unnütze Knechte gehalten. Sie haben ihr Lob nicht mit breiten Backen aufgeblasen, noch ihre Namen an den Wänden in großer Fraktur eingegraben.“ Selbst die heutigen katholischen Schriftsteller haben die Geschichte der Klöster bisher nur im allgemeinen oder nur einzelne Seiten derselben genauer behandelt. Die wirthschaftliche Thätigkeit derselben, mit deren Vorführung man der heutigen Welt am meisten imponiren kann, wurde noch lange nicht genügend erörtert, so daß wir auch von den Karthäusern nur ein unvollständiges Bild ihres Strebens und Schaffens zu geben vermögen. Aber selbst dieses unvollständige Bild reicht hin, um uns eine bessere Vorstellung von dem Wirken eines Ordens machen zu können, der trotz seines Verschwindens vom deutschen Boden noch überall die Spuren seines wohlthätigen Wirkens zeigt. Die Ruinen der deutschen Karthausen sind die Meilenzeiger auf dem Jahrhunderte langen Wege der Entwicklung, die das deutsche Volk durch die Blüthe zum Verfall und wieder zu neuem nationalen Leben erwachen ließ. Und es ist nicht zufällig, daß jetzt die Deutschen nicht bloß den siegreichen Feldherrn des neuen deutschen Reiches, sondern auch den siegreichen Vertretern des alten deutschen Geistes Denkmäler setzen. Wir haben durch ein solches Albertus Magnus geehrt, wir errichten dem „großen Schweiger“ Moltke Standbilder; ehren wir nun auch die Erinnerung an die „großen Schweiger“, welche ihr Bestes für die Cultur des deutschen Volkes und der Menschheit gethan haben. Was ein bescheidener Schriftsteller zur Abstattung dieser Ehrenpflicht beitragen kann, das sei hiemit gegeben!

Anton Memminger.

V.

Zeitläufe.

Das bayerische Verhängniß und sein tragischer Abschluß.

Am 21. Juni 1886.

Das bayerische Volk hat bis jetzt keinen „schwarzen Tag" gehabt. Jetzt hat es ihn. Als die entsetzliche Kunde vom 14. Juni sich verbreitete, ging ein Zittern des tiefsten Wehe's durch das Land; man hat starke Männer wie Kinder weinen sehen. Und doch lag etwas Versöhnendes in dem schaurigen Finale gegenüber den vorhergegangenen Scenen von Neu-Schwanstein.

Wer weiß, welch' zauberische Gestalten ihm aus der Tiefe des See's winkend und lockend entgegenblickten? Sie mögen ihm längst heimisch geworden seyn, diese Erscheinungen vor dem schwärmerischen Blicke, wenn er auf den nächtlichen Fahrten gespensterhaft durch die Bergesstille dort oben dahinsauste. Wenn er dagegen aus der Nacht des Wahnsinns zu lichten Augenblicken erwachte und seine Lage in ihrer ganzen Schrecklichkeit erkannte: Er, der Mann des hochgetragensten Selbstbewußtseyns und des überschwenglichen Souveränetätsgefühls, lebendig-todt erklärt, unter Aufsicht von Irrenärzten, umgeben von Irrenwärtern, verlassen, „verrathen", wie er gesagt haben würde, von denen, die er mit Gnaden überhäuft, mit Reichthümern überschüttet hatte: man wird sich sagen

müssen, das was jetzt geschehen ist, hätte früher oder später geschehen müssen so oder so. Das Land aber wäre vielleicht lange Jahre mit dem hohen Leidenden auf der Folter gelegen; jetzt weint es den Schmerz aufeinmal aus über sein namenloses Unglück.

Während einer zweiundzwanzigjährigen Regierung hat der König nur den geringsten Theil seines Landes kennen gelernt und nur ein kleiner Theil des Volkes hat ihn von Angesicht gesehen. Das war man in Bayern von seinen leutseligen Ahnen her am wenigsten gewohnt. Aber das Volk blieb seinem Könige doch in treuer Anhänglichkeit ergeben, obwohl man bald nirgends mehr das klagende Wort vernahm: „Wenn das der König wüßte!", und obwohl kaum mehr ein sich beschwert fühlender Unterthan die Reise antrat zum „Fußfall vor dem König", der sonst dem Bedrängten als die letzte sichere Zuflucht erschien. Nur einmal: wenn er sich dem Volke gezeigt hätte, der Jubel hätte vielleicht doch noch wie ein Sonnenaufgang die giftigen Nebel zerstreut, die seinen Geist zu umnachten begannen.

Aber gerade das Geheimniß, in dem er sein Daseyn beflissentlich versteckte, hat, als die Katastrophe eintrat, die abentheuerlichsten Gerüchte glaubhaft gemacht und vielfach einen Sturm des Mißtrauens erregt. Daß der König geisteskrank sei, wurde als lügenhafter Vorwand für einen schlau ersonnenen Staatsstreich angesehen, und absichtlich sollte er bei Seite geschafft worden seyn. Leider war die Wahnsinns-Erklärung nur zu begründet. Seit Jahren schwirrten nicht nur die unheimlichsten Gerüchte, sondern Angaben über bestimmte Thatsachen bezüglich der Vorgänge an den Hoflagern durch das Land, und noch viel mehr wußte man im Auslande, so daß einem ehrlichen Bayer das Reisen verleidet werden konnte, weil er auf Schritt und Tritt die Geschichten von der „Tollheit" seines Königs hören mußte. Nicht darüber ist denjenigen, welchen die Pflicht oblag, zu den Dingen zu sehen, irgend ein Vorwurf zu machen, daß sie endlich die

Regierungsunfähigkeit erklärten; wohl aber darüber, daß sie der schrecklichen Entwicklung seit Jahren ruhig zuschauten, ohne jemals den gebotenen Ernst vorzukehren und die Würde eines verantwortlichen Staatsministeriums zu wahren.

Wer das Glück gehabt hat, König Ludwig II. in den ersten Jahren seiner Regierungszeit zu nahen, dem wird die imposante Erscheinung des bildschönen jungen Mannes unvergeßlich seyn; er wird aber auch nicht glauben können, daß der hohe Herr für wohlmeinende Warnungen taub gewesen wäre, wenn der entsprechende Nachdruck sie begleitet hätte. Der Anfang des jungen Herrschers hat ja auch wirklich alles Gute versprochen. Er kannte die Fehler in der Regierungsweise seines Vorgängers und suchte sie gutzumachen. So hat er alsbald regelmäßige Conferenzen mit den Ministern eingeführt, und dadurch das bis dahin allmächtige Kabinetssekretariat unschädlich zu machen angefangen. Herr von Lutz war damals Chef des geheimen Kabinets Sr. Majestät. Als er aber am 1. Oktober 1867 in das Ministerium Hohenlohe eintrat, wurde die Regel schon wieder zur Ausnahme. Allmählig verkehrte der König wieder ausschließlich mit dem Kabinetssekretär; der persönliche Verkehr mit den Ministern beschränkte sich Jahre lang darauf, daß sie alljährlich einmal zur Hoftafel geladen wurden nebst vielen anderen Gästen. Die Befehle empfingen sie schriftlich oder mündlich durch den Kabinetssekretär. In der letzten Zeit verkehrte der König auch mit dem Kabinetssekretär nicht mehr persönlich; derselbe erhielt die königlichen Aufträge mündlich durch Lakaien oder Reitknechte, und beförderte dieselben unter Angabe des Ueberbringers weiter in das Ministerium. Ist aber von dieser Seite jemals ein energischer Versuch gegen eine solche des verantwortlichen Ministeriums unwürdige Behandlung gemacht worden, selbstverständlich unter Riskirung des Portefeuilles?

Unter König Max hatte sich die herrschende liberale Partei die Kabinetswirthschaft ruhig gefallen lassen, zugestandenermaßen aus dem Grunde, weil man wußte, daß die Krone

durch die nächste beste constitutionelle Consequenzmacherei kopfscheu gemacht und so der Bestand der liberalen Errungenschaften gefährdet werden könnte.[1]) Um eine solche Gefahr konnte es sich längst nicht mehr handeln, dafür garantirte Preußen. Nur um persönliche Errungenschaften hätte es sich gehandelt bei einem ernstlichen Versuche, den mehr und mehr in sich versinkenden Souverän zur Besinnung zu bringen. Als der Skandal mit den Schulden der Kabinetskasse himmelschreiend geworden war, ist zwar amtlich erklärt worden, daß das Ministerium schon im Jahre 1884 die ernstesten Vorstellungen an Se. Majestät gerichtet habe. Aber die königliche Abweisung: „Man mische sich nicht in Meine Privat-Angelegenheiten“, war von dem entsprechenden Schritte des Ministeriums nicht begleitet; die Portefeuilles wurden nicht zur Verfügung gestellt, und unmittelbar vorher war Herr von Lutz durch ein Handschreiben Sr. Majestät beglückt worden, welches ihn in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs erhob.

Uebrigens kamen die ministeriellen Vorstellungen von 1884 schon viel zu spät. Denn erstens datirte das riesige Anwachsen der Schulden bei der Kabinetskasse schon aus dem Jahre 1879. Damals nahm der langjährige Hofsekretär Herr von Düfflipp, in dessen Händen die königlichen Finanzen, trotz der enormen Summen, welche allein schon die Freundschaft mit Richard Wagner verschlungen hatte, gut aufgehoben waren, seine Entlassung. Er wollte die Verantwortung für die ausschweifenden Baupläne auf Herrenchiemsee nicht übernehmen. „Majestät! es reicht nicht“, sagte er. In einem der Anfälle furchtbaren Zornes, welchen der König ausgesetzt war, erfolgte die Antwort: „Was! es reicht nicht? Der König muß immer Geld haben“. Jener erste Schritt des Ministeriums kam aber zweitens auch deßhalb viel zu spät, weil das schließliche Gutachten der Irrenärzte von der

1) „Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern“. Erlangen. Vom 13. Januar 1866.

krankheit des Königs („Verrücktheit") bestimmt behauptet: daß sie „eine schon sehr lange, über eine größere Reihe von Jahren sich erstreckende Dauer" habe, also im Jahre 1884 jedenfalls schon sehr weit vorgerückt war.

Trotzdem hat Freiherr von Lutz noch den königlichen Auftrag übernommen, beim Landtag die Garantie für ein Anleihen der Civilliste von 20 Millionen zur Deckung der Schulden und zum Ausbau der angefangenen Schloßbauten zu bewirken. Am 16. April d. Js. that der Minister die ersten, zunächst vertraulichen, Schritte bei hervorragenden Mitgliedern beider Kammern. Das konnte er doch nur thun in der Annahme, daß die Krisis überwunden wäre, sobald nur die Geldverlegenheit des Königs beseitigt sei; und diese Annahme scheint auch von den liberalen Vertretern getheilt worden zu seyn. Bloß sechs Wochen darauf wurde der unglückliche Monarch für regierungsunfähig wegen Geisteskrankheit erklärt und suchte seinen Tod in den Wellen des Starnberger See's. Das sind allerdings unglaubliche Dinge, für den gewöhnlichen Menschenverstand nicht leicht zu fassen.

Man muß fast sagen: es wohnten zwei grundverschiedene Persönlichkeiten in König Ludwig II. Einerseits eine hohe Begabung mit bezaubernder Liebenswürdigkeit und Gutherzigkeit, andererseits der grimmige Sinn eines Herrschers aus der römischen Cäsarenzeit.[1]) Aehnlich schildert der neueste Biograph des Kaisers Paul I. von Rußland die zwei widerstreitenden Seelen in diesem unglücklichen Herrscher: „Wie in dem Rom der Cäsarenzeit, so wurde in dem Petersburg Paul's I. die Masse der Bevölkerung von den Launen des zwischen Güte und wahnwitzigem Jähzorn hin und herschwankenden geisteskranken Herrschers nur in Ausnahmefällen berührt, während die denselben umgebende Aristokratie Jahre lang aus dem Zittern nicht herauskam."[2]) Nur bestand hier

1) Auch die Münchener „Allg. Zeitung" in ihrem Nekrolog vom 16. Juni kommt auf diese Vergleichung.

2) Fr. Bienemann: „Aus den Tagen Kaiser Pauls". Leipzig, 1886.

der Unterschied, daß König Ludwig eine aristokratische Umgebung nicht hatte, selbst den Mitgliedern des königlichen Hauses möglichst aus dem Wege ging und insbesondere die Frauengesellschaft mied; mit Leuten aus dem Volke aber kam auch er, wenn überhaupt, nur leutselig in Berührung.

Von der Einen Seite der königlichen Umgebung sagt sein greiser, ihm bis in den Tod ergebener Leibchirurg[1]): „An seinen Excentricitäten sind jene Schuld, die seit Jahren seine Umgebung bildeten: die feilen, egoistischen, verlogenen Bedientenseelen, die ihn in seinen Phantasien bestärkten, alle seine Wünsche als ausführbar bezeichneten, ihn in die leidenschaftliche Bethätigung seiner Passionen hineinhetzten und, während sie ihn zu enormen Ausgaben verleiteten, ihn auf's Empörendste ausbeuteten". Mit diesen Hyänen der Kabinetskasse meint der Herr Leibarzt natürlich nicht die andere Seite der Umgebung, die seit Jahren vielgenannten „Reitknechte" und in der letzten Zeit die zum Dienste bei Sr. Majestät befohlenen Soldaten, und zwar letztere mit Vorliebe von den grünen Reitern.

Im Jahre 1869 am 5. Oktober, also kurz vor den damaligen Kammer-Neuwahlen, wurde aus München an die Wiener „Neue Freie Presse" geschrieben: „Es kann nicht mehr geläugnet werden, daß die ultramontane Partei in Bayern an Boden zu gewinnen droht. Als Symptome dieser akuten Krankheit des Landes bezeichnen wir nicht nur den unerhörten Uebermuth, mit welchem die Partei ihre Interessen vertritt und ihre Feinde angreift, sondern auch die von ihr ausgehende Wiederbelebung von perfiden Gerüchten, denen zufolge eine hohe Person des Landes an partiellem Wahnsinn leiden soll". Eine perfide Verläumdung! Wenn solche Ge-

---

1) Herr Dr. Schleiß von Löwenfeld stellte die Geisteskrankheit des Königs anfänglich entschieden in Abrede. S. aus der Wiener „Presse" die Münchener „Allg. Zeitung" vom 16. Juni d. Js. — Angesichts des Sektionsbefundes nahm er seine Behauptung zurück.

richte existirten, so gingen sie von ganz anderen Kreisen aus, und stützten sich insbesondere auf eine von den Feinden Richard Wagners colportirte Aeußerung des damaligen Irrenhaus-Direktors Dr. Solbrig, dahin gehend: der eigenthümliche Blick des Königs mache ihm Sorge, und diese seine Befürchtung werde durch das intime Verhältniß mit dem excentrischen Zukunftsmusiker gesteigert.

Damals handelte es sich noch um „großdeutsch oder kleindeutsch", um „bayerisch- oder preußisch-gesinnt". Die sogenannte ultramontane Partei blickte mit vollem Vertrauen zum Throne auf; sie hätte selbst verrückt seyn müssen, um dem mit Stolz und Freude auf seinen jungen König blickenden Volke mit derartigen Gerüchten kommen zu wollen. Nein, diese Partei hat sich vielmehr nur zu lange dem Irrthume hingegeben, als wenn sie an allerhöchster Stelle auf eine vorurtheilslose Würdigung rechnen dürfe, und als wenn ihr der Appell an die Krone nach constitutionellem Rechte nicht von vorneherein als freche Anmaßung ausgelegt werden würde. Es hat die bittere Erfahrung langer Jahre dazu gehört, bis sie endlich an den „undiskutirbaren Punkt" glauben lernte und aufhörte, Adressen gegen den Herrn von Lutz zur Beantwortung durch den Herrn von Lutz zu beschließen. Der König hatte faktisch bereits aufgehört zu regieren; über Bayern herrschte eine „Ministerrepublik" oder besser auf Deutsch gesagt: eine Dienstboten-Herrschaft, die vor jeder Störung sicher war, wenn sie nur den Privatliebhabereien des Königs sich unbedingt anbequemte.

Man muß in Bezug auf die ersten sieben Jahre seiner Regierung zugeben, daß der bedauernswerthe Monarch geradezu in's Unglück hineingeboren wurde. Kaum zu reifen Jünglingsjahren gelangt, die der Hut und des Schutzes nur allzusehr bedurft hätten, wurde er plötzlich in den Vollbesitz königlicher Macht gesetzt. Und das war die Zeit, in welcher politische Entscheidungen von der größten Tragweite unmittelbar bevorstanden, die Zeit wo es sich um Seyn oder Nicht-

seyn des alten Bayernlandes handelte. Die Tradition seines Hauses war in ihm lebendiger als je; aber in jeder schweren Krisis war er der Geschlagene. Er that, was er nicht thun wollte, bis er die Hände ganz in den Schooß legte und den Dingen ihren Lauf ließ.

In dem Nekrolog der „Allgemeinen Zeitung" ist von der „unseligen Triasidee von der Pfordtens" die Rede. Diese Idee führte allerdings zu der Schaukelpolitik, welche bei Sadowa ihr unrühmliches Ende nahm[1]). Aber sie war die ureigene Idee des Vaters wie des Sohnes auf dem bayerischen Throne. Der Minister sprach aus ihrem Herzen, als er in der Kammer unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs schluchzend erklärte: „Aus einem allgemeinen Schiffbruch würden wir jedenfalls die Selbstständigkeit Bayerns retten". Und es war ihre Idee, als er am Tage vor der Kriegserklärung dem österreichischen Legationsrath von Zwierzina erklärte: „Täuschen Sie sich nicht: wenn wir siegen, so darf Preußen kein Dorf verlieren; wir haben von Oesterreich nicht weniger zu fürchten als von Preußen".

Preußen gewann durch seinen Sieg unter Anderm die geheimen Bündnißverträge; auf dem Throne aber gab es kein verhaßteres Wort als „Preußen". Nichtsdestoweniger erhielt Pfordten am 29. Dezember 1866 seine Entlassung und trat Fürst Hohenlohe an seine Stelle[2]). Wie verstand der König

1) Diese „Blätter" standen unter den großdeutschen Organen fast allein mit ihren Warnungen vor der brüchigen Schaukel.

2) Ein Jahr vorher war der Minister von Neumayr ausgeschieden. Ein von Hohn und Haß triefender Artikel der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 21. November 1865 bemerkte über diesen „wichtigen Wendepunkt im bayerischen Staatsleben" Folgendes: „Das Ministerium Neumayr war bekanntlich dasselbe, in dessen Berufung der verstorbene König in einem verhängnißvollen Augenblick den Friedensbund mit seinem Volke schloß. ‚Ich will Friede haben mit meinem Volke'. Das berühmte Wort wurde damals an den neuen Minister des Innern gerichtet, und der edle Fürst täuschte sich nicht in seiner Erwartung; Friede

liche Maßregel, welche auch den liberalen Großdeutschen einen Todesschrecken einjagte? Heute darf man es wohl sagen. Im Januar 1870 begann in der Kammer die bekannte Adreßdebatte, nachdem die Neuwahlen der Opposition zur Mehrheit verholfen hatten. Die erste Kammer war mit einem Mißtrauensvotum vorangeeilt. Der König war darüber so empört, daß Prinz Otto wegen seiner Abstimmung einen Verweis erhielt, den übrigen Prinzen zeitweilig der Hof verboten wurde. Bald darauf fand die Vorstellung des Kammerdirektoriums beim Hofballe statt; es war das vorletzte Mal, später ist der König nie mehr in persönliche Berührung mit dem Landtag gekommen. Dem Direktorium gehörte auch der damalige Adreßreferent an, und diesem sagte der König: „Nun, Sie wollen mir meine Minister nehmen; das geht nicht an. Ich weiß, Sie wollen vor Allem den Hohenlohe nicht, weil er preußisch-gesinnt sei; ja, er war preußisch-gesinnt; aber er hat sich bekehrt, er ist es nicht mehr".

In der Thronrede vom 17. Januar 1870, der letzten, die man in Bayern gehört hat, war die „Wiederherstellung einer nationalen Verbindung" strenge unter die Bedingung gestellt, daß „die Selbstständigkeit Bayerns nicht gefährdet werde". Allerdings: der Minister konnte das Ausmaß dieser Selbstständigkeit sehr viel anders verstehen als der König. Sicher dachte aber der König nicht daran, sich um Preußen den Beinamen „Ludwig der Deutsche" zu verdienen. Dahin ging sein Sinn weder in der Periode des ritterlichen Schwanencultus, noch später, als der französische „Sonnenkönig" Lud-

---

ward ihm, bis er zum ewigen Frieden einging. Seitdem hat sich im Verlaufe weniger Jahre Vieles geändert. Die politische Lage ist eine völlig andere geworden; und heute, nachdem sich im Laufe der Zeit das Ministerium Neumayr allmählig abgebröckelt hatte, sinkt auch sein Grundpfeiler dahin. Nur noch Eine Säule steht, aber auch diese ist morsch und kann fallen über Nacht." Warum denn? „Dieses Ministerium hatte einen Fehler, der in Zeiten wie die unsrigen fast alle seine Tugenden aufwog: es ermangelte der nationalen Tendenz!"

wig XIV. sein Ideal war. In dieser Richtung, nicht nur des Geschmacks, dürfte auch die Erklärung für die ungeheuerliche Thatsache zu suchen seyn, daß man auf der Suche nach einem zweiten Darlehen für die Kabinetskasse schließlich an die Prinzen von Orleans gerieth, und dafür die bayerische Allianz in dem nächsten Kriege gegen Preußen anbot. Die Rheinbunds-Idee scheint nur an der Einen Stelle noch nicht ausgestorben gewesen zu seyn.

Fürst Hohenlohe an der Spitze des vermeintlich solidarischen Ministeriums erhielt, trotz der Intervention auf dem Hofball, sein Mißtrauensvotum, und that, was der constitutionelle Anstand ihm zu fordern schien: er bat um seine Entlassung. Der König verweigerte seine Genehmigung, und erst auf wiederholtes Andringen des Fürsten erhielt er seine Entlassung. Der König berief den Grafen Bray, Gesandten in Wien. Aber nun folgte noch ein Nachspiel. Freunde des Grafen legten ihm nahe, daß er sich gegen den überwiegenden Einfluß des Herrn von Lutz im Ministerium nicht würde halten können, wenn er nicht eine verläßige Stütze zur Seite hätte; er solle also die Bedingung stellen, daß er für Eines der beiden Portefeuille's, welche damals Herr von Lutz führte, sei es das der Justiz oder das erledigte für den Cultus, einen Mann seiner Wahl benennen dürfe. Dieser wäre der damalige Kammerpräsident und Führer der Mehrheit auf der Rechten, Herr von Weis, gewesen. Der Herr Graf that demalso, kam aber beim König sehr übel an. Unter einer Fluth von Verwünschungen gegen die Kammermehrheit erhielt er Bedenkzeit bis andern Morgens 9 Uhr; der Kabinetssekretär von E. würde dann anfragen, und laute die Antwort nicht auf bedingungslose Annahme, so könne der Herr Graf desselben Tags nach Wien zurückreisen. Die Antwort lautete nach Wunsch; Graf Bray ging als garde-dame mit nach Versailles, und kehrte nach Wien zurück, als die Sache gemacht war.

War nun der König persönlich mit Preußen ausgesöhnt?

Als die siegreichen Truppen mit dem preußischen Kronprinzen an der Spitze in München einrückten und König Ludwig nicht umhin konnte, bis zum Siegesthor entgegenzureiten, da wußte man nur von dem heftigen Widerwillen zu erzählen, der ihn gegen den „Vasallenritt“ beseelte und den er auch gar nicht zu verbergen vermochte. Meines Erinnerns hat er sich nur einmal bewegen lassen, dem deutschen Kaiser auf seinen Fahrten durch Bayern zu begegnen. Ein anderes Mal ist er förmlich vor dem Besuch geflohen, und seitdem den preußischen Herrschaften so ängstlich aus dem Wege gegangen, daß auch der mehrgenannte Nekrolog bemerkt: in seinem persönlichen Gesinnungsausdrucke gegen Preußen und das Hohenzollern'sche Kaiserhaus habe der König allmählig auch die mäßigsten Wünsche unbefriedigt gelassen. Dagegen hat er mehrmals die Kaiserin von Oesterreich und die Prinzessin Gisela in der liebenswürdigsten Weise empfangen und in seinem zauberischen Wintergarten bewirthet. Es waren die letzten Akte königlicher Gastfreundschaft gegen fürstliche Herrschaften.

So zeigt sich in der ersten Periode der Regierungszeit des Königs immer wieder die Erscheinung, daß er that, was er nicht thun wollte, und dann unter der Logik der Thatsachen schwer zu leiden hatte. Wenn aus einem solchen innerlich widerspruchsvollen Wesen sich zunächst ein Seelenleiden entwickelte, welches sich bis zum ausgeprägten Verfolgungswahn steigerte, so ist dieß nicht zu verwundern; und wenn noch andere Ursachen der geistigen Umnachtung vorhanden waren, so ist die Complikation in dem unheilbaren Leiden des Königs erklärlich.

Leider hatte der unglückliche Fürst auch keinen Halt an einer festen religiösen Ueberzeugung. Was davon aus der Jugendzeit etwa noch vorhanden war, ist durch die Schwärmerei für R. Wagner und dessen sinnlich-lüsterne Kunst wohl völlig verschwunden. Der König hatte seit vielen Jahren kein öffentliches Gotteshaus von innen gesehen; selbst den jährlichen

Exequien für den königlichen Vater wohnte er niemals mehr bei. Wer seinen Haß gegen die sogenannten Ultramontanen ausbeuten wollte gegen die katholische Kirche als solche, ihre Anliegen und ihre Vertreter, ging niemals fehl. Fürst Hohenlohe konnte sich in der Concilsfrage Alles erlauben, der Cultusminister in Sachen der Kirchenpolizei, der Schule, der „Altkatholiken“ und in persönlichen Fragen ebenfalls.

Während der sogenannte „Bischof“ Reinkens seine Funktionen ungehindert durch ganz Bayern ausüben durfte, erhielt der selige Bischof Haneberg von Speyer einen öffentlichen Verweis wegen der Wallfahrtspredigt eines nichtbayerischen Geistlichen. Diesem herrlichen Manne, der zum König selbst in dessen früher Jugend und stets zu allen Mitgliedern des königlichen Hauses in engen Beziehungen stand, wurde das „königliche Mißfallen“ demonstrativ ausgedrückt, weil er zum Jubiläum in Oggersheim einen „ausländischen Geistlichen“, den Bischof Ketteler von Mainz, als Festprediger eingeladen hatte, ohne kirchenpolizeiliche Erlaubniß nachzusuchen. Direkt vom König und ohne ministerielles Zuthun sei dieß geschehen, so wurde verkündet. Geglaubt hat es schon damals, vor eilf Jahren, schwerlich Jemand.

Daß das arme Bayerland so lange keinen wirklich und parteilos regierenden König hatte, mußte nothwendig die Parteiverhältnisse im Lande verwildern. Seit einem Decennium regierte die liberale Partei gegen die entschiedene Mehrheit der Bevölkerung; ein versöhnender Ausgleich hätte nur von der über den Parteien stehenden Krone versucht werden können. Aber an ihre Stelle war die Dienstboten-Herrschaft getreten, die andrerseits wieder das Interesse der liberalen Partei verfolgte. In keinem Lande der Welt hätte ein solcher Zustand so lange andauern können. Hätte die liberale Minderheit, geschweige denn eine liberale Mehrheit, ein gegnerisches Ministerium vor sich gehabt, es wäre unmöglich gewesen, daß die Kammer zwei Sessionen hindurch sechs bis acht Monate lang dagesessen wäre und sich angestellt hätte, als ob Niemand

n den traurigen Dingen wisse, die doch für alle Welt ein
liches Geheimniß waren. Um die „Patrioten" aber hat
r unglückliche König diese Ergebung wahrlich nicht verdient,
nd es war vorauszusehen, daß zuletzt die Vorwürfe nicht
ben würden. Auch die Minister können mit einem
ssen Rechte fragen: warum denn die Volksvertretung erst
ei zwei lange Sessionen hindurch taub und stumm dagesessen
, während es an ihr gewesen wäre, den Schleier zu lüften?

Der König war noch nicht in der Gruft seiner Ahnen
tattet, so erhob die liberale Presse sich bereits zu scham-
sen Zumuthungen an den Prinzregenten. Die Wahl seiner
äthe nach freiem Ermessen wurde ihm geradezu abgesprochen
nd ihm die Verpflichtung auferlegt, das Ministerium des
herrn von Lutz gleichsam testamentarisch sine beneficio in-
ventarii zu übernehmen und als eisernen Bestand der Regent-
schaft zu conserviren.

S. K. Hoheit Prinz Luitpold hat das ganze Elend der
rflossenen Regierungsperiode offenen Auges miterlebt und
lbst darunter gelitten. Er ist ein einsichtsvoller Herr vom
dlichsten Willen; man darf seinen Entschließungen mit dem
ößten Vertrauen entgegensehen, und vor Allem hat das ganze
and es mit dem innigsten Danke anzuerkennen, daß er, auf
e verdiente Ruhe des Alters verzichtend, eine so schwere
ürde auf sich genommen und vor den leicht vorauszusehenden
Schwierigkeiten der Lage nicht zurückgeschreckt ist. Ein Spiel
er Parteien wie mit dem todten König wird bei ihm nicht
angewendet seyn.

Man hat sich ferner nicht mit der Andeutung begnügt,
aß zu jeder Aenderung des bayrischen Ministeriums das
Placet aus Berlin erforderlich wäre, sondern sich auch erfrecht,
en Sohn in Gegensatz zum Vater zu stellen, und an eine
Parteistellung des Erbfolgers gegen den präsumtiven Thron-
folger glauben zu machen. Es wurde sogar dem Ministerium
bst der Plan zugedacht, den verstorbenen König zu veran-
ssen, daß er zu Gunsten S. K. Hoheit des Prinzen Luit-

pold abdanke, um S. K. Hoheit den Prinzen Ludwig — unschädlich zu machen. Noch am 27. Mai, aus Anlaß der Vertagung des Landtags, wurde dem liberalen Hauptorgan in Wien mit aller Bestimmtheit über einen solchen Ausgang der Krisis aus München berichtet:

„Nicht der klerikale Ludwig, sondern dessen liberaler preußenfreundlicher Vater wird die Regentschaft erhalten. Das Ministerium Frankenstein bleibt bis auf Weiteres ein Traum, und das Ministerium Lutz bleibt am Ruder, wofür deutlich der Umstand spricht, daß die Neugestaltung der Dinge mit den maßgebenden Gewalten im Reiche überlegt worden, und daß des Königs Wille zunächst und zumeist auf ein Niederhalten des Ultramontanismus in Bayern gerichtet ist, bis zu einer Zeit, da er nicht mehr gefährlich wäre. Und diese Zeit kann sehr wohl Prinz Luitpold noch erleben, vielleicht sogar herbeiführen helfen, während sein Neffe, in der Abgeschiedenheit des Hochgebirges aller Regentensorgen enthoben, ein gespensterhaftes, weltvergessenes Daseyn lebt.“ [1])

Ohne Zweifel werden die Intriguen von gewisser Seite fortgesponnen werden wie bisher. Aber der schwerste Alpdruck ist von der Brust des treuen bayerischen Volkes genommen: es hat wieder einen wirklichen Regenten und die Minister, wer sie auch seien, haben wieder ihren Herren, der mit treuem Auge über ihrem Thun und Lassen wacht. Die Zustände in Bayern sind wieder menschlich, nachdem sie so lange Jahre allerdings „gespensterhaft“ waren.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 28. Mai 1886.

VI.

Die Reformation und die bildende Kunst.

IV. Die Kunst und die Künstler der Reformationszeit.

(Fortsetzung.)

Dasselbe gilt von anderen ähnlichen Dogmenmalereien z. B. Ostendorfers. Aber auch Dürers „Apostel" in München werden hieher bezogen. Sie sollen bezeugen, „was das lautere Evangelium für einen Künstler von Gottes Gnaden für eine befruchtende und vertiefende Kraft haben konnte und kann." (Kunstblatt 1883 S. 168). Wir wissen gut, daß dieses letzte Werk des Meisters zu dem Vorzüglichsten gehört, was die deutsche Kunst je geschaffen, und daß es dafür eines Dürer und zwar eines Dürer auf der Stufe der Vollendung bedurfte; aber daß es bloß dem „Protestanten" Dürer möglich war, nachdem er als frommer Katholik soviel Herrliches geschaffen und immer gelernt und weiter gestrebt hatte, das vermögen wir nicht zu glauben, noch auch genug einzusehen, worin der „echt evangelische Geist"[1]) dieser Malerei sich zeigen soll. Offenbar sind die Tafeln als Altarflügel gedacht; ob nun die Mitte ein jüngstes Gericht, wie Thausing (II. 289) meint, oder eine Kreuzigung oder gar eine Madonna einnehmen sollte: das Werk würde auf jedem katholischen Altare an seinem rechten Platze stehen. Warum sollten denn Jo-

---

1) Woltmann S. 28.

hannes und Paulus den Katholiken weniger theuer seyn, als den Protestanten? Nicht in der Hochschätzung ihrer Person oder ihres Apostolats ruht der confessionelle Unterschied, sondern um die Deutung ihrer Lehre dreht sich der Kampf der Parteien. Warum sollte ein katholisch gedachter Paulus nicht eben so fest Evangelium und Schwert halten können, wie der Dürers, welcher eben deßhalb protestantisch seyn soll. Und sollte selbst die Voranstellung des Johannes und Paulus von dem Meister in dem protestantischen Sinne gemeint seyn, den man gewöhnlich darin findet, so wäre damit noch nicht für die beliebte Lösung der hier vorzüglich geltenden Frage gewonnen, was dieses Gemälde als Kunstwerk oder was überhaupt die Kunst Dürers der Reformation zu danken habe. Ob es Dürer geschaffen hätte ohne Reformation, vermögen wir nicht zu sagen, jedenfalls gehen seine Apostelstudien zurück vor dieselbe; daß er sie aber ohne Glaubensneuerung hätte schaffen können, daran ist doch wohl nicht zu zweifeln. Die Reformation hätte uns also im besten Falle ein freilich sehr werthvolles Kunstwerk gegeben — sie hat dafür mehr als genug zerstört — daß aber „die befruchtende und vertiefende Kraft des lauteren Evangeliums" dazu gehörte, um es möglich zu machen, mit anderen Worten, daß es das Erzeugniß einer Kunsthöhe sei, auf welche erst die Reformation unseren „Künstler von Gottes Gnaden" erhoben, das wird sich nicht beweisen lassen. Selbst wenn es feststände, wie es bis heute bestritten ist, daß Dürer in seinen „Aposteln" wirklich ein Reformationsbild schaffen wollte, so läge das Reformatorische desselben höchstens in der Auswahl der Personen, die sich übrigens auch von einem katholischen Künstler leicht erklären läßt, keinenfalls aber in der künstlerischen Vollendung des Werkes. Sollte es endlich richtig seyn, was die heutige Kunstgeschichte der alten Ueberlieferung immer mehr zu glauben geneigt wird, daß der Meister in den „Aposteln" die vier Temperamente darstellen wollte, so wäre das in ihnen gefundene reformatorische Element vollends dahin und äußerstens

auch in den Unterschriften zu finden, deren Ursprung und Bedeutung thatsächlich aber bis heute unsicher ist.

Zuletzt sind noch die Kleinkünste des Holzschnittes und des Kupferstiches und der Einfluß der Reformation auf dieselben in Erwägung zu ziehen. Daß dieselben ungefähr 100 Jahre älter sind, als der Protestantismus, ist bekannt und daß sie schon vor Luther und Zwingli nicht bloß zur Herstellung von Einzelnblättern, sondern auch zur Illustrirung von Büchern dienten, beweisen die zahllosen Reliquien solcher Kunstübung aus dem 15. und anfangenden 16. Jahrhundert, welche zugleich einen immerwährenden Fortschritt der Technik bekunden. Als nun mit der Reformation die religiöse Tafel- und Wandmalerei zu Ende ging, sahen sich die Künstler um so mehr auf das Gebiet der Kleinkunst angewiesen und in so weit mag diese durch die Reformation gefördert worden sein. Dabei war die Glaubensneuerung der Grund, warum statt der früheren Madonnen und anderer Heiligen (z. B. bei Schongauer) jetzt besonders das Bildniß und die Gestalten der Mythologie und des täglichen Lebens den Gegenstand der Darstellung bilden. Indeß beschäftigte auch die Bibelillustration zur Reformationszeit viele Hände und die theologischen Kämpfe dienten dazu, ihre Arbeit zu mehren; aber freilich geschah diese nicht im Interesse der Kunst, sondern zur Lehre und Veranschaulichung und gewöhnlich in solcher Weise, daß ihr eigentliches Kunstergebniß ein geringes ist. Wenn aber diese Kleinarbeiten beweisen sollen, daß „erst die Reformation der Kunst die Bibel in die Hand gegeben," daß „erst die deutsche Kunst des Reformationszeitalters die heilige Geschichte dem evangelischen Volke in ihrer Wahrheit und Wärme verständlich von Augen gestellt und in's Herz gemalt habe,"[1]) so kennt oder beachtet man nicht den großen Reichthum biblischer Bilder und Cyklen, welche die katholische Kunst, lange ehe es gedruckte Bibeln gab, dem Volke an den Wänden und

1) Christliches Kunstblatt 1859 S. 130.

auf den Altären der Kirchen vor das Auge und die Seele gestellt hatte. Endlich aber, was bieten diese Illustrationen der lutherischen Bibel Confessionelles, eigentlich Reformatorisches, daß man sie als Kunst der Reformation preisen kann? Der Katholik liest doch dieselbe heilige Schrift und daß z. B. Kranach's Bilder zur Lutherbibel nicht aus specifisch reformatorischem Geiste geflossen waren, bezeugt die Thatsache, daß Emser die Illustrationen zur geheimen Offenbarung für seine eigene Uebersetzung verwandte.

Noch ist zu nennen eine Art von Kunstübung, wenn man sie so nennen will, welcher besonders der Holzschnitt dienen mußte, nämlich das religiöse Streit- und Kampfesbild, wie es zur Reformationszeit entstand und für diese charakteristisch ist. Soweit solche Darstellungen dem Lehrinhalt des Protestantismus bildlich Ausdruck zu geben suchen, gehören sie in die Kategorie der behandelten Dogmenmalerei und gilt von ihnen dasselbe, nämlich daß sie der Kunst nichts als die Tendenz und damit etwas ihr Fremdes und Schädliches gebracht haben. Noch weniger der künstlerischen Inspiration entstammte eine große Anzahl von Holzschnitten aus der Reformationszeit, welche in satirischer Weise sich gegen Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche wenden. Hieher rechnen wir nicht jene Gerichts- und auch nicht alle jene Todtentanzbilder, wie sie aus der besten katholischen Zeit und ohne kirchenfeindliche Tendenz neben verschiedenen armen auch reiche Sünder und Glieder des Klerus bis zur höchsten Spitze in die Hölle versetzen oder den „Gleichmacher" Tod wie Bauer, Makler und Ritter, auch Nonne und Priester, Bischof und Papst ergreifen und fortführen lassen. Dagegen sind reformatorischen Ursprungs jene den bekannten derben Streitschriften der Zeit zur Seite gehenden und deren Ton treu nachahmenden Holzschnittbilder, welche die ausgesprochene Absicht haben, den Katholicismus zu bekämpfen und zu verhöhnen. Beispielshalber seien einige solcher Leistungen namhaft gemacht: ein Bild Holbeins verspottet den katholischen Ablaß und die katho-

[...]sche Beicht im Gegensatz zum protestantischen Bekenntniß [...] vor Gott (Abbildung bei Woltmann, Hans Holbein S. 236); auf einem anderen führt Jesus das gläubige Volk [zum] „wahren Licht“, während sich Papst, Bischof, Mönche und [Th]eologen von ihm abwenden und dem Plato und Aristoteles [na]chziehend in die Tiefe stürzen (das. S. 238). Einige ähn[li]che Bilder Holbeins entstanden noch in England: so eine [Pa]ssionsfolge, in welcher die Richter und Henker Christi aus [Pa]pst, Priestern und Mönchen bestehen, dazu etliche Katechis[mu]sillustrationen verwandten Geistes. Ein fliegendes Blatt [je]ner Zeit „stellt den Papst und den katholischen Klerus vor, [w]ie er in der Kirche Christi diebisch und räuberisch einge[bro]chen ist; Christus selbst, da er durch die rechte Thüre in [se]inen Schafstall eintreten will, wird von dem mit Petri [S]chlüsseln versehenen Trabanten abgewiesen.“[1])

Das Höchste aber, was in dieser Beziehung dem rauhen [G]eist der Reformationszeit möglich war, hat Lukas Kranach [ge]leistet. Bei ihm wird das Kampfbild zum eigentlichen Schandbild, zum Pamphlet; selbst Luther, dessen Sprache doch [w]ahrlich nicht fein ist, und der sich selbst an manchen dieser [Le]istungen Kranachs direkt betheiligte, fand einige derselben [s]o stark, daß er seinen Gevatter einen „groben Maler“ nannte (Schuchardt II, 253). Unserem Geschmacke ist so etwas geradezu unbegreiflich und die Feder sträubt sich, das Schandhafte zu beschreiben, was Kranachs Stift und Schneidemesser im Bild veranschaulicht hat. Indem wir vom Derbsten absehen, seien nur einige zahmere Proben angeführt. Daß das „Passional Christi und Antichristi“ von 1521, welches Luther als ein „auch für die Laien gutes Büchlein“ empfahl, einander gegenüberstellt: „Christus zu Fuß wandelnd und den Papst in der Sänfte getragen, Christus mit dem Dornenreif und den Papst mit der Tiara, Krankenheilung Christi und ein päpstliches Turnier, die Bergpredigt und ein Trinkgelage

1) Weißer, Bilderatlas Bl. 111. 6.

des päpstlichen Hofes, die Reinigung des Tempels von Wechslern und den Ablaßverkauf, Christus fährt in den Himmel, der Papst in die Hölle, Christus als guter Hirte, der Papst mit Krone, Hirtenstab und Wolfskopf" (Ribbach S. 605), das muß bei Kranach noch als fein gelten; denn andere Bilder gehen weit hinaus über die Derbheit dieses Vergleiches. Die im Jahr 1523 in Wittenberg erschienene Schrift „Deutung der zwo grewlich Figuren Bapstesels zu Rom und Münchkalbs zu Freyberg in Meyssen funden" enthält zwei Illustrationen, deren Rohheit der Ueberschrift des Buches durchaus würdig ist. Als im Jahre 1545 Luther „so scharf und grob wie kaum zuvor" in der Schrift „wider das Bapstum zu Rom vom Teuffel gestifft" seinem Zorn gegen die katholische Kirche derbsten Ausdruck gab, trieb es Kranach, sich in gleicher Weise verdient zu machen. So lieferte er in einer Reihe von Holzschnitten ein Schandbilderbuch gegen das Papstthum, das, wie das „christliche Kunstblatt" sagt, „an Unverblümtheit und Derbheit nicht zu überbieten war." Luther selbst verfaßte die erklärenden „Reimunterschriften gleicher Art." Das erste Bild zeigt, „was Gott selbst vom Bapstum helt", durch ein Monstrum mit Eselskopf, Schuppenleib, Ochsenfuß und Vogelklaue, statt der Hand mit einem Eselsbein; ein zweites stellt den Papst und die Cardinäle dar als Ausgeburten der Hölle; auf einem dritten wird eine Gestalt mit päpstlicher Tiara von Teufeln auf den flammenden Höllenrachen gesetzt, auf einem andern die höchsten Vertreter der katholischen Hierarchie vom Galgen zur Hölle geführt. Weitere Darstellungen sind noch schandvoller und gemeiner und ein so trauriges Zeugniß unsäglicher Verirrung unseres „Malers der Reformation," daß ein Biograph Lindau sich schämt, darüber genauer zu berichten.[1]) Lübke nennt das „volksthümlichen Ton" (II. 342), Becker gibt diesen Leistungen den rechten Namen „grober Unfläthereі" (S. 360). Was Wunder, wenn solchen reformatorischen

1) Näheres bei Schuchardt II, 248 ff.

Merkwürdigkeiten katholischerseits nicht gar feine Entgegnungen folgten! Eine solche ist z. B. Murners Schrift „von dem großen lutherischen Narren“ von 1522 mit derben Illustrationen, sodann ein fliegendes Blatt, welches Weißer (Bildersaal) abbildet und folgendermaßen beschreibt: Luther „muß in die Verbannung; vor seinem ungeheuren Wanste kann er kaum den Schiebkarren mit Federbüchse und Tintenzeug, Büchern und drei Prädikanten vorwärts bringen, doch ist Stärkung im gewaltigen ringsumbuckelten Bierhumpen. Auf dem Rücken trägt er in einem Gestell die ganze Sippe der übrigen Reformatoren. Hinter ihm aber schleicht Katharina von Bora einher mit dem Hündchen an der Leine, dem Kindchen in den Armen und dem Butterfaß nebst Bibelbuch auf dem Rücken.“

Diese und viele ähnliche Bilder sind eine positive Frucht der Reformation für die deutsche Kunst. Ob sie derselben zur Ehre gereichen oder sie gar förderten? Schon an sich steht die Karrikatur nicht mehr auf dem reinen Felde der Kunst, gehört kaum mehr dem Kunstgebiete an.[1]) Stellt sie sich aber vollends dem Haß und dem Fanatismus zu Diensten, so müssen die Gebilde ausgeschlossen werden, wo es sich um Kunst handelt. Alles ist „heute einmüthig im Urtheil über eine solche Kampf- und Kunstweise“ (Christliches Kunstblatt 1883 S. 187); dann sollte man aber angesichts solch tiefster Erniedrigung, welche unsere Kunst den Reformationskämpfen zu danken hat, etwas vorsichtiger seyn im Lobpreis der neuen Kraft und des echt evangelischen Geistes, den dieselbe durch die Glaubensneuerung empfangen haben soll. Wie nach Göthe ein politisch Lied ein garstig Lied ist, so ist auch ein tendenziöses Bild ein garstig Bild. „Alle Tendenz schließt an sich von der reinen Kunstregion aus“ (Wiese S. 26). Tendenz, Dogmatisiren, Polemisiren, Persifliren aber ist das neue und das charakteristische Motiv der Reformationskunst. So

---

1) Vergl. Riegel, Grundriß S. 22.

lange also die Glaubensneuerung ihren Anspruch auf einen glücklichen Kunstfortschritt nicht anders begründen kann, als durch den Hinweis auf einige durchaus unkünstlerische weil erkünstelte Lehrbilder; so lange die Kampfs- und Schandbilder jener Zeit diese des Kunstmißbrauches anklagen und die Kunstgeschichte von da an den vorher so lieblich blühenden Garten deutscher Kunst wie vom Reif versengt zeigt, soll man doch aufhören, von der Reformation und den Reformatoren ein kunstförderndes Wirken zu verlangen. —

Was die deutsche Kunst durch die Reformation erfahren und erlitten, das spiegelt und bestätigt sich in dem, was diese dem einzelnen Künstler gebracht hat. Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß die meisten der damals lebenden Künstler sich freundlich zur Glaubensneuerung stellten, und wollen deßhalb auch nicht nach Gründen dafür fragen, das aber scheint uns unschwer zu beweisen, daß unsere Meister überall durch die Reformation in ihrer Kunst behindert und geschädigt wurden.

Der im ganzen katholischen Mittelalter soviel beschäftigten Kirchenbaukunst und ihren Meistern ward durch die Reformation die Arbeit gründlich verleidet. Es ist wahr, aber bezeichnend, wenn man sagt, daß es jetzt der Kirchen mehr als genug gab. Die dem neuen Glauben anheimgefallenen Städte hatten daran selbst einen solchen Ueberfluß, daß viele abgebrochen oder profanirt werden konnten. An den größten und herrlichsten Bauten, welche die Reformation noch unvollendet fand, wurde der Weiterbau eingestellt. Es ging eben an vielen Orten, wie in Stuttgart, wo der Rath 1527 klagt, daß er mit dem Bau des großen Kirchthurms nicht mehr zurecht kommen könne, „denn es fallen jetzt bei aufkommender Dr. Luthers Lehr des Jahres nicht über acht bis zehn Pfd. Heller, da vor 6, 8, 10, 15 und 20 Jahren, als man den Thurm und die Glocken gemacht, 80—100 Pfd. gefallen, worauf ihre Voreltern sich verlassen und das Bauwesen in der Erwartung eines fortdauernden Ertrages un-

ternommen haben."[1]) Da die noch zu erbauenden Rathhäuser und Privatbauten der Architektur als Kunst das Verlorene nicht halbwegs zu ersetzen vermochten, so erhellt, wie sehr dieselbe durch die Reformation geschädigt wurde. Einen neuen Stil hat diese nicht hervorgebracht und sich im Wesentlichen begnügt, die katholischen Kirchen sich anzueignen und mit Chören zu verbauen.[2])

Welch reiche Beschäftigung in der vorreformatorischen Zeit Bildhauer und Holzschnitzer fanden, bezeugt der Reichthum ihrer Gebilde, mit denen sie Altarschreine und Chorstühle, Sakramentshäuschen, Kanzeln und Taufsteine, Säulen, Wände und Portale der gothischen Dome und Kirchen schmückten; und zu welcher Höhe der Vollendung dieses freudig fromme Schaffen die Plastik erhoben, verkünden noch heute unzählige ihrer alten Werke. Mit Einstellung des Kirchenbaus und mit dem Bildersturm hat die Reformation diese Kunst auf's empfindlichste geschädigt. Den Meistern fehlt die Arbeit und deßhalb diesem Kunstgebiet bald die Meister. Oeffentliche Brunnen, die Ausschmückung fürstlicher Paläste und Grabdenkmale bezeichnen das enge Gebiet, auf welchem die Bildnerei noch ein Leben äußern konnte.[3]) Wie viele ihrer Meister der Reformation beigetreten, wie viele sie abgewiesen haben, wird sich wohl nie ausmachen lassen; der Ulmer Meister Daniel Mauch gehört um 1530 zu den „noch am alten Glauben Hängenden."[4])

Besonders herrlich blühte beim Aufgang des neuen Glaubens in Deutschland die Malerei. Viele Meister, darunter solche von hervorragender Größe, wurden in ihrem besten Schaffen von der Reformation überrascht, und sie hat ihnen nicht genützt, wohl aber viel geschadet. Das fruchtbarste

---

1) Schnurrer, Erläuterungen 93 f.
2) Vergl. Speil, Lehren der kath. Kirche S. 351.
3) Vergl. Lübke, Plastik 2. A. S. 747.
4) Klemm, Württemb. Baumeister. S. 154.

Feld ihrer bisherigen Thätigkeit, zugleich der Boden, auf welchem der Kunst die höchsten und herrlichsten Aufgaben erwuchsen, ward ihr entzogen: die Arbeit im Dienste der Kirche und der Religion; was der neue Geist der Malerei von dem alten Reichthum ließ, war das Porträt, mythologische und einige biblische Gestalten in heidnischem Aufputz; was er ihr gab, beschränkt sich auf das unkünstlerische Lehrgemälde und das rohe Pamphlet.

Wie herrlich glänzten die mittelalterlichen Altäre in der lichten Pracht ihrer Gemälde; wie erbaulich standen die hl. Gestalten und Scenen an den Wänden der Gotteshäuser vor den Augen des gläubigfrommen Volkes! Die Reformation löschte diese aus, warf jene als „Götzenwerk" herab und wo sie sich des Bildersturms enthielt, hat sie doch den bisher so reich und klar fließenden Quell der kirchlich-religiösen Kunst verstopft. Religion und Gottesdienst ward ja „verinnerlicht;" die Kunst hatte mit ihnen nichts mehr zu thun. Wenn es nun wahr ist, was Kugler sagt und wir gerne unterschreiben, daß „das höchste Kunstwerk stets da entstand, wo der höchste Inhalt, der religiöse Glaube behandelt wurde" [1]), oder wenn „eine echte und nachhaltige Kunstblüthe da nicht erzielt werden kann, wo die Kunst eine gleichgiltige oder gar feindselige Stellung zum Christenthum einnimmt" (Kunstblatt 1866 S. 91), so muß die Reformation einen Niedergang, eine Schädigung der Malerei bedeuten.

Zugleich trat mit der Glaubensneuerung die eigentliche Kunst der Farbe zurück und sahen sich die Künstler, um noch etwas zu leisten und zu verdienen, vorzüglich auf das Kleinwerk des Holzschnittes und des Kupferstiches angewiesen. Wohl mag es seyn, daß diese kleine und billige Marktwaare den gesteigerten Wünschen und Bedürfnissen des Publikums entsprach; daß aber diese Kleinarbeit auch mehr der Neigung der Künstler als der durch die Verhältnisse geschaffenen Noth-

---

1) Geschichte der Malerei B. II. S. 361.

wendigkeit entsprang, ist abgesehen von der künstlerischen Minderwerthigkeit dieser Produkte und dem kärglichen Verdienste, den sie abwarfen, schon deßhalb nicht anzunehmen, weil dieser Wechsel gerade damals und wesentlich dort erfolgte, als und wo die Reformation Kirchen- und Andachtsbilder nicht mehr bedurfte. So lange und überall, wo solche auch zur Reformationszeit noch gewünscht und bestellt wurden, fanden sich tüchtige Hände bereit, dieses höhere und einträglichere Kunstschaffen der mehr handwerksmäßigen Arbeit mit Schneidemesser, Grabstichel und Radirnadel vorzuziehen. Höchstens bei einzelnen Meistern von mächtigster geistiger Produktivität mag es zutreffen, daß sie lieber der Kleinkunst als der Arbeit des Pinsels sich widmeten, um ihre rastlos sich drängenden Ideen in kürzerer Zeit ins Leben treten und zugleich zum Gemeingut aller werden zu lassen[1]); im Allgemeinen ist es aber gewiß mehr durch die Reformation herbeigeführte leidige Nothwendigkeit als Liebhaberei der Künstler, wenn sie statt der früheren Altargemälde mit Heiligen jetzt Landsknechte, Bauern und Olympier in Holzschnitt und Kupferstich für den großen Markt schufen. Nun kann man diese kleinen Dinge so hoch stellen als man will: sie erscheinen als ein Nothbehelf, welcher der deutschen Kunst durch die Reformation aufgedrängt wurde, und welcher im Verhältniß zur Fülle und Pracht der kirchlichen Tafelmalerei eine leidige und schmerzliche Beschränkung bedeutet.

Sehen wir nun, in welcher Weise der Einfluß der Reformation in Kunst und Leben einzelner Meister sichtbar wird.

Von den Ulmer Malern erlebte Martin Schaffner die Reformation seiner Vaterstadt. Mit welchen Gefühlen wohl der Künstler den Bildersturm von 1531 begleitete? Der Schöpfer so vieler Kirchenbilder hat ihn gewiß beklagt. Die Rettung seines Altarwerkes scheint anzudeuten, daß er

---

1) Vgl. Woltmann, Holbein, S. 14.

an den „Götzendienst", die Verderblichkeit und Verwerflichkeit des Kunstwerkes nicht glaubte. Ob Schaffner der Reformation günstiger gesinnt war, als sein Kunstgenosse Mauch, wissen wir jetzt nicht; wohl aber wird die Kunstgeschichte darin den Einfluß der Glaubensneuerung erblicken müssen, daß der Meister, der bis 1524 so viele zum Theil treffliche Gemälde geschaffen, von da an seine Arbeit völlig eingestellt zu haben scheint.

Der „ziemlich rauhe und derbe Maler" Jörg Rathgeb von Gmünd, der Meister des Herrenberger Altars von 1519[1]) wird zusammengestellt mit einem Stuttgarter Maler „Schürtz Jürgen, genannt Ratgeb," welcher wegen seiner Verbindung mit den aufständischen Bauern und dem vertriebenen Herzog Ulrich im Jahre 1526 zu Pforzheim, „vor das peinliche Gericht gestellt, durch die Folter zum Bekenntniß gezwungen und ohne Zweifel zum Tode verurtheilt wurde."[2]) Sollte diese Combination, wie es immerhin wahrscheinlich, wenn auch nicht bewiesen ist, richtig seyn, so würde das nicht nur stimmen zu dem „rand- und bandlosen" Wesen des Meisters, welches der Herrenberger Altar zur Schau trägt, sondern auch eine Theilnahme derselben für die Sache der Glaubensneuerung bekunden. Ob diese freilich eine bloß äußere, eben dem unruhigen „kecken und schneidigen" Geiste des „verwegenen Feuerkopfes" entsprechende, oder auch eine aufrichtige innere gewesen, ist wohl sehr fraglich, jedenfalls aber scheint uns der Herrenberger Altar die Annahme zu verbieten, als ob sein Meister durch die Reformation für seine Kunst etwas gewonnen hätte; wir wenigstens möchten in der fast unglaublichen „Bauernrohheit", in dem „Mangel an Idealität und Innerlichkeit an religiösem und Schönheitsgefühl" lieber den in dieser Hinsicht genügend bekannten Geist der Renaissance als der Reformation

1) Vgl. diese Blätter 1885. I. S. 582.
2) Christl. Kunstblatt 1885. S. 23 f.

erblicken, haben aber auch nichts dagegen, wenn diese in der von Geist und Form der mittelalterlichen Kunst so sehr abgefallenen Richtung Rathgebs ihr „Verdienst“ sehen möchte. Davon aber ist keine Rede, daß das Werk auf seinen Inhalt angesehen „von protestantischem Geiste angeweht“ erscheine, weil in demselben „keine Legenden und Heiligen, keine Heiligenscheine, nur neutestamentliche Geschichten und Gestalten zu sehen sind“ (Kunstbl. a. O.). Die Bilder aus der Jugendgeschichte „der Maria“, ihr Tempelgang, ihre Vermählung mit dem hl. Joseph, dann auch die Darstellung der Veronika und der Aposteltrennung scheinen doch nicht sehr protestantisch zu seyn, während alles was der Altar enthält, von echt katholischen Malern nur in frommerem Geiste vielmal behandelt wurde. Es will uns also nicht bedünken, daß sich die Reformation an Rathgeb bei der Kunstgeschichte ein Lob verdienen kann.

Hans Burgkmair und Christoph Amberger, die hauptsächlichen Vertreter der Augsburger Malerei zur Reformationszeit, haben den neuen Geist der Renaissance in sich aufgenommen und aus demselben heraus, letzterer bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein, eine Reihe katholischer Kirchen- besonders auch Marienbilder geschaffen. Einen Einfluß des neuen Glaubens auf ihre Kunst vermögen wir nur darin zu erblicken, daß ihre religiösen Bilder mit Aufgang der Reformation offenbar wegen mangelnder Bestellung gegen früher selten werden und sich zumal Amberger deßhalb vorzüglich dem Porträt zuwendet. Uebrigens wissen wir nicht, daß man diese Künstler für die Reformation in Anspruch genommen hätte.

Der Regensburger Maler Albrecht Altdorfer war bis ziemlich in die Reformationszeit hinein durch Herstellung von Altarblättern, von Heiligen- und Madonnenbildern im Sinn der katholischen Ueberlieferung thätig. Als sich die Glaubensneuerung der Stadt bemächtigen wollte, stellte sich der Meister zu ihren Freunden und Beförderern. Er war unter den 15

Rathsherrn, welche 1533 „am Erchtag nach Assumption Mariä (Dienstag 19. Aug.) auf etlicher Bürger und Bürgerinnen Ansuchen einen Rathsbeschluß veranlaßten, wornach dem ‚Herr Dr. Hiltner befohlen wurde, nach einem ehrbaren gelehrten Prediger, der das Wort Gottes allhie predigen würde, umzufragen.'" Auch das Testament Ambergers läßt seinen reformatorischen Standpunkt erkennen, indem er statt des „Seelgeräths, so bisher nach menschlichem Fund in Brauch gewest", ein Legat zum Besten der Armen enthält. Daneben hinterläßt Amberger aber auch „ein gemalt Tüchel" mit einem Marienbild und mehrere „Paternoster."[1]) Was den Einfluß der Reformation auf seine Kunst anbelangt, so zeigt er sich vor allem darin, daß sie die früheren kirchlich-religiösen Stoffe mit solchen aus dem Gebiete der Mythologie und Allegorie und der alttestamentlichen Frauenwelt vertauscht, sodann in einem Kupferstich mit Luthers Bildniß und in den 40 Holzschnittblättern „Sündenfall und Gnade." Hat die Kunstgeschichte der Reformation hiefür sehr zu danken? An letzteren tadelt sie „die Steifheit der Composition und die Formlosigkeit der Gestalten"[2]) und dem Meister muß sie bezeugen, daß er nicht den Werken seiner reformatorischen, sondern seiner kirchlich-katholischen Kunstperiode Namen und Ruhm verdankt.

Altdorfers Kunstgenosse in Regensburg war Michael Ostendorfer. Auch er folgte der Glaubensneuerung und verstieg sich wie Kranach zur reformatorischen Dogmenmalerei in einem noch erhaltenen Altarwerke. Diese „ziemlich rohe und geschmacklose" Malerei hat aber dem Meister wenig Künstlerehre und seine reformatorischen Bestrebungen wenig Nutzen gebracht. Sighart nennt ihn den „ärmsten der Maler" und schließt seinen Bericht über dessen Noth und Elend mit den Worten: „Sein so getrübtes Leben zeigt uns das Loos, welches der Kunst in Folge der politischen und religiösen

1) J. Mayer, Allg. Künstlerlexikon I. 538 f.
2) Woltmann-Wörmann II. 417.

Stürme in der Mitte des 16. Jahrhunderts vielfach bei uns zu Theil wurde."[1])

In Nördlingen traf die Reformation den Maler Hans Leonhard Schäuffelin vielbeschäftigt mit Herstellung katholischer Altar- und Andachtsbilder. Wie sich der Meister persönlich zum neuen Glauben stellte, darüber sind uns Nachrichten nicht bekannt, jedenfalls hatte seine Kunst den religiösen Umsturz bitter zu empfinden. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts waren aus seiner Werkstätte eine fast unglaubliche Anzahl religiöser Oelbilder hervorgegangen; die 15 folgenden Jahre († 1540) gaben seinem Pinsel Ruhe und wiesen seine Kunst darauf an, Schriften Ciceros, des Plutarch und Apulejus zu illustriren, Soldaten und Hochzeitstänzer zu zeichnen. Indeß stellt ein Oelbild aus späterer Zeit, die „Anbetung des Lammes" von 1538, die Kunst Schäuffelins auf denseben Boden wie bis 1525 und zeigt so, daß es demselben seitdem weder an Fähigkeit noch an Bereitwilligkeit zu Darstellungen religiösen Inhalts und Geistes, sondern bloß an Gelegenheit hiezu, d. h. an Bestellungen fehlte. Wir stehen hier also wieder vor dem alten „Verdienst" der Reformation um die Kunst.

(Schluß folgt.)

---

1) Geschichte der bildenden Künste in Bayern S. 587 u. 589.

VII.

1789—1889.

Streiflichter zur Vergleichung der Zeiten.

Es ist ganz vergeblich, sich gegen Thatsachen zu sträuben und eine solche ist es, daß der europäische Continent seine Impulse seit einem Jahrhundert von Frankreich aus empfangen hat und auf social-politischem Gebiete noch heute empfängt. An dieser Thatsache haben die deutschen Siege nichts geändert und wird auch die Reaktion wohlmeinender deutscher Sociologen kaum Nennenswerthes ändern.

Die große Revolution irrte in den Mitteln, die zum Ziele führen sollten, die Epigonen des Umsturzes haben aber nachgelernt, ihre Waffen verbessert, ihre Taktik den Verhältnissen angepaßt, ihre Rüstung unter den Augen der Regierungen vollendet und still und geräuschlos Erfolge errungen, von welchen sich ihre blutbefleckten Vorfahren nichts träumen ließen. Diese Errungenschaften wären übrigens unerklärlich, faßte man die Zeit und ihre eigenthümlichen Verhältnisse nicht in's Auge, mit deren Hülfe die Revolution ohne Waffen, oder mindestens ohne sichtbare Waffen ihre größten Triumphe feierte.

Die Frist der Napoleonischen Gewaltherrschaft war zu kurz bemessen und zu wenig auf Austilgung der revolutionären Keimsporen gerichtet; sie war selbst viel zu revolutionär

und von Giftstoffen durchdrungen, als daß von ihr mehr als zeitweilige Unterdrückung des Uebels zu erwarten stand. Die Restauration vergriff sich dagegen völlig in den Mitteln, indem sie sich mit dem Krankheitsstoff friedlich auseinander setzen zu können vermeinte. Außerdem stand Ludwig XVIII. mit einem Fuße selbst in der Pestgrube, die er schließen sollte. Dazu kam noch, daß die Bourbons das Wesen des Uebels, das sie bekämpfen sollten, nie erkannt haben. Sie hielten die jeweiligen Träger des Umsturzes für den Umsturz selbst, verwechselten äußere Erscheinung mit innerem Wesen und dachten, daß mit dem letzten Königsmörder auch der Gedanke an Königsmord ausgerottet wäre. Louis Philipp hatte eine Art politischer Impfung im Auge. Er glaubte die Monarchie durch Einimpfung des revolutionären Giftes gegen republikanische Ansteckung unempfindlich machen zu können, daher die abenteuerliche Procedur des Julikönigthums, das trotz aller Vorsichtsmaßregeln am Republikanismus der Massen zu Grunde ging.

Die Revolution ist in vollem Rechte, den hundertsten Jahrestag ihres Sieges und Triumphes zu feiern, und das Jahr 1889 wird die Ideen der großen Umwälzung überall in aufsteigender Linie, und die christliche Weltanschauung in vollem Rückzug gewahren. Was im ersten Ansturm mißlang, hat die Revolution im Verlaufe eines Säculums nachgeholt. Ihre Ideen haben die Welt nicht im Sturm erobert, sie haben die Gesellschaft nicht mit wuchtigen Schlägen zur Capitulation gezwungen, die Methode der Schreckensmänner, ihre Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten, mußte aufgegeben und mit einer langsam aber desto sicherer wirkenden vertauscht werden. Die Revolution versuchte es nicht mehr gewaltsam einzubrechen, aber sie schlich sich in mannigfaltiger Verkleidung ebensogut in den Thronsaal der Könige, wie in die Hütte des Bettlers ein und übte ihre Verführungskünste ebenso glücklich und erfolgreich an dem harmlosen Bürger wie an dem gewandten Staatsmann.

Dem dummen Vogel mag es ziemen, das dümmste Mittel zur scheinbaren Beseitigung drohender Gefahr anzuwenden, menschlicher Klugheit nicht, und wir können darum den Nutzen nicht verstehen, welchen die Ausdrücke stolzer Selbstherrlichkeit und frohen Genügens mit den armseligen Ueberbleibseln ehemaliger Machtfülle an den Höfen und in den fürstlichen Kanzleien schaffen sollen. Vermag denn Jemand allen Ernstes zu glauben, daß der blaue Dunst byzantinischen Gebahrens und sklavischer Redensarten irgend einen Thron auch nur eine Viertelstunde länger stützen werde, als die wankenden Pfeiler der alten Weltordnung zu thun vermögen?

Nicht nur wird Frankreich, wie sich die Dinge heute anlassen, das Säcularfest seiner „glorreichen“ Revolution feiern, sondern die am schärfsten dagegen Protestirenden werden unwillkürlich und unbewußt an der Feier theilnehmen. Ist es doch das daheim sorgfältig Gehätschelte und emsig Gepflegte, das man in Paris öffentlich und feierlich krönen wird. Was soll aber der Feuereifer wider eine Form, deren Inhalt man längst und zwar anstandslos acceptirt hat?

Es ist vielleicht gerade jetzt nicht ohne praktischen Vortheil und Nutzen, sich mit der großen Revolution vertraut zu machen und die Quelle kennen zu lernen, deren Wasser, zum gewaltigen Strom angeschwollen, nunmehr die alte Welt in hundert Armen und Seitenarmen durchzieht, ohne daß die Meisten nur ahnen, daß die ruhig dahin gleitende Welle jenem sturmbewegten Gewoge entstammt, die als die große französische Revolution in den Annalen der Menschheit verzeichnet steht. Und da leisten uns denn die drei bisher erschienenen Halbbände französischer Revolutionsgeschichte von Dr. Weiß, Professor an der Grazer Hochschule, unschätzbare Dienste. Sie unterrichten uns über Entstehung, Fortgang und Abschluß der großen Umwälzung, und bieten eine erstaunliche Fülle von Vergleichungspunkten.[1])

1) Vgl. dazu auch die auf gründlichen Studien ausgeführte und lebendig geschriebene Biographie: Maximilian Robespierre von Anton Schumm. Freiburg, Herder 1885.

Man gestatte uns einige Beziehungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit hervorzuheben und dadurch die Erbringung des Beweises für unsere Behauptung zu versuchen. Ein gemeinschaftlicher Zug ist bei Madame Roland, Charlotte Corday, wie bei den Männern des Berges und der Gironde, wahrnehmbar: die überschwengliche Verherrlichung des klassischen Alterthums. Es gilt ihnen als die goldene Zeit, sie halten sich von dem Vorzug, welchen Griechen und Römer vor uns haben, für überzeugt, sie bedauern es, nicht als Zeitgenossen des Harmodios und Aristogeiton und anderer Tyrannenmörder geboren zu seyn, und sie hoffen, insofern sie an der Unsterblichkeit der Seele festhalten, mit Brutus und Cassius und den andern Freiheitshelden des Alterthums im Jenseits vereint zu werden. Diese Uebertreibung theilte sich auch anderen und minder gebildeten Kreisen mit und fand in Kleidung und Haltung des republikanischen Citoyen und der französischen Bürgerin jener Zeit Ausdruck.

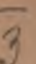
Der Grund dieses historischen Irrthums und seiner abenteuerlichen Folgen lag unstreitig in der mangelhaften und parteiischen Darstellung der Geschichte des Alterthums. Seit den Tagen der Humanisten bis auf die Gegenwart wurde mit der griechischen und römischen Historie die abscheulichste Schönfärberei und unhistorischer Unfug getrieben. Nicht daß man die Uebelthaten der Alten ganz verschwiegen hätte, man zeigte sie aber im falschen Lichte und strebte augenscheinlich darnach, selbst Laster und Verbrechen, geschweige Mängel und Schwachheiten poetisch zu verklären. Man zeichnete die Alten in übermenschlicher Größe und ließ das moralisch Verwerfliche unter den gewaltigen Körperformen und der geistigen Reckenhaftigkeit verschwinden, so daß nur der Eindruck einer Ungeheuerlichkeit übrig blieb, welche die Adepten des Humanismus für edles Ebenmaß hinnahmen.

Unsere intelligente Gesellschaft steht ebenso wenig auf dem Boden des Christenthums und der Kirche als die Männer des Berges und die Leiter der revolutionären Bewegung

inner- und außerhalb des Convents 1789—1794 in Frankreich darauf fußten. Es ist richtig, daß unsere Jugend für Griechen und Römer weniger lebhaft schwärmt und daß es nur selten Jemanden aus ihr gelüstet, mit Thrasea oder Corbulo in den elysischen Gefilden zu speisen; aber auch dieser Umstand gereicht unsern Zeitgenossen bei dem Vergleiche mit den Heroen der großen Umwälzung kaum zum Vortheile. Waren es auch falsche Götter, an welche sich die Buzot, Barbaroux, Louvet und ihre gebildeteren Gegner vom Berge klammerten, waren es auch ungeheuerliche Ideale, welchen die Roland und Corday, unweiblich genug huldigten, so darf man vielleicht doch noch von schönen, mindestens lockenden Irrthümern reden. Was sollen wir aber zum Bathybios, zur schleimigen Urzelle, zum fossilen Menschenknochen als Ideal und Gottheit sagen? An die Stelle der gefälschten Geschichte des menschlichen Geistes ist eine gefälschte Naturlehre und die Apotheose des Ungöttlichen oder Gottlosen getreten. Wurden die Apostaten der christlichen Weltordnung von dem Schlage der französischen Revolutionäre durch die märchenhafte Pracht der hellenischen Vorzeit und die politische Größe des weltbeherrschenden Rom geblendet, wurde die Jugend durch den berückenden Zauber, den ein Herodot, Thukydides, Polybios auf ihr Gemüth ausübte, auf abschüssige Bahn gedrängt, ließ sich Alt wie Jung an dem goldenen Faden, den Homer und Hesiod gesponnen, willenlos gängeln, so ist es die auf den „Kampf ums Daseyn" gestützte nackte Selbstsucht, die von der freien Zuchtwahl angespornte Menschheit, die ihren uralten Adelsbrief neuerlich in den Staub getreten und ihre Ehre in der Gleichstellung mit dem Thiere sucht, welche der Gegenwart Gepräge und Gehalt verleihen. Wir sind unter jene Wahnsinnigen herabgesunken, welche noch lebenden Zeitgenossen Altäre aufrichteten und Weihrauch dampften. Wir entgöttern weit eher Himmel und Erde, als daß wir Menschen zu Göttern erhöhen sollten. Was in uns täglich stärker und unverkennbarer zum Bewußtseyn ge-

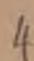
langt, ist die Brutalität, die für sich Alles, was die Erde bietet, in Anspruch nimmt und auf alles darüber hinaus Liegende gerne verzichtet.

Weiß erzählt uns den Untergang der Girondisten. Es waren meist glaubenslose und von der christlichen Weltordnung abgefallene Männer; es waren Schönredner, die ihre wilden Instinkte unter wohltönenden Phrasen zu verbergen wußten; wüste Gesellen, die keinen Augenblick zögerten, ihre Damen wie die römischen Zuschauer bei den Gladiatorenspielen einzuziehen und für den Tod des Königs zu stimmen. Aber trotz ihres Abfalles von den erhabenen Ideen der Menschheit bewahrten sie noch etwas, das auf einen frühern glücklichern Zustand hindeutete. Es war ihnen noch der Mannesmuth edlerer Seelen geblieben, sie besaßen noch die Entschlossenheit für ihre Ueberzeugungen, wenn es seyn mußte, heldenmüthig einzustehen und zu sterben. Ist es nach unserm Gewährsmann auch nichts mit dem „Bankett der Girondisten", so gewährt doch die beglaubigte Schilderung der letzten Stunden der dem Tode Geweihten tiefe Einblicke in den Charakter jener starken Geister, welche die sittliche Weltordnung zu durchbrechen wagten und zuletzt noch tiefer gesunkenen Männern zum Opfer fielen. Kein Aufschrei der Verzweiflung kam von den Lippen der Verurtheilten, kein Wehklagen ertönte aus ihren Reihen; mit dem choralähnlichen Gesange: „Contre nous de la tyrannie le couteau sanglant est levé" kehrten sie nach ihrer Verurtheilung festen Schrittes in den Kerker zurück, um die letzte, allerletzte Nacht in ernsten Gesprächen zu verbringen. Abwechselnd redeten sie von der Gegenwart und Zukunft ihres Vaterlandes, von der Unsterblichkeit der Seele, dann stimmten sie Freiheitslieder an, tranken Punsch und suchten sich gegenseitig für den letzten Kampf zu trösten.



Die schleichende Umwälzung, unter der *wir* leben und leiden, gibt weder den Tod, noch setzen sich ihre Vorkämpfer demselben aus. Es gehört keine alles Maß übersteigende

Kühnheit dazu, wehrlosen Priestern die Gehalte zu sperren, Nonnen aus ihren Klöstern und barmherzige Schwestern aus den Spitälern, wo sie Werke der Nächstenliebe übten, zu vertreiben; es gehört kein Heroenthum dazu, die öffentlichen Kassen zu plündern und sich, wenn von der Entdeckung bedroht, mit dem Raub ins Privatleben zurückzuziehen. Wenn sich diese Helden zu rührendem Abschiede, wenn nicht vom Leben, so doch von ihrer thatenreichen öffentlichen Wirksamkeit versammeln sollten, sie würden schwerlich das „Contre nous de la tyrannie le couteau sanglant est levé“ anzustimmen Lust zeigen und höchstens die Papiere zu verbrennen bedacht seyn, mittelst welcher ihnen Diebstahl, Betrug und Raub nachgewiesen werden könnte.

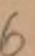


Was man zur Zeit der großen Revolution als Beraubung des Staatsschatzes bezeichnete, dafür gilt heute das Wort „Trinkgeld“. Wessen man sich damals mindestens schämte, gilt in unseren Tagen als erlaubte Handlung, und was 1789 bis 1794 für unredlich galt, heißt gegenwärtig klug und wohlausgedacht. Man erhebt kein blutiges Messer mehr gegen den Amtscollegen oder Gesinnungsgenossen, sondern verträgt sich, so gut es eben geht, und wirft ihm höchstens, wenn es nicht mehr gehen sollte, den Prügel zwischen die Beine. Fallbeil, wandelnde Guillotine — pfui! Die Revolution ist zahmer, humaner und anständiger geworden. Das macht der Umgang mit der feinen Gesellschaft. Ein Marat wäre heute geradezu lächerlich. Die Revolution geht Arm in Arm mit Gelehrten, Staatsmännern, Ministern, apanagirten Prinzen, auch mit ausübenden Regierungskünstlern einher. Die Geschichte der großen Umwälzung lehrt uns, daß dem constitutionellen König die Minister aufgedrungen wurden, die er mit seinem Vertrauen beehren sollte. Im Convente schleudern sich die großen Parteien gegenseitig den Vorwurf zu, den Monarchen mit ihren Schützlingen umgeben zu haben. Seien wir freimüthig und sagen wir es rund heraus, daß die Monarchen die Geschäfte der liberalen und republi-

tanischen Parteien heute meist selbst besorgen. Wer wollte es leugnen, daß die constitutionellen Fürsten, auch wo sie freie Wahl zwischen conservativen und liberalen Staatsmännern hätten, mit Vorliebe nach solchen Capacitäten greifen, die für liberal gelten, und daß die modernen Regierungen von streng conservativen Grundsätzen, auch wo sie die Macht in Händen haben, nichts mehr wissen wollen?



Was für ein Sturm erhob sich in Europa über die Rechtsverletzungen, welche sich das revolutionirte Frankreich zu Schulden kommen ließ! Wie zeterte man noch später über die Napoleonische Vergewaltigung! Ueber die Umwandlungen von Königreichen in Republiken, über die Einziehung fremden Gutes und die Verschenkung von Fürstenthümern an Familienmitglieder der Bonaparte oder andere Günstlinge des Consuls und späteren Kaisers! Und wie verfährt man heute mit der Legitimität und Rechtsordnung ohne Revolution und Säbelherrschaft? Wird das historische Recht, auf welchem die Regierungsansprüche der europäischen Dynastien beruhen, etwa mehr geachtet als von den Jakobinern und Schreckensmännern des Convents und von dem Sohne der großen Revolution und ersten Republik?



Die Revolution suchte den Priesterstand zu laisiren, das heißt der staatlichen Gewalt unmittelbar zu unterwerfen, und was thut unsere friedliebende Zeit? Was streben die aufgeklärten und dabei monarchischen Regierungen ein Jahrhundert nach Ausbruch des großen Umsturzkraters an? Halten sie die Kirche für die treue Bundesgenossin der Monarchie oder für eine jener gefährlichen Gesellschaften, gegen welche das imperialistische Rom mit Feuer und Schwert und wilden Bestien einschritt? Aber auch in diesem Punkte macht sich eine mildere Anschauung, ein Fortschritt in humaner Gesinnung, eine vornehme Denkart erkennbar. Man mordet keine Bischöfe und hängt keine Priester an den Hörnern des Altares auf. Man verfolgt nicht einmal in katholischen Staaten die Kirche, sondern verdächtigt sie nur; man stört ihre Diener nicht in

ihrer Pflichterfüllung, sondern begnügt sich dieselbe zu erschweren und in wichtigen Fällen zu vereiteln. Man geht nicht auf die Eroberung des kirchlichen Gebietes aus und bescheidet sich mit der menschenmöglichen Beschränkung desselben. Man nimmt ihr nicht Alles, aber gewiß, was man nehmen kann, ohne den Vorwurf des Kirchenraubes auf sich zu laden. Die Revolution konnte es mit der Volksschule nicht anders halten als manche katholische und legitime Regierung. Die Revolution war reich an leuchtenden Beispielen der Königstreue, an blutigen Zeugnissen für den alten Glauben, an Martyrerkronen, die in hartem Streite errungen wurden, und die Wunder des Gigantenkrieges der Vendée, die glänzende Erhebung Tyrols und der spanische Heldenmuth mögen uns einigermaßen mit den blutigen Greueln des Carousselplatzes versöhnen; wo sind die versöhnenden Momente, die das Gleichgewicht unserer Seelen in Mitte des latenten Kampfes zwischen alter und moderner Weltanschauung herstellen könnten?



Dr. Weiß hat die lebendigste Schilderung der Heldenkämpfe in der Vendée entworfen, die wir überhaupt besitzen. Es ist ein auf französische Verhältnisse und Heroen umgedichtete Iliade, die wir vor uns haben. Welche Großthaten wurden nicht von schlichten Bauern im Dienste der Kirche und des rechtmäßigen Königs ausgeführt! Wie fest und innig standen nicht Adel und Volk zusammen! Wunder des Heldenmuthes, über welchen der verklärende Strahl christlicher Liebe und himmlischer Versöhnung liegt, Wunder die zu Thränen rühren und, weil ohne Erfolg vollbracht, sich nur aus der Voraussetzung einer allwaltenden Vorsehung erklären lassen. Den Helden der Vendée hatte nur die Treue gegen Gott und König und kein menschlicher Ehrgeiz das Schwert in die Hand gedrückt; sie kämpften nicht um zeitliche Vortheile, nicht für irdischen Ruhm, sondern für Ideen die der Vergänglichkeit spotten. So lebten, so kämpften, so starben sie. Cathelineau, auf den Tod verwundet, erhob noch einmal auf seinem Schmerzenslager die Hände flehend zu Gott[1], daß er seinem Volke

die Segnungen der Christuslehre und den angestammten König erhalte. Sein letztes Gebet war ein patriotischer Aufschrei des gequälten Herzens. In den Schlachten hallte tausendfach der Ruf: „Hoch die Religion unserer Väter! hoch der König!" Trafen die kämpfenden Landleute auf ihrem Marsche ein Missionskreuz, so stürzte das ganze Heer auf die Kniee zum Gebet. Einer der Anführer tadelte den Aufenthalt, den dieses Gebet verursachte, aber Lescure unterbrach ihn mit den Worten: „Lassen Sie ihnen ihr Gebet, es macht sie nur um so stärker und kühner."

Hat unser Welttheil der alten Vendée eine neue an die Seite zu stellen? Gibt es noch irgendwo, und wäre es im äußersten Winkel Europas, ein Volk, einen Volksstamm, der sich aufzuraffen und für die Wahrheit blutiges Zeugniß abzulegen bereit wäre? Wo sind die tapferen Herzen hingekommen? Der Triumph der Idee von 1789 hat mehr als eine Vendée vernichtet, mehr als die Stimmen der Martyrer von 1793 und 1794 erstickt, mehr als Einen Thron erschüttert, und mehr als Einen Altar umgestürzt. Er hat die Principien der christlichen Ethik angefressen, das seelische Gleichgewicht der erlösten Menschheit gestört, das religiöse Bewußtseyn seines Inhalts entkleidet und die Welt um ihr heiliges Erbe betrogen. Wir schweben, wie die Herodias der mittelalterlichen Sage, in den Lüften, vermögen nicht zur Klarheit des Aethers durchzudringen und uns ebensowenig mit der dunklen Erde zu identificiren.

Ohne Zweifel gibt es noch opferwillige Männer und Frauen, ohne Zweifel ist das Geschlecht der Vertheidiger von Thron und Altar nicht ausgestorben; wir haben ja herrliche Beweise in unsern Tagen gesehen. Aber die breiten Schichten der Gesellschaft sind bereits von der traurigen Blutkrase ergriffen, welche das ihnen eingeflößte Gift erzeugen mußte. Sie äußert sich in der Unempfänglichkeit für große Beispiele und glänzende Tugenden, in der Hingabe an den Augenblick, in der Gleichgiltigkeit für Alles, was das Bedürfniß des Tages übersteigt

in dem bedenklich der Materie zugewandten Sinn. Diesem passiven Verhalten steht der Eifer der modernen Intelligenz gegenüber, welche, erfahren im Minenkrieg, in die Luft zu sprengen bemüht ist, was noch Halt und Festigkeit hat, um an die Stelle der ehrwürdigen Bauten des Alterthums ihre luftigen Tempelchen und verschnörkelten Wohnhäuser zu setzen.

Die Leiter der großen Umwälzung waren keine oder schlechte Staatsmänner und selbst unter den reicher begabten und höher gebildeten Girondisten fanden sich keine staatsmännischen Talente. Man jagte Utopien nach, vergeudete die Zeit mit unbrauchbaren Vernunftconstruktionen des Staates und ertödtete jeden Widerspruch durch das Fallbeil. In Frankreich herrschte 1793 und 1794 nicht Staatsweisheit, sondern Staatsschreck, kein Gedanke, sondern eine Maschine, und zwar dieselbe, welche das Fallbeil in Bewegung setzte. Wir können uns über keinen Terrorismus dieser Art beklagen, unsere Männer vom Berge bedürfen seiner nicht. Sie sind viel nüchterner als ihre französischen Vorgänger der revolutionären Aera, verlangen gar keine Reinigung des Staates von Aristokraten und Priestern, sie geben sich damit zufrieden, Einzelne wie Corporationen, ohne behelligt zu werden, ausbeuten zu dürfen. Sie fordern nicht, daß die Monarchie wie mittelst eines Zauberspruches in die rothe Republik umgewandelt werde. Wenn man ihnen nur gestattet den Grundstein zu legen und langsam aber stetig fortzubauen. Sie haben nicht einmal etwas dagegen, dieses oder jenes antimonarchische Bollwerk nach dem erlauchten Herrscher, unter dessen Regierung sie den Bau anheben, taufen zu lassen, sie begnügen sich mit der Jugend und nehmen deßhalb die Volksschule in Besitz. Gegen Mannheit und Alter müßte man drastische Mittel anwenden und gegen diese sträubt sich ihre angeborne Humanität. Dem Kinde dagegen thut es nicht weh, wenn es langsam an die Ueberzeugungslosigkeit gewöhnt wird und dem Himmel entsagen lernt.

Und wie konnte das anders kommen? Professor Weiß

erzählt uns, welche schmerzliche Ueberraschung die revolutionären Greuelthaten an den europäischen Höfen bereiteten. Jeder von der Revolution gegen eine rechtmäßige Gewalt geführte Schlag wurde vom ganzen Welttheile mitempfunden. Aber schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist keine Spur jener Nervosität mehr anzutreffen. Die legitimen Regierungen lassen sich die Mittel der Revolution gern gefallen und übertreffen ihre Lehrerin an Gewaltthätigkeit und Unverfrorenheit. Der Wiener-Congreß läßt keine Remedur eintreten. Die geborstenen Säulen und gesunkenen Mauern bleiben trotz unterthänigster Bitten und Beschwörungen unaufgerichtet. Man merkt dem Rebellengut keinen üblen Geschmack an und meint, daß es in legalen Händen von selbst gereinigt werde. Der Papst läßt vergeblich die dringendsten Vorstellungen gegen die Beraubung der Kirche vernehmen. Er wird nicht gehört. Man verfährt in Wien, wie man erstmals zu Münster und noch früher in Passau verfahren ist. Sechszehn Jahre später wird Karl X. aus Frankreich vertrieben, die Großmächte beharren nicht auf ihrem Schein, sie empfangen Louis Philipp als par inter pares. Wieder achtzehn Jahre darnach ist Frankreich des Intriguenstückes satt und verlangt statt der verkleideten Republik die wirkliche. Der europäische Continent hatte auch wider diese neueste Wandlung nichts einzuwenden, er nimmt die Wiederherstellung der französischen Republik hin, er acceptirt ebenso das zweite Kaiserreich. Das, was man Principien nannte, scheint ausgestorben.

Die Regierungen verbinden sich unbedenklich, bewußt oder unbewußt, mit der Revolution, rütteln an den gemeinsamen Wurzeln des Königthums, ahmen die Revolution nach und übertreffen sie mitunter an Rücksichtslosigkeit. Und da sollte man 1889 in Frankreich nicht den endlichen und definitiven Sieg der Ideen von 1789 feiern? Diese Ideen bedürfen nicht erst einer feierlichen Anerkennung in Wort oder Schrift, die europäische Politik hat etwas Besseres gethan

und ihren Willen auf unzweifelhafte Weise durch Thatsachen zu erkennen gegeben.

Wenn wir auch nur die Behandlung der inneren Angelegenheiten zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen, so müssen wir freimüthig erklären, daß wir zwischen der revolutionären und legitimen Auffassung nur geringe Unterschiede zu entdecken vermögen. Was für ein Volk, fragen wir schließlich, könnte einer hundertjährigen Revolutionirung widerstehen, ohne an Charakter und Gesinnung Schaden zu erleiden? Die Desorganisation ist denn auch so mächtig fortgeschritten, der Verfall von Religion und Sitte so wahrnehmbar, daß wir nicht mehr von Menschenwitz und nur von der göttlichen Allmacht Abhülfe zu erwarten haben.

G. E. H.

VIII.

Preußische Kirchenpolitik von 1775—1786.[1])

Nach einer Frist von zwei Jahren seit dem Erscheinen des vierten Bandes ist der fünfte Band des Lehmann'schen Urkundenwerkes an das Licht getreten. Derselbe bietet diejenigen Aktenstücke, betreffend die katholische Kirche in Preu-

1) Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. 24. Band. Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchives von Max Lehmann. Fünfter Theil von 1775 bis 1786. Leipzig, S. Hirzel. 1885. Lex. 8°. S. 707.

zen, welche dem letzten Decennium der langen Regierung Friedrichs des Großen angehören. Diese führen uns bis hart zum Tode des Königs, welcher am 17. August 1786 aus der Zeitlichkeit abberufen wurde. Es war diese Periode, wie die voraufgehende, mit welcher der vierte Band sich befaßte, überwiegend eine Zeit des Friedens, welche der rastlos thätige Monarch zum Ausbau der Staatsverfassung, zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes, aber auch zur Ausbildung seiner Kirchenpolitik verwendete. In letzterer Beziehung ist das Vorgehen Josephs II., welcher, von dem Weihrauch falscher Philosophen berauscht, seinem Humanitätsideal mit gewaltsamen Mitteln Eingang zu verschaffen suchte, nicht ohne Einfluß auf Friedrich II. geblieben. Was der Kaiser sich der Kirche gegenüber erlaubte, dazu hielt Friedrich sich ebenfalls für berechtigt. Wie indeß der preußische König auf dem Gebiet der Politik durch den Frieden von Teschen (1779) und durch die Stiftung des deutschen Fürstenbundes (1785) über den Kaiser siegte, so besitzt auch seine Kirchenpolitik den Vorzug, daß sie weniger geräuschvoll ist und stufenweise zu erreichen suchte, was der Kaiser mit plumpen Gewaltmaßregeln anzustreben sich vermaß.

In erster Linie kommt das Verhältniß Friedrichs zu den Jesuiten in Betracht. Das Breve vom 21. Juli 1773, vermittelst dessen Clemens XIV. die Aufhebung der Gesellschaft Jesu verfügte, zu veröffentlichen, wurde vom König streng untersagt. Der Monarch wollte den Orden erhalten. Dazu drängten mehrere Gründe. Die Anerkennung der königlichen Würde war seitens des hl. Stuhles noch immer nicht erfolgt, obgleich Friedrich seine deßfallsigen Bemühungen nicht allein durch seinen officiellen Agenten, den Abbate Ciofani, in Rom fortsetzen ließ, sondern auch auf Umwegen über Warschau dieses Ziel zu erreichen suchte. Dahin gehört der Briefwechsel zwischen dem Coadjutor von Kulm, Grafen von Hohenzollern, und dem Nuntius in Warschau Msgr. Archetti über die Anerkennung des Königstitels durch Pius VI. In

der Beschützung der Jesuiten konnte der König sich um so mehr seiner Fürsorge um die katholischen Landeskinder vor dem Publikum rühmen, je schonungsloser die Auflösung der Gesellschaft Jesu in katholischen Ländern, wozu Polen nicht in letzter Linie gehörte, betrieben wurde. Dem Papst gegenüber glaubte er sich auf seinen Eifer für das Wohl der katholischen Unterthanen berufen und damit eine Reihe von Forderungen begründen zu dürfen, welche der hl. Stuhl zu bewilligen gänzlich außer Lage war.

Es läßt sich indeß nicht in Abrede stellen, daß die Aufrechthaltung des Ordens durch den allmächtigen Willen des Königs eine Menge von Härten und Mißständen erzeugte. Es gab Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche der letzteren ferner anzugehören Bedenken trugen. Zu diesen gehörte P. Heeger, welchem aber der Austritt aus dem Grunde untersagt wurde, weil das Breve in Preußen nicht veröffentlicht worden, mithin der verbindenden Rechtskraft entbehre. Auch der Weihbischof von Strachwitz in Breslau konnte sich mit dieser Politik nicht befreunden. Gestützt auf einen Bericht des Agenten Ciofani, meldet Friedrich unter dem 14. Oktober 1775 dem Weihbischof, bezüglich der Jesuiten sei er mit dem Papst einig, der letztere gewähre ihm freie Hand (S. 62). Um hierüber ein Urtheil zu gewinnen, hätte der Herausgeber uns den Bericht Ciofani's nicht vorenthalten dürfen. Wie die Akten jetzt liegen, kann man nicht umhin, die Zweifel und Bedenken des Weihbischofs von Strachwitz zu theilen, welcher ungeachtet der Berichterstattung Ciofani's erklärte, neue Instruktionen in Rom einholen zu sollen (S. 65).

Mit den Jesuitengütern schaltete der König gar eigenmächtig. „Die schlesischen Jesuiten", lautete ein Erlaß des Ministers an den Agenten Ciofani in Rom vom 27. April 1776, „hat man ihr Kleid wechseln lassen. Meine Finanzkammern haben die Verwaltung ihrer Güter übernommen, einzig zu dem Zwecke, um sie besser zu ihrem Vortheil zu verwalten. Der Erfolg hat bewiesen, daß man auf diese

Weise weit günstigere Ergebnisse erzielt, als die Jesuiten selbst hätten erreichen können. Uebrigens sind sie wie zuvor in ihrer Gesellschaft geblieben und werden künftig ihre Pflichten erfüllen, namentlich sich der Erziehung der Jugend widmen" (123). Die in den königlichen Landen belegenen Güter auswärtiger Jesuitencollegien gebot der König ohne weiteres dem Fiskus zu übergeben. Dem Minister Carmer ging in Betreff des „von fremden Jesuiter-Collegiis in hiesigen Landen besessenen Vermögens" gemessener Befehl zu, „alles, was liquide ist, nur bald zusammenzubringen." Man mag über den Eigenthümer des katholischen Kirchengutes denken wie man will, als Träger des letzteren das einzelne kirchliche Institut, oder die allgemeine Kirche, oder den Papst auffassen: in keiner Weise dürfen die Güter aufgelöster kirchlicher Körperschaften ohne weiteres als gute Prise dem Staatsfiskus zugesprochen werden, weil das Kirchengut durch die Auflösung geistlicher Körperschaften seine Natur noch nicht verliert.

Mit der Beibehaltung der Jesuiten im preußischen Staat hatte es übrigens seine guten Wege. Es waren das doch nicht mehr die alten Jesuiten, sondern lediglich Mitglieder des königlichen Schuleninstituts. Mit diesem Namen wurden die Väter des ehemaligen Ordens nunmehr benannt. Dieses Institut war aber durchaus staatlicher Natur. Der König ernannte die Professoren für die ehemaligen Jesuiten-Gymnasien, die Behörden entwarfen die Statuten und wachten über deren Ausführung. Die Verwaltung der Fonds beruhte lediglich bei den Beamten des Staates, von einer Mitwirkung kirchlicher Organe war keine Rede. Aus diesem Grunde führte der Weihbischof von Strachwitz gegen diese einseitig geschaffenen Einrichtungen bittere Klagen. Friedrich II. ließ diese mit nicht wenig Hohn abweisen, indem er die Behörden beauftragte, „denselben bei Einrichtung des jesuitischen Schulwesens, jedoch nur pro forma mit zuzuziehen", während die mündliche Verfügung des Monarchen

lautete: „Es ist das nur so zur Ceremonie“ (143). Weitere Reklamationen des genannten Prälaten fanden ebenso wenig Beachtung.

Bei alledem verdient die Thatsache Anerkennung, daß die Anstalten des königlichen Schuleninstitutes, welche die Pères litéraires leiteten, einen überwiegend katholischen Charakter an sich trugen. In den Schulgesetzen für die Hochschule von Breslau und die Gymnasien des königlichen Schuleninstituts in Schlesien und der Grafschaft Glatz heißt es: „28. Dem heiligen Meßopfer werden alle täglich beiwohnen und der Sakramente der Buße und des Abendmahls sich alle Monate theilhaftig machen.“ „29. Diejenigen, welche der Sodalität Beatae Virginis Mariae einverleibt sind, müssen ihre frommen Statuten genau beobachten und ihren andächtigen Versammlungen beiwohnen“ (215). Auch der Bildungsgang der Schüler und die Vertheilung der Lehrfächer trug noch ganz das Gepräge der alten Jesuitenzeit an sich. Unter dem 5. September 1779 befahl der König: „In Joachimsthal und in den andern großen Schulen muß die Logik durchgehends gründlich gelehrt werden“ (315). Zum Schaden der Gymnasien ist man in unsern Tagen von dieser altbewährten Einrichtung abgegangen. In Westpreußen wurden die Jesuiten ebenfalls zu einem Collegium litterarium umgeschaffen, das die Leitung einer Anzahl von Gymnasien zu übernehmen hatte, von welchen einige behufs Ausbildung der Candidaten des Priesterstandes nach Beendigung der Humaniora theologische Vorlesungen hielten. Die Eröffnung dieses Collegs bildete eine der vorzüglichsten Angelegenheiten, welchen der Coadjutor von Kulm, Karl Graf von Hohenzollern, seine Thätigkeit zuwandte.

Die Erfahrungen, welche die preußischen Katholiken in unsern Tagen gemacht, lassen die Anschauungen Friedrichs des Großen über das deutsche Colleg in Rom doppelt bedeutsam erscheinen. Als der Breslauer Domherr Franz von Troilo nach Rom reisen wollte, um seinen Neffen abzu-

holen und den jungen Breslau'schen Domkapitular von Hemm „nach Rom in das deutsche Collegium zu bringen", billigte Friedrich II. dieses Vorhaben und ertheilte die Genehmigung zur Reise. Die engherzigen Neuerungen Joseph's II. führten zur Abberufung sämmtlicher österreichischer Studenten aus dem römischen Germanikum. Pius VI. bestimmte daher am 30. Mai 1783 sechs Stellen im deutschen Colleg auf ewige Zeiten für Studenten aus den westpreußischen Provinzen, d. h. jenen Theilen des Staates, welche 1772 bei der ersten Theilung Polens erworben worden. Von den Freistellen sollten je zwei den Diöcesen Ermland, Kulm und Cujavien zufallen. Schon im Voraus war der König damit zufrieden und vertraute der Klugheit des mit der Leitung der Angelegenheit befaßten Coadjutors von Kulm (533—538). Durch Breve vom 14. Januar 1784 an den letztern dankte Pius VI. dem König für die den Katholiken seiner Lande gewidmete Fürsorge. Zu den höheren Geistlichen Preußens, die im deutschen Colleg zu Rom ihre Ausbildung empfangen, gehörte der Weihbischof von Rothkirch in Breslau, welcher dem König am 25. August 1782 schrieb: „Alle Capitulares dieses Kathedral-Stifts, bis auf einige wenige, und ich selbst haben ihr theologisches Studium in diesem Collegio vollendet" (504). Das bildete aber in Friedrichs Augen kein Hinderniß zur Anstellung an einer katholischen Kirche in Preußen. Genau hundert Jahre später dagegen liegt im Bildungsgang, welchen ein preußischer Unterthan im Germanikum gemacht, ein indispensables Hinderniß, um auch nur die geringste Anstellung in der Heimat zu erhalten.

Ein Gedanke, welcher nach Ausweis des vorliegenden Bandes den König auf das lebhafteste beschäftigte, war die Errichtung eines königlichen Vikariates für die westfälischen und niederrheinischen Besitzungen. Der unglückliche Ausgang, welchen ähnliche Verhandlungen mit Benedikt XIV. genommen und deren in den Besprechungen der voraufgegangenen Bände ausführlich gedacht worden,

hätte von der Verfolgung des neuen Planes abschrecken sollen. Nichtsdestoweniger betrat man in Berlin nochmals den nämlichen gefahrvollen Weg, selbstverständlich genau mit derselben Enttäuschung wie zuvor. Es gipfelte der neue Plan in der Anstellung eines General=Vikars zu Xanten am Niederrhein, wo der berühmte Dom für die Ausübung der Pontifikalien Raum bot, wenn es gelang, dem General=Vikar auch die bischöfliche Würde zu erwirken. Um schneller zum Ziele zu gelangen, sandte der König den unten näher zu charakterisirenden Abbé Du Val=Pyrau zu Pius VI. nach München. Darf man dem Herrn Abbé Glauben schenken, dann hat der Papst in der Audienz vom 27. April 1782 dem preußischen Agenten versprochen, „er werde das dienlichste Mittel ergreifen, um Ihre (des Königs) westfälischen Unterthanen dem Gehorsam der Bischöfe von Köln und Münster zu entziehen und sie einem in Xanten residirenden apostolischen Vikar zu unterstellen" (481). Mit diesem Schritt des Monarchen bezeigte sich aber das auswärtige Departement keineswegs zufrieden. Im Gegentheil: in einem Immediat=Bericht vom 18. Mai 1782 erinnerte es den Landesherrn daran, daß er „de Son chef et comme souverain territorial (peut) nommer et établir un vicaire ou inspecteur général pour ses sujets catholiques dans ses différentes provinces de Westphalie et de Basse-Saxe" (486).

Es taucht hier wieder die alte Streitfrage auf: Besitzt der protestantische Landesherr zufolge des westfälischen Friedens geistliche Jurisdiktion über katholische Unterthanen? In dieser Beziehung erscheint von ausschlaggebender Bedeutung die klassische Denkschrift des hl. Stuhles vom 16. November 1782, welche Lehmann S. 511—516 zum Abdruck bringt und die wir der Aufmersamkeit der Canonisten und Lehrer des Staatsrechtes angelegentlich empfehlen.[1])

1) Der Titel der Denkschrift lautet: Memoria originale rimessa all'agente di Sua Maestà Prussiana a nome della Santità di nostro Signore Pio VI li 16. novembre 1782.

In erster Linie erinnert der Papst an die Verwahrung, welche sein Amtsvorgänger Innocenz X. durch den Nuntius Fabio Chigi wider die die katholische Kirche, ihre Rechte und Güter verletzenden Bestimmungen des westfälischen Friedens eingelegt hat.[1]) Wenn dieser Friede die Jurisdiktion der katholischen Bischöfe über „die Fürsten der augsburgischen Confession, Stände und Unterthanen" suspendire, so können davon nur die protestantischen, nie aber die katholischen betroffen werden. Hinsichtlich der letzteren verweise der Friede selber auf 1624 als Normaljahr. Indeß, fährt die römische Denkschrift fort, muß auch die Bestimmung über das Normaljahr im Sinne der Verfügungen des Passauer Vertrags von 1552 und des Augsburger Religionsfriedens von 1555 erklärt werden, „da der westfälische Friede von 1648 wesentlich nichts anderes enthält als eine Bestätigung oder Erklärung des Passauer Vertrages von 1552 und des Religionsfriedens von 1555." Ja, wäre der fünfte Artikel des westfälischen Friedens auch an sich nicht klar, so müßte er stets nach Maßgabe der voraufgegangenen Friedensschlüsse aufgefaßt und erklärt werden. Hiermit stimmen auch die bedeutendsten protestantischen Erklärer, wie Georg Reuther, überein. Nach ihm „ist die neue kirchliche Jurisdiktion wesentlich territorialer Natur, die alte kirchliche Jurisdiktion über jene katholischen Unterthanen, welche in Ländern des augsburgischen Bekenntnisses wohnen, ist dagegen den Bischöfen ungeschmälert geblieben, wofern sie irgendwann während des Jahres 1624 dieselbe ausgeübt haben. War das letztere nicht der Fall, so muß nach Reuther ein apostolischer Commissar für solche Katholiken bestellt werden, die im Normaljahr keine öffentliche

1) Ueber die Thätigkeit Chigi's in Deutschland hat Alfred von Reumont jüngst eine quellenmäßige Darstellung geliefert unter dem Titel: Fabio Chigi — Papst Alexander VII. — in Deutschland 1639—1651, in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. 7. 1. u. 2. Heft. S. 1—48. Aachen 1885.

Religionsübung in protestantischen Staaten besaßen, weil die Katholiken „nothwendig und wesentlich" der kirchlichen Jurisdiktion unterworfen seyn müssen. Handelt es sich dagegen um Katholiken, welche, obwohl in den Ländern protestantischer Fürsten ansässig, im Normaljahr und bis auf unsere Zeit die Jurisdiktion eines katholischen Bischofs anerkannten, so hat der westfälische Friede an deren Lage nichts geändert.

Gestützt auf diese unanfechtbaren Ausführungen anerkennt Pius VI. die Jurisdiktion des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster über die niederrheinischen und westfälischen Lande des Königs als zu Recht bestehend an, mit dem weiteren Bemerken, „er könne sich nicht der Pflicht überhoben erachten, die Zustimmung (der Bischöfe) nachzusuchen, genau in der nämlichen Weise, wie er handeln würde, wenn es darauf ankäme, auch nur das geringste Recht des Königs zu verletzen.".

Weiterhin schlägt der Papst ein doppeltes Mittel vor, um den Wünschen Friedrichs II. entgegenzukommen. Man könnte für Westfalen einen geistlichen Vikar bestellen, „welcher Sr. Majestät für treue Befolgung der Landesgesetze, dem Erzbischof-Kurfürsten von Köln aber für die Aufrechthaltung des Cultus und der Religion hafte." Gebe aber Se. Majestät wider Verhoffen des hl. Vaters sich damit nicht zufrieden und wünschten dieselbe einen unabhängigen Vikar, so hebe der Papst hervor: 1. Ein solcher Vikar „kann nur nach unserem und des apostolischen Stuhles Wohlgefallen und ohne Beeinträchtigung der Parteien in Possessorio wie in Petiterio" bestellt werden. 2. Eine absolute Ernennung des genannten apostolischen Vikars kann nicht zugestanden werden, aber diese Milderung des allgemeinen Princips darf eintreten, daß eine solche Stelle an Personen verliehen wird, welche dem Landesherrn genehm sind. 3. Ist eine Kundgebung Sr. Majestät darüber nothwendig, in welcher Weise für die Lebensstellung

des apostolischen Vikars Sorge getragen und wo derselbe residiren solle (515).

Pius VI. täuschte sich. Keiner der genannten Vorschläge fand in der Umgebung des Königs Anerkennung. Die gegentheiligen Rechtsanschauungen, welche in Berlin sich als maßgebend erwiesen, hat der Geheime Archivar Dohm in einer Gegen-Denkschrift am 2. Januar 1783 niedergelegt (521). Nach ihm hat der Westfälische Friede den protestantischen Landesherrn ihre katholischen Unterthanen sammt und sonders in kirchlicher Beziehung unterworfen. Denn es „sind der Regel nach alle Rechte des katholischen Cleri in protestantischen Landen völlig aufgehoben, und diese Landesherrn haben das mit der höchsten Gewalt im Staat ursprünglich verbundene und nur durch die römische Hierarchie bisher behinderte ius circa sacra wieder mit der superioritate territoriali vereinigt.“ Wenn diese von Dohm hier vorgetragenen Grundsätze richtig sind, dann fallen Kirche und Staat zusammen, ja der Stiftung einer christlichen Kirche hat es dann überhaupt nie bedurft. Der Herr Geheimrath sägt unbarmherzig den Ast ab, der ihn und seine Glaubensgenossen nothdürftig über den Gewässern der Sündfluth emporhält. Aber auch mit dem technischen Verfahren des Geh. Raths Lehmann an dieser Stelle kann ich mich nicht einverstanden erklären. Wenn Dohm an die Bulle Eugen's IV. (1444) erinnert, welche die Cleveschen Lande dem rebellischen Erzbischof von Köln entzog und dem Bischof von Utrecht unterstellte, so verweist der Herausgeber einfach auf den ersten Band seines Urkundenwerkes, wo er (I. 171) diese Bulle im Sinne des Territorialkirchenthums und der Uebertragung geistlicher Jurisdiktion an die clevischen Landesherrn auffaßte. Unterdessen ist aus dem Nachlaß des seligen Professor Floß in Bonn eine allseitige und gründliche Beleuchtung des clevischen Kirchenstreites erschienen, welche Lehmann entgangen ist. In der Bulle gibt der Papst die ausdrückliche Erklärung, daß er die Rechte der Kölner Kirche, welche er, wie die der übrigen, zu

mehren wünsche, in nichts Anderem schmälere, außerdem solle diese Maßregel nur für die Dauer des Ungehorsams des Erzbischofs von Köln Geltung haben. Mit der Rückkehr des Kurfürsten zur Obedienz des Papstes verlor die Bulle ihre Bedeutung.[1])

Noch weit auffallender erscheint die Vikariats-Angelegenheit, wenn man die Persönlichkeit ins Auge faßt, welche der König bei Pius VI. für den neuen Posten in Vorschlag brachte. Es war der Abbé Du Val-Pyrau. Dieser ruhelose französische Exmönch befand sich seit einigen Jahren am Hofe Friedrichs, und scheint den König durch witzige Einfälle bei der Tafel ergötzt zu haben. Das genügte, um einem Ausländer von zweideutigstem Ruf den niederrheinischen und westfälischen Katholiken zum Bischof zu bestellen. Ein Kabinetserlaß an den römischen Agenten Ciofani vom 24. Juni 1780 schildert den Abbé als „seiner Religion sehr ergeben und ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten und Charakter." Aus diesem Grunde wird für denselben ein Titular-Bisthum beantragt (380). Pius VI. war nicht abgeneigt, verlangte aber das Zeugniß der Idoneität und Auskunft über das Vorleben des königlichen Günstlings. An diesen alterprobten Forderungen mußte der Plan des Monarchen scheitern. Der Abbé hatte nicht übel Lust, den durch den Tod des Breslauer Weihbischofs von Strachwitz erledigten Pfründen nachzujagen. Vergebens. Friedrich II. ließ sie dessen Amtsnachfolger, Weihbischof Rothkirch übertragen. Jetzt sollte der Abbé zur Würde eines Generalvikars in Cleve-Westfalen emporsteigen. Aber schon der Coadjutor von Kulm, Graf Hohenzollern, gab dem König am 12. Dezember 1780 zu erkennen, daß hier etwas nicht ganz in der Ordnung sei (406). In der That hatte Du Val-Pyrau eine schwer compromittirende Vergangenheit hinter sich. Dem Carmeliterorden angehörig, hatte der

1) Scholten, im Kirchenlexikon III. 547.

wetterwendische Mann sein Kloster eigenmächtig verlassen und in der Welt ein unstätes Leben geführt, bis er endlich am Berliner Hof auftauchte. Dem Exmönch erheilte Pius VI. zwar Lossprechung von den Censuren, aber ihn den preußischen Katholiken zum Bischof zu geben — dessen weigerte sich Pius VI. dem König gegenüber in verbindlicher, aber fester Sprache in der oben angezeigten Denkschrift vom 16. November 1782 (516). Zwar bezeichnete der König die Ausschreitungen seines Günstlings als „péchés véniels" (528), zwar hatte der ehrsüchtige Abbé sich allbereits bischöfliche Kirchenutensilien im Betrage von zweitausend Thalern anfertigen lassen (431); aber Denken und Seyn sind nicht eins und dasselbe und der zweideutige Doktor der Sorbonne, auf dessen Leben so tiefe Schatten lagerten, stieg zur bischöflichen Würde nicht empor. Ein alter verdienter Beamter, von echtem Schrot und Korn, der Etats-Minister Hertzberg, trieb den frate sfratato endlich zu Paaren (601).

Zeitweilig trug man sich in Berlin mit dem Gedanken, den in der Geschichte der Exegese unrühmlich bekannten Professor Joh. Laurenz Isenbiehl aus Mainz an die Hochschule von Breslau zu berufen. Isenbiehl's „Neuer Versuch über die Weissagung von Emmanuel" hatte bei allen echten Katholiken maßloses Aergerniß hervorgerufen.[1]) Weihbischof von Hontheim vertheidigte, Pius VI. aber verwarf durch Breve vom 20. September 1779 die vom Geiste der rationalistischen protestantischen Exegese erfüllte Schrift. Der Minister von Carmer hegte zwar Bedenken, „von dieser guten Gelegenheit zur Acquisition eines so brauchbaren Subjektes zu profitiren." Würde aber Isenbiehl geneigt seyn, sich dem königlichen Schulen-Institut anzuschließen und „könnte er den hiesigen Weihbischof von Strachwitz von dem Ungrund jener Be-

---

1) H. Hurter, Nomenclator literarius recentior. theol. catholicae tom. III. fasc. 3. p. 588—590.

schuldigungen überzeugen," so solle er in Breslau Anstellung finden (256). Weiter ist von Isenbiehl nicht mehr Rede. Er unterwarf sich dem Spruch des Papstes und starb 1818.

Die Art und Weise wie der König mit katholischem Kirchengut verfuhr, konnte selbst bei seinen treuesten Beamten keine Billigung finden. Beispiele auffallender Art bieten Convente in der Stadt Roermond. Joseph II. hatte das dort befindliche Karthäuserkloster, ebenso das bortige adeliche Frauenstift „Münster" aufgehoben. Da beide Institute in Preußisch-Geldern begütert waren, so ließ Friedrich die Anwesen derselben für sich mit Beschlag belegen und verkaufen. Denn, bemerkte er, „ich habe geldt Nöthig bei dießen Cümerlichen Tzeiten" . . . (558). Wie aber das auswärtige Departement hervorhob und auch in der Natur der Sache lag, war ein solches Verfahren von dem Vorwurf der Verletzung des Vertrags von Utrecht (1713) nicht freizusprechen. Die vakante Dompropstei in Minden konnte auf Grund des westfälischen Friedens, wie der König selber betont, kein Protestant bekleiden. Dennoch übertrug er sie dem General-Major Kalinowa-Zaremba, ließ ihn aber auffordern, nachträglich einen „annehmbaren Käufer katholischer Confession" aufzusuchen (323). Jetzt entwickelte sich zwischen König und Domkapitel ein förmliches Kaufgeschäft. Das Domkapitel erbot sich, als Vergütung des ihnen zu gewährenden freien dompropsteilichen Wahlrechtes alle dreißig Jahre die Summe von 16,000 Thalern zu zahlen. „Das geht nicht an", schrieb der König, „es muß von der Dom-Propstei 28,000 Thaler wenigstens bezahlet werden; sie sollen also nur machen, Ich verstehe darunter keinen Scherz" (330). Am 30. Juli 1784 verfügte der König eigenmächtig über ein der freien bischöflichen Verleihung unterstehendes Canonikat am Dom in Breslau. Es war die Pfründe des Domherrn von Flemming, welche Friedrich Marquis von Cavalcabo überwies. Für das Bisthum Ermland nimmt er nach dem Vorgang der polnischen Könige ein unbeschränktes Ernennungsrecht für die Dompräbenden in

Anspruch (74), ein Vorhaben, welches der Etatsminister Zedlitz als mit allem Recht in Widerspruch stehend bekämpfte (116).

Auch dieser Band bietet wieder Beispiele von Bischofs-Ernennungen. Graf Karl von Hohenzollern, ein übrigens würdiger und verdienstvoller Prälat, erhielt vom König seine Ernennung zum Coadjutor von Kulm, und noch obendrein mit dem Recht der Nachfolge. Ihm übertrug er auch die Cistercienserabtei Oliva, von welcher der Papst behauptete, sie sei stets freier Collation gewesen (330). Sogar für Aburtheilung von Eheprocessen erlaubte Friedrich sich eine zweite Instanz zu schaffen. Das Unterscheidungsjahr, vor dessen Ablauf Protestanten zur katholischen Religion nicht übertreten durften, wurde zeitweilig auf 21 festgesetzt, die westpreußischen Kirchengüter mit 50 Procent Abzug für den Fiskus von den königlichen Behörden verwaltet und als Summe, bis zu welcher Vermächtnisse zu milden Stiftungen verwendet werden durften, der fünfzigste Theil des Vermögens, bei Katholiken zwei Fünfzigstel, bestimmt (333). Auch in Sachen der gemischten Ehen vermißt man Parität. Während für Schlesien die Ehepakten bezüglich der Kindererziehung bei Mischehen für ungiltig erklärt wurden, besteht der König in Westpreußen darauf, daß sie in einem Falle, in welchem es sich um die protestantische Erziehung von Töchtern handelt, aufrecht zu erhalten und die letztere vom katholischen Vater zu erzwingen sei. Endlich versteigt sich der König sogar zu schrecklichen Drohungen gegen den hl. Stuhl, wofern dieser sich weigern sollte, dem Weihbischof von Breslau die Befugniß zur Ertheilung von Dispensen über die concurrirenden Hindernisse der gemischten Religion und verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft zu ertheilen.

Wir nehmen Abschied von diesem fünften Bande und mit ihm von Friedrich dem Großen. Des Königs Kirchenpolitik kann im Ganzen und Großen, unbeschadet einzelner

Akte der Gerechtigkeit, unmöglich bei dem katholischen Leser einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen. Seine ganze Bildung und freigeisterische Weltanschauung verschloß ihm das richtige Verständniß der hehren Bedeutung und Aufgabe der katholischen Kirche und drängte ihn vielfach zu beklagenswerthen Uebergriffen. Uebrigens steht der König auf diesem Gebiete nicht allein da. Was damals seitens der sogenannten katholischen Höfe in Anfeindung, ja Bedrückung des Katholicismus geleistet wurde, ist sattsam bekannt. Aber unendlich vorurtheilsfreier erscheint der König als die Väter der preußischen Maigesetze, in Folge deren Zustände eingetreten sind, welche uns die Regierung Friedrichs des Großen trotz ihrer Mängel fast zurücksehnen lassen konnten.

Der gläubige Katholik betet in den Trübsalen, welche der Kirche widerfahren, die allmächtige Hand Gottes an und bekennt sich nach wie vor zu dem Grundsatz, welchen Pius VI. in der mehrerwähnten classischen Denkschrift an Friedrich den Großen Ausdruck geliehen in den Worte: „Denn unsere Religion rühmt sich keiner Sache mehr, als der Treue gegen die Fürsten.“

Dr. Bellesheim.

IX.

Zur Charakteristik des spanischen General-Inquisitors und Cardinals Eberhard Nidhard.[1])

Ein merkwürdiges wechselreiches Leben! Soldat, Jesuit, Professor der Philosophie, Beichtvater und Erzieher am Wiener Hofe, Beichtvater der Königin von Spanien, spanischer Staatsminister, General-Inquisitor, spanischer Gesandter in Rom, Erzbischof, Cardinal — das ist in kurzen Worten das Leben des österreichischen Jesuiten Eberhard Nidhard. Von vor-

1) Relation des differents arrivez en Espagne entre Don Jean d'Austriche et le Cardinal Nitard. Cologne 1677. 2 vol. — Copia de una consulto que hizo el Señor Inquisidor General, Confessor de la Reyna nuestra Señora. Respondiendo a una carta que escrivio a Su Majestad el Señor Don Juan, de Consuegra, en 21. Octubre de este año, satisfaciendo a los cargos, que haze en ella. Madrid 1668. Eine gedruckte Copie im British Museum Egerton Msc. N. 327. — Relation de la sortie d'Espagne du P. Everard Nitard, Jesuite, Confesseur de la Reine; en Espagnol et en Français, par le P. Bouhours, Paris 1669, sehr seltene Schrift, selbst das Britische Museum besitzt kein Exemplar. — Barozzi e Berchet Relazioni degli Stati Europei lette al Senato dagli ambasciatori Veneti nel seculo decimo settimo Ser. I. Spagna vol. II, Venezia 1860. Ein Vergleich der hier besonders in Betracht kommenden Relation Marino Zorzi's mit zwei Ab-

nehmen Eltern[1]) geboren am 8. Dezember 1607 auf dem Schloß Falkenstein in Steiermark, trat Nidhard, wie es scheint nach kurzer militärischer Laufbahn, am 5. Oktober 1631 in den Jesuitenorden. Nach Vollendung aller Studien lehrte er in Graz längere Zeit Philosophie und dann Kirchenrecht, bis er im Jahre 1644 von Ferdinand III. an den Wiener Hof berufen wurde, wo er als Beichtvater der Erzherzogin Maria Anna und Lehrer des Erzherzogs Leopold, des späteren Kaisers, wirkte. Als die Erzherzogin Maria Anna im Jahre 1649 als Braut Philipps IV. nach Spanien reiste, mußte Nidhard auf Befehl Ferdinands dieselbe begleiten und ward so Beichtvater der Königin von Spanien. Auch der königliche Gemahl Philipp IV. schätzte Nidhard so hoch, daß er ihm die Cardinalswürde verschaffen wollte; aber auf inständiges Bitten des Jesuiten stand er davon ab.[2]) Gerade

---

schriften dieser Relation im Britischen Museum (Addit. Msc. N. 10,189 und 10,189) ergab mehrere Verbesserungen des Textes bei Barozzi. — Theatri Europaei Zehender Theil Frankfurt 1677. — Guarnacci M. Vitae et Res gestae Pontificum Rom. et S. R. E. Cardinalium a Clemente X. usque ad Clementem XII. Romae 1751 I 35, dort auch das Porträt Nidhards. M. Lafuente Historia general de España 9. Bd. Madrid 1862. — J. Crétineau-Joly Histoire de la Compagnie de Jésus. 4. Bd. Bruxelles 1845. — P. Bayle Dictionnaire historique Ed. Rotterdam 1720 3,2091 — De Backer Bibliogr. des écriv. d. l. C. de Jésus. Ed. 1872 2,1527. — Die benutzten Archivalien werden später angegeben. — Die Schreibweise Nidhard steht trotz des häufig vorkommenden Nithart fest.

1) P. Southwell (Sotvellus) sagt in der Widmung seiner Bibliotheca Scriptorum Soc. Jesu (Romae 1676) an den Cardinal Nidhard: „Quando clarae memoriae Genitor Eminentiae Vestrae a Principibus Austriacis Commissarius Generalis constitutus ad expellendos ex haereditariis ipsorum provinciis haereticos, id ille ingenti animi fortitudine ac zelo praestitit, quantumvis non discrimine vitae suae et jactura fortunarum non exiguâ".

2) Vergl. Guarnacci 1, 37.

ie wir in unsern Tagen eine deutsche Prinzessin als Re-
gentin Spaniens erblicken, so mußte auch im Jahre 1665
nach dem Tode Philipps IV. Maria Anna die Zügel der
Regierung ergreifen, als Vormünderin ihres erst 4 Jahre
alten Sohnes (Karl II.)[1])

Von ihrem Wesen hat uns Marino Zorzi, der von 1663
bis 1666 als venetianischer Botschafter am spanischen Hofe
weilte, in seiner Relation vom April 1667, folgendes Bild
entworfen: „Die Königin Mutter erbaut durch ihren muster-
haften Lebenswandel und ihre Sittenunschuld, einem überaus
reinen Spiegel vergleichbar; mehrere Stunden verwendet sie
auf Uebungen der Frömmigkeit, andere bestimmt sie für Au-

---

[1]) Das Theatrum Europäum erzählt zum Jahre 1669 von dem Prinzen folgenden Zug, der den Geist kennzeichnet, in dem der junge Prinz erzogen wurde: „Viel großmüthiger vertrug der junge König einen ihm zugefügten Schimpf, denn als derselbe dem jungen Marquis von Mortara, so Sr. Majestät als ein Ehrenkind aufgewartet und in des Königs Alter war, und es im Spielen versehen haben mochte, eine Ohrfeige versetzt, kunte es dieser nicht vertragen, sondern schlug unbedachtsam den König wieder ins Gesicht und lief damit davon. Als nun der König des andern Tags aufgewacht und den jungen Markgrafen nicht um sich gesehen, fragte er von Stund an nach ihm und begehrte, man sollte denselben zu ihm kommen lassen. Er bekam aber zur Antwort, daß die Königin Willens sei, ihn seiner Verwegenheit halber zur Straf zu ziehen. Wie es nun hierauf zur Mittagsmahlzeit gekommen, sagte der junge König, daß er nicht essen könne, wenn man den erwähnten Marquis nicht wieder zu ihm brächte, wodurch man gezwungen gewesen, denselben zu holen, welcher, als er ins Zimmer getreten, auf die Knie fiel, und den König um Verzeihung bat. Der König aber richtete ihn alsobald mit diesen Worten auf: er hätte recht und wohl gethan, daß er keine Maulschelle vertragen wollen, und hielte er ihn um seiner Edelmüthigkeit willen vielmehr Rühmens werth. Nahm ihn auch hierauf nicht allein in seine Gnade, sondern auch in die vorige Freundschaft wieder auf" (10, II. 107 f.)

dienzen; mit den Depeschen beschäftigt sie sich jeden Tag nach Maßgabe der Geschäfte. Indem sie so ihre Zeit vertheilt, bringt sie ihr Leben hin im Dienste Gottes, des Königs, ihres Sohnes, und ihrer Unterthanen. Ihre häufigen Kopfschmerzen belästigen sie sehr und sind in etwa der schnellen Erledigung der Geschäfte hinderlich. Bei dem Tode des Königs gänzlich unerfahren in der Leitung wichtiger Geschäfte, nimmt sie sich jetzt mit vieler Thatkraft der Regierung an, um die Bewegungen einer so großen Maschine zu leiten."[1])

Der Botschafter berichtet dann, daß der König einen Staatsrath ernannt habe, um die Königin mit erfahrenen und treuen Rathgebern zu umgeben. Zu den Mitgliedern desselben, die einzeln charakterisirt werden, gehöre auch „Padre Everardo Nitardo[2]) Giesuita, Confessore di S. Ma, Inquisitore Generale". „Bei dem Generalinquisitor scheinen sich die glücklichsten Umstände mit gnädiger Fürsprache vereinigt zu haben zu seiner wunderbaren Laufbahn . . . Er nahm das Kleid der Gesellschaft Jesu, machte Fortschritte in den Studien, gewann Beifall auf den Lehrstühlen und erwarb sich Vertrauen auf seine Güte . . . Zur höchsten Würde gelangt, hat die Königin seinen Namen berühmt gemacht, indem sie ihn zu hervorragenden Aemtern heranzog aus Dank-

---

1) Aehnlich äußert sich ein späterer venetianischer Botschafter Carlo Contarini (1670—1673): „La regina Maria Anna d'Austria, di costumi innocenti e di esemplare pietà, in esercizi divoti impiega molte ore, altre donna con profitto alle cure del governo, con ritrarri da quelli l'assistenza del cielo, per queste le benedizioni de popoli e per li uni e per le altre le acclamazioni del mondo." Barozzi l. c. p. 398. — Vorher bemerkt er von den Zwiestigkeiten am spanischen Hofe: „Trovai la corte nella positura in cui l'ho lasciata; divisi ministri fra loro." l. c. p. 385.

2) Bei Barozzi steht nur P. Everando, während die Handschriften des Brit. Museums den vollständigen richtigen Namen geben. Addit. Mscr. N. 10,189* IV. f. 11.

barkeit, Vertrauen und Hochachtung. Nach dem Tode des Königs wurde er in den Staatsrath berufen und nach Ueberwindung eines großen unausgesetzten Widerstandes erhielt er das Amt eines Generalinquisitors, die erste Würde der Gewalt und dem Ansehen nach, so daß ihm zur Vollendung eines so schnellen Fluges zum Höchsten nur mehr übrig bleibt, das schwarze Kleid mit dem heiligen Purpur zu vertauschen: und so hat er seinen Weg gemacht von der Zelle zum Palast und von der Leitung eines Gewissens zur Regierung einer Monarchie. Obgleich sein Talent nicht eines von den allergrößten ist, zeigt er sich fähig, von den besten Absichten beseelt und uneigennützig; er freut sich für angesehen gehalten zu werden, macht aber sein Ansehen mit Mäßigung geltend sei es aus Bescheidenheit oder[1]) natürlicher Kälte. Seine Eigenschaft als Ausländer macht ihn zu großer Anhänglichkeit an Deutschland verdächtig; seine plötzliche Erhöhung erregt Neid und das ihm immer mehr geschenkte Vertrauen macht Dünste aufsteigen, seinen guten Namen anzuschwärzen; geräuschvolle Batterien und geheime Minen arbeiten an seinem Sturze; er wird immer mit Umsicht und Unerschrockenheit die Schläge pariren, die Drohungen abwehren und die Wolken der Nachstellungen zertheilen müssen; auf dem Schutze der Königin ruht wie an einem starken Anker die Hoffnung seiner Erhaltung und seiner Rettung. „Ich würde es für einen Vortheil Ew. Hoheit halten, wenn er seine Auctorität nicht verliert; ich habe[2]) in ihm in allen Lagen Bereitwilligkeit zur Hebung der öffentlichen Noth gefunden, von welcher er mit Theilnahme und Mitleiden spricht; seine Absichten könnten nicht besser gewünscht werden; die Exekution dürfte schneller und nachdrücklicher seyn.“[3])

---

1) Beide Handschriften haben ò, Barozzi e.

2) Barozzi hat hier ein perchè.

3) Barozzi l. c. p. 339 sq.

Die Befürchtungen des Gesandten sollten sich bald erfüllen. An der Spitze der Gegner stand der natürliche Sohn Philipps IV., Don Juan de Austria, der alle Mittel in Bewegung setzte, um Nidhard zu stürzen und dessen Einfluß für seine eigene Person zu gewinnen. Eine königliche Ernennung zum General aller für Flandern bestimmten Streitkräfte lehnte Don Juan unter dem Vorwand geschwächter Gesundheit ab. Von Consuegra aus, wohin ihn die Königin durch Dekret vom 3. August 1668 verwiesen, richtete er am 21. Oktober 1668 ein Schreiben an die Regentin, voll von Beschuldigungen über die „tirania del Padre Everardo, y la execrable maldad que ha estendido y forjado contra mi,“ mit der dringenden Bitte, sich nicht leiten zu lassen von den unheilvollen Rathschlägen dieses „emponzoñado basilisco.“[1])

Der Generalinquisitor antwortete darauf in der oben angeführten Schrift „Copia de una consulto“, indem er Punkt für Punkt der Anklage zurückwies. Wir führen daraus nur eine Stelle an, die sich für unsern Zweck einer allgemeinen Charakteristik eignet: „Diesem könnte ich hinzufügen das Vertrauen Ihrer Majestät, mit welchem sie mich nicht allein mehr als 24 Jahre zu ihren königlichen Füßen geduldet und niemals geruht hat, mir die Erlaubniß zu geben, mich in meine Zelle zurückzuziehen, obgleich ich sie darum angefleht mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens und zu wiederholten Malen darauf bestanden habe, sondern mir auch befohlen und mich, wenn ich so sagen darf, gebeten hat bei der Liebe zu Gott, nicht davon zu sprechen und sie nicht hülflos zu verlassen in dem Zustand der Einsamkeit und Trauer, damit ich ihr auch weiter beistehe zum Troste ihrer Seele“ (S. 4). Gegen den Vorwurf der Tyrannei bemerkt Nidhard, er habe stets gegen neue Steuern gesprochen, was alle Räthe bezeugen könnten: „Dieß geht ganz klar daraus hervor, daß

1) Lafuente 9, 12, 15.

seit dem Tode des Königs keine allgemeine Steuer mehr auferlegt worden, wofür ich bei jeder Gelegenheit mit meiner ganzen Kraft eingestanden bin, indem ich die Gründe vorgelegt, welche solche Auflagen widerriethen. Dafür rufe ich zu Zeugen auf alle die, welche mit mir an den Berathungen und Versammlungen theilgenommen und noch viele andere, welche mich darüber sprechen hörten . . . Kaum war der König gestorben, bat ich Ihre Majestät, welche ich hiefür zum Zeugen nehme, sie möge eine Junta zur Herabminderung der Zölle (del alivio de los tributos) besonders auf Fleisch, Fisch, Wein, Oel und Essig einsetzen." Manches sei geschehen, aber es hätten sich solche Schwierigkeiten entgegengestellt, daß die Königin gezwungen worden sei, von den Erleichterungen wieder abzustehen.[1]) Zum Schlusse zählt der Generalinquisitor alle die Verläumdungen auf, mit denen man die Königin unablässig verfolge, so unter andern auch, daß man sie beschuldigt, viele Millionen ihren deutschen Verwandten zugewendet zu haben.[2])

1) Ein Grund war wohl, daß der Name Sparsamkeit den Spaniern ein unbekannter Begriff geworden war. Der venetianische Botschafter Bellegno, der 1670 Spanien verließ, sagt in seiner Relation: „La parola economia è un linguaggio ignoto a Spagnuoli; passa il disordine a punto di grandezza e di onore". Barozzi l. c. 2, 369. Aehnlich spricht sein Nachfolger Carlo Contarini 2, 390.

2) Der venetianische Botschafter Catterino Bellegno (1667—1670), der entschieden für Don Juan Partei ergreift, erwähnt einen ähnlichen Vorwurf in seiner Relation: „I Castigliani nulla di meno sempre avversi a'stranieri indebitamente volsero far cader due colpe supra sua maestà, l'una di non essersi intieramente spogliata dell' inclinazione verso gli Alemanni, e vestita degli interessi del re e dei vantaggi della nazione. L'altra di non aver saputo distinguere e separar le convenienze della coscienza da quelle del buon governo e dall' amore dovuto a' suoi populi . . . ." l. c. 2, 360 sq. — Der Protestant Coxe hat über die Vertheidigungs-

Die Königin verlangte von dem Staatsministerium ein Gutachten über den Brief Don Juans.[1]) In diesem Gutachten von 29. Oktober 1668 sprechen sich die Minister sehr schonend über das Vorgehen des Bastardprinzen aus, „der sich von der Leidenschaft habe hinreißen lassen." Trotzdem der Staatsrath ihn nicht verurtheilen will, „ist er doch erstaunt zu sehen, daß Don Juan den böswilligen Berichten hat Glauben schenken können, welche man ihm über den Beichtvater gemacht hat, der ein so bedeutender, so gelehrter und so tugendhafter Mann ist und welcher alle die Eigenschaften hat, die ihn des römischen Purpurs würdig machen; abgesehen davon, daß Ew. Majestät ihn mit den bedeutendsten Staatsämtern geehrt hat und auf ihn ihr volles Vertrauen setzt, weil er nicht allein die Grenzen seiner Befugnisse nicht überschreitet, sondern sich auch freiwillig von vielem fernhält, dessen er sich ohne Tadel annehmen könnte. Die Ungerechtigkeit, welche ihm Don Juan zufügt, überrascht uns, da er ihn trotz aller dieser seltenen Eigenschaften für seinen Gegner und für einen Feind aller seiner Pläne hält, bis zu dem Grade, daß ihm dieser Irrthum, der doch die eigentliche Quelle aller andern Irrungen ist, gleichsam zur fixen Idee geworden."[2])

Aber die Irrungen wurden immer größer. Eine Fluth von Schmähschriften machte mehr und mehr Stimmung gegen

---

schrift Nidhards folgendes Urtheil gefällt: „C'est un ouvrage plein de sagesse, qui indique beaucoup de talent, et respire la bonne foi et la conviction de l'innocence. Le père Nithard y réduit à de justes proportions les accusations vagues et non prouvées de don Juan, prince d'ailleurs estimable sous d'autres rapports, néanmoins ambitieux et emporté, et qui, dans cette affaire, usa de moyens que condamnent l'honneur et la conscience." L'Espagne sous les rois de la maison de Bourbon. 1. Bd. Einl. S. 157. Bei Crétineau Joly 4, 141.

1) Lafuente l. c. 9, 16.

2) Relation des différents 1, 41.

Nidhard; immer zahlreicher wurden die Anhänger Don Juans: selbst unter den Damen des Hofes gab es zwei Parteien: die „Nithardistas" und „Austriacas." Eben der Gefahr der Verhaftung entronnen sammelte Don Juan einige Truppen und führte sie gen Madrid. Drei Meilen von der Hauptstadt machte er am 24. Februar 1669 Halt. Die Königin forderte ihn auf, die Waffen niederzulegen. Der Prinz verlangte die Verbannung des P. Nidhard aus Spanien, dann werde er der gehorsamste von allen Unterthanen seyn. Dem Nuntius, der ihn im Namen des Papstes bat, er möge wenigstens vier Tage der Königin zur Entschließung lassen, stellte er dieselbe Forderung entgegen: Entfernung des P. Nidhard; „wenn er nicht durch die Thüre hinausgeht, werde ich persönlich ihn zum Fenster herausstürzen." Innerhalb 48 Stunden verlangte er eine Antwort auf Ja oder Nein.[1])

Da beschloß der Staatsrath, der Königin vorstellen zu lassen, es sei im Interesse der öffentlichen Ruhe die sofortige Entfernung des Beichtvaters geboten. Nothgedrungen gab die Regentin mit Thränen in den Augen ihre Zustimmung. Dieß geschah am 25. Februar 1669. Am selben Tage erließ die Königin ein Dekret, welches ihren Entschluß bekannt gab: sie sei den wiederholten Bitten ihres Beichtvaters, sich zurückziehen zu dürfen, gewichen. Indem sie ihm für seine Tugend und großen Verdienste das glänzendste Zeugniß ausstellt, ernennt sie ihn unter Beibehaltung aller seiner Titel und Einkünfte zum außerordentlichen spanischen Gesandten in Rom.[2])

---

1) Lafuente 9, 16—18. Theatrum Europäum 10, II. 105.

2) Der Wortlaut des Dekrets ist folgender: „Juan Everard Nithard de la Compañia de Jesus, mi confesor, del consejo de Estado, é inquisidor general, me ha suplicado le permita retirarse de estos reinos; y aunque me hallo con toda la satisfaccion debida á su virtud, y otras buenas prendas que concurren en su persona, atendiendo á sus instantias, y por otras justas razones he venido en concederle la licencia

Weder die Titel noch die Pensionen wollte Nidhard annehmen. Coxe bemerkt darüber: „Wir müssen zum Lobe des gestürzten Ministers sagen, daß er ein seltenes Beispiel von Selbstlosigkeit gab. Er wies die Geldgeschenke, welche ihm von mehreren Personen unter anderen von dem Cardinal von Arragonien und dem Grafen Peñaranda angeboten wurden, zurück. Er zog es vor, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, Spanien als armer Priester zu verlassen, wie er gekommen war. Nur mit Mühe konnte man ihn zur Annahme von 200 Pistolen seitens der Königin für seine Reise nach Rom bewegen an Stelle einer Pension von 2000 Piaster; aber die ihm damals angebotene Gesandtschaft wies er zurück."[1])

Wenn die Königin in ihrem Dekrete behauptet, Nidhard

---

que pide para poder ir á la parte que le pareciere. Y deseando sea con la decencia y decoro que es justo, y solicitan sus grandes y particulares méritos, he resuelto se le dé titulo de embajador estraordinario en Alemania ó Roma, donde eligiere y le fuere mas conveniente, con retencion de todos sus puestos y de lo que goza por ellos. En Madrid á 25 de febrero de 1669. Yo la Reina". Lafuente 9, 19 Anm. 2. Auch bei Mariana-Saban y Blanco Historia General de España 19, 24.

1) l. c. Bd. 1. Einleit. S. 26. bei Crétineau Jolly 4, 143. — Uebereinstimmend berichtet das Theatrum Europäum: „Im übrigen hatte sich derselbe bei seinem Abzuge so generos erwiesen, daß er vom Cardinal von Aragon 30,000 Dukaten und vom Grafen von Pignoranda (Peñaranda) 1000 Pistolen anzunehmen geweigert, sagende, daß er als ein armer Religios in Spanien kommen wäre, und auch so wieder von dannen zu ziehen begehrte". 10, II. 105 f. — Dem „Gubernator zu Meyland war vom Spanischen Hofe expresse Ordre zu kommen, den durch diese Lande nach Rom ziehenden P. Nithard in allen Städten und Orten, wo derselbe passiren würde, frei zu halten, mit Losbrennen der Stücke zu begrüßen und ihm alle gebührende Ehre zu erzeigen". l. c. S. 122. Auch in Genua wurde er mit Kanonenschüssen empfangen, die Republik stellte ihm eine prachtvolle Galeere zur Verfügung. l. c. S. 125.

habe oft um seine Entlassung von Hof gebeten, so war dieß keine Phrase, denn die Relacion de la salida del padre Juan Everard berichtet ausdrücklich, daß der Jesuit schon seit langer Zeit häufig dieß verlangt, aber die Königin habe immer die Erlaubniß verweigert. Eines Sonntags fiel Nidhard, nach der Beicht der Königin, seiner Pönitentin zu Füßen und beschwor sie, sich nicht länger seiner Abreise zu widersetzen. Die Königin brach in Thränen aus, beharrte aber bei ihrer Weigerung.[1])

Den Verlauf der Anmaßungen Don Juans brauchen wir hier nicht zu schildern, es genügt, die Worte seines Gönners Lafuente anzuführen: „So war denn die Forderung Don Juans befriedigt, nicht aber sein Ehrgeiz . . . Don Juan, aufgebläht durch seinen Sieg, wurde immer anmaßender und das Volk von Madrid, gereizt durch einige seiner Forderungen, verlor seine Begeisterung für ihn."[2])

Einen weiteren Beitrag zur Charakteristik des General-Inquisitor entnehmen wir mehreren Briefen, welche der General der Gesellschaft Jesu P. Oliva[3]) aus Anlaß der verschiedenen

---

1) Lafuente l. c. S. 20. Anm. 1. Crétineau Joly 4, 142.

2) Lafuente S. 20. Vergl. Theatr. Europäum l. c. S. 116.

3) Von Oliva entwirft Ranke folgende Schilderung, wozu wahrscheinlich ein ungedruckter „gleichzeitiger Discorso" irgend eines grimmigen Jesuitenfeindes die Farben geliefert: „Oliva war ein Mann, der äußere Ruhe, Wohlleben, politische Intrigue liebte; unfern Albano hatte er eine Villa, bei der er die seltensten ausländischen Gewächse anpflanzte; auch wenn er in der Stadt war, zog er sich doch von Zeit zu Zeit nach dem Novizenhause von S. Andrea zurück, wo er Niemand Audienz gab; auf seinen Tisch brachte man nur die ausgesuchtesten Speisen; nie ging er zu Fuß aus; in seinen Wohnzimmern war die Bequemlichkeit bereits raffinirt; er genoß seine Stellung, seine Macht; gewiß, ein solcher Mann war nicht geeignet, den alten Geist des Ordens zu beleben." Päpste 3, 129. — Cardinal d'Estrées, mit dem Oliva manchen scharfen Strauß ausgefochten, schrieb einen Tag nach dem Tode des Generals, am 27. Novbr. 1681,

Beförderungen des P. Nidhard an die Provinziale seines Ordens richtete.[1]) Wir werden aus denselben auch das Genauere erfahren über die weiteren Würden, welche die dankbare Königin ihrem ehemaligen Beichtvater zu verschaffen wußte.

In dem ersten Schreiben vom 30. Oktober 1666 theilt P. Oliva unter dem Ausdruck seines großen Schmerzes mit, die Königin von Spanien habe wegen ihrer hohen erprobten Meinung von den ausgezeichneten Eigenschaften des P. Nidhard von S. Heiligkeit Alexander VII. verlangt, er möge dem Pater die Annahme des Amtes als General-Inquisitor in Spanien befehlen.[2]) Fast ein Jahr habe der Pater auf's entschiedenste widerstanden und sich bemüht die Königin von

an Ludwig XIV.: „La compagnie des jésuites perdit hier un illustre général, que le cours des années a emporté en peu de jours. Elle aura de la peine à remplir la place d'un sujet en qui tant de grandes et de différentes qualités se rencontrent également.“ Michaud E. Louis XIV. et Innocent XI Paris 1882—1883. 1, 271. — Leibniz läßt in einem Briefe vom Jahre 1680 an Landgraf Ernst von Hessen gelegentlich eines philosophischen Projekts die Bemerkung einfließen: „Cependant je voudrois pouvoir apprendre, quel jugement des grands hommes, tels que le P. Oliva, en auroient pû faire.“ Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Frankfurt 1847 1, 282.

1) Die Briefe befinden sich in einem alten Copialbuche in dem Archiv der deutschen Ordensprovinz; meines Wissens sind dieselben nie gedruckt worden, wie sie auch Crétineau Joly unbekannt geblieben sind. Den lateinischen Wortlaut gebe ich zum Schluß des Aufsatzes, zumal diese Briefe klar zeigen, wie sich die Obern der Gesellschaft Jesu zu P. Nithard stellten.

2) Guarnacci erzählt: „Id (officium fidei quaesitoris in Hispania) Nidardus renuebat propter votum, quo omnes e Societate Jesu obstringuntur de nulla amplectenda dignitate extra religionem, nisi imperio Summi Pontificis coacti. Ideoque effecit Maria Anna Regina, ut Alexander VII. Pont. Max. praeciperet Patri Everardo virtute obedientiae, ut munus oblatum sine cunctatione susciperet.“ l. c. 1, 137. — Das

ihrem Vorhaben abzubringen; der General selbst habe es an Abmahnungen nicht fehlen lassen. Endlich seien sie aber beide als Opfer des Gehorsams gegen den hl. Stuhl unterlegen. Das Einzige was ihn tröste, sei der Gedanke an das viele Gute, was in dieser Stellung von der Klugheit, der Tugend und dem Eifer des P. Nidhard zur größeren Ehre Gottes gewirkt werden könne. Dafür sollen alle Priester der Gesellschaft einmal das hl. Meßopfer und alle Nichtpriester einmal den Rosenkranz aufopfern.

Der zweite Brief gehört einer viel späteren Zeit an; er trägt das Datum vom 28. Dezember 1671. Vor mehreren Monaten habe die Königin von Spanien durch ihre Minister mit allem Nachdruck die Ernennung des P. Nidhard zum Bischof von Agrigent betrieben, aber den Gegenbemühungen des P. Nidhard und des Generals sei es gelungen, dieses zu vereiteln. Auch der Versuch den P. Nidhard zum Titularbischof zu ernennen, sei durch seine und des Paters Nidhard vereinte Gegenanstrengungen hintertrieben worden; unter anderm habe er (der General) vor dem Cardinal Altieri[1]) betheuert, er werde sich dem Papste zu Füßen werfen und nicht eher vom Boden aufstehen, bis seine Bitte erhört worden. Endlich sei aus Spanien ein erneuertes Gesuch für das Cardinalat des Paters zugleich mit einem Schreiben der Königin angelangt, welches den P. Nidhard zum ordentlichen Gesandten der spanischen Krone ernannt habe. In demselben

---

Streben nach Aemtern der spanischen Inquisition hatte die fünfte Generalcongregation in besonderer Weise verboten: „Placuit Congregationi, omnibus Nostris in regno Hispaniae, aliisque Dominiis illi Tribunali (sancti Officii) subjectis, praecipere sub poena excommunicationis latae sententiae, ne quisquam per se vel per alium praesumat procurare vel ambire officia Consultoris et Qualificatoris: sed sincere et religiose illius sancti Tribunalis jussis obediant.“ Institutum Soc. Jesu. Ed. Pragae 1705. 1, 502.

1) Staatssekretär unter Clemens X. Vgl. Guarnacci l. c. 1, 4.

Briefe sei dem Grafen Astorga befohlen worden, den Papst inständigst zu bitten, den Pater entweder ohne Aenderung des Kleides zur Ausübung des neuen Amtes zuzulassen oder ihm die Annahme einer Titularkirche zu befehlen. Unterdessen habe er (der General) die sichere Nachricht erhalten, der Papst betrachte den P. Nidhard, der auf Befehl Alexanders VII. zum General-Inquisitor ernannt worden, der ferner spanischer Staatsminister, vorher außerordentlicher und jetzt ordentlicher Gesandter Spaniens sei, nicht mehr als unter dem Gehorsam der Gesellschaft stehend; deßhalb glaube der Papst auch nicht zum Schaden der Satzungen der Gesellschaft zu handeln, wenn er den Pater zum Titularbischof ernenne. In Folge dieser Nachricht hätte sowohl P. Nidhard als auch der General Alles in Bewegung gesetzt, um die Berücksichtigung ihrer Bitten zu erlangen. Aber weder beim Papst noch beim Cardinal Altieri habe er, was ganz ungewöhnlich sei, eine Audienz erlangen können; deßhalb habe er sich schriftlich an den Cardinal gewandt durch Vermittlung des P. Nidhard. Letzterer habe sich, weil er sowohl wegen seines Gelübdes als auch wegen der Gesellschaft dem neuen Titel durchaus zu entgehen gesucht, zur Verzichtleistung auf das Amt eines Gesandten angeboten. Während man noch hierüber verhandelt, sei plötzlich der Cardinal de Maximis (Massimi) erschienen, der dem P. Nidhard den unumstößlichen Entschluß des Papstes mitgetheilt und den päpstlichen Befehl zur Annahme des Titels überbracht, so daß sie beide mit Schmerz und Trauer hätten nachgeben müssen. Damit aber dieß Beispiel, was wirklich ohne Beispiel sei, niemals ein Beispiel werde, habe er (der General) den Papst mündlich und schriftlich gebeten, durch ein Breve diese Thüre, wodurch die Einfachheit und Demuth der Gesellschaft nur geschädigt werde, nicht nur zu verschließen sondern gänzlich zu vermauern. Dem habe der Papst gewillfahrt. Das Gebet der Gesellschaft verdiene der neue Bischof besonders wegen seiner unvergleichlichen Liebe zur Gesellschaft, deren Kleid er zwar abgelegt habe, die er aber nie aufhören werde zärtlich

zu lieben: unter Thränen habe er das Kleid der Gesellschaft abgelegt, so daß alle zum Mitleid bewegt worden seien.[1])

Wenige Monate später, am 21. Mai 1672, richtete P. Oliva einen dritten Brief an die Provinzialobern der Gesellschaft, in welchem er die Erhebung des nunmehrigen Erzbischofs von Edessa zum Cardinal mittheilt. Er nennt Nidhard einen Mann von hervorragender Tugend, Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß. Wegen seiner Zugänglichkeit, Klugheit, Frömmigkeit, Freigebigkeit gegen die Armen und Fähigkeit in der Führung schwieriger Geschäfte habe er als spanischer Gesandter großen Beifall am römischen Hofe geerntet. Sache der Gesellschaft sei es, die große Liebe, die Se. Eminenz täglich der Gesellschaft erweise, durch Gebet zu vergelten, weßhalb alle Priester einmal das hl. Meßopfer und die Brüder einmal den hl. Rosenkranz für das Wohl seiner Eminenz aufopfern sollen. Die Liebe des Cardinals zur Gesellschaft sei so groß, daß der General, der hierin ja alle übertreffen solle und wolle, und der auch nach der Religion nichts mehr liebe wie die Gesellschaft, doch nicht wage, sich hierin mit dem Cardinal zu vergleichen.[2])

---

1) Der Titel eines gedruckten Exemplars der Bulle, wodurch Nidhard zum Erzbischof von Edessa ernannt wurde, lautet: „Bulla Clementis papae X. 16. Novembris 1671 mandans D. Everardo Nidhardo S. J. ut acceptet et gerat archiepiscopalem dignitatem et ecclesiae Edessenae curam, regimen et administrationem".

2) In dem Brit. Museum befindet sich (Addition. Msc. N. 26861 f. 129) ein Breve Clemens X. vom 26. April 1672, welches sich augenscheinlich auf Nidhard bezieht: „Clemens X carissimae filiae Marianae Hispaniarum reginae Catholicae Viduae. Dilectus filius noster Cardinalis de Portocarero humillime Majestatis tuae nomine indicavit nobis quem Cardinalitia donari Purpura enixe flagites. Nos vero tantae Reginae preces paterno prorsus asservabimus in corde atqui ubi cum Domino, uti iam coepimus, reliquis Principibus gratificari duxerimus, illud nobis a Spiritu Sancto ingeri consilium exposcemus quo Divinam gloriam amplificare votisque tuis satisfacere possimus."

Als Cardinal gehörte Nidhard den Congregationen des Trienter Concils, der Bischöfe, des hl. Offiziums und der Propaganda an. Im Jahre 1677 wurde er Protektor Portugals am römischen Hofe. Er starb unter dem Pontifikat Innocenz XI. am 1. Februar 1681 im Alter von 74 Jahren. Alle seine Schriften, welche die Bibliographen verzeichnen, gelten ausnahmslos der Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau. Seine Bibliothek vermachte er dem Jesuiten-Collegium zu Linz. Seine sterbliche Hülle wurde, wie er sehnlichst verlangt, neben dem Altare des von ihm so eifrig verehrten heiligen Ignatius von Loyola beigesetzt. Von der sein Grab zierenden Inschrift seien nur die Worte angeführt: „Jo. Everardo Nidardo . . . Viro integritate, religione, constantia, in adversis aequabilitate; In omni vita laudatissimo; Quod viventi fuit in votis multis prope Sancti Parentis tumulum domus Professorum Romana haeres Mon. posuit.“

Huber hat in seiner Schmähschrift „der Jesuitenorden“, gestützt auf ein französisches Essai, folgendes Urtheil über Nidhard gefällt: „Als Maria Anna von Oesterreich, Philipps IV. Gemahlin, den deutschen Jesuiten Nitard, welcher ihr Beichtvater war, nach des Königs Tod auf den Posten eines ersten Ministers gestellt und ihm auch die Würde eines Großinquisitors übertragen hatte, stieß diese Erhebung bei dem hochmüthigen Benehmen des Günstlings auf Mißbilligung und heftigen Widerstand. Einem Granden von Spanien, welcher dem Jesuiten wegen seines Betragens Vorstellungen machte, erwiederte derselbe: Wißt ihr, daß ihr mir Respekt schuldig seid? ich habe alle Tage Gott in meinen Händen und eure Königin zu meinen Füßen.“

X.

Zeitläufe.

Die Wolkenansammlung in West und Ost. — Griechenland und Bulgarien.

Am 12. Juli 1886.

Ganz abgesehen von der bekannten Prophezeihung über das laufende Unglücksjahr: Lage und Stimmungen im ganzen Welttheil haben sich so gestaltet, daß sich noch von der zweiten Hälfte des Jahres 1886 das Aergste erwarten oder befürchten läßt. Die Pulsfühler an der kranken Zeit befinden jeden Tag anders: heute Beängstigung, morgen wieder Beruhigung, und so fort im ewigen Wechsel. Nur bezüglich der socialen Frage vermag sich Niemand mehr darüber zu täuschen, daß sie täglich drohendere Verhältnisse annimmt; aber eben darum ist die Aussicht um so erschreckender, daß auch noch der längst befürchtete politische Zusammenstoß über die europäische Menschheit hereinbrechen könnte.

Vor einem Vierteljahr hat sich ein großes Organ, das sonst weit entfernt ist, in Pessimismus zu machen, schreiben lassen: „Die politische Welt vermag sich augenblicklich eines Gefühls tiefen Unbehagens nicht zu erwehren; die Gestaltung der Dinge im Westen wie im Osten trägt in gleichem Maße dazu bei".[1]) Die Enthüllung der russischen Pläne am Balkan

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. April d. Js.

war mit dem verfinsterten Osten gemeint. Ein paar Tage vorher (26. März) hatte Fürst Bismarck im Reichstag von „den socialistischen Ideen an den rothen Fahnen der feindlichen Armee“ und von, wenn auch nicht unmittelbar bevorstehenden „großen europäischen Erschütterungen“ gesprochen, die viel complicirter seyn würden, als diejenigen, die wir hinter uns haben. Er meinte die „Erbfeinde“ im Westen, die Franzosen.

Das geängstigte Publikum wurde wieder zu beruhigen gesucht. Aber die Krimreise des russischen Czaren bringt neue Aufregung. Er sagt in seinem Befehl an die Schwarz-Meer-Flotte: sein Wille sei auf friedliche Entwicklung des Volkswohlstandes gerichtet; „allein die Umstände könnten die Erfüllung seiner Wünsche erschweren und ihn zu bewaffneter Vertheidigung der Würde des Reiches zwingen“. Auf der Rückreise spricht das Stadthaupt von Moskau den Czaren an, und erinnert, daß noch immer der Halbmond auf der Aja-Sophia die Stelle des Kreuzes einnehme. Man versuchte abermals, diesen Aeußerungen eine unschuldige Seite abzugewinnen, aber es war halbe Arbeit.

Inzwischen häuften sich die Berichte über die tiefe Verstimmung, die in Berlin gegen Frankreich Platz greife. Man sei mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß man unter allen Umständen mit der unversöhnlichen Feindschaft Frankreichs zu rechnen habe; die seit sechszehn Jahren unermüdlich betriebene Deutschenhetze werde gerade jetzt auf die Spitze getrieben, und zwar ersichtlich unter dem besonderen Zuthun des französischen Kriegsministers. Das Boulanger'sche Spionagegesetz steigerte die unfreundliche Stimmung auf's Höchste. Und so war seit Kurzem wieder, wenigstens in der Richtung nach Westen, die Lage eine höchst gespannte geworden, was auch von den Inspirirten in Berlin gar nicht verhehlt ward. Nun mag der Reigen vielleicht von vorne angehen.

Allerdings ist es jetzt, dem Anscheine nach, Frankreich,

das auf dem Isolirschemel sitzt. Es ist überhaupt mehr als zweifelhaft, ob Fürst Bismarck jemals im Ernste an die Möglichkeit einer dauernden Annäherung Frankreichs an das Reich geglaubt hat. Als er das Frankreich des Ministeriums Ferry zu den „Freunden ringsum" zählte und sich von demselben in der Frage der afrikanischen Colonien Dienste auf Gegenseitigkeit thun ließ: da geschah das Alles zum absichtlichen Trotze gegen England. Damit ist es inzwischen schon wieder anders geworden. Vor zwei Monaten hat das „Journal des Débats" bemerkt: „Seit einem Jahre hat sich in den Beziehungen der Mächte zu einander eine große Umwandlung vollzogen. In den Jahren 1884 und 1885 war England isolirt und Frankreich und Deutschland gingen miteinander. Bismarck ersparte England keinen Streit, ja keine öffentliche Beleidigung; in Aegypten, in Asien, überall traf England auf das Uebelwollen Deutschlands. Heute ist Alles geändert. Das Einverständniß zwischen England und Deutschland ist vollständig; isolirt ist heute Frankreich."[1])

Aber daß Frankreich auch dann isolirt bliebe, wenn die nordische Tripel-Allianz heute oder morgen scheitern würde, das glaubt man auch in Berlin nicht. Graf Andrassy hat seiner Zeit von dem verflossenen Dreikaiser-Bund gesagt: das Wesen desselben bestehe darin, daß die zwei zahmen Elephanten den dritten wilden Elephanten in die Mitte genommen hätten, um zu verhindern, daß er nicht ausbreche. Ebenso darf man sagen, daß auch die Verständigung von Skierniewice zwischen den drei Mächten durch die Furcht vor einander herbeigeführt wurde. Sie mußten sich selbst sagen, daß sie, von einander isolirt, durch die Umstände zu einem Angriff gegen einander getrieben werden könnten, und daß die ungeheure Ausdehnung ihrer Rüstungen einem solchen Kampfe die furchtbarsten Dimensionen geben würde. Wenn aber der

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. Mai 1886.

wilde Elephant sich eines Tages dennoch nicht mehr halten läßt, so wird von diesem Augenblicke an Frankreich nicht mehr isolirt seyn. Daher kommt die ängstliche Spannung in der politischen Welt: für uns blüht nicht bloß der Krieg zwischen Zweien, sondern der Krieg in der Front und im Rücken.

In dem ganzen Verlauf der neuen Krisis am Balkan haben die beiden deutschen Mächte sich dem jedesmaligen Willen Rußlands unterworfen; sie thaten es, um die Stellung des Czaren gegenüber der panslavischen Bewegung und dem Nationalrussenthum möglichst zu schonen. So ist es bezüglich der griechischen Kriegsdrohung und in Sachen der bulgarischen Union geschehen, und das Spiel wird sich jetzt wiederholen, nachdem Rußland den Artikel 59 des Berliner Vertrags mit Einem Federstrich für aufgehoben erklärt hat.[1]) Aber in dem griechischen Handel nahm das officielle Frankreich bereits eine Sonderstellung an der Seite der zweideutigen Haltung Rußlands ein, und gegen den Fürsten von Bulgarien hetzt die französische Presse nun Hand in Hand mit der russischen. Die Berliner „Kreuzzeitung" ist kürzlich aus Paris eigens auf dieses Treiben aufmerksam gemacht worden, und die Mittheilung schließt mit den Worten: „Weiter und eklatanter läßt sich wohl die mit den Aufreizungen der russischen Presse congruirende, ja, sie wo möglich noch überbietende französische Hetzerei nicht treiben." [2])

Somit wäre der Krieg mit Rußland jetzt zum dritten

---

1) In dem Artikel verpflichtete sich Rußland, den wichtigen Hafen von Batum zu einem Freihafen zu machen und nicht zu befestigen. Thatsächlich ist er bereits ein riesiges befestigtes Arsenal. S. „Histor.-polit. Blätter" 1885. Bd. 95. S. 882: „Die Nachwehen aus dem englisch-russischen Conflikt; die Meerengen-Frage." — Gerade diese Frage erhebt sich jetzt wieder im Hintergrunde. Der Czar scheint überall im Vormarsch begriffen; stößt er hier auf England, so vielleicht morgen auf Oesterreich.

2) Nummer vom 22. Juni d. Js.

Male seit dem Bestehen des neuen Reiches „in Sicht". Zum ersten Male war es im Jahre 1879; der Reichskanzler nahm davon Veranlassung, nach Wien zu reisen und eiligst das sogenannte Zweikaiser-Bündniß zu schließen. Kaiser Wilhelm war davon, wie man weiß, unangenehm berührt in Rücksicht auf das traditionelle Verhältniß zum Czarenhof. Zum zweiten Male war es vor der Begegnung im polnischen Jagdschloß; Kaiser Wilhelm hatte dieselbe vermittelt, um die aufsteigenden Wolken zu verscheuchen. Wer wird nun zum dritten Male dazwischen treten, wenn der greise Vermittler die müden Augen schließt, und wenn Preußen endgültig vor die Wahl gestellt wird zwischen einem russisch-deutschen Bündniß mit Preisgebung Oesterreichs oder dem Bruch? Die bange Frage schwebt auf den Lippen Vieler, nicht erst seit gestern. Was aber den Reichskanzler betrifft, so ist man seiner Voraussicht und rechtzeitigen Vorsorge so sicher, daß man gerade in den horriblen Gesetzen zur Vertreibung der Polen aus den preußischen Gebieten ein Symptom der steigenden Spannung zwischen den Kaisermächten erblickt: es gelte endgültig das Tischtuch entzweizuschneiden gegenüber Rußland.

Die schwarzen Wolken ballen sich jedesmal zuerst im Osten sichtbar zusammen, und sobald das Gewitter dort losbricht, so wird es unfehlbar vom Westen her widerhallen. Statt sich zu entwirren, verwickelt sich die Lage auf der Balkan-Halbinsel immer mehr, und das wird so lange fortdauern, als es eine Macht gibt, welche dabei interessirt ist, daß dort die Verhältnisse nicht zur Ruhe kommen. Daran haben alle völkerrechtlichen Festsetzungen der europäischen Congresse nichts geändert. Niemand hat am 30. März dieses Jahres daran gedacht, daß der berühmte Pariser Vertrag an diesem Tage sein dreißigstes Geburtsfest feiern würde, wenn er inzwischen nicht verschollen wäre. Bei diesem Vertrag hatten sich die Mächte noch auf den Standpunkt der Integrität des türkischen Reiches gestellt: es sollte zusammengehalten, aber euro-

päisirt werden. Zweiundzwanzig Jahre später stellte der Berliner Congreß das Princip von den Füßen auf den Kopf: die Türkei wurde ausgeschlachtet nach Nationalitäten und der Rest sollte sich reformiren nach europäischen Mustern. Aber er hat sich mit jedem Jahre mehr verblutet, „reformirt“ hat er nirgends.

Wo früher türkische Provinzen waren, sind durch den und seit dem Vertrag von Berlin, abgesehen von verschiedenen „Grenzberichtigungen“ in Europa und Asien, zwei Königreiche, ein suzeränes Fürstenthum, eine autonome Provinz und ein österreichisches Occupationsgebiet entstanden. Heute kann man sich kaum mehr recht vorstellen, wie das Reich des Sultans noch vor acht Jahren eigentlich ausgesehen hat. Und in dem kurzen Zeitraum erlebte der Welttheil von seinen neuen Sprößlingen: die Kriegsdrohung Montenegro's wegen der ihm durch den Vertrag zugesprochenen Grenzen, mit der europäischen Flottendemonstration vor Dulcigno; die erste Kriegsdrohung Griechenlands ebenfalls wegen verweigerter Grenzberichtigung Seitens der Türkei; die Revolution in Ostrumelien vom 18. September v. J. gegen die thörichteste, aber auch wesentlichste Bestimmung des Berliner Vertrags; den Krieg Serbiens gegen Bulgarien für Aufrechthaltung dieser Vertragsbestimmung; endlich die zweite Kriegsrüstung Griechenlands, um wenigstens gemäß dem Vertrag jenen Gebietszuwachs zu erlangen, der ihm vom Congreß zugesprochen sei, wenn er auch noch nicht dem Machtzuwachs, welchen Bulgarien gegen den Vertrag erzwungen hatte, entsprechen würde.

Ueber ein halbes Jahr dauerte die Spannung wegen der griechisch-türkischen Kriegsrüstungen, und unmittelbar vorher hatte der verzögerte Abschluß des serbisch-bulgarischen Krieges die Welt in Aufregung erhalten.[1]) Sonder-

---

1) Wir knüpfen an unsere letzte Aeußerung über den Orient im Heft vom 16. Januar d. Js. an.

barer Weise war gerade von Berlin die Parole ausgegeben: ein griechisch-türkischer Krieg besitze nur ein nebensächliches Interesse und lasse sich zwischen den zwei Staaten „lokalisiren". Aber Rußland war nicht dieser Meinung. Die Türkei hatte den letzten Mann und die letzte Lira zur Aufstellung eines gewaltigen Heeres aufgeopfert, und auf den Beistand anderer Mächte rechneten die Griechen umsonst. Mit der platonischen Freundschaft der Franzosen war ihnen nicht geholfen; die englische Spekulation auf Kreta überwog weit den Philhellenismus Gladstone's. Rußland fragte sich: was dann, wenn der griechische Schwager unterliegt? Es stellte sich an die Spitze der abmahnenden Collektivnote und nahm auch Theil an der gegen die griechischen Häfen verhängten Blokade durch die europäischen Flotten. Den Griechen blieb nichts übrig, als sich zu beugen und zur Abrüstung ihres kriegerischen Aufmarsches sich zu verpflichten. Aber sie thaten es mit der Vertröstung, daß derselbe jedenfalls eine nützliche Vorübung für den nahe bevorstehenden allgemeinen Brand auf der Halbinsel gewesen sei, und darin dürften sie Recht behalten.

Das griechische Volk hat durch seine ewige Unruhe, schlechte Finanzgebahrung und parlamentarische Skandalwirthschaft die alten Sympathien fast überall verscherzt. Ueber die neue „Anmaßlichkeit" ergoß sich denn auch in der Presse aller Länder eine Fluth von Hohn und Spott, aus welcher die Thatsache kaum mehr auftauchen konnte, daß die Griechen ein Recht hatten, für ihr Auftreten auf den Berliner Vertrag sich zu berufen. Wenn die Mächte sich die eklatante Verletzung dieses Vertrags durch den ostrumelischen Staatsstreich gefallen lassen wollten, so konnten die Griechen allerdings umsomehr verlangen, daß die Zusicherungen, welche in demselben Vertrag ihnen gemacht waren, endlich erfüllt würden. Freilich deckte dieses Verlangen zu allen anderen Blößen dieses leichtfertigen und übelberathenen Machwerks der Diplomatie eine weitere von Neuem auf. Es gehört keineswegs ein

griechenfreundlicher Standpunkt dazu, um dem Urtheile des großen Wiener Blattes zuzustimmen: unter den vielen Fehlern, welche die Diplomatie im Jahre 1878 begangen habe, sei der 24. Artikel des Berliner Vertrags einer der schwersten gewesen. „Entweder mußte man Griechenland, das als Bittender an der Schwelle des Congresses erschienen war, vollständig abweisen oder man mußte ihm das ganze Stück von Epirus und Thessalien hinwerfen. Der Mittelweg, den der Congreß wählte, war der schlechteste, und die nachfolgende Conferenz zur Schlichtung des griechisch-türkischen Grenzstreits (vom Januar bis Ende Juni 1881) verschlimmerte nur die Lage." [1])

Der in der Geschichte der völkerrechtlichen Verträge vielleicht unerhörte Vorgang war nämlich folgender. Das 13. Protokoll des Berliner Congresses vom 5. Juli 1878 constatirt, daß in der Sitzung ein französisch-englischer Antrag auf besondere Empfehlung des Fürsten Bismarck angenommen worden sei, und zwar von allen Mächten außer der Türkei, welcher also lautete: „Der Congreß fordert die Hohe Pforte auf, sich mit Griechenland über eine Grenzberichtigung in Thessalien und Epirus zu verständigen, und drückt die Ansicht aus, daß die neue Grenze auf der Seite des ägäischen Meeres dem Thale des Salambrias, auf der Seite des jonischen Meeres dem Thale des Salamas folgen sollte." Für den Fall, daß die Beiden sich über diese Grenze nicht einigen könnten, bestimmt nun Art. 24 des Vertrags, daß die sechs Großmächte ihre guten Dienste eintreten lassen würden. Die am 16. Juni 1880 in Berlin eröffnete Conferenz zog die Grenzlinie anfänglich zu Gunsten Griechenlands. Aber die Türkei weigerte sich mit Entschiedenheit, und dieser Widerstand schien den Mächten gefährlicher als die griechischen

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. Januar 1886. — In der Nummer vom 6. April findet sich der Abdruck einer dießbezüglichen griechischen Staatsschrift.

Rüstungen; sie reducirten ihre Linie, und unter ihrem Druck mußte Griechenland sich mit einem Stück von Thessalien und einem Streifen von Epirus, ohne Janina, Metzowo und die Höhenkämme des Olympos, begnügen. Ohne das 13. Protokoll des Berliner Congresses hätten die Griechen dieses Geschenk dankbar annehmen müssen, so aber war es in ihren Augen nur eine Abschlagszahlung, und der Appetit kam im Essen.

Man kann aber sogar sagen, daß die Griechen verhältnißmäßig bescheiden geworden seien. Von den byzantinischen Kaiserträumen ist kaum mehr die Rede; sie hätten selbst auf ihre Ansprüche an das 13. Protokoll verzichtet gegen die Abtretung von Kreta, wovon hinwieder England nichts wissen will; und sie wollten sich sofort zur Ruhe geben, wenn der Berliner Vertrag auch in Bezug auf beide Bulgarien in Kraft bleiben würde. In Athen fürchtet man eben eine Überfluthung durch eine verstärkte slavische Macht. Man sieht in dem vereinigten Bulgarien nicht nur das befestigte Lager vor Constantinopel; man sieht die griechischen Volksgenossen in Macedonien[1]) bereits als Opfer des vordringenden Bulgarenthums an, und man will nicht vergessen, daß unmittelbar vor dem Staatsstreich von Philipoppel sogar das Exarchat der bulgarischen Kirche sich an der Verbreitung eines Flugblattes betheiligte, welches den besondern Nachdruck auf die „Befreiung Macedoniens“ legte: „Ohne Macedonien und den Hafen von Salonichi sei eine Einigung der beiden Bulgarien ganz werthlos; Salonichi sei der Lebenspunkt, der

1) Neuere Forschungen haben übrigens bewiesen, daß die bulgarische Nationalität auch in Macedonien weit überwiegt, und der Zahl nach die dortigen Griechen nur deßhalb überschätzt wurden, weil man alle Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche auch ihrer Nationalität zurechnete. S. Paul Dehn: „Deutschland nach Osten.“ München 1886. S. 17. — Die Schriften des Herrn Dehn beginnen zur interessantesten Orient-Literatur zu zählen.

wahre Zugang zu dem Reiche Bulgarien, und hieher müsse das Augenmerk aller Patrioten gerichtet seyn."[1])

Bekanntlich hat man auch in Wien allen Grund, das Augenmerk auf den Hafen von Salonichi gerichtet zu halten. Und wenn bezüglich der bulgarischen Bewegung zwischen Oesterreich und England alsbald ein merkbarer Gegensatz zu Tage kam, so liegt der Grund einfach darin, daß dem englischen Handelsinteresse mit einem bulgarischen Hafen am ägäischen Meere sehr gedient wäre, keineswegs aber mit einer österreichischen oder russischen Flottenstation in Salonichi.

Die ganze Unheimlichkeit, um nicht zu sagen Perfidie, der Lage begreift sich aber erst, wenn man die Haltung Rußlands gegenüber der bulgarischen Union in's Auge faßt. Es ist ja für Niemand ein Geheimniß, daß man in Petersburg mit dem ostrumelischen Staatsstreich vollkommen einverstanden gewesen wäre, wenn er eine russische Creatur auf den Thron der vereinigten Bulgarien gebracht hätte. Es ist ebenso gewiß, daß die russisch-bulgarische Nationalpartei unter dem Zuwinken der Creatur erst recht nach Macedonien ausgelugt hätte „bis Salonichi," um den im Art. 23 des Berliner Vertrags für diese Provinz vergebens geforderten „Reformen" ohne und gegen die Türkei zum Daseyn zu verhelfen. Weil aber die Bulgaren mit ihrem tapfern Fürsten sich selber und ohne einen russischen Vogt regieren zu können meinen, darum wird jetzt sogar die Türkei gegen sie und ihren Fürsten aufgehetzt, und muß man glauben, daß Rußland, wenn der Sultan nicht parirt, selber gegen Bulgarien zu den Waffen greifen werde.

Wer hätte sich auch nur träumen lassen, daß im siebenten Jahre nach dem Berliner Vertrag nicht nur zwischen zweien dieser „befreiten Nationalitäten" ein christenmörderischer Krieg ausbrechen werde, sondern auch einer dieser Nationalfürsten

---

1) Constantinopler Correspondenz der „Allg. Zeitung" vom 30. Sept. 1885.

gezwungen werden könnte, mit dem Sultan eine Convention abzuschließen, wodurch er sich zu einem Schutz- und Trutz-bündniß mit der Türkei gegen Jedermann, also eventuell auch gegen den „Befreier“, mit dem Halbmond gegen das Kreuz, herbeiließe? So ist es durch die bulgarisch-türkische Convention vom Februar d. Js. geschehen: bei einem fremden Angriff auf Bulgarien hätte der Sultan seine Truppen unter das Commando des Fürsten, bei einem Angriff auf andere türkische Provinzen der Fürst die bulgarischen Truppen unter den Oberbefehl der türkischen Generale zu stellen gehabt. Bei Licht besehen entsprach die Abmachung dem Vasallenverhältniß des bulgarischen Fürsten zum Sultan staatsrechtlich ganz und gar; aber in den Augen des „Czar-Befreiers“ war sie ein Faustschlag in's Gesicht. Rußland brauste denn auch so heftig auf, daß dieser Punkt sofort auf Nimmerwiedersehen aus den Verhandlungen verschwand.

Unglaublich ist es aber, was die Mächte sich im weitern Verlauf bezüglich der Abänderung des Art. 17. des Berliner Vertrags über die autonome Provinz Ostrumelien von Rußland gefallen lassen mußten. Die bulgarische Convention mit der Türkei bestimmte, daß das Generalgouvernement in Ostrumelien dem Fürsten Alexander von Bulgarien anvertraut seyn solle, solange er eine correkte und treue Haltung gegen den suzeränen Hof beobachte, und daß er in dieser Würde gemäß Art. 17 von fünf zu fünf Jahren vom Sultan, ohne weitere Einmischung, bestätigt werden solle. Nach dem ruhmreichen Siege der Bulgaren über die serbische Invasion konnte nun Rußland an der strikten Forderung des status quo ante nicht mehr festhalten; wenigstens irgend eine Form von Personalunion mußte zugestanden werden. Die europäische Conferenz in Constantinopel versammelte sich wieder, um über die bulgarisch-türkische Convention zu befinden und ein klägliches Schauspiel darzubieten. Durch die unerbittliche Feindseligkeit der Russen wurde sie Wochen lang hinausgezogen, und bei jedem Schritte dieser Diplomatie zeigte sich das Bestreben,

die Dinge am Balkan schlechthin nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Rußland widerstrebte vor Allem der Namensnennung des Fürsten Alexander in dem Vorschlag der Pforte. Daraufhin beantragte Italien im Einverständniß mit England eine Fassung, wonach der Fürst von Bulgarien ohne Nennung des Namens, aber auch ohne Zeiteinschränkung zum Generalgouvernat in Ostrumelien berufen seyn sollte. Die lebenslängliche Ernennung ohne Namen war Rußlands eigener alternativer Vorschlag gewesen. Aber jetzt saß ihm der Battenberger schon zu fest, und es verlangte nun die Zeiteinschränkung auf die fünfjährige Periode des Art. 17, und daß, im Gegensatze zu dem Vorschlag der Pforte, für die jedesmalige Erneuerung des Mandats die Einwilligung der Mächte erholt werden müsse. Der Widerspruch dieses Vorschlags zu der Voraussetzung der ein- für allemal zu beschließenden Personalunion ist ebenso klar wie die russische Absicht. Rußland brauchte nach fünf Jahren nur sein Veto gegen die Bestätigung des Fürsten Alexander einzulegen, so wäre entweder die Union wieder zerstört, oder der neue Gouverneur für Ostrumelien müßte nun auch auf den bulgarischen Thron berufen werden. Es würde nicht die autonome Provinz an das Fürstenthum, sondern Bulgarien würde an Ostrumelien fallen, und an die Stelle der dortigen erblichen Monarchie würde gleichfalls ein absetzbarer Gouverneur treten.

Indeß: die Mächte beschloßen nach Rußlands Wunsch, die Pforte beugte sich dem Beschlusse wie immer, und dem Fürsten Alexander erübrigte nur, sich unter formalem Protest gleichfalls zu fügen. Kaum war dieser Abschluß erfolgt, so erhob die russische Propaganda in beiden Bulgarien ihr Haupt mit der Beschuldigung gegen den Fürsten, daß er durch Preisgebung der vollen Realunion Verrath am Volke begangen habe. Faktisch vollzog sich indessen die reale Vereinigung der beiden Landestheile in allen Zweigen der Staatsverwaltung gleichsam von selbst, so daß die zur Revision des „ostrume-

lischen Statuts" zu entsendende Commission nicht viel mehr zu thun finden wird. Die militärische Vereinigung war durch das im serbischen Krieg gemeinsam vergossene Blut gekittet; und nun hat der Fürst zur Nationalversammlung in ganz gleicher Weise ebenso die ostrumelischen wie die bulgarischen Deputirten berufen. In der Thronrede erklärte er, „durch den Zusammentritt dieser allgemeinen Nationalversammlung sei die Durchführung der Union beider Bulgarien erwiesen", und die Adresse der Sobranje nickte Beifall: „Nachdem Nord- und Südbulgarien unter dasselbe Scepter gestellt sind, so vereinigt die erste Nationalversammlung die Vertreter beider Länder." Der Fürst hat sich seiner Zeit vorbehalten, das Abkommen mit der Türkei und den Mächten der Sobranje zu unterbreiten; nach allen den kühnen Schritten wäre es nicht unmöglich, daß sie gekrönt worden wären durch Proklamirung des — „Königreichs Bulgarien".

Ob der Czar dann noch zurückhalten könnte, ist keine Frage. Vorerst ist der Fürst von Rußland wegen Verletzung vertragsmäßiger Bestimmungen bei der Pforte verklagt. Aber die Türkei hat ihm, sei es aus Klugheit oder aus Schwäche, bisher nicht wehe gethan und wird es ferner nicht thun. Es besteht sogar gegründeter Verdacht, daß zwischen Bulgarien und der Türkei ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen sei. Das ist eben der Pfahl im russischen Fleische, daß ein selbständiges Bulgarien wie ein mächtiger Wall sich vor die russischen Absichten auf Constantinopel gelegt hat, und daß es seiner Zeit als nächster Anwärter auf das türkische Erbe in Europa dastehen würde. Schon vor drei Monaten wurde aus St. Petersburg bemerkt: „Auch die russische Presse blickt sehr düsteren Auges in die Zukunft, da es immer klarer werde, daß sich die ostrumelische Angelegenheit zu einem Weltkampf zwischen Rußland einerseits und Bulgarien andererseits zuspitze, hinter welchem England und theilweise Oesterreich und die Türkei stehen, und ihm den Rücken decken würden."[1])

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. April d. Js.

Das stimmt genau mit dem Bericht, den kurz nachher ein czechisches Blatt aus dem Munde eines russischen Staatsmanns über die Conferenzen beim Czaren in Livadia gebracht hat, wobei zu bemerken ist, daß die Dinge in Bulgarien sich seitdem rasch zur Proklamirung der thatsächlichen Union entwickelt haben:

„Wenn in Bälde die südbulgarische Sobranje zusammentritt, so ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß sie sich für die bulgarische Real-Union erklären wird. Der Fürst wird vielleicht aus dieser Kundgebung im Augenblicke keine praktischen Consequenzen ziehen, aber diese Demonstration wird sich jährlich wiederholen, und ehe fünf Jahre der Gouverneurschaft Alexander's in Rumelien um seyn werden, kann das vereinigte Fürstenthum Bulgarien mit ausdrücklicher Zustimmung der Türkei proklamirt werden. Vielleicht will Rußland dieser Eventualität vorbeugen und die Entstehung eines Groß-Bulgarien verhüten, welches bald seinen Arm nach Macedonien ausstrecken und die hergebrachten traditionellen Absichten Rußlands auf der Balkan-Halbinsel vereiteln könnte. Auf dem Wege der Diplomatie und des Friedens wird Rußland dieß nicht erzielen, und darin liegt das Kritische der Situation. Der Diplomat schloß: ‚Ich habe die Empfindung, daß der Tod des deutschen Kaisers die Grenze seyn wird für das verhältnißmäßig lange Ausruhen der militärischen Waffen der europäischen Großmächte'".[1])

Was kümmerte sich das Publikum noch vor zehn Jahren viel um Bulgarien, es sei denn wegen der türkischen Mördereien? Und jetzt bildet der vereinigte Balkanstaat den Angelpunkt der europäischen Lage. Während die bedeutendsten Mittelstaaten in Centraleuropa politisch gar nicht mehr mitzählen, hängt die Weltlage von dem Schicksal eines künftigen Königreichs Bulgarien ab! Man wird endlich daran glauben müssen, daß die Zeit seit zwanzig Jahren mit Siebenmeilenstiefeln über alle politischen Alterthümer fortzuschreiten im Zuge ist und einer vollständigen Erneuerung der ganzen „alten Welt" zustrebt. Trösten wir uns damit über mancherlei häusliches Leid!

1) S. Wiener „Neue Freie Presse" vom 1. Mai 1886.

XI.

Der Epiker Ludwig Brill.

Wozu noch Dichter? so hört man heutzutage oft. Sie passen nicht in unsere Zeit, es sei denn, daß sie dem Geiste der Zeit, der da ist „der Herren eigener Geist", gehorsamst dienen wollen. Wozu Dichter? Gerade in den Zeiten rasenden Erwerbes und Genusses thun Dichter noth, denen „die Liebe des Lebens Kern, der Dichtung Stern," wie Sterne der Nacht. Wehe der Zeit, in welcher alle Sterne der Schönheit erbleichen, in der nur das Erdhafte noch gilt, der Dollar Gott ist, der rohe Sinnenschmauß Vernunft heißt; wehe noch mehr der Zeit, in der die Kunst, die göttliche, nurmehr noch auf Erwerb ausgehend, sich in den gemeinen Sklavendienst des Tages begibt, anstatt mit David Sauls bösen Geist durch Harfenspiel zu besänftigen, die Seelen erst recht in Staub und Koth zieht! „Nehmt", sagten einmal diese Blätter, „der Kunst den hohen Aufflug in das ideale Reich, nehmt ihr den Flug in's alte romantische Land, und es bleibt uns nichts als die traurige Prosa des Daseyns. Die Schönheit ist das Geheimniß der Welt, nehmt ihr sie dem Leben, so erlöschen alle Lichter des Himmels, raubt ihr sie, so erlischt auch das wahre Licht der Kunst."

Ja, die Schönheit ist des Dichters Braut, sagt auch Brill; aber nicht die Sirene, sondern die reine Magd ist das Bild, das seinen Dichtungen vorschwebt; er weiß im Gegensatz zu denen, welche von einer „Religion der Kunst" träumen, daß die Kunst

immer und überall erst im Dienste göttlicher Wahrheit groß und dauernd ward, daß mit weisem Bedacht das Mittelalter auf die höchste Höhe seiner Dome und Münster die Kreuzesblume hinaufgetragen; daß eine von christlichen Ideen nur blaß angehauchte Humanitätsdichtung noch nie Befriedigung und Heil gebracht.

Ludwig Brill wurde 1838 den 15. Februar in Emlicheim, einem zwischen großen Haiden und Mooren liegenden Dorfe der Grafschaft Bentheim, geboren. Sein Vater war daselbst Amtsvogt; obschon selbst Protestant und zwischen einer fast ganz reformirten Bevölkerung, hielt er, freilich nicht ohne schwere äußere Anfechtung, das der katholischen Gattin gegebene Wort und ließ alle seine Kinder, neun an der Zahl, in der katholischen Religion erziehen. Ludwig, das drittälteste unter den Kindern, besuchte bis zum 14. Jahre die Elementarschule; er hätte nun gern das höhere Studium angetreten, aber Gelegenheit und Mittel fehlten gänzlich. Er warf sich daher auf's Selbststudium, welches ein katholischer Pfarrer leitete, und bestand mit 19 Jahren das Examen als Elementarlehrer. Als solcher wirkte er einige Jahre und setzte zugleich das schon früher begonnene fremdsprachliche Studium fort; später war er Lehrer an einem Handelsinstitut, bestand dann die Prüfung für das höhere Lehrfach, war mehrere Jahre Vorsteher einer Handelsschule im Oldenburgischen und wurde endlich 1868 an das Realgymnasium nach Quakenbrück berufen. Bezüglich seiner früheren poetischen Versuche, deren Zahl groß, waltete der Grundsatz: wie gedichtet, so vernichtet; erst der „Singschwan“ erschien ihm der Veröffentlichung nicht ganz unwürdig; derselbe wurde 1877 angefangen und 1882 vollendet, und liegt schon in vierter Auflage vor; „Bertram Gomez“ ist zwischen dem Winter 1882 und dem Frühjahr 1884, also innerhalb anderthalb Jahren entstanden. Die letztere Dichtung ist durchaus selbständig, die erstere hat, besonders in den Anfangsgesängen, den Einfluß des Jesuiten Wilhelm Kreiten erfahren, zu welchem der Dichter 1875 in Beziehung und regen Verkehr trat; ihm ist auch der „Singschwan“ gewidmet.

Der „Singschwan“ ist eine Personifikation des Christenthums, dieses Schwanes, in den die christliche Jungfrau nach des Dichters Einkleidung von den Heiden todesbedroht verwandelt

worden, des Christenthums, das jungfräulich, unsterblich, seinen Schwanengesang nach dem, was nicht von der Erde, was Oben ist, erhebt. Mag man glauben, es zu tödten wie Herodes das Gotteskind von Bethlehem, gerade aus der mörderischen Hand entfliegt der Schwan, sein Blut ist gar der Same neuer Christen. So ist er nicht bloß Schwan, er ist Phönix, dem aus der Flammenglut des anscheinenden Todesbettes mit neuer Kraft die Jugend kommt. Und wie die Kirche — bezeichnend hat dessen zur Bewahrheitung die epische Höhe der Dichtung eine der gefährlichsten Perioden der Kirchen- und Weltgeschichte gewählt, da die asiatischen Heiden nach Constantinopels Fall weiter zur Donaustadt vordrangen, und zunächst um Belgrad gerungen wurde — den Halbmond im heldenhaften Männerstreit der Gottesritter Hunyades und Capistran besiegt, so ist sie's, die auch in der kleinen Welt Familienrache sühnt und versöhnt. Und dieser Singschwan soll uns voranziehen, tröstend und versöhnend, mahnend und stärkend und uns beseligen im höhern Bund, dem der seligen Seele mit dem beseligenden Geiste des Herrn, einer mystischen Ehe, von der die sacramentale der Erde nur ein symbolisches Abbild.

Und dieser tiefere Sinn mag denn auch dem Erstlingssang des nicht mehr jugendlichen Dichters bei Vielen die Sympathie gewonnen haben. Hat doch Jeder gegen die Feinde seines Heiles zu streiten, ist doch fast in jeder Brust Fehde und die Vehme des Gewissens, und macht, was der Haß verbrochen, nur die Liebe in Allem gut. Ruft doch in der sinnenden Seele der Schwan der Sehnsucht nach dem wahren Vaterland.

Man hat es einen Vorzug genannt, daß der Singschwan eigentlich gar nicht gesehen wird: nur vom Hörensagen weiß der Eine davon, der Held Raimund selbst vernimmt seinen Sang nur im Traum; darum soll er auch bald „die Stimme des Gewissens“ seyn, die warnt und lenkt, und bald „der Ruf der Vorsehung“, die hütet und führet. Man sagt, er sei das „Wunderbare“, welches im alten Epos sich findet, so in den Göttern Homers, so im Wundervöglein, das der armen Königsmaid Gudrun am Meeresstrand die nahende Befreiung ankündet. Da sind wir ganz anderer Meinung: was soll im modernen Epos der

deus, der's nicht einmal so recht ex machina ist? Zudem treten schon Homers Götter menschlich auf, manchmal zu menschlich sogar. Und hier? Sonst ist die Dichtung klar wie der Strom, und die grünen Inseln sinniger Betrachtung, die von Zeit zu Zeit auftauchen, ob nun über Rhein und Donau, ob über den Sonntag, geben angenehmen Wechsel. Wir begreifen: „daß viele Jugenderinnerungen und Jugendempfindungen zum Ausdruck gekommen sind.“ Episch ist dieß freilich nicht, der Epiker darf nach Goethe nur wie hinter dem Vorhang zu seinen Hörern reden. Der „Singschwan“ ist aber im Ganzen meisterhaft: die Erfindung einfach und durchsichtig, die Entwicklung natürlich, die Zeichnung der Sühne überaus schön. Was der Vater, ein echter Ritter für Frauenehre, verbrochen, indem er mordend niederstieß, richtet der ritterliche Sohn, die Tochter des Getödteten schützend gegen das wilde Thier der Haide und den Sohn gegen die wilden Menschen der Schlacht, wieder auf, zweifaches Leben erhaltend. Und wie mit blutigem Roth und grimmer Noth der Epos beginnt, so dämmert das lichte Abendroth der Liebe und Versöhnung vom Schloß über Haide und Herzen; das Schwert verbrach, das Schwert zerbrach, für das Kreuz gezogen, macht es dem Menschenkreuz ein Ende. Ueberall siegt die Pflicht und lohnt die Liebe. Daß Kreiten die Liebesepisode getadelt, begreifen wir, finden sie jedoch äußerst zart gehalten und die Schilderung der Seelenkämpfe feinpsychologisch gegeben. Ueberhaupt kann Brill nicht bloß Goethe'sche Frauengestalten zeichnen; kurz und prägnant, breitem Pinsel feind, führt er herrliche Gestalten von Männern vor, wie sie wenig existiren: wir nennen nur den alten Grafen Wehrt. Daß der Dichter ein Meister der Verskunst ist, obschon das Versmaß, eine Art Stanze, große Hindernisse bot; daß die Diktion wie ein Waldquell dahinfließt, ist nicht der kleinste Vorzug der Dichtung.

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, läßt Schiller den General Piccolomini zu Wallenstein sagen, als ob der Mensch so ganz auf götterstarken Füßen stehe, weßhalb denn auch der Held an seinen Sternen zu Grunde geht. Das ist Luthers eigenwillige Subjektivität, die sich selbst zu erlösen und schließlich auch im älteren Fichte alle Welt zu erschaffen wähnt.

Ihr steht wie im Singschwan, so noch schärfer in „Bertran Gomez" die subjektive Menschenschuld und die objektive Gotteshuld im Dichterbewußtseyn entgegen.

Die Idee des Gomez ist mannigfach mißdeutet worden. So verwechselt ein Beurtheiler den historischen Hintergrund mit der eigentlichen Fabel des Epos, macht demnach die Nebensache zur Hauptsache, geräth auf diese Weise in den unglücklichen Vergleich des Gomez mit „Dreizehnlinden" und stempelt in Folge dessen sogar Bragadino zum Haupthelden. Gomez ist nach ihm ziemlich schuldlos, Hilda fast ganz, ihre Sühne daher viel zu schwer. Treten wir objektiv der Dichtung nahe, so finden wir schon in der Wahl des historischen Hintergrundes Verwandtschaft mit dem Singschwan. Brill liebt einen bedeutsamen Hintergrund, von dem sich seine epische Fabel kräftig abhebt, und hat sich die großartigen Tage des letzten Ritterthumes gewählt, in denen Türkenwuth und Christenmuth rangen. Hier ist es der Kampf um die Perle des Mittelmeeres, Cypern, zwischen Selim II. und Venedig, wo die Helden von Famagusta, vor Allem der Martyrer Marc Antonio Bragadino sich mit unsterblichem Ruhme bedeckten und der letztere gemartert in scheußlichster Art wie Stephanus siegte mit den Todesworten: „Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Die Fabel des Epos ist nun in Schuld und Sühne folgende: ein glückliches Paar, Süd und Nord im Bunde sieht hinaus auf die Lagunen, in seinem Glücke trunken und versunken, aber schon, wenigstens in ihren Träumen, von denen sie sich erzählen, zucken die Blitze wie auf dunklem Wolkengrunde; da tönt mit einmal die große Glocke von San Marco, die nur auf Gebot des Dogen geläutet werden darf, und dem wogenden Volke verkündet der Doge die Gefahr, daß eines von Venedigs drei Königreichen bedroht und wie rasches Lichten der Kriegsfregatten und tapfere Streiter von Nöthen seien. Gomez ist rasch entschlossen. Dieweil er nicht dem Judenrenegaten Don Miquez, jetzt Herzog von Naxos, der hauptsächlich Cyperns Wegnahme geplant, Dienste gethan, und des Juden Tochter Judith minnend und entführend deren verfolgenden Bruder spanisch-heißen Blutes getödtet, soll seine Theilnahme am neuen Kreuzzuge die Blutschuld durch sein

Blut abwaschen. Hilda, die blauäugige Westfalenmaid, will den vielgeliebten Mann, der ihr nach des Vaters Tode Vater und Alles geworden, nicht ziehen lassen und beschwört ihn zu bleiben, aber er reißt sich blutenden Herzens los und zieht in Streit und Leid. Und wie Elmar den Königsboten Gero grimm anfaßt, da dieser die Mutter zu schmähen wagt, so verwundet im Zelt des Oberfeldherrn Mustapha der aus edlem Grandenblut entsprossene, ob auch die Mutter nur eines Fischers schöne Tochter gewesen, Gomez den Judenherzog, als dieser gehöhnt: „Ritter nennt man diesen Bastard? Seine Mutter war 'ne Buhle", und wird drum als Sklave fortgeführt. Und indeß Hilda sehnt und seufzt und den fast vergißt, der über den Sternen wunderbar waltet und heimsucht, was verloren, vollendet sich die innere Umwandlung durch Leid und zeigt ein Heldenthum, größer und höher als das des Schwertes. Suli, der Kerkermeister, hat Hilda's holdes Bild bei Gomez gefunden, bei dessen Anblick Mustapha in Lust entbrennt. Bertran soll frei seyn gegen Hilda, aber Drohung und Lockung erweisen sich beide vergeblich. Doch Judith lebt noch, ihrem Golde gelingt in dunkler Nacht voll Ungewitter die Befreiung. Vorher hat sich Gomez' Rittersinn im schönsten Glanze gezeigt. Er soll Miquez verzeihen: „hah, ich soll verzeih'n dem Scheusal, das mich zog in Sünd' und Schande?" Das hat er im Kerker gesagt, doch dabei gefleht: „nimm den Haß mir aus der Seele und dann, Herr, verschon', verschone!" Die äußere Befreiung wird ihm jetzt, wo die innere erfolgt, zu Theil. Und noch einmal siegt er, Judiths heißer Liebe gegenüber und ihren Thränen. Als sie, nun eine Christin, von seiner Ehe erfährt, siegt auch sie heldenmüthig und nimmt den Schleier. Aber noch Eine war zu läutern. Wie Gomez heimkehrt, hat Hilda sich bewährt, sie ist geheilt von allzugroßer Erdenminne und hat durch den Tod des einzigen Kindes das Leben der Himmelsminne gefunden: „Dein vergaß ich, Dorngekrönter, auf dem Pfade, dem dornenlosen. Jetzt erkenn' ich's und 'in Demuth beug' ich mich vor Deiner Ruthe!" Die geläuterten Seelen, die nun einander werth sind, der grau gewordene Büßerheld und die wangenbleiche Magd dürfen ausrufen: durch Leid zum Lichte!

So hat der Dichter den Fall und die Erhebung des Menschen, sein Versinken ins Irdische, seine allmähliche Loslösung von demselben und seine Läuterung dargestellt, wie Gott durch Leid und Trübsal wieder auf die rechte Bahn führt. Wie der kühner Dom hinaufstrebt aus dunklem Erdenschooße und seine Kreuzblume badet in lichter Höhe; wie das ganze gewaltige Kunstwerk aus einem Gusse scheint und wie es vollendet ist bis in die äußersten Spitzen und das zarteste Blätter- und Arabeskengeranke hinein — so dieses Epos.

Die Charaktere der einzelnen Personen sind mit großer Feinheit durchgeführt. Ueber Hilda schreibt uns der Dichter: „ich erlaube mir zu bemerken, daß ich in der Hilda das Durchschnittsweib mit seinen Tugenden und Schwächen zu schildern versucht habe.“ Sie war nothwendig schon als Contrast zur starken Judith, die ihrer immer mächtig ist, sich stets zu beherrschen weiß, Orient und Occident. Hier gilt Geibels Wort: „es könnt' ihr fremder Brauch, ihr südlich Thun und Denken, dir nie den Veilchenhauch der deutschen Minne schenken.“ In ähnlichem Contraste steht der ritterliche Spanier Gomez, feurig, doch edel zum listigen, weltklugen Miquez, dem der Dichter köstliche Mauschelein in den Mund legt, wahren Sirenensang der Menschenverachtung. Aecht homerisch geben dabei oft einzelne Züge, kurze Verse gleich ein ganzes Bild; wir führen nur an, wie der greise Doge gezeichnet wird: „ein Greisenbild voll Hoheit, wie aus Marmor selbst geschlagen“, oder „ein Achill von Erz die Glieder.“

Wie gesagt, Brill ist zwischen Haiden und Mooren geboren, und da begreifen wir bei der Sinnigkeit der Jugend, die jedes Vogelnest aufspürt, der ein Ameisenhaufen eine Welt und der thauglitzernde Morgen über der blumenbunten Haide Eden wieder heraufzuführen scheint, den Singschwan und die Lieder der Hilda, aber daß Brill hier eine ganz neue Welt voll Großartigkeit heraufzaubert, die seinem Auge fremd, beweist für eine hohe Imagination. Und auch hier ist die alte Kunst Homers, nicht zu detailliren, sondern mit einem Zuge gleich ein ganzes Bild zu geben:

Juniabend an Venedigs
Blauem Golf, o welche Wonne:
Purpurn glüht die Fluth, die keusche,
Noch vom Abschiedskuß der Sonne.

So sind die Strophen berauschend schön, wo er die Sommernacht mit ihrem Märchenzauber über Venedigs Palästen schildert, man sieht die Gondeln ziehen, man hört die Klänge der Mandoline und die Sänge der sich melodisch grüßenden Schiffer. Zur Anschaulichkeit sind denn auch Assonanz und Alliteration wirksam benutzt.

Sollen wir ausstellen, so ist's die poetische Geschichte Cyperns, die den epischen Gang ebenso aufhält, als die gleiche Paraphrase über Stambul.

Professor Nippold aus Jena hat das kühne Wort gewagt: „gegenwärtig sind wir in unserem Volksleben dahin gelangt, daß obscure Dichter und Schriftsteller der Ultramontanen von diesen mit bestem Erfolge weit über die deutschen Classiker gestellt werden." Wenn man nur Weber und Brill kennt, so wird man Nippold noch mehr bewundern als „Dreizehnlinden" und „Bertran Gomez."

F. A. Muth.

XII.

Zur Culturthätigkeit der Kirche im Mittelalter.

Im Verfolge meiner Forschungen über das Mittelalter und insbesondere über die Thätigkeit der Kirche, wie solche über alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens sich damals erstreckte, fand sich eine gute Zahl vereinzelter Thatsachen, deren Kenntniß, von Wenigen beachtet, einen guten Einblick in die Denkweise und in das Streben der Vergangenheit gestattet; die Kirche hatte hierzu einen starken Impuls gegeben.

In Freising regierte Bischof Anno in den Jahren 855—875. Wie mächtig in dieser Zeit der Anbau des Landes voranschritt, und wie nach und nach die ausgedehnten Forste benützt und ausgestockt wurden, liegt in der Thatsache, daß der genannte Bischof sich bemüht, einen Zugang zur Donau zu gewinnen und Absatzquellen für Nutz- und Brennholz zu eröffnen. Er erwirbt deßhalb 856 im März zu Teugn bei Kehlheim Kirche mit Haus, Mühle, 7 Colonen und 4 Huben in der ausgesprochenen Absicht, sich daselbst einen Hafen an der Donau zum Holzverschleiße zu verschaffen. So werthvoll erscheint ihm dieses Besitzthum, daß er zu dessen Vergrößerung benachbarte Besitzungen abtritt und noch Leibeigne, Pferde und ein Pfund Silber zur Ausgleichung daraufgibt.[1])

1) Hundt, die Urkk. des Bisth. Freising. München 1855. S. 39 (Abhandl. der bayer. Akademie d. Wissenschaften, 3 Cl. 13. Bd. 1. Abth.)

Man weiß längst, daß eine ganze Reihe von Städten ihre Entstehung einem Kloster oder einem anderen kirchlichen Institute verdanken; der Name dieser Städte allein bezeugt oftmals den Ursprung, so St. Gallen, St. Goar, St. Ingbert, St. Wendel. Der Norden des ehemaligen deutschen Reiches weist ähnliche Beispiele auf. Braunsberg verdankt seine Entstehung dem Bischof Anselm von Ermeland (1251—60).[1] Greifswalde verdankt seinen Ursprung (1231—35) der nahegelegenen Cistercienserabtei Eldena, deren Besitzung sie auch lange Zeit war. In Folge des aufblühenden Handels gelangte sie später zu einiger Selbständigkeit, doch empfingen sie die Herzoge von Pommern von der Abtei nur zu Lehen.[2])

Albert I., Bischof von Riga 1199—1229, der Gründer der deutschen Colonie in Livland, geleitete im Frühling 1200 zum ersten Mal ein großes Pilgerheer auf 23 Schiffen in den Osten und brach den von den Dünaliven seiner Landung entgegengestellten Widerstand. Alberts praktischer Blick erkannte sofort die Nothwendigkeit eines gut gelegenen Ausgangspunktes und erwarb an der Mündung des schiffbaren Flusses den besten Hafenplatz des Landes zum Verkehr mit dem Westen und erbaute hier 1201 die Stadt Riga.[3])

Wer der Menschheit dient, muß auch die Dienste der leidenden Menschheit, Armen und Nothleidenden jeder Art in's Auge fassen.

Kaum ist das berühmte Kloster Lorsch an der Bergstraße gegründet, so wird auch der Armen gedacht. Der zweite Abt Gundeland 766—78 sendet Boten an König Karl nach Aachen mit der Bitte, etwas zum Heile seiner Seele für die Armen thun zu dürfen und zwar aus den Gütern des Klosters, aliqua de monasterii rebus impendia . . . pauperum indi-

---

1) Allg. deutsche Biographie I, 477, 478.
2) Böttcher, Germania sacra p. 64.
3) Allg. deutsche Biogr. I, 197.

gentiae praerogare. Karl gewährte die Bitte und ermächtigte ihn den dritten Theil des beweglichen Gutes nach Gutdünken für die Armen verwenden zu dürfen.[1])

In dem nahen Bensheim machte der Bürger Peter Ritzhaub und seine Gattin Gutgen im Jahre 1514 eine schöne Armenstiftung an Geld und Gütern, vermöge welcher zum Besten der Armen ein Fruchtmagazin angelegt werden sollte, um in Zeiten der Theuerung den Armen und Bürgern überhaupt Frucht um wohlfeilen Preis abgeben zu können. Schade, daß die Einzelheiten dieser Ritzhaub'schen Fundation aus der Urkunde selbst nicht näher bekannt sind![2])

In Bensheim bestand seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine Klause der Beguinen. Da der Endzweck der Beguinen hauptsächlich in Verpflegung der Kranken bestand, so war in Bensheim die Einrichtung getroffen, daß sie, zumal in Zeiten, wo noch nicht eine Apotheke bestand, heilsame Kräuter sammeln, dieselben bereiten, auch allerhand gebrannte Wasser, stärkende Kräuterweine, heilsame Salben und dgl. verfertigen mußten.[3])

Einen besonderen Beitrag zur Geschichte der Charitas gewähren die ehemaligen Pfortenstiftungen an den Klöstern. Was Pfortenstiftungen, Stiftungen an die und zu Gunsten der Pforte eines Klosters im Mittelalter bedeuten, sagt der Eingang der Fulder Urkunde des Abtes Hatto vom Jahre 852. „Ich Hatto, von Gottes Gnaden Abt von Fulda, habe erkannt, daß die Geringigkeit der Güter und der Zehnt-

---

1) Cod. dipl. lauresh. I, 21.

2) Dahl, Kloster Lorsch S. 205.

3) Der Metropolitan Calaminus zählt in der Casseler Zeitschrift X, 300, 302, 358 ff. Spitäler auf: Lohr a. Main, Aschaffenburg, Babenhausen, Umstadt, Dieburg, Seligenstadt, Hain in der Dreieich, Frankfurt a. M., Friedberg, Gelnhausen, Grünberg, Marburg, Cassel, Homberg, Felsberg, Allendorf, Eschwege, Rotenburg, Hersfeld, Schmalkalden, Wolfhagen, Fulda, Blankenau, Salmünster, Herbstein, Schlüchtern, Büdingen.

ungen, welche zur Pforte des Bonifazius-Klosters gehörten, zum Unterhalte und zur Erquickung der Gäste und Armen Christi, in welchen Christus aufzunehmen ist, nicht hinreichend seyn können (ad sustentandos et refrigerandos hospites et pauperes Christi, in quibus Christus suscipiendus est, non posse sufficere etc.)". In diesen wenigen Worten drückt der Abt die Anschauung der Kirche bezüglich der Armen aus und mit der Anschauung der Kirche zugleich die seines ganzen damals schon zu bedeutender Entfaltung gelangten Benediktinerordens.

Der Abt fährt fort: „Deßhalb habe ich Papst Leo und Kaiser Lothar bittlich angegangen und mit ihrer Autorität und Erlaubniß nachbeschriebene Güter zur Erquickung vorgenannter Gäste überlassen, das aber sind die zu derselben Pforte gehörigen Güter, praedia ad eandem portam pertinentia". Nun folgen 34 Orte, von welchen Bezüge für die Pforte angewiesen wurden.[1])

Im rheingauer Cistercienserkloster Eberbach begegnen wir im 13. Jahrhundert ähnlichen Pfortengütern für die Armen. Der zuständige Erzbischof Sifrid III. von Mainz befreit 1231 die der Pforte von Eberbach zugehörigen Güter in Kiedrich von jedweder Abgabe (bona porte in E. attinentia). „Wir wollen und befehlen, daß keiner eben diese Güter besteuere, da sie zu dem Almosen der zur ebengenannten Pforte unterschiedslos eintreffenden Armen bestimmt sind (ad pauperum elemosinam ad praedictam portam indifferenter supervenientium sunt deputata.) Sigfrids Nachfolger Christian trifft unter Wiederholung derselben Worte der Urkunde dieselbe Bestimmung bezüglich der Steuerfreiheit der Pfortengüter in Kiederich 1249.[2])

Die Weihe, welche der Pforte durch ihre Bestimmung innewohnte, scheint in besonderer Weise Ausdruck bekommen

1) Traditt. et antiqq. fuld. ed. Dronke p. 66.
2) Eberb. Urkk.-Buch I, 274; II, 9.

zu haben durch die Anlage einer damit in engster Verbindung gestandenen Kapelle, Pfortenkapelle. So heißt es von dem Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg: alia capella est in curia abbatis supra portam s. Michaelis, que consecreta est in honorem ejusdem archangeli, Viti et Egidii.[1]) Gemäß den miracula s. Oudalrici episcopi kam ein Kranker ad portam, cui capella s. Mich. est superposita.[2])

Welchen Schutz, welches Vorrecht die von der Kirche getragene Sitte des Mittelalters den Wöchnerinen zuerkannte, erhellt aus Folgendem. In dem Reichsrechte über den Büdinger Wald heißt es: „Ein iglich geforstet Mann, der eyn Kindbette hat, ist sin Kind eyn Tochter, so mag er sinen Wagen von Burnholtzes (Brennholz) von Urholz virkeufen off den Samstag; ist es eyn Sohn, so mag er es tun off den Dinst- und off den Samstag von ligendem Holtze, und sol der Frauwen dan keuffen Wyn und Schönbrod, bewyle sie des Kindes ynneliget.“ Aehnlich zu Nefftenbach in der Schweiz. Bodmann, rheing.-Alterth. S. 385 Note n; Müller, Gesch. der Schweiz I, 441.

Beim Hühnerzins am Rheinstrome hatte im Falle eines Wochenbettes der Nachfolger des Mannes nur den Kopf des Huhns zu fordern, das Huhn selbst blieb der Frau zur Stärkung überlassen. Bodmann S. 381.[3])

Der Mann einer Wöchnerin braucht nicht der Ladung zu Gericht zu folgen, es sei denn, daß er klaghaftig ist. „Item wär eines Mannes Fraw in den Wochen, der darf nit zu Gericht gehen, er wär denn klaghaftig,“ verfügte das Gericht zu Herbstein 1407. (Baur, hessische Urkk. V. 506).

Die Badstuben, die Seelbäder verzeichnen, gäbe eine eigene Arbeit. Es wird auch die Zeit kommen, wo wir

1) Wittwer, cat. abbat. s. Ulr. et Afr. ed. Steichele, p. 48.
2) Monum. hist. Germ. SS. IV, 121.
3) Leider nicht zugänglich war mir: Rovers Abhandlung de privilegiis parturientium ex jure germ. et belg. Utrecht 1734. 4.

wie alle Spitäler und Brücken, so auch Seelbäder verzeichnet sehen, welche der Kirche ihr Daseyn verdanken.

In den weniger benützten Sammelwerken von Schötigen und Weller finden sich folgende Angaben, nämlich in Schöttgen und Kreysig, Diplomatische Nachlese I, 65: Markgraf Tietzmann bestätigt die Schenkung einer Badstube an das Augustinerkloster 1301; I, 469 deßgl. zu Lösnitz 1362 (vgl. I, 697); 1505 verkauft der Rath zu Crimmitzschau die Badestuben (10. Theil S. 260). — Abt Marquard zu Fulda stiftet eine stuba balnearia. Buchonia vetus p. 350. — Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte I, 555 gibt Nachricht über Seelenbäder zu Zwickau 1330, Mitweida 1452, Schneeberg 1499. — Bischof Walther von Merseburg eignet dem Unterstützung bedürftigen Stifte St. Sixtus daselbst eine Badestube zu, 1409. Vgl. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterl. Spr. VII, 145.

Ein nicht minder großes Verdienst kommt den Klöstern zu hinsichtlich der Verbreitung von Nutzpflanzen, besonders der Rebe und der Heilkräuter.[1])

St. Gallen scheint hierin wieder den Ehrenplatz zu behaupten. Nachdem die Klosterkirche im 9. Jahrhundert neugebaut war, begann man den Neubau der übrigen Gebäulichkeiten: Speise-, Kranken- und Schlafsaal, die Apotheke sammt Wohnung der Aerzte und dem botanisch-medicinischen Garten, Schulen u. s. w. Der Abt Notker (gest. 978) baute einen prächtigen Behälter für wilde und seltene Thiere und Vögel.[2])

Karl der Große hatte in seinen Capitularien den Dom-

1) Heute noch erscheinen im Handel: Paraischer Klostertrank (liqueur de vin des frères de S. Benedictus à Para), Benediktiner (Doppelkräuter-Magenbitter), Bernhardiner (Alpenkräuter-Magenbitter), regensburger Karmelitengeist. Vgl. Mone, Zeitschr. f. Oberrhein IV, 483; XVI, 171 (Gärtnerei); XIII, 257 (Obstbau). Pick, Monatschr. VII, 3: Kaufmann über Gartenbau im Mittelalter.

2) Kirchenlexikon, 1. Aufl. IV, 279, 283.

schulen befohlen, Arzneikunde zu lehren.[1]) Die Handschrift 751 aus dem 9. Jahrhundert in der St. Galler Stiftsbibliothek, in Folio, enthält lauter Stücke, die sich auf Wissenschaft der Arznei beziehen, voran geht ein griechisch-lateinisches Wörterbuch naturgeschichtlichen Inhalts, eine zweite Hand versuchte die Uebersetzung einiger Namen.[2])

F. Münter in seiner Kirchengeschichte von Dänemark und Schweden (Leipz. 1831. 2. Th., 2. Abth. S. 686) kann nicht umhin, folgendes Zeugniß auszustellen. In früheren Zeiten machten die Mönche Ländereien urbar,[3]) und ihre Güter waren am besten angebaut. Man findet noch hin und wieder in Waldungen Spuren einer früheren Bearbeitung, die man Mönchen zuschreibt. Sie hatten gleichfalls vom Gartenbau Verdienst. Der heilige Wilhelm führte aus Frankreich Salat und andere Küchengewächse ein, welche die Dänen vorher nicht kannten, ließ auch Sämereien kommen, um die Obstcultur zu verbessern. Bei den Klöstern waren überall Gärten, deren Spuren noch im fernen Norwegen zu erkennen sind.[4]) In der Viehzucht sollen die Mönche besonders sich der Pferdezucht angenommen haben. Auf ihren großen Gütern mußten sie natürlicher Weise einen bedeutenden Viehstand haben, und gewiß sorgten sie dafür, daß dieser vorzüglich war. Der Bau der Klöster wirkte auch im allgemeinen auf die Verbesserung der Baukunst im Lande. Sie gaben durch ihren Korn- und und Viehhandel besonders dem inländischen Handel ein regeres Leben, und manche Klöster waren der Sammelplatz von Käufern und Verkäufern; auch trieben sie mit den Hansestädten aus-

---

1) cap. V de medicinae arte, ut infantes hanc discere mittantur. Baluze, capit. I, 421.

2) St. Gallens altdeutsche Sprachschätze, ed. Hattemer I, 313.

3) Ueber den Ackerbau des Klosters Vidschild vom Jahre 1320 steht eine Notiz in der dänischen Bibliothek VI, 177.

4) Auf der Insel Tuteroë bei Drontheim, wo ehemals ein Cistercienserkloster stand, wachsen noch Pflanzen wild, welche nur in Gärten gezogen werden. Suhm, 127.

wärtigen Handel. Außer den Städten Nestred, Soroë und Präſtoë gaben Klöſter auch die Veranlaſſung zur Entſtehung von Mariboe in Laland, von Mariager und Nykiobing in Jütland, vom Flecken Lygum, welche alle zuvor entweder kleine Dörfer oder wie Soroë, ein einzelner Hof geweſen waren.[1])

Günther in der Einleitung zu ſeinem codex diplomaticus S. 42 ſagt: Von den entſchiedenen Verdienſten der Klöſter um die Landescultur ſind die bis in die neueſten Zeiten erhaltenen klöſterlichen Beſitzungen die redendſten Beweiſe, und hier mag unter vielen aus unſeren Urkunden nur eine Thatſache des Kloſters Springirsbach ſtehen, das ums Jahr 1145 von dem Erzbiſchof Arnold von Köln einen bei Sehl an der Moſel gelegenen ganzen öden Berg gegen ſchon angebaute Weinberge eintauſchte, um auch dieſen Berg urbar zu machen und ebenfalls zur Rebenpflanzung anzulegen.

Abt Bertous hatte 1269 zwölf Juchert Land mit vieler Mühe in Weinberge umgeſchaffen. Buchonia vetus p. 339. — Der Biſchofsberg bei Fulda wurde im 12. Jahrhundert vergebens zu Weingarten umgearbeitet. — Der Petersberg zu Erfurt, von den Benediktinern beſetzt, mußte ſeine 4000 Morgen Weinberg verlieren, als er 1616 in eine Citadelle verwandelt wurde (Correſpondenzblatt des Geſammtver. 1884 S. 66).

Man weiß, daß die Ciſtercienſer im Bauweſen eine beſondere Thätigkeit und Geſchicklichkeit entfalteten. Intereſſant iſt, was die deutſche Bauzeitung 1878 S. 127 über eine Waſſerleitung im Kloſter Altenberg im Bergiſchen ſagt: Noch einer originellen Anlage ſei hier gedacht, die dem Brande von 1813 gleichfalls hat zum Opfer fallen müſſen: es iſt die Waſſerleitung, welche die Weihbecken mit friſch von der Bergquelle kommendem Waſſer verſorgte und einen im ſüd-

---

1) Daugaard S. 103, 104.

lichen Theile des Querschiffs befindlichen, über 2 Meter im Durchmesser haltenden Springbrunnen speiste. Die Construktion dieser Weihbecken war ebenso einfach wie zweckmäßig erdacht: in jeder der 7 Chor-Capellen befand sich eine viereckige Nische, deren Sohlbank für das zu- und ablaufende Wasser zwei tellerartige Vertiefungen enthielt, welche miteinander durch eine kleine Rinne in Verbindung standen. Eine derartige Verwendung einer Wasserleitung zu Cultuszwecken und die Ausstattung der Kirche mit einem Springbrunnen, dessen Plätschern mit dem, nach gleichem Rhythmus sich bewegenden Murmeln der Betenden sich mischte, zeugen von der erfinderischen Phantasie der Urheber, die man zweifellos unter den Ordensbrüdern selbst zu suchen hat. Ueberhaupt sind die Technik, insbesondere die Architektur und außerdem noch die Forst- und Landwirthschaft diejenigen Zweige menschlicher Thätigkeit, in denen während des 600jährigen Bestehens der Altenburger-Abtei Hervorragendes geleistet wurde.[1]) Falk.

1) Die Annales archéologiques par Didron behandeln XX, 112 Canaux d'irrigation et de dessèchement; XX, 142, 185: fontaines publiques du XIII. siècle.

XIII.

Die Reformation und die bildende Kunst.

IV. Die Kunst und die Künstler der Reformationszeit.

(Schluß.)

Der treffliche Mathias Grünewald von Aschaffenburg († um 1530), der so viele katholische Kirchenbilder geschaffen, scheint auch der katholischen Sache ergeben geblieben zu seyn.[1])

Aus der Reihe der Nürnberger Künstler kommt vor allem das Verhältniß des großen Albrecht Dürer zur Reformation in Betracht. Daß der Meister ihren Aufgang freudig begrüßte und für Luther besonders bei Gelegenheit seiner Wartburgfahrt wie auch für dessen Schriften lebhafte Sympathien bezeugte, ist bekannt. Viel umstritten aber ist bis heute die Frage, ob Dürer der Glaubensneuerung bis zu seinem Tod — er starb 6. April 1528 — seine Zuneigung bewahrte. Mit Recht wird, glauben wir, aus einigen Aeußerungen Wilibald Pirkheimers, des ergebenen Gönners und Freundes unseres Meisters, katholischerseits geschlossen, daß wie Pirkheimer selbst so auch Dürer um so mehr von dem neuen Glauben sich zur alten Kirche zurückwandte, je weniger ihn der Anblick der schlimmen Früchte erfreute und befriedigte, welche die Reformation statt der erhofften Besserung hervor-

1) Repertorium für Kunstwissenschaft 1884. S. 265.

brachte.[1]) Daß diese katholische Auffassung „angesichts der Apostelbilder und angesichts der Ausführungen Thausings nachgerade unfaßlich" seyn soll,[2]) ist uns um so „unfaßlicher," als wir gerade das Hauptargument für unsere Ansicht, das Zeugniß Pirkheimers in einem Brief aus dem Jahre 1530, bei Thausing, der es doch kennen mußte, vergebens angeführt und berücksichtigt suchten.[3])

Indeß nicht Dürers persönliche Stellung zur Glaubensneuerung ist es, das uns hier zumeist interessirt, sondern das Verhältniß seiner Kunst zu derselben, näherhin die Frage, in welcher Weise diese von dem neuen Geiste berührt wurde.

Woltmann findet in Dürer selbst „schon vor dem entscheidenden Auftreten Luthers" den „protestantischen Geist" (S. 24); Frommel „verspürt einen Hauch jenes Geistes" in Dürers Werken (S. 30); das christliche Kunstblatt sieht in diesen den Beweis der „befruchtenden und vertiefenden Kraft des lauteren Evangeliums" für die Kunst. Andern ist der Nürnberger Meister kurzweg „der Maler der Reformation", ja sogar „der evangelischste aller Künstler" und dieß steht so fest, daß man sich daran gewöhnt hat, Dürers Namen als einfachen giltigen Beweis dafür anzuführen, wie grundfalsch es sei, die Reformation einer Kunstverderbniß anzuklagen, und wie sehr diese im Gegentheil die deutsche Kunst gefördert habe.

---

1) Näheres bei L. Kaufmann, Albrecht Dürer S. 83 ff., und Detzel in „Alte und neue Welt" 1883.

2) Theol. Literaturzeitung 1885. S. 305.

3) Die Stelle des Briefes lautet: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen, wie auch unser Albrecht seliger, denn wir hofften, die römische Buberei, deßgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden; aber so man zusieht, hat sich die Sache also verschlimmert, daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen." Wörtlich im Repertorium für Kunstwissenschaft 1877 S. 35 ff. Man bemerke, wie Pirkheimer, der enttäuscht von der Reformation zurück trat, die Ansicht Dürers mit der seinigen identificirt.

Dem gegenüber glauben wir, daß Dürer das Viele und Herrliche, das er geschaffen, auch hätte schaffen können ohne die Reformation, ja daß wir ihm noch mehr bedeutende Gemälde zu verdanken hätten ohne diese. Oder sollte, um mit letzterem Punkte zu beginnen, Dürers von der niederländischen Reise heimgebrachte Krankheit ein genügender Erklärungsgrund dafür seyn, daß die zahlreichen und herrlichen Altar- und Kirchenbilder seiner früheren Zeit jetzt nur noch ein paar Nachfolger fanden? Daß er denselben nicht aus reformatorischem Eifer abhold war, bezeugt nicht nur seine eifrige Vertheidigung der religiösen Kunst (siehe Bd. 97 S. 690), sondern auch eben das Vorhandenseyn dieser wenigen Gemälde, darunter sogar einer Madonna von 1526, sowie mehrerer religiöser Kleinwerke. Daß der Meister nicht arbeitsunfähig war, sagt uns seine fortdauernde angestrengte Thätigkeit; aber daß sich diese jetzt fast ganz andern Gebieten, nämlich dem Porträt und Holzschnitt zuwandte, das möchte nicht ohne die Schuld der Reformation geschehen seyn. Wenn nun auch die Porträtgemälde, z. B. das berühmte Holzschuherbild künstlerisch äußerst werthvoll sind, die Beschränkung der religiösen Kunst ist immerhin als eine kunstverderbliche Wirkung der Reformation zu betrachten; und diese hat, wie wir sehen, auch Dürer erfahren müssen. Daß dem so ist, kann man auch seinem Meisterwerk, den „Aposteln" entnehmen. Thausing hat gewiß recht, wenn er sagt, daß diese nicht anders denn als Altarflügel gedacht seyn können (II. 288). Der Meister schenkte sie seiner Vaterstadt zu „einer Gedächtniß"; aber die Eigenthümlichkeit des Geschenkes berechtigt den Gedanken, daß die Reformation das Werk seine eigenste, kirchliche Verwendung nicht mehr finden ließ. Somit liegt wohl das „Verdienst" der Reformation um die „Apostel" nicht darin, daß sie Dürer geschaffen, sondern, daß sie auf ihrer Kunsthöhe so einsam geblieben sind.

Betrachten wir nun Dürers Kunst selbst, ihre Entwicklung und Höhe: hat sie die Reformation gefördert, verklärt?

Daß der Meister, was er ist, rein aus sich selbst geworden, wer wollte das behaupten? Er ist der Schüler Wolgemuts und der Zögling der Renaissance; er steht auf den Schultern seiner Vorgänger und hat mit seiner großen Kraft redlich weiter gestrebt; er hat fremde Länder gesehen, von Italien gelernt und den reichen Schatz seiner Herzensinnigkeit und Sinnigkeit unermüdlich ausgebeutet: so ist seine Kunst, nach innen und außen von Anfang an auf eine hohe Stufe gestellt, immer höher gestiegen, bis zu jener Vollendung, welche das ungetheilte Lob verdient, das dem Meister gezollt wird. Aber was der Reformation hiebei für ein Verdienst zukomme, ist schwer einzusehen. Oder in wie fern soll es denn auf deren Rechnung fallen, wenn der Meister mit den Jahren immer mehr der Naturbetrachtung, „der ungekünstelten Erscheinung" sich zuwendet und „in der Einfachheit die schönste Zierde der Kunst" findet, während er in der Jugend mehr bunte „wunderliche Bilder liebte?"[1]) Dieses Selbstbekenntniß Dürers steht, soviel wir sehen, in keiner anderen Beziehung zur Reformation, als daß es von Melanchthon überliefert wird.[2]) Wenn Dürers religiöse Compositionen den Idealismus der früheren Kunst aufgeben und sich dafür mit „allen Reizen der Wirklichkeit" schmücken, wenn z. B. sein Marienleben sich begnügen soll, „die Würde der Frau, den Beruf der Mutter zu verherrlichen" (Woltmann S. 23), so ist dieser Fortschritt, der übrigens seine sehr bedenklichen Seiten und Folgen hat, nicht eine Frucht der religiösen Reformation, sondern der Geist der Renaissance und es heißt diese beide in unrichtiger Weise confundiren, wenn man die Naturtreue in Dürers Kunst und das allmählige Erlöschen der religiösen Innigkeit reformatorisch nennt. Wir wüßten nicht, was der neue Glaube unserem Meister positiv gegeben hätte außer ein paar Bildnisse z. B. das des Melanchthon;

1) Bethmann-Hollweg, Christenthum und bildende Kunst S. 25. A.
2) Vgl. Thausing a. a. O. II. 284.

und dafür hat sie ihm die Kirche verschlossen, wo er vorher so viele Altäre aufgestellt hatte.

Wir wollen nicht näher auf die verschiedenen reformatorischen Phantasien eingehen, welche sich an fast alle Werke Dürers schon angehängt haben: so wollen seine Bilder zur Apokalypse von 1498 „ohne Zweifel die Greuel und Scheuel sowie den verdienten Untergang Roms" schildern; der Christus seiner Passionsdarstellungen ist „der wahre Christus der Reformationszeit, nicht bloß ein Dulder, sondern auch ein Denker" (Woltmann S. 23); die Hieronymus-, Georg- und Christophbilder müssen vom protestantischen Geiste durchdrungen seyn; der „Reiter" wird zum „Reformationsritter", zu einem Franz von Sickingen, oder gar zur bildlichen Anticipation des Lutherliedes: „eine feste Burg ist unser Gott" (Woltmann 26); die „Melancholie" soll trotz ihrer „stets unenträthselt und zweifelhaft gebliebenen Bedeutung" (Thausing II, 227) „etwas von dem Gewissenskampf athmen, den das deutsche Volk damals durchzumachen sich anschickte," wo nicht schon „evangelisches Blut in den Adern" haben; Dürers fast zahllose Mariendarstellungen sind „evangelische Marien" (Rettberg S. 115); aus dem Allerheiligenbild von 1511 „spricht die Sehnsucht nach einem reinen Christenthum, welche alle tieferen Geister in Deutschland vor der Reformation bewegte;"[1]) endlich ist, um mit dem Besten zu schließen, an dem Dreifaltigkeitsbild das „charakteristisch, daß Christus der Gekreuzigte von Gott Vater umfangen wird; darin liegt (nämlich) eine Ahnung von dem Grundgedanken der Reformation, daß unser Heil allein auf dem Erlösertode Jesu Christi beruht" (Portig 122). Man muß von der ganzen Entwicklung der katholischen mittelalterlichen Kunst, auf welcher Dürer fußt und an deren End-

1) Leixner, die bildenden Künste S. 223. Dieß stimmt merkwürdig zu dem Urtheil Thausings, welchem das Bild ist „die letzte deutsche Verherrlichung des einen, ungetheilten, römisch-katholischen Kirchensystems vor der Reformation" (II. 30).

punkt er steht, absehen; man muß sich mit den so verpönten Gegenständen der Heiligenlegende und selbst mit den so redlich gehaßten Mariendarstellungen versöhnen; man muß den Katholiken den Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus als der einzigen Quelle unseres Heils, also das Christenthum absprechen, um bei Dürer dem Schriftwort: „alles ist euer" die beliebte Anwendung zu geben, d. h. um die Kunst des großen Meisters protestantisch zu machen. Da haben doch die alten Nürnberger richtiger gesehen, welche Dürers Gemälde als „papistische Bilder" betrachteten. Wäre der Meister selbst protestantisch geworden, seine Kunst hat der Reformation nichts zu danken. Mit Recht, wenigstens mit Beziehung auf die eigentlichen Gemälde Dürers, sagt das Kölner Kunstblatt (1862 S. 60), es bestehe nicht eine einzige Arbeit des Meisters aus dem Gebiete der religiösen Kunst, die nicht ganz und rein katholisch gefühlt wäre, weder vor noch nach 1521 und es sei unzweifelhaft, daß sämmtliche religiöse Kunstwerke Dürers in jedem katholischen Gotteshaus, aber viele auch spätere in keiner protestantischen Kirche Aufnahme finden würden. Wenn uns aber aus dem Gebiete der Kleinkunst manche Darstellungen nicht recht gefallen, so ist es nicht das religiös-reformatorische, sondern das Renaissance-Element, an dem sich unser Geschmack stößt. Schließen wir die Erörterung unserer Frage mit dem Urtheil Waagens, welcher von Dürer schreibt: „Wenn seine bekannte Hinneigung zu den kirchlichen Neuerungen Luthers gewiß aus dem reinsten Verlangen nach besserer Erkenntniß entsprang, so ist der Einfluß, den man daraus auf den Charakter seiner Kunstwerke hat ableiten wollen, doch nur ein sehr bedingter. In allen seinen Werken bis zum Jahr 1517 kann natürlich gar nicht von einem solchen die Rede seyn. Die Mehrzahl seiner Hauptwerke fällt jedoch früher. Aber auch in den Werken seiner späteren Jahre ist in Rücksicht der religiösen Auffassung keine wesentliche Veränderung wahrzunehmen . . . Die einzigen Bilder, in welchen sich ein solcher Einfluß wahrnehmen läßt,

sind die vier Apostel vom Jahre 1526. Auch in diesen erhellt indeß ein solcher mehr aus den . . . Unterschriften, als aus der Art der Auffassung."[1])

Unter den Schülern und Nachfolgern Dürers sind für unsere Frage besonders wichtig die Brüder Sebald und Barthel Beham. Eine Vergleichung beider zeigt den durchaus verschiedenen Einfluß, welchen Katholicismus und Protestantismus auf die Kunst jener Zeit ausübten. Als Vertheidiger eines politischen und religiösen Radikalismus wurden die Brüder mit ihrem Gesinnungs- und Kunstgenossen Georg Penz als „gottlose Maler" im Jahre 1524 aus Nürnberg verwiesen. Sebald kehrte bald in die Stadt zurück, ließ sich aber später in Frankfurt nieder und starb daselbst 1550, wie Rosenberg sagt, als Mitglied der evangelischen Gemeinde.[2]) Seine Kunst läßt dieß ebenso leicht glauben, als sie seine „freie und ungebundene Natur" wie im Bilde zeigt. Eigentlich religiöse Gemälde von seiner Hand kennen wir nicht. Die einzigen Malereien, die er hinterlassen, nämlich eine Tischplatte mit vier Scenen aus dem Leben Davids (Louvre) und ein Gebetbuch mit mehreren Miniaturen, welche in hergebrachter Weise katholische Sakramentsspendungen darstellen, entstanden auf Bestellung des Cardinals Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs von Mainz; und wenn uns „diese geringen Ueberreste eine hohe Meinung von seinen malerischen Fähigkeiten zu bilden erlauben" (Rosenberg 54), so dürfen wir auch im Interesse der Kunst bedauern, daß seine Zeit und Umgebung ihm keine größeren religiösen Aufgaben gestellt hat, und die Schuld daran der Reformation zumessen. Durch sie ward seine Kunst wesentlich auf den Kupferstich und Holzschnitt beschränkt, und mögen auch seine Stiche „den Stempel klassischer Vollendung an sich tragen und daneben einen hohen Werth haben für den Culturhistoriker", der

1) Geschichte der Malerei I. S. 198 f. Anm. 3.
2) Rosenberg, Sebald und Barthel Beham S. 48.

Meister ist doch nicht zu beneiden und seine Kunst darob nicht glücklich zu schätzen, daß sie sich an „die Bürger aus der Stadt und die Bauern von den Dörfern halten mußte, welche sich täglich in seiner Weinstube um ihn schaarten." Auch die Kunstgeschichte würde den „Volks- und Bauernmaler von Beruf," als welchen sie Sebald bezeichnet, leicht vermissen, wenn ihm Gelegenheit geboten worden wäre, an Werken höheren Stils seine Kunst zu erproben und zu veredeln. Letzteres hätte sie bedurft; viele Bilder Sebald's führen bittere Klage gegen den Meister, sein Geschick, seine Zeit, seine Umgebung. Nicht selten befaßt und befleckt sich seine Kunst mit Darstellungen nicht bloß derben, sondern auch „gemeinen und unsittlichen Inhalts."[1]) Sebald's Stift hat wahre Schandblätter geliefert und Zeugen einer geradezu grausigen Verirrung der Reformationskunst sind jene Blätter, in welchen der Ernst der mittelalterlichen Todesbilder zur Frivolität mißbraucht wird, natürlich bloß in der guten Absicht einer „Warnung vor unmäßigem sinnlichem Lebensgenuß" (Rosenberg 66). Für seine Person, wie für sein Publikum bezeugt Sebald's Kunst, wie sehr „mit der veränderten religiösen Anschauung auch das religiöse Gefühl, welches für das Mittelalter charakteristisch ist, geschwunden" (das. S. 67). Das ist Sebald Beham und seine Kunst unter dem Einfluß der Reformation.

Ein anderes Bild entwirft die Kunstgeschichte von seinem jüngeren Bruder Barthel. Wir wissen nicht, ob der Trutzkopf, der bei seinem Verhör im Jahre 1524 von der Taufe und von der hl. Schrift „nichts halten" wollte, aufrichtig von seinem Radikalismus den Weg zur alten katholischen Wahrheit zurückfand, oder ob er seine politischen und religiösen Ansichten bloß den Forderungen des Lebens zulieb zurückhielt, vom Jahre 1527 finden wir ihn im Dienst und am Hofe der streng katholischen Herzöge von Bayern in München, wo seine Kunst reiche und würdige Beschäftigung

1) Waagen, I. S. 242.

fand. Diesem katholischen Dienstverhältnisse hat es Barthel und die Kunstgeschichte zu verdanken, daß seine vielen und herrlichen Werke unsern Meister „nächst Dürer als einen der bedeutendsten Maler seiner Zeit erweisen.[1]) Nebst einer Reihe von Bildnissen bayrischer Fürsten (in Schleißheim) malte er im Dienste des Herzogs Wilhelm die Auffindung des hl. Kreuzes durch die Kaiserin Helena, ein figurenreiches, mit prächtigem architektonischem Hintergrund ausgestattetes Oelgemälde in München, das allein viel mehr werth ist, als die Kupferstiche und Holzschnitte seines Bruders, des Reformationsmalers Sebald. Einen großen Reichthum religiöser Gemälde sodann schuf Barthel für den Grafen Gottfried Werner von Zimmern, dem er wohl durch dessen Beziehungen zum bayrischen und pfälzischen Fürstenhaus bekannt geworden war. In der Heimat des Zimmern'schen Geschlechts, in der Gegend nördlich vom Bodensee, fand die Reformation niemals, nicht einmal vorübergehend Eingang. „Die Kirche besteht hier unerschüttert in all ihren Einrichtungen und scheint gerade auf dem Gebiete der Kunst ihren vollen alten Glanz aufbieten zu wollen.“[2]) In diesem stillen, von den religiösen Stürmen verschonten Gebiete fand Barthel Beham in einer Zeit, „wo die Reformation überall die Bilder aus den Kirchen entfernt hatte und selbst in katholischen Gegenden die fromme Stifterlust beschränkt war, weil die hin- und herfluthenden Religionsbewegungen alles Bestehende in Frage stellten, die günstige Gelegenheit, welche sich um diese Zeit kaum einem zweiten Maler Deutschlands bot, in umfangreichen Werken seine Kunst auch auf religiösem Gebiete zu zeigen. Er schöpfte noch aus dem unversiegbaren Quell der christlichen Legende, während seinen Zeitgenossen das Feld der religiösen Kunst meist verschlossen blieb“ (Rosenberg S. 25). Die so ent-

---

1) Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie. II. S. 719.

2) Woltmann, Katalog der Sammlungen von Donaueschingen S. 20.

standenen Bilder Barthel Behams sind echte Werke katholischer Kunst, wenn auch nicht von der ergreifenden Innerlichkeit Dürers, so doch von erhabener Würde oder lieblicher Milde der dargestellten hl. Gestalten. Es sind Flügelaltäre, wie sie in der katholischen Kirche längst hergebracht waren, mit den traditionellen hl. Darstellungen der drei Könige, der Mutter Maria mit dem Kinde, der hl. Anna „selbdritt", der Heiligen Martinus, Johannes, Andreas, Christof, Erasmus, Sebastian, Magdalena u. s. w., wir sehen also den ganzen „Wust" mittelalterlicher katholischer Kunst, wie er noch heute die fürstlichen Sammlungen von Donaueschingen herrlich schmückt und auch in anderen Galerien hoch gehalten wird. Barthel hat auch für den Kupferstich gearbeitet und zählt zu den besten „Kleinmeistern"; aber seine Bedeutung liegt in seinen religiösen Gemälden. Wäre seine Kunst nicht von katholischen Stiftern für den Dienst der Kirche und der Religion in Anspruch genommen worden, so hätte er wohl, wie seine Genossen, seinen Ruhm oder doch sein Brod mit Darstellungen alltäglichen, leichtfertigen und sinnlichen Inhalts suchen müssen. Was Barthel im Unterschied von seinem Bruder geworden und was er geschaffen, das ist er geworden trotz der Reformation durch die alte katholische Kunstliebe und Kunstkraft. Er läßt ahnen, was aus der deutschen Kunst geworden ohne die Reformation; er zeigt auch, daß das, was an der Kunst jener Zeit Gutes ist, nicht aus dem neuen Glauben zu fließen brauchte und nicht aus ihm geflossen ist.

Daß Lukas Kranachs „protestantische Kirchenbilder" kein reformatorisches Kunstverdienst bedeuten, wurde schon dargethan. „Bei der Versinnlichung dieser zusammengequälten Dogmen von Gesetz und Gnade", schreibt Rosenberg über sie (a. a. O. S. 25), „kommt die eigentliche Kunst nicht zum Wort, so lehrreich diese Bilder auch seyn mögen." Diese unkünstlerische Lehrtendenz und dazu die Reformatorenporträte, das ist das einzige Positive, was der neue Glaube diesen gerühmten Malereien gegeben hat. Daß der frühere

Meister so vieler katholischer Madonnenbilder statt derselben später Lukretien und Judithen malen mußte, und auf dem Gebiete der Kleinkunst zum gemeinen Pamphletisten wurde, das ist das Werk der Reformation, das man wohl als ein negatives Kunstverdienst bezeichnen muß.[1])

Der westfälische Meister Heinrich Aldegrever war ein Anhänger der Reformation. Er hat nebst den Kupferbildnissen Luthers und Melanchthons, aber auch des Johannes von Leyden und des Knipperdolling besonders alttestamentliche, allegorische und mythologische Darstellungen geschaffen, welche zum Theil an Sinnlichkeit und Lüsternheit überfließen. Er ist ein echter Reformationskünstler, der auch den Katholicismus mit seinem Stifte verhöhnte.

In wie weit der Straßburger Meister Hans Baldung, genannt Grien, der Reformation gefolgt sei, ist uns nicht bekannt. In ihrem Aufgang hat er ihr wohl zugeneigt, wie ein Lutherbild von 1521 andeutet. Im selben Jahre malte er aber auch einen Tod Mariens, im folgenden einen heiligen Stephanus und noch viel später mehrere Madonnen, überhaupt zeigt Baldung trotz des freien und auch leichten Geistes der Renaissance, dem er sich zuweilen mehr hingibt als er sollte, auch in späterer Zeit eine Vorliebe für die hergebrachten Gegenstände der katholischen Heiligenlegende und besonders auch des Mariendienstes.[2]) Da er zudem als „bischöflicher Hofmaler" starb, so wird anzunehmen seyn, daß seine Hinneigung zum Protestantismus eine vorübergehende gewesen sei.

In Basel traf die Reformation den Maler Hans Herbster in voller Arbeit für den Dienst der katholischen Kirche und Religion. Um so empfindlicher wurde er durch sie betroffen, da sie ihm gerade das bisherige Feld seiner Thätigkeit verschloß. Nach einem urkundlichen Belege aus dem

---

1) Vergl. Stamminger in der Liter. Rundschau 1884 S. 83 ff.

2) Jul. Meyers Künstler-Lexikon II, 630 ff.

Jahre 1531 war der Meister bis dahin der Neuerung fern geblieben. Am 18. Juni nämlich wurde er zur Verantwortung wegen seines Nichterscheinens beim protestantischen Abendmahle vor den Rath beschieden und erklärte in dem Verhöre nach dem Protokoll, „er wel sich mit des Herrn nachtmal wie wir's halten nit verglichen". Um so mehr muß es auffallen, wenn sein Enkel Theodor Zwingler später berichtet, Herbster habe das Malen vollständig aufgegeben, um nicht mehr der Abgötterei dienen zu müssen.[1]) Möchte nicht Zwingler das Nichtmehrmalen seines Großvaters von seinem eigenen Standpunkte aus so gedeutet haben? Keinesfalls hat die Reformation die Kunst unseres Meisters anders als schädigend beeinflußt.

Der berühmte Baseler Meister Hans Holbein wird hinweg unter die Reformationskünstler gestellt. Wir wollen nicht sagen, daß er Katholik geblieben oder wieder geworden sei, obgleich er in England im Hause des Thomas Morus wohnte, aber Woltmann hat jedenfalls Recht, wenn er sagt, daß an Holbein „die negative Seite des Protestantismus" hervortrete. Er hat in einigen bereits genannten Blättern gegen den Katholicismus, wenn auch in verhältnißmäßig zahmer Weise, polemisirt und dieß vielleicht mehr der damaligen Gepflogenheit oder auch des Geschäftes halber als aus reformatorischem Eifer. Dieser nämlich kann wenigstens praktisch nicht sehr groß gewesen seyn. Am 18. Juni 1531 wurde mit seinem Kunstgenossen Herbster auch Holbein vor den Rath wegen Umgehung des Abendmahls zur Rechenschaft gezogen, wobei er erklärte: „man muß im den Disch baß auslegen, ob er gang".[2]) Es brauchen keine katholischen Anwandlungen, es braucht bloß religiöse Gleichgültigkeit zu seyn, was dieser Vorfall verkündet, um den reformatorischen Ruhm Holbeins etwas herabzustimmen. Noch weniger aber als der Person kann sich die Reformation

1) Vgl. Repertorium für Kunstwissenschaft 1879 S. 157.

2) Repertorium a. a. O.

eines Verdienstes um die Kunst Holbeins rühmen. Was des Meisters Ruhm begründete und den Glanz seines Namens in der Kunstgeschichte festhält, sind vorzüglich jene Werke, welche er in katholischem Geiste und für katholisch-kirchliche Zwecke geschaffen hat: seine Passions-, Heiligen- und besonders Madonnenbilder, voran die weltberühmte Madonna des Bürgermeisters Meyer (1526), des Vorkämpfers des Katholicismus in Basel. Aber nicht nur nach Seiten des Bestellers ist dieses Bild mit Vorzug katholisch zu nennen, es ist auch so katholisch gedacht und so liebevoll behandelt, daß man schwer begreift, wie der Künstler nur seine Hand und nicht auch sein Herz bei der Arbeit gehabt haben soll.

Nächst seinen religiösen Gemälden sind Holbeins Bildnisse berühmt. Daß er aber seine Größe in diesem Fache nicht der Reformation verdankt, verkünden die herrlichen Porträte von ihm, welche derselben vorangingen. Wohl hat die Reformation in dieser Beziehung einen Einfluß auf den Künstler ausgeübt, aber er liegt einzig darin, daß sie seine Kunst nach Verschluß des kirchlich-religiösen Gebietes auf das Bildnißmalen beschränkte. Sie mag ihn zum fruchtbarsten und damit auch zum größten Porträtisten gemacht haben, aber sie hat ihn verhindert, der größte religiöse Künstler zu werden.

Endlich hat die Reformation um Holbein das traurige Verdienst, jene „schlechten Zeiten“ und die „Noth“ geschaffen zu haben, welche den großen Künstler aus der Heimat nach England trieb. Schon sehr frühe drang die Glaubensneuerung in Basel ein und ihr Gefolge waren Religionsdisputationen, Parteikämpfe und Bildersturm. Mit der Kirchenmalerei war es jetzt gar bald vorüber und auch für die Inanspruchnahme der Kunst zu Profan- und Privatzwecken fehlte es an Interesse, Zeit und Geld.[1]) Die Noth der Maler in dem noch kurz vorher so kunstfreudigen Basel muß

1) Vgl. Becker, Kunst u. Künstler des 16. Jahrh. S. 375 u. 382.

groß gewesen seyn; das beweist eine Eingabe der Zunftgenossen an den Magistrat im Januar 1526, in welcher sie denselben um seine Fürsorge und besonders um den Schutz ihres Verdienstes gegen fremde Eingriffe bitten. „Es gehe jetzt", klagen sie, „ohnehin schwächlich mit dem Malerhandwerk; etliche Maler seien schon davon abgestanden und wenn es nicht besser werde, müßten wohl noch mehr davon lassen." Nun werde ihnen auch noch durch andere Gewerbe ihr Brod entzogen, z. B. durch Unzünftige „falsche Bärte und Fastnachtsmasken" feilgeboten, was doch den Malern allein zustehe. Der Magistrat möge ihr Recht schützen und „gnädiglich dafür sorgen — da sie eben auch Frau und Kinder hätten — daß ihnen möglich sei, in Basel zu bleiben." [1]) So weit war es in Kurzem mit der Kunst gekommen. Auch Holbein hatte diese schwere Noth der Zeit bitter zu empfinden. Die von ihm begonnene Ausmalung des Rathhauses wurde 1522 eingestellt und wie schwer es dem großen Künstler werden mußte, den Unterhalt für sich und die Seinen zu gewinnen, geht hervor aus einer armseligen Einnahme aus dem Jahre 1526 für das Malen „etlicher Schilder am Städtchen Waldenburg". (Woltmann 316.) So genügsam war die Kunst Holbeins geworden. Schließlich zwang ihn die Verdienstlosigkeit, in der Fremde sein Auskommen zu suchen. Er wandte sich nach England, um dort, wie Erasmus schreibt, Geld zu verdienen, da in der Heimat alle Kunst darniederliege (Woltmann 317). Als Holbein nach einigen Jahren nach Basel zurückkehrte, fand seine Kunst noch keinen günstigeren Boden. 1529 hatte dort der Bildersturm gehaust, dem selbst viele seiner eigenen Werke zum Opfer gefallen waren. Welchen Eindruck dieß wohl auf Holbein machte? Woltmann meint, daß er „jetzt die deutschen Psalmen mit ganzem Herzen mitsingen mochte, die nun in den Gotteshäusern und auf den Straßen ertönten", daß er

1) Woltmann, Hans Holbein S. 316.

auch „das Abendmahl im Sinne Oekolampads nehmen“ mochte (S. 355 f.); aber dieser Glaube hat wenigstens im letztern Punkte bereits, wie wir sahen, eine Widerlegung gefunden. Die Stadt bemühte sich, dem heimgekehrten Künstler Arbeit und Lohn zu bieten; 1530 bezahlt sie ihm 75 Pfd. für seine Arbeiten im Rathhaussaal. Bald aber war es mit dem Verdienste wieder zu Ende. Im folgenden Jahre malte Holbein im Auftrage des Rathes „beide Uhren am Rheinthor“, den bekannten „Lallenkönig“, eine „sehr geringe Arbeit, deren Uebernahme durch Holbein uns nur erklärlich erscheint, wenn wir die damaligen Verhältnisse ins Auge fassen“[1]). Was Wunder, wenn der Meister, für den die Heimat keine würdigere Beschäftigung hatte, sich bald wieder England zuwandte? Die Stadt bemühte sich zwar, ihn unter Angebot eines Jahresgehaltes, damit er „desto besser zu Hause bleiben und Weib und Kind nähren möge“, zur Rückkehr zu bewegen; aber Holbein folgte dem Rufe nicht[2]), und er hatte dazu seine guten Gründe: seine Kunst hatte Dank der Reformation das Glück der Heimat zu bitter erfahren müssen.

Das sind die deutschen Künstler der Reformationszeit Wir glauben, sie liefern den deutlichsten Beweis, daß die Glaubensneuerung unserer Kunst nicht genützt, aber sehr geschadet hat.

Unsere Arbeit ist für dießmal zu Ende. Das Thema war wohl wichtig genug, um eine einläßliche Behandlung zu verdienen. Eine Polemik wollten wir nicht schreiben; wir Katholiken lieben diese nicht und brauchen sie nicht. Eine Apologie aber war Angesichts dessen, was uns in der Frage über das Verhältniß der Reformation zur bildenden Kunst zumal in den letzten Jahren geboten wurde, gewiß am Platze.

A. G.

1) Zahn's Jahrbücher III. S. 121.
2) Woltmann S. 363.

XIV.

Die letzten Tage König Friedrich II. von Preußen.

(Ein Zeitbild).

Es war im Jahre 1786, als es mit Friedrich II., den seine Verehrer den „Großen" nannten, ersichtlich dem Ende zuging. Da keiner von den Berliner Aerzten es mehr in der Nähe des Königs auszuhalten vermochte, so schrieb dieser unterm 6. Juni 1786 eigenhändig an den hannoverschen Arzt und Hofrath Ritter von Zimmermann und forderte ihn auf, für 14 Tage zu ihm nach Sanssouci zu kommen. „Seit 8 Monaten", heißt es in dem Briefe, „werde ich stark von Asthma geplagt. Die hiesigen Aerzte geben mir alle Sorten von Droguen, aber statt mir Erleichterung zu verschaffen, verschlimmern sie das Uebel. Da der Ruf Ihrer Geschicklichkeit über den ganzen Norden ausgebreitet ist, so würde ich sehr erfreut seyn, wenn Sie auf 14 Tage zu mir kommen wollten, damit ich Sie über den Stand meiner Gesundheit consultiren könnte." Der berühmte Arzt „erschrack", als er diesen Brief erhielt. Er wußte, daß der König die ganze ärztliche Kunst für Quacksalberei hielt. Doch beruhigte er sich durch den Gedanken, daß die Vorsehung ihm diesen Ruf sende und daß man unter ihrer Leitung auch „auf dem gefährlichsten Wege" sicher gehe. Zwar müsse an dem Könige Hopfen und Malz verloren seyn, meinte er, da so äußerst geschickte

Aerzte ihn nicht zu heilen vermöchten. Aber es sei doch sehr interessant, „einem so außerordentlich großen Manne in die Augen zu sehen“ und in „den letzten Stunden seines Lebens um ihn zu seyn.“ Deßhalb beschloß er, „jede Gefahr, die ihn in Sanssouci umgeben werde,“ kühn zu verachten. „Hat auch der König den unbezwingbarsten Unglauben an alle Aerzte, so habe ich doch einen großen Glauben an den König.“ So tröstete sich Dr. Zimmermann über den „schrecklichen Ruf,“ und machte sich auf die Reise nach Potsdam, wo er am 23. Juni spät Abends anlangte.

Dr. Zimmermann war ein Schweizer, gebürtig aus Aarau. Er war also ein Republikaner, der schon als solcher von knechtischer Unterwürfigkeit hätte frei seyn sollen. Dazu war er ein berühmter Arzt, ein Mann der Wissenschaft, der sich auch als Schriftsteller, besonders durch sein Buch über „die Einsamkeit“, einen Namen in der gebildeten Welt erworben hatte. Man sollte denken, ein solcher Mann würde mit etwas Selbstbewußtseyn auch vor einen König getreten seyn, namentlich vor einen kranken König, der bei ihm Hülfe gegen seine unheilbaren Leiden suchte. Aber wie wenig hatte dieser Republikaner von jenem „Männerstolz vor Königsthronen“, den der Dichter preist, und wie wenig war der Schriftsteller und Mann der Wissenschaft sich dessen bewußt, daß „Dichter und Denker neben den Königen auf der Menschheit Höhen stehen!“ Es ist ein widerlicher Anblick, den uns die Haltung des schweizerischen Arztes bietet. Für ihn war der Philosoph von Sanssouci ein überirdisches Wesen, er kannte nichts Höheres in der Welt, als den „so außerordentlich großen Mann,“ von dem der frivole französische Dichter gesagt hatte: „es gibt nur einen Friedrich, wie einen Gott.“ Er verband mit dem Cultus des Genius einen Servilismus und Byzantinismus, der demjenigen unserer Tage nicht nachsteht. Daher der Schreck, den ihm des „großen Königs“ Brief einjagte, und die Angst, die sich mit dem Verlangen verband, dem „großen Manne in's Auge zu blicken.“ Wir werden sehen,

wie der republikanische Arzt vor dem kranken Könige kroch und durch Schmeichelei und Liebedienerei die Gefahr zu vermeiden suchte, den andern weggejagten Aerzten nachgeschickt zu werden.

Gleich am Morgen des 24. Juni wurde Dr. Zimmermann auf 7½ Uhr zum Könige befohlen. Er leitet in seinem Tagebuche den Bericht über seine erste Begegnung mit Friedrich durch folgende Worte ein: „Dieß war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes beim König. Es war einer der allerschreckhaftigsten und schaurigsten Tage meines Lebens." Voll Angst fuhr er den Hügel von Potsdam nach Sanssouci hinauf und wartete hier im Zimmer der Kabinetsräthe, bis der Kammerhusar des Königs ihn rufen würde. Da unterläßt der eitle Mann nicht, zu erwähnen, daß der Herr, der ihn dorthin führte, ein Gedicht der bekannten Dichterin Karschin in der Tasche hatte, in welchem diese die Ankunft des berühmten Arztes in Potsdam im voraus besungen hatte. Von demselben Herrn erfuhr Dr. Zimmermann inzwischen, daß der König sich sehr schlecht befinde und keinen andern Arzt habe, als seinen Kammerhusaren. Zwischendurch sei der König sein eigener Arzt. Denn von seinen Leibärzten wollte er sich nichts mehr sagen lassen. Mit Schrecken hörte Dr. Zimmermann, der König habe die allerausgesuchtesten und angemessensten Arzneien nie öfter als zweimal, meist nur einmal gebraucht. Er sei gegen alle Arzneimittel äußerst eingenommen, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers aus Rhabarber und Glaubersalz und einiger anderer Kleinigkeiten, denen er allein vertraue. Was aber noch schlimmer war, das waren die Mittheilungen über des Königs Unmäßigkeit im Essen, die über alle Begriffe gehe. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze und womit er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seien ihm die liebsten. Nichts esse er z. B. lieber, als preußische Erbsen, die härteste Art von Erbsen in der Welt. Oft befalle ihn daher bei Tafel Uebel-

keit und Erbrechen, und ein paarmal in jeder Woche bekomme er gleich nach dem Essen eine heftige Kolik. Kein Mensch dürfe ihm hierüber Vorstellungen machen. So oft der König durch seine Aerzte beredet worden, irgend ein Arzneimittel zu versuchen, habe er darum seiner Unmäßigkeit im Essen keine Schranken gesetzt. Er habe zuweilen das Mittel gelobt, nachdem er die erste Dose davon eingenommen; aber bei der ersten Uebelkeit, bei dem ersten Erbrechen, bei der ersten Kolik habe er gesagt: „dieß ist die schändliche Folge der Arznei, die man mir gibt!" Erschrecklich habe er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen und sie auf der Stelle nach Hause gejagt. Dann habe der König, sobald er sich die Aerzte vom Leibe geschafft, wieder gegessen und gelitten und nichts als seine kleinen Mittelchen gebraucht. So sei die Krankheit zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen, und so werde es ferner gehen bis zum Tode.

So wurde dem Dr. Zimmermann aus bester Quelle am ersten Tage seines Aufenthaltes in Sansouci erzählt, und dieß alles trug, wie er hinzufügt, so völlig den Stempel der Wahrheit, daß man nicht daran zweifeln konnte. Auch sollte er die Wahrheit dieser Angaben an demselben Tage und in der Folge noch selbst sehen und erfahren. Doch wollen wir uns diese Mittheilungen über die „Unmäßigkeit" des Königs noch von anderer Seite vervollständigen lassen, und während Dr. Zimmermann in höchster Angst und Niedergeschlagenheit auf den Ruf des hohen Patienten wartet, sollen uns die „Memoiren des Magens" von Julius Walter über die Tafel Friedrichs II. von Preußen erzählen.

„Friedrich hält auf guten Tisch. Er meint, daß man während der Tafel nicht altert, und hält die Gäste oft stundenlang fest. Die Küchenbatterie des Königs ist sehr stattlich. Da sind 12 Köche: Franzosen, Italiener, Russen, Engländer, Holländer und Deutsche, und jeder vertritt seine nationale Küche und hat seine Specialität. Friedrich ißt mit Vorliebe scharf gewürzte Speisen; in alle Suppen müssen besonders viel Safran, Muskatnuß und

gestoßener Ingwer gethan werden; die Saucen sind so gepfeffert, daß sie den Gästen oft die Zunge aufbeißen. Seine Lieblingsplatte ist das boeuf à la Russienne, ein Stück Rindfleisch mit viel Zwiebeln in Branntwein gedämpft. Dann liebt er besonders eine Polenta, zu gleichen Theilen mit feingeriebenem Knoblauch, Parmesankäse und Pfeffer zubereitet; ferner eine Aalpastete, die so hitzig und würzhaft gemacht werden mußte, daß sie sonst niemand anzurühren wagte. Dieses Menu absolvirte Friedrich noch wenige Tage vor seinem Tode, und am Vorabende desselben ißt er noch eine halbe Seespinne. Infolge dieser so scharf gewürzten Kost wird der König fortwährend von brennender Hitze geplagt. Aber im Trinken ist er dennoch mäßig. Friedrich trinkt nur wenig Burgunder, stark mit Wasser gemischt, aber er ißt, um den Durst zu löschen, fortwährend Obst, das auf allen Kaminconsolen und Tischen stand und auch seine Taschen füllte. Am liebsten ißt er Kirschen, die er oft im Winter das Stück mit zwei Thaler bezahlen muß. Er ist kein Freund von Wild, dagegen liebt er vornehmlich die Hühner. Er läßt daher Poulardhäuser nach französischem Muster bauen, berühmte Hühnermäster aus Paris berufen, die besten Hühner aus der Normandie und Picardie holen; aber die Zucht will nicht gelingen. Man glaubte, es liege am Wasser. Der Tourist Baron Pöllnitz, den Friedrich wegen seines heiteren Geistes gern bei Tische sah, sonst aber nicht sehr säuberlich behandelte, muß ihm einen mit Wallnüssen gemästeten Truthahn besorgen. Der Entwurf des Menus für jeden Tag mußte ihm alle Morgen, oft schon den Abend vorher vorgelegt werden. Er wurde dann vom König mit Maitre Noël, dem obersten Küchenchef berathen und meist eigenhändig corrigirt. Nach seiner letzten Krankheit, noch neun Tage vor seinem Tode corrigirte Friedrich, wie gewöhnlich, sorgfältig das Menu. Eine große Anzahl dieser Speisekarten sind der Nachwelt aufbewahrt worden. Vor jedem Gericht steht der Name des Kochs, bei einzelnen Speisen findet sich von Friedrichs Hand ein F. als Zeichen, daß ihm diese Platte geschmeckt hatte. Der letzte Speisezettel, welcher durch Friedrichs Hand ging, ist vom 5. August 1786."

Es war 14 Tage vorher, als Dr. Zimmermann voll

Spannung im Wartezimmer zu Sanssouci der Befehle des Königs harrte. „Sehen Sie," sagte sein Begleiter, „da kommt Herr Schöning — so hieß der Kammerhusar — und führet Sie jetzt gleich zum König." An Herrn Schönings Seite geht Dr. Zimmermann in's Zimmer des Königs. Hören wir zunächst, wie er dessen Aeußeres beschreibt.

„Auf einem großen Lehnstuhl mit dem Rücken gegen die Wand, wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, großen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer ebenso alten weißen Feder auf dem Kopfe. Er war gekleidet in ein Cassakin aus hellblauem Atlas, vorn herunter ganz von spanischem Tabak (Schnupftabak) gelb und braun gefärbt. Uebrigens war er in Stiefeln. Er lehnte ein schrecklich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hing." Der König nahm seinen Hut ab, und nachdem er dem Ankömmling „mit einer entzückend angenehmen Stimme" gedankt, daß er so rasch seinem Rufe gefolgt sei, entspann sich folgendes Gespräch, natürlich alles in französischer Sprache.

„König: Sie sehen mich sehr krank. Arzt: Den Blick Euer Majestät finde ich seit 15 Jahren, da ich die Ehre hatte, Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Euer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft. König: O ich habe sehr gealtert und bin sehr krank. Arzt: Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Euer Majestät alt und krank sind. König: Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg. Arzt: Euer Majestät stehen des Morgens um 4 Uhr auf und verdoppeln dadurch ihr Leben. König: Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bett. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht. Arzt: Euer Majestät schrieben mir, das Athemholen werde Ihnen seit acht Monaten sehr beschwerlich. König: Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind. Arzt: Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe?"

Nun ward Herr Schöning gerufen, damit er dem König die Stiefel ausziehe. Dr. Zimmermann kniete nieder, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs und — schwieg. „König: Ich habe keine Wassersucht. Arzt: Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihren Leib befühle? König: Mein Leib ist jetzt dick, weil ich aufgebläht bin. Aber da ist kein Wasser. Arzt: Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Euer Majestät untersuchen? Der Puls ist nicht schwach (der Puls war fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und er hustete unablässig). König: Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr? Arzt: Erleichtern, Sire! König: Was rathen Sie mir? Arzt: Vorerst nichts. Ich werde erst alles lesen, was die Aerzte Euer Majestät über Ihre Krankheit geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen. König: Recht so. Schöning ist von allem unterrichtet."

Nachdem der König sich noch einmal, indem er wieder den Hut abnahm, für das Kommen des Arztes bedankt hatte, kehrte dieser mit dem Leibhusaren Herrn Schöning nach dem Zimmer der Kabinetsräthe zurück und ließ sich hier alle Papiere vorlegen, welche den Zustand des Königs betrafen. Sie bestanden in einer ausführlichen Correspondenz zwischen dem Geheimrath Dr. Selle und dem Leibarzt Dr. Cothenius und in einer großen Menge von Briefen des Professor Selle an Herrn Schöning. Aus Allem ersah Dr. Zimmermann, daß Professor Selle den Zustand des Königs von Anfang an auf eine ganz unverbesserliche Weise beobachtet, beurtheilt und behandelt habe. Es war nicht im mindesten daran zu zweifeln, daß beim König die Wassersucht nicht nur im vollen Anzuge, sondern längst vorhanden sei. Sehr verdächtig war auch der Zustand seiner Brust, besonders wegen des heftigen Hustens und des fieberhaften Zustandes, der ein Geschwür befürchten ließ. Das Gesicht war nicht nur sehr

blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Blässe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte, sondern auch der festen Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der schlimmsten Bedeutung ist. Auch der Leib war sehr entfärbt, mager und dürr. Der Leib war stark geschwollen, die Beine aber waren bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen, als es nur irgend denkbar ist. Dr. Zimmermann überzeugte sich bald, daß hier keine ärztliche Kunst zu helfen vermöge. Doch hielt er es für gerathen, seine Meinung auch vor dem Kammerhusaren Schöning sorgfältig zu verbergen.

Um 3 Uhr sollte Dr. Zimmermann wieder zum König kommen. Aber schon um halb ein Uhr, als er sich eben zu Tisch gesetzt hatte, kam ein Jäger mit der Nachricht, Seine Majestät wünsche ihn zu sehen, sobald er gegessen habe. An Essen war nun für den diensteifrigen Doktor kein Gedanke mehr. „Ich aß nichts und flog nach Sanssouci." Bei seiner Ankunft erfuhr er von Schöning, daß der König von Morgen bis Mittag heftig gehustet und in Einem fort sehr viel Blut ausgeworfen habe. Fürchterlich war der Anblick, als er vor den König kam. Dieser hustete entsetzlich und jedesmal ging ihm viel Blut aus dem Munde. Das Athemholen war ein mühsames und schreckhaftes Ringen nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es schien, der König verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte er zuweilen nicht mehr sitzen, man mußte ihm auf die Beine helfen und ihn mit aller Anstrengung halten; denn alle Kräfte schienen verloren und der Kopf lag auf der Brust. Aber bald sank er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsetzliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Convulsivische Bewegungen entstanden im Gesichte; zuweilen wurde ein leises Stöhnen und Wimmern hörbar. Stark und schnell schlug der Puls, aber nicht unordentlich. Wir lassen hier den Arzt selbst reden.

„Lange stand ich vor dem König, ehe Er ein Wort sprechen,

oder ich ein Wort anbringen konnte. Es schien immer, als würde der König auf der Stelle ersticken. Als ich Ihn zum ersten Male sprechen hörte, sagte Er: ‚Zu diesem allem habe ich noch eine heftige Kolik!' Aber kaum hatte ich ein Wort ausgesprochen, so lag Er wieder in seinem Schlummer, so bewegte sich sein Gesicht wieder convulsivisch und so hörte ich wieder das Stöhnen. Dann riß die Gefahr des Erstickens den König wieder aus seinem Schlummer. So folgte dann wieder ein entsetzlicher Husten, und das Blut ging wieder häufig aus dem Munde. Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu sich kam. Ich bat um die Erlaubniß, auf der Stelle etwas zur Erleichterung thun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten:

König: Was wollen Sie thun? Ich: Die Brust erleichtern, dem Blutspeien widerstehen. König. Das Blutspeien ist nichts. Was soll ich aber gegen meine Kolik thun. Ich: Ein Klistier nehmen. König: Das nützt nichts; doch ich werde es versuchen. Aber was thue ich weiter? Ich: Euer Majestät nehmen Oxymel und Salmiak. König: Das Oxymel hilft mir nichts. Was soll der Salmiak? Ich: Er wird kühlen, was sehr nöthig ist, die Brust erleichtern und doch die Kolik nicht vermehren. König: Verschreiben Sie mir Salmiak und sagen Sie mir, ob Sie über meinen ganzen Zustand unterrichtet sind? Ich: Das bin ich zwar. Aber haben Euer Majestät die Gnade, den Professor Selle kommen zu lassen, damit ich mit ihm einen Plan verabreden kann, wie Euer Majestät künftig behandelt werden müssen. Selle kennt Euer Majestät am besten, hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurtheilt und Euer Majestät immer gutgerathen. König: (mit einem schrecklichen Gesicht, mit blitzenden Augen, emporgeworfenem Kopfe und einer Stimme, wie ich in meinem Leben keine Stimme gehört habe): Diesen Plan erwarte ich von Euch! Ich: Diesen Plan werde ich Euer Majestät in der Folge vorlegen. Heute muß ich gegen die augenblicklichen Zufälle thun was möglich ist."

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpft. Gleich darauf verfiel er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag ihm auf der Brust und das Gesicht

bewegte sich convulsivisch. Der König hatte ein weißes Schnupftuch in der Hand, das aussah, als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob Eiter mit dem Blute vermischt sei. Auf einem nahen Tische sah ich ein reines Schnupftuch. Ich nahm es in die Eine Hand, und mit der andern nahm ich leise das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte der König, fuhr mit dem Kopfe auf, sah mich entrüstet an, ließ aber zu meinem großen Glück den Kopf gleich wieder sinken und verfiel in den vorigen Schlummer. Aeußerst leise legte ich indeß das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; sodann besah ich das andere, fand nichts darin als Blut und etwas Schleim, aber keinen Eiter."

Dieser „entrüstete" Blick des Königs und der Ton, mit welchem derselbe kurz vorher, die „entzückend angenehme Stimme" wandelnd, den allzudreisten Arzt angeredet hatte, machten auf diesen einen solchen Eindruck, daß er sich ernstliche Vorwürfe macht, sich zu viel herausgenommen zu haben. In einer Anmerkung ruft er darum, als hätte er sich selbst auf einem Frevel ertappt, erschrocken aus: „In meiner Hand hatte ich das mit Seinem Blute gefärbte Schnupftuch! Das Tuch, mit Friedrich's Blute gefärbt, in meiner Hand, in der Hand eines Arztes, sagte doch mehr, als Friedrich wissen wollte, und vielleicht auch mehr, als Er mir erlaubte zu wissen." Hatte er doch den Professor Selle kurz vorher, ehe er an Dr. Zimmermann schrieb, fortgejagt, weil jener Ihn „die unleugbare Wahrheit, daß Er unheilbar sei, zu deutlich hatte merken lassen." Wie konnte sich also Dr. Zimmermann herausnehmen, diese Wahrheit constatiren zu wollen, auch wenn er sie ganz für sich behalten wollte! Denn „so krank der König auch war, so wollte er doch nicht nur in Deutschland und in Europa, sondern selbst in Potsdam und Berlin nicht dafür gehalten seyn. Er wußte zu gut, wie emsig auch die Abgesandten fremder Mächte in Berlin auf jede Nachricht von seinem Befinden lauerten und wie diese privilegirten Spione

kein Geld und keine Künste sparten, um jede Verschlimmerung seines Befindens aus der ersten Quelle zu fischen."

Den „entrüsteten" Blick des König begleitet Dr. Zimmermann mit folgender Anmerkung: „Ein wahrer Charakterzug dieses Helden, wie diejenigen wissen werden, die ihn verstehen," um dann hinzuzufügen, es sei derselbe Blick der Entrüstung gewesen, mit welchem der König in der Schlacht bei Torgau die Generale und Adjutanten angesehen, denen er etwas zu rasch und zu schnell gestanden: „Mich traf soeben eine Kugel auf die Brust!" Da die Kugel matt war, so ärgerte der König sich hinterher, daß ihm diese Worte entfahren waren. Jetzt war er nicht über seine Furcht, sondern über des Arztes Dreistigkeit „entrüstet". Was für ein byzantinischer Einfall, beides zusammenzustellen und auch in der Tyrannenlaune den Heldenblick zu entdecken!

„Lange schlummerte nun der König und athmete dabei mit äußerst beklommener Brust. Indessen kam der Salmiak. Als der König bei fürchterlichem Husten wieder aufwachte, sagte ich: der Salmiak ist da. Der König schüttelte den Kopf, nahm den Salmiak und verfiel wieder in einen Schlummer. Und dieser dauerte über eine Stunde unter beständigen Verziehungen der Gesichtsmuskeln. So lange war ich bei dem Könige ganz allein; einer, und bisweilen beide Kammerhusaren waren im Vorzimmer. Allein war ich armer Fremdling also bei dem König in Preußen, der entrüstet über mich schien! Und das am ersten Tage meiner Ankunft, ehe ich irgend etwas Erhebliches hatte sagen oder thun können! Und in der gegenwärtigen Gefahr, diesen an der Spitze des 18. Jahrhunderts stehenden König und Helden, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert hat, unter meinen Augen vergehen, einsam in meinen Armen sterben zu sehen! Errathen wird jeder, der jemals in der größten Gefahr und in dem heftigsten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand. Eine brennende Hitze herrschte diesen ganzen Tag hindurch, der Schweiß fiel mir herunter vom Angesichte wie ein Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzt, wenn man könnte Blut schwitzen."

So Dr. Zimmermann. Armer Mann, der von sich

selbst ein solches Bild der Unmännlichkeit zeichnet. „Ich fürchte mich vor Dir, daß mir die Haut schaudert" (Ps. 119, 120), hat einst ein König zu dem lebendigen Gott gesprochen. Hier aber fürchtet sich ein Erfolganbeter, weil er sich nicht vor Gott fürchtet, der allein Unsterblichkeit hat, vor einem sterbenden Könige, dem von seiner ganzen Macht und Herrlichkeit nichts mehr übrig geblieben ist, als ohnmächtige Seufzer und entrüstete Blicke, so sehr, daß er Blut schwitzen zu müssen glaubt. Was für ein widerwärtiges Bild elender Menschenfurcht und zugleich jämmerlicher Eitelkeit. Denn der berühmte Dr. Zimmermann fährt so fort:

„Bei dem schrecklich großen Manne stand ich da ganz allein in der allgemeinsten feierlichsten Stille, und weit umher herrschte Ruhe. Und darum ging mir auch mancher mich zerstreuender Gedanke, und zuweilen auch ein herzerhöhender Gedanke durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Ihn, bald auf ein herrliches Bruststück des Marcus Aurelius aus weißem Marmor, das neben ihm auf dem Kamin stand, und erinnerte mich dabei an die Stelle aus Friedrich's Epistel an Keith: Vertueux Marc Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle! Aber so oft ich dann wieder an mich und meine gegenwärtige schreckliche Lage dachte, sprach ich zu mir selbst: ‚Nun ist es wohl schon allgemein bekannt, daß dieser große König da mich hat zu sich rufen lassen. Zu größerer Ehre kann kein Arzt in der Welt gelangen.'

Dieser „herzerhöhende Gedanke" tröstet den eitlen Doktor für die Angst, die ihm beinahe Blutschweiß ausgetrieben hätte, und er weidet sich einen Augenblick an dem Neide seiner Collegen. Aber dieser wurmstichige Trost hält nicht lange vor. Schon im nächsten Augenblicke spricht der beklagenswerthe Doktor bei sich selbst: „Aber ach, wüßte doch das arme neidische Pack, wie mir jetzt ist, welche Angst, welcher Unmuth und welche Schrecken mich umgeben: O gewiß, es würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht!"

Endlich wurde der König durch starken Husten und fürchterliche Herzensbeklemmung wieder aufgeweckt. Sobald er sprechen konnte, sagte er: „Der Salmiak hilft mir nichts, ich will mein Digestivpulver nehmen.“ Es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter und Krebsaugen. Dr. Zimmermann antwortete: „Ja, Ihre Majestät, nehmen Sie Ihr Pulver, es öffnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.“ Genommen ward das Digestivpulver, und dann wurde wieder abwechselnd geschlummert und gehustet, aber mit geringerem Blutauswurf. „Meine Meditationen setzte ich, indem der König schlummerte und ich wieder eine Stunde bei ihm allein war, über alles fort, was mir etwa das Herz erhöhen konnte. So schrecklich diese Scene auch war, so fühlte mir doch eben ihre Größe den Muth. Wenn ich dieß überstehe, wenn ich da glücklich hindurch komme, wenn ich diesen größten und schrecklichen Menschen am Ende doch vielleicht gewinne, dachte ich mit einer Art von Enthusiasmus, so macht mich auch gewiß weiter nichts in der Welt verlegen, so trete ich mit der größten Furchtlosigkeit vor jeden Großen der Welt, und so sehe ich kühn und ruhig allen Menschen auf Erden ins Gesicht.“ So philosophirt sich der weibische Doktor zum höchsten Gipfel männlicher Kühnheit und Freimüthigkeit hinauf und ahnt gar nicht, wie lächerlich er sich durch solche Selbstschmeichelei macht.

Als der König endlich erwachte, fühlte er sich erleichtert und verabschiedete nun den schwergeprüften Arzt, der vier ganze Stunden — und noch dazu „ungegessen“! — auf diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Miene und mit diesen Worten: „Kommen Sie morgen früh halb 7 Uhr wieder!“

Das waren die Erlebnisse des k. großbritannischen Leibarztes am Sterbe-Lehnstuhle Friedrichs II. am 24. Juni 1786, wie wir sie genau nach seinen eigenen Aufzeichnungen wieder gegeben haben. Hofrath Zimmermann blieb 17 Tage in Potsdam und hatte das „Glück“, den König in seinem „cyni-

nischen Anzuge" im Ganzen 33mal zu sehen und zu sprechen. Aber ich denke, die Leser erlassen mir die ausführliche Beschreibung der folgenden 16 Tage; denn sie werden an den Zimmermannschen Mittheilungen über diesen ersten Tag vollständig genug haben. Das Befinden des Königs schwankte hin und her und ebenso veränderlich war seine Stimmung. Am 26. Juni ging es ihm besser. Er war heiter und gesprächig und fragte den Arzt, womit er ihn heilen wolle. Als Dr. Zimmermann ein äußerst einfaches Mittel nannte, dessen sich schon die Griechen und Römer bedient hätten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn, erwiderte der König: „das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne (!). Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward!" Darauf antwortete der ärztliche Schmeichler lächelnd: „Sire, das wird sich bald zeigen". Der König zeigte sich nun so willig und lenksam, daß der Kammerhusar Schöning, der im Vorzimmer gelauscht hatte, nachher voll Erstaunen ausrief: „Nie in seinem Leben begegnete der König einem Arzt so höflich!" Denn er versprach nicht nur, dieß Mittel zu nehmen, sondern setzte hinzu: „j'obéirai à tous vos ordres". Aber schon am folgenden Tage war nicht die geringste Spur mehr von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages zu merken. Verschwunden war all die Folgsamkeit, über die Herr Schöning so erstaunt gewesen war, und der Arzt mußte seine Zuflucht wieder zu allerlei Künsten nehmen, deren vornehmste die Schmeichelei war. Die Unterredung über den Löwenzahn endigte so:

„König: Das sage Ich Ihnen aber im voraus, Ich nehme Ihre Arznei nur einmal im ganzen Tage. Ich: So haben Euer Majestät sehr viel auf einmal zu nehmen. König: Wie viel? Ich: Zwei bis drei Eßlöffel voll. König: Das heiße ich viel. Ich: Desto besser. Aber nach zwei bis drei Eßlöffeln von dem Löwenzahn kann man übel werden. König: So nehme ich den Löwenzahn nicht. Ich: Es kann auch seyn, daß dieß nicht geschieht. Euer Majestät können mit kleinen

Dosen anfangen. König: Mir mißfällt das langsame Fortschreiten. Ich: So nehmen Euer Majestät gleich zwei Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist. König: Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte (!). Ich: Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus den Büchern, sondern aus Erfahrung. Ich bediene mich des eingekochten Saftes derselben seit dreißig Jahren. Aber wenn auch alles, was ich sage, Euer Majestät nicht beredet und überzeugt, so machen Hochdieselben es mit mir, wie Alexander mit seinem Arzte, von dem man ihm sagte, daß er ihm Gift werde zu trinken geben. Trinken Euer Majestät dieses Gift in meiner Gegenwart und sehen mir dabei scharf ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich dabei ebensowenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des großen Alexanders."

Diese Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König lachte laut und sagte: „Ich werde Ihr Mittel nehmen", *indem* er sich „dadurch nicht bloß als ein moderner Alexander, sondern zugleich als ‚der Löwe' erwies, für den dieser Zahn bereitet ward". Ein ander Mal, als der König die Geschicklichkeit des Arztes mit den Worten pries: „Ihr Mittel hat Geist, Sie sind ein Mann, der dahin trifft, wohin er zielt; denn ich befinde mich heute besser, als ich mich noch nie seit meiner ganzen Krankheit befunden habe, Sie thun Wunder!" antwortete der Schmeichler: „Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun und glaube auch an keine Wunder, als an diejenigen, die Euer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten." [1]) Aber schon Tags darauf machte der König wieder solche Diätfehler, daß sich die schlimmsten Folgen einstellten. Er aß sehr viel Suppe, die in einer aus den allerstärksten und

1) Trotz dieser plumpen Adulation vertheidigt sich Dr. Zimmermann gegen den Vorwurf der Schmeichelei und meint: „Die Schmeichler hätten sich sehr listig verstecken müssen, wenn sie sich Friedrich dem Großen hätten nähern wollen."

nischen Anzuge" im Ganzen 33mal zu sehen und zu sprechen. Aber ich denke, die Leser erlassen mir die ausführliche Beschreibung der folgenden 16 Tage; denn sie werden an den Zimmermannschen Mittheilungen über diesen ersten Tag vollständig genug haben. Das Befinden des Königs schwankte hin und her und ebenso veränderlich war seine Stimmung. Am 26. Juni ging es ihm besser. Er war heiter und gesprächig und fragte den Arzt, womit er ihn heilen wolle. Als Dr. Zimmermann ein äußerst einfaches Mittel nannte, dessen sich schon die Griechen und Römer bedient hätten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn, erwiderte der König: „das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne (!). Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward!" Darauf antwortete der ärztliche Schmeichler lächelnd: „Sire, das wird sich bald zeigen". Der König zeigte sich nun so willig und lenksam, daß der Kammerhusar Schöning, der im Vorzimmer gelauscht hatte, nachher voll Erstaunen ausrief: „Nie in seinem Leben begegnete der König einem Arzt so höflich!" Denn er versprach nicht nur, dieß Mittel zu nehmen, sondern setzte hinzu: „j'obéirai à tous vos ordres". Aber schon am folgenden Tage war nicht die geringste Spur mehr von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages zu merken. Verschwunden war all die Folgsamkeit, über die Herr Schöning so erstaunt gewesen war, und der Arzt mußte seine Zuflucht wieder zu allerlei Künsten nehmen, deren vornehmste die Schmeichelei war. Die Unterredung über den Löwenzahn endigte so:

„König: Das sage Ich Ihnen aber im voraus, Ich nehme Ihre Arznei nur einmal im ganzen Tage. Ich: So haben Eure Majestät sehr viel auf einmal zu nehmen. König: Wie viel? Ich: Zwei bis drei Schüssel voll. König: Das heiße ich viel. Ich: Desto besser. Aber nach zwei bis drei Schüsseln von dem Löwenzahn kann man übel werden. König: So nehme ich den Löwenzahn nicht. Ich: Es kann auch seyn, daß dieß nicht geschieht. Eure Majestät können mit kleinen

Dosen anfangen. König: Mir mißfällt das langsame Fortschreiten. Ich: So nehmen Euer Majestät gleich zwei Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist. König: Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte (!). Ich: Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus den Büchern, sondern aus Erfahrung. Ich bediene mich des eingekochten Saftes derselben seit dreißig Jahren. Aber wenn auch alles, was ich sage, Euer Majestät nicht beredet und überzeugt, so machen Hochdieselben es mit mir, wie Alexander mit seinem Arzte, von dem man ihm sagte, daß er ihm Gift werde zu trinken geben. Trinken Euer Majestät dieses Gift in meiner Gegenwart und sehen mir dabei scharf ins Gesicht. Sie werden erkennen, daß ich dabei ebensowenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des großen Alexanders."

Diese Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König lachte laut und sagte: „Ich werde Ihr Mittel nehmen", indem er sich „dadurch nicht bloß als ein moderner Alexander, sondern zugleich als ‚der Löwe' erwies, für den dieser Zahn bereitet ward". Ein ander Mal, als der König die Geschicklichkeit des Arztes mit den Worten pries: „Ihr Mittel hat Geist, Sie sind ein Mann, der dahin trifft, wohin er zielt; denn ich befinde mich heute besser, als ich mich noch nie seit meiner ganzen Krankheit befunden habe, Sie thun Wunder!" antwortete der Schmeichler: „Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun und glaube auch an keine Wunder, als an diejenigen, die Euer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten."[1]) Aber schon Tags darauf machte der König wieder solche Diätfehler, daß sich die schlimmsten Folgen einstellten. Er aß sehr viel Suppe, die in einer aus den allerstärksten und

1) Trotz dieser plumpen Adulation vertheidigt sich Dr. Zimmermann gegen den Vorwurf der Schmeichelei und meint: „Die Schmeichler hätten sich sehr listig verstecken müssen, wenn sie sich Friedrich dem Großen hätten nähern wollen."

heißesten Dingen ausgepreßten Bouillon bestand. Dazu nahm er dann noch einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und Ingwer. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das mit einer aus den heißesten Gewürzen bestehenden Brühe angerichtet war. Und endlich beschloß er, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn gemacht habe, mit einem ganzen Teller voll Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, als wäre sie in der Hölle gebacken. Schon bei Tafel zeigte sich die üble Wirkung dieses herrlichen Appetits. Der König schlief über Tisch ein, hatte convulsivische Zuckungen im Gesicht, erwachte aber bald mit einer Neigung zum Erbrechen und hob die Tafel eine Stunde früher auf als gewöhnlich.

Thun wir, ehe der hannover'sche Doktor von Sanssouci Abschied nimmt, mit ihm noch einen flüchtigen Blick in das Sterbezimmer des Königs. Von der Büste des Marcus Aurelius ist schon die Rede gewesen. „Der Hündchen des Königs will ich noch erwähnen", schreibt Dr. Zimmermann, „weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und treuen Thiere auch etwas Sanftes im Herzen beweist. So treu und liebend wie seine Hunde, zeigten sich dem König nicht immer alle Menschen. Vielleicht hatte er sie darum auch so lieb. Immer sah ich zwei dieser Thierchen, kleine italienische Windspiele, im Zimmer des Königs. Eins lag auf einem Stuhle von hellblauem Atlas immer neben dem König; das andere lag auf einem großen Kanapee von demselben Stoffe."

Ein großer Verehrer des Königs, der königlich preußische Consistorialrath Dr. Anton Friedrich Büsching erzählt in seinen 1788 erschienenen „Beiträgen" V, 22 ff.:

„Aus Hunden machte er sich unsäglich viel und hatte beständig drei oder vier Stück um sich, von denen einer sein Favorit und die andern desselben Gesellschafter waren. Jener lag bei Tage allezeit, wo der König saß, an der Seite desselben auf einem besonderen Stuhl, den zwei Kissen bedeckten, und

schlief des Nachts bei ihm im Bette. Die andern wurden des Abends weggebracht und am folgenden Morgen, wenn man den König weckte, wieder gebracht. Sie saßen neben ihm auf den Kanapee's, die dadurch beschmutzt und zerrissen wurden, und der König erlaubte ihnen alles. Er sorgte aufs zärtlichste für ihre Erhaltung, Gesundheit und Verpflegung, und der Favorit empfing auch bei Tafel etwas aus der Hand des Königs. Im Uebrigen wurden die Hunde von einem Bedienten besorgt, der sie auch nach ihrer Mahlzeit bei gutem Wetter spazieren führte.[1]) Ein Bedienter, der aus Unvorsichtigkeit einem Hunde auf den Fuß trat, konnte dem Zorn des Königs nicht wohl entgehen. Bei dem Wohnhause Sanssouci ist ein Platz, woselbst die lieben Hunde in Särgen unter Leichensteinen mit ihren Namen begraben lagen. Die Zärtlichkeit des Königs für seinen Favoritenhund übertraf alle Vorstellungen. Nichts gleicht der Liebe, die der König für die Hündin Alcmene hatte. Als ihm nach Schlesien berichtet wurde, daß sie gestorben sei, befahl er, daß man ihren todten Körper in dem Sarge, in den sie war gelegt worden, zu Sanssouci in sein Bibliothekzimmer setzen sollte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich dahin und ließ seiner wehmüthigen Traurigkeit freien Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper losreißen, ließ ihn aber in diejenige ausgemauerte Gruft setzen, die er für seinen eigenen Leichnam hätte ausmauern lassen."

Die Hunde waren auch ein Lieblingsthema für Friedrichs poetischen Genius. In einem Gedichte läßt der König „das Windspiel Diana" sich so an die Prinzessin von

---

1) „Diejenigen, die sich am besten aufgeführt hatten oder eben am meisten in Gunst waren, wurden zur Carnevalszeit mit nach Berlin genommen. Sie wurden in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, unter Aufsicht eines königlichen Lakaien, der sich in der Kutsche allemal auf den Rücksitz setzen mußte, während die Windspiele den Vordersitz einnahmen. Auch redete er die Hunde nie anders als per Sie an, z. B. Biche, seien Sie doch artig! Alcmene, bellen Sie doch nicht so laut." Anekdoten von Friedrich Nikolai, Berlin 1788. Th. 1. S. 214.

Preußen wenden: „Zwei kleine bracht ich an das Licht. Ein jeder, der sie nur besieht, der findet sie so wohl gebaut, so schön und allerliebst, als mich. O stünden Sie Gevatter wohl, wenn man die lieben Kinder tauft.“ Und in einem andern Gedichte: „An meine Hündin“ ruft der König begeistert aus: „Ach, wandelte des Himmels Huld mein Aeußeres in das Deinige!“ Ein Zeitgenosse sagt von dieser Hundepoesie: „Welch grober Spott! welch niedriger Stoff! Und wie geistlos, beinahe schmutzig bearbeitet!“ [1])

(Schluß folgt.)

XV.

Die neueste Rettung der Republik.[2])

Die französischen Kammern sind vom November bis Mitte Juli versammelt gewesen, ohne irgend eines jener Gesetze zu Stande zu bringen, deren Nothwendigkeit schon längst allgemein anerkannt ist. Die Erledigung des Staatshaushaltes ist, wie gewöhnlich, auf den Herbst verschoben worden. Dabei verschlimmern sich die Zustände fortwährend, wenigstens ist in wirthschaftlicher Hinsicht nirgendwo eine Besserung zu

1) Siehe Friedrich II. als Schriftsteller im Elysium, Constantinopel 1789, S. 32 ff.

2) Die Correspondenz ist vor der Ausweisung des Herzogs von Aumale geschrieben.

Anm. d. Red.

wahren. Es hat daher wiederum ein großes Schau- und Kunststück aufgeführt werden müssen, damit die Oeffentlichkeit mit dem Popanz beschäftigt werde. Der Vorwand war leicht gefunden.

Die Monarchisten hatten stets darüber geklagt, daß der Graf von Paris in Unthätigkeit verharre, der conservativen Bewegung zu wenig Theilnahme widme, überhaupt gar nicht als ihr Haupt auftrete. Er begnügte sich, zeitweilig im Faubourg Saint-Germain zu wohnen, seine adeligen und sonstigen Freunde zu empfangen, und den ihm zu Ehren veranstalteten Festen beizuwohnen. Freilich gestanden auch alle ein, daß der Graf, wenn er thatkräftig in die Politik eingreifen wollte, von der republikanischen Regierung verfolgt und ausgewiesen werden würde. Aber das war es ja gerade, was die Monarchisten wünschten. „Bei den letzten Wahlen haben wir 3½ Millionen Stimmen zusammengebracht", sagte der Herzog von Larochefoucauld, „es fehlen nur noch 500,000, um die Mehrheit zu erlangen; die Ausweisung des Prinzen wird uns dieselbe verschaffen." Die dem Grafen gemachten Vorwürfe liefen deßhalb auf die Anklage hinaus, daß er die Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens seinen nur in der Verbannung zu erfüllenden Pflichten vorziehe. Die Ereignisse der letzten Monate haben nun gezeigt, daß selbst die einfache unthätige Anwesenheit des Grafen in Frankreich in den Augen der Republikaner eine Gefahr für ihre Herrschaft bildete.

Ein Prinz bleibt immer ein Prinz, selbst wenn er als einfacher Bürger leben will. Voriges Jahr verheirathete der Herzog von Chartres, Bruder des Grafen von Paris, seine Tochter mit dem Prinzen Waldemar von Dänemark. Da der Herzog in Paris wohnt, mußten dort auch das Aufgebot und die standesamtliche Handlung stattfinden. Hiebei wurden die republikanischen Behörden genöthigt, die Mitglieder der Orleans'schen Familie als Königliche Hoheit anzuerkennen. Als sie sich widersetzen wollten, erklärte der dänische Gesandte, der Familie seines Gebieters stehe unzweifelhaft der Titel

Königliche Hoheit zu und er müsse darauf bestehen, daß derselbe von den Behörden der mit Dänemark befreundeten Staaten anerkannt werde; der dänische Prinz könne nicht zugeben, daß die Ebenbürtigkeit seiner Braut und deren Familie nicht amtlich anerkannt werde. Der republikanische Maire des 8. Pariser Bezirkes mußte somit die Orleans bei dieser Gelegenheit ausdrücklich als Königliche Hoheiten behandeln. Die republikanische Presse war darob sehr ungehalten.

Bald darauf warb der Kronprinz von Portugal um die älteste Tochter des Grafen von Paris, die Prinzessin Amelie. Zu der Hochzeit wurden umfassende Vorkehrungen getroffen, indem der Braut in Paris eine großartige Ausstattung beschafft wurde. Da die Hochzeit in Lissabon stattfinden mußte, veranstaltete der Graf von Paris hier am 15. Mai ein großes Abschiedsfest, zu dem 4 bis 5000 Personen erschienen, darunter die ersten Familien Frankreichs, mehrere Diplomaten und eine Menge hervorragender Männer jeden Standes. Jüngere Edelleute versahen freiwillig den Kammerherrendienst, eine Menge Personen wurden dem Grafen vorgestellt, kurz, es hatte den Anstrich eines Hoffestes. In besonderen Sälen waren die Ausstattung und die der Prinzessin von allen befreundeten Höfen sowie von zahlreichen Franzosen, sowohl von einzelnen Personen als Gruppen und Vereinen, gewidmeten prachtvollen Hochzeitsgeschenke aufgestellt. Mehrere monarchische Blätter ergingen sich in begeisterten Schilderungen; sie versicherten, bei diesem Feste sei das vollständige Personal einer großen Regierung, der Hoffnung des gläubigen und monarchischen Frankreich, versammelt gewesen. Als der Graf von Paris mit seiner Tochter und den andern Orleans'schen Prinzen und Prinzessinen nebst einem Gefolge von vornehmen Herren und Damen die Reise nach Lissabon antrat, erschienen Hunderte von Herrn und Damen auf dem Bahnhofe, um sich feierlich zu verabschieden.

Die Republikaner waren außer sich. Ihre Blätter schrieen nach Rache. Die Deputirten berathschlagten unter-

ander und drohten mit Interpellationen. Das Ministerium suchte ihnen zuvorzukommen, indem es am 27. Mai der Kammer ein Gesetz vorlegte, welches die Regierung ermächtigte, die Mitglieder ehemals in Frankreich regierender Familien auszuweisen und bei unbefugter Rückkehr mit 2 bis 5 Jahren Gefängniß zu bestrafen. Die Begründung lautete: „Die Erben der alten Dynastie haben nichts von ihren Ansprüchen aufgegeben. Anstatt dieselben zu verbergen, benützten sie unverhohlen jede Gelegenheit, die Einrichtungen zu erschüttern, welche sich das Land freiwillig gegeben hat. Vor einigen Monaten hat die Regierung es abgelehnt, gegen dieselben die Maßregeln zu ergreifen, welche ein großer Theil der öffentlichen Meinung forderte. Diese Haltung scheint dieselben nur zu neuen Herausforderungen ermuthigt zu haben. Die Probe ist also gemacht und der Augenblick gekommen, einem Zustande ein Ende zu machen, dessen Fortdauer das Ansehen der Verfassung und das Land selbst schwer schädigen würde." Der Berichterstatter des betreffenden Ausschusses, Pelletan, drückte sich am 8. Juni in der Kammer ähnlich aus.

Der Ausschuß hatte die Vorlage dahin abgeändert, daß die Häupter der früher regierenden Familien und ihre Nachfolger unbedingt verbannt würden, die andern Prinzen aber beliebig von der Regierung ausgewiesen werden könnten. Am 11. Juni vertheidigte der Ministerpräsident von Freycinet die Vorlage mit dem Hinweis, daß jetzt die Gefahr ungleich größer sei als 1872, wo, wie Thiers sagte, drei Köpfe für eine Krone vorhanden waren. „Aber 1873 verschärfte sich die Lage durch die Aussöhnung zwischen Bourbon und Orleans. Man fühlte, daß sich die Gefahr vergrößert hatte, besonders seit 1879, als der kaiserliche Prinz todt war. Seit dem Tode des Grafen von Chambord bleibt nur Eine ernstliche Aussicht, diejenige der Prinzen von Orleans." Mit Recht bemerkte hiezu der „Soleil": der Ministerpräsident habe den Grafen von Paris zum König von Frankreich ausgerufen. Von nun an richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit noch

ausschließlicher als bisher auf den Grafen. In der Kammer wurde natürlich auch der Widerspruch in der Haltung des Ministeriums zu Lissabon und Paris gebührend hervorgehoben. Zu der Hochzeit in Lissabon war der General Bourgoing als besonderer Botschafter geschickt worden. Bei der Beglückwünschung des Königs sprach er die Hoffnung aus, die Heirath des Kronprinzen mit einer Französin werde die freundschaftlichen Bande zwischen Portugal und Frankreich noch mehr befestigen.

Im Senat vertheidigte (am 22. Juni) Freycinet das Gesetz, indem er sich auf Thiers berief, welcher den Satz aufgestellt habe: „Alle Regierungen unterliegen denselben Bedingungen; keine derselben kann neben sich das Symbol, die Verkörperung, die Hoffnung einer andern Regierung dulden." Die Prinzen seien ein Mittelpunkt, eine Fahne, um welche sich Anhänger schaaren, die Republik dürfe dieß nicht dulden; die monarchische Minderheit lauere fortwährend darauf, einen Keil zwischen die uneinigen Republikaner treiben zu können. Freycinet gab übrigens die Versicherung, daß an eine Wegnahme der Güter des Prinzen nicht zu denken sei, trotzdem Basly und die Socialisten den Antrag gestellt hatten. Freycinet's Rede wirkte. Der Senat konnte sich nicht mehr sträuben, als man die Nichtgenehmigung des Gesetzes zu einer Niederlage der Republik und zu einem Sieg der Monarchie stempelte. Er genehmigte das Gesetz mit 137 gegen 122 Stimmen. Dasselbe wurde am folgenden Tage (23. Juni) amtlich veröffentlicht und zugleich als sofort durchführbar erklärt. Die in Paris lebenden bonapartistischen Prinzen mußten daher schon am folgenden Tage Frankreich verlassen. Der in Eu wohnende Graf von Paris am 25. Juni.

Der Prinz Jerôme hatte, vor der Abstimmung, einen Brief an die Abgeordneten gerichtet, worin er sich beklagte, daß man ihn, der doch die Republik gegen die monarchischen Unternehmungen (unter Mac-Mahon) vertheidigt habe, zum Prätendenten stempele, weil ein Prinz von Orleans seine

Tochter verheirathet habe. Dann fährt er fort: „Die Gefahren der Republik bestehen nicht darin, daß einige Prinzen noch heimische Luft athmen. Sie bestehen in den Gebrechen ihrer Verfassung und den Fehlern derjenigen, welche sie ausbeuten. Eure Verfassung wurde von Royalisten für einen König geschaffen, dessen Thronbesteigung sie nahe glaubten. Anstatt dieselbe durch eine republikanische Verfassung zu ersetzen, habt Ihr sie beibehalten und zu einer Handhabe jakobinischer Bedrückung gemacht. Seit fünfzehn Jahren habt Ihr viel geredet, zahlreiche Ministerien gestürzt, Aemter massenhaft vergeben, ohne Unterlaß ‚gesäubert‘. Viele unter Euch sind unersättlich in ihrer Bereicherung. Durch welche sociale Verbesserungen aber habt Ihr Eure Herrschaft gerechtfertigt? Ihr verstandet nicht, das Conkordat zu halten noch es aufzuheben, weder Freihändler zu bleiben noch Schutzzöllner zu werden, weder das Steuerwesen umzugestalten noch zu erleichtern, weder einen Feind zu begütigen noch eine Freundschaft zu gewinnen. Ihr habt unser Gut und Blut an fernen Küsten verschleudert. Ihr habt die bestehende Ordnung erschüttert, aber die neue Ordnung, welche die Demokratie mit Recht verlangt, nicht zu begründen gewußt. Von allen Seiten ertönt der Klageruf der verletzten Interessen sowie des bedrohten religiösen und philosophischen Glaubens. Die Verbannung der Prinzen wird diesen Gebrechen nicht abhelfen, sondern nur Eure Verlegenheiten vermehren. Den Folgen seiner Thaten kann man sich nicht entziehen. Es ist unmöglich, nur zur Hälfte Verfolger zu seyn. Auf Verbannung folgt Verbannung. Ihr schlagt die Prinzen, und schon wird deren Besitz verlangt. Dann wird man deren Freunde verbannen als Feinde der Republik; die Andersdenkenden sowie die zaghaften Anhänger der Republik folgen von selbst. Auf der schiefen Ebene kommt Ihr schließlich zum Gesetz gegen die Verdächtigen, zur Schreckensherrschaft und zum Bürgerkrieg.“ In der That hatte der Pariser Gemeinderath bereits die unbe-

dingte Verbannung aller Prinzen und die Rückgabe ihrer der Nation geraubten Güter gefordert.

Während Jerôme sich als Republikaner gebärdet, stellte sich sein Sohn Viktor als Thronbewerber auf, indem er beim Abschiede zu seinen Freunden sagte: „Erwarten Sie meinerseits keine vergeblichen Proteste; das Volk nimmt es bisweilen auf sich, die Pforten des Exils zu öffnen. Ich bleibe Vertreter des Kaiserreiches, wie es die Napoleons gemacht haben. Ich will eine starke Autorität, die Gleichheit aller Bürger, die Achtung aller Bekenntnisse. Seien Sie überzeugt, daß, welche Pflichten mir auch obliegen mögen, ich mich niemals gegen das verfehlen werde, was ich der Demokratie und meinem Namen schulde. Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Um den Grafen von Paris, in Eu, hatten sich nicht nur alle Orleanischen Prinzen versammelt, sondern auch mehrere Tausende von Anhängern kamen während der letzten Tage, um von ihm Abschied zu nehmen. Der alte Adel, welcher sich ebenso durch seine Treue für Heinrich V. ausgezeichnet hatte, viele früheren Bonapartisten und selbst enttäuschte Republikaner befanden sich darunter. Am Morgen des 25. Juni wohnten der Graf und alle Prinzen erst der von Bischof Freppel gelesenen heiligen Messe in der Schloßkapelle, dann derjenigen in der Pfarrkirche bei. Nachmittags fuhren sie nach dem nahen Tréport. Nur die krank darniederliegende jüngste Tochter des Grafen blieb noch für einige Tage zurück. Tréport war mit Royalisten gefüllt, die Abfahrt der „Viktoria“, auf der sich der Graf von Paris mit Familie eingeschifft, gestaltete sich zu einer glänzenden Kundgebung; 8 bis 10,000 Menschen grüßten die Verbannten vom Lande her. In England wurden denselben ein äußerst zuvorkommender Empfang zu Theil. Der Lordmayor von Dover nebst Gemahlin erschien auf dem ankommenden Schiff, um den Grafen zu begrüßen. Schon früher hatten die amerikanischen Generale den Grafen eingeladen in den Vereinigten Staaten sich niederzulassen. Bald nach der Abreise des

Grafen entsagte der Herzog von Nemours dem Vorsitz der „Gesellschaft zum Beistande der Verwundeten“, den er seit fünfzehn Jahren geführt, da er seinen dauernden Aufenthalt in Frankreich nicht mehr behalten könne. Am 25. Juni veröffentlichten die monarchischen Blätter folgenden Protest:

„Gezwungen, den Boden meines Landes zu verlassen, protestire ich im Namen des Rechtes gegen die mir zugefügte Vergewaltigung. Leidenschaftlich dem Vaterlande zugethan, das sein Unglück mir noch theuerer gemacht, habe ich bisher da gelebt, ohne das Gesetz zu überschreiten. Um mich dem Vaterlande zu entreißen, wählte man den Augenblick, wo ich zurückkehrte, glücklich, ein neues Band zwischen Frankreich und einer befreundeten Nation geschaffen zu haben. Indem man mich verbannt, rächt man sich an mir wegen der 3½ Millionen Stimmen, welche am 4. October die Fehler der Republik verurtheilten, und man sucht Jene einzuschüchtern, die von Tag zu Tag sich von ihr lossagen. Man verfolgt in mir das monarchische Princip, das mir von Jenem übermittelt wurde, der es in so edler Weise zu erhalten wußte. Man will Frankreich von dem Oberhaupte jener ruhmreichen Familie trennen, welche das Land während neun Jahrhunderten bei dem Werke seiner nationalen Einigkeit gelenkt und welche in Gemeinschaft mit dem Volke, in Glück und Leid, seine Größe und sein Wohlergehen gegründet hat. Man hofft, daß Frankreich die glückliche und friedliche Regierung meines Ahns vergessen habe, sowie auch die näherliegenden Tage, wo mein Bruder und mein Onkel, nachdem sie unter Frankreichs Fahne gekämpft, loyal in den Reihen seiner tapferen Armee kämpften. Diese Berechnungen werden ihre Enttäuschung finden. Durch die Erfahrung belehrt, wird Frankreich weder die Ursachen noch die Urheber jener Uebel verkennen, woran es leidet. Frankreich wird einsehen, daß die Monarchie allein, welche durch ihr Princip der Ueberlieferung und durch ihre Einrichtungen der modernen Zeit angehört, hier Abhilfe schaffen kann. Die nationale Monarchie allein, deren Vertreter ich bin, kann die Unruhestifter, welche den Landfrieden bedrohen, zur Ohnmacht zwingen, die politische und religiöse Freiheit sichern, die Autorität aufrichten und das öffentliche Vermögen wiederherstellen. Sie allein kann

unserer demokratischen Gesellschaft eine starke Regierung geben, welche Allen zugänglich, über den Parteien und deren Bestand stehen und für Europa ein Unterpfand des dauernden Friedens seyn wird. Meine Pflicht ist es, ohne Unterlaß an diesem Werke des Heiles zu arbeiten; mit Hilfe Gottes und unter der Theilnahme Aller, die meinen Glauben an die Zukunft theilen, werde ich dasselbe vollbringen. Die Republik hat Furcht; indem sie mich schlägt, weist sie auf mich hin. Ich habe Vertrauen in Frankreich; im entscheidenden Augenblicke werde ich bereit seyn. Eu, den 24. Juni. Philipp Graf von Paris."

Das Schriftstück ist wichtig, weil es die erste Kundgebung des Grafen von Paris ist. Bisher war es unmöglich gewesen, sich auf ein Wort, geschrieben oder gesprochen, von ihm zu berufen. Dem Grafen von Chambord wurde einst vorgeworfen, daß er zuviel spreche und schreibe, während über seinen Nachfolger geklagt wurde, daß er sich gar nicht hören lasse. Wenn die Wortkargen die tüchtigsten Männer der That sind, so würde man alle Ursache haben, recht viel von dem Grafen von Paris zu erwarten. An sich ist das Schriftstück sehr geschickt abgefaßt, indem es ein Programm enthält, welches allen Royalisten gerecht zu werden sucht. Es knüpft an das alte Recht, an die Ueberlieferung an, während es anderseits die Verdienste des Bürgerkönigthums nicht vergißt, und diejenigen zu beruhigen sucht, welche an den Errungenschaften der Neuzeit festhalten wollen. An diesen, z. B. am allgemeinen Stimmrecht, wird ohnedieß nicht so leicht etwas zu ändern seyn. Die Katholiken können mit dem Programm zufrieden seyn, obwohl manche glaubten, die kirchliche Frage sei nicht genug betont. Dem kann entgegengehalten werden, daß der Graf von Chambord gerade durch die stete Betonung seines kirchlichen Standpunktes seiner Sache geschadet hat. Denn nirgendwo versteht man es besser, die Glaubenstreue als Unduldsamkeit und Verfolgungssucht darzustellen, als gerade in Frankreich. Der friedfertigste Mensch, welcher Alles über sich ergehen läßt, wird in ein nach dem Blute der Anders-

gläubigen und Freidenker lechzendes Ungeheuer verschrien, wenn er sich als eifriger Katholik bethätigt.

Seine große politische Bedeutung hat das Schriftstück dadurch, daß es offen den Kampf gegen die Republik erklärt. Der Graf hat den Handschuh aufgehoben, den ihm die Republik hingeworfen. Bisher hatte er die Republik niemals herausgefordert, sondern sich erst zur Wehr gestellt, als dieselbe ihn durch die Verbannung dazu gedrängt hat. Nachdem der Ministerpräsident ihn der Kammer als ernsthaften Gegner, als eine Gefahr für die Republik hingestellt, konnte der Graf nicht anders, als die ihm zugewiesene Stellung offen und rückhaltlos anzutreten. Dies ist durch die am 24. Juni erlassene Kundgebung geschehen. Sehr treffend schildert Paul de Cassagnac in der „Autorité“ die durch das Verbannungsgesetz geschaffene neue Lage:

„Ihr (Republikaner) hattet die Prätendenten bisher in der Hand; sie waren eingestallt in eurem Hühnerhof, wo sie sich mästeten, wie man in einem Käfig fett wird, wäre dieser Käfig auch das Vaterland. Um den Preis einiger nichtssagenden Genugthuungen, um gewisse kindliche Vorrechte, an denen sie sich wie große Kinder ergötzten, konntet ihr ihrer Ungefährlichkeit und eurer Ruhe sicher seyn. Im Lande aber, dem die Republik mehr und mehr zum Ekel wurde, jammerte man, daß die Prinzen sächsische Porzellanfiguren seien, elegant und gefällig zum Ansehen, die aber nicht aus ihrer Glasglocke hervorkrochen und die man nicht benutzen konnte aus Besorgniß, sie zu zerbrechen. Ihre treuen Diener staubten sie jeden Abend sorgfältig ab, und wir hatten gegen euch nur eine maßvolle Zucker-Opposition, eine Operettenopposition, die der mannhaften dynastischen Sache ebenso glich wie die zierlichen Hirten von Trianon den derben Hirten des Landes. Jetzt sind, dank euch, die trüben Wolken verflogen, die unseren Horizont umdüsterten. Endlich sehen wir zwei Männer, die trotz der Verweichlichung der Familie und des heimischen Bodens entrissen sind und die, in souveräner Höhe die machtlosen Grenzschranken überragend, die Hand auf den Schwertknopf gestützt, die Stunde erwarten, um

euch den Gnadenstreich zu versetzen. Als es sich für sie nur um die Gewinnung des Thrones handelte, konnten sie noch zögern. Um aber das verlorene Vaterland zu erobern, um den letzten Kreuzzug für Gott und Frankreich zu unternehmen, werden sie Alles wagen, Alles versuchen. Schon jetzt fühlt ihr die Gefahr. Dank euch, republikanische Dummköpfe!"

Die Republikaner haben auch sofort gefühlt, daß die Verbannung der Prinzen keine vereinzelte Maßregel bleiben könne. Der „Radical", welcher die Verbannung nicht befürwortete, erklärte, nun müsse man auch die Freunde der Prinzen aus all ihren Stellungen vertreiben. Es sei daher unbedingt nothwendig, sämmtliche Behörden und öffentlichen Stellen unbarmherzig von allen Anhängern derselben zu säubern. Ebenso müßten die monarchischen Gesetze, welche noch allenthalben herrschten, von Grund aus umgestaltet werden. Dem entsprechend traten auch die drei Gruppen zusammen, aus denen die republikanische Mehrheit besteht, um ihre Vorstände zu beauftragen, dem Ministerium zu bedeuten, daß unverzüglich mit der „Säuberung" begonnen werden müsse. Herr von Freycinet versprach dieß auch, obwohl er um einige Geduld bat. Die Gruppen haben daher beschlossen, die Sache beständig zu verfolgen, ihre Vorstände zu beauftragen, fortwährend mit den Ministern zu unterhandeln, d. h. die Liste der Auszumerzenden aufzustellen und nach und nach deren Beseitigung aller Verdächtigen vom Ministerium erzwingen. In den Departements sollen die republikanischen Comité's in derselben Weise arbeiten.

Gegen die „monarchischen Gesetze" wurde der Angriff sofort unternommen. Am Tage, an dem der Senat das Verbannungsgesetz genehmigte, brachten Clemenceau, Basly, Brousse und Andere in der Kammer den Antrag ein, das 1872 erlassene Gesetz aufzuheben, welches die Internationale verbietet. Bei Berathung des Verbannungsgesetzes im Senate hatte Jules Simon sehr eindringlich bewiesen, die Gefahr für die Republik komme nicht von Seite der Prinzen, sondern

von Seite der Commune, welche thatsächlich schon im Pariser Stadthause sitzt. Der dortige Gemeinderath strebt offen darnach, die Staatsgewalt an sich zu reißen, und die Regierung leistet ihm fast keinen Widerstand. Der Senator Leon Renault sprach sich in ähnlicher Weise aus, indem er diejenigen, welche Frankreich noch zu regieren scheinen, aufforderte, zwischen der Republik und der Revolution, zwischen dem Recht und der Zügellosigkeit, zu wählen. Wenige Tage vorher (am 20. Juni) wurde in Rodez über die Ermordung Watrins zu Decazeville verhandelt. Einer der Vertheidiger, Millerand, früheres Mitglied des Gemeinderaths und jetzt in Paris gewählter Abgeordneter, drohte den Geschwornen kurz und bündig mit der socialen Umwälzung, der socialen Abrechnung, welche vor Ende des Jahrhunderts statthaben werde. „Wir werden große gewaltige Dinge erleben": rief er frohlockend aus.

Also von sehr verschiedener Seite die Ankündigung eines baldigen gewaltigen Umschwunges, an dem der Pariser Gemeinderath seinerseits ganz offen arbeitet. Er hat in letzter Zeit außer der Verbannung der Prinzen und der Confiskation ihrer Güter die Einziehung der Bergwerke und Eisenbahnen durch den Staat, die Abschaffung der Adelstitel gefordert. Daß die von ihm ganz besonders geförderten Schülerbataillone ein Heer der Commune vorbereiten, ist längst schon allgemein anerkannt. Der Gemeinderath hat nun einen Obersten — einen dem Heere entnommenen Offizier wie alle Führer der Schülerbataillone — für die Pariser Schülerbataillone ernennen lassen. Diese bestehen aus Burschen von 10 bis 14 Jahren, welche die öffentlichen Schulen besuchen. Aus solchen, den Schülerbataillonen entwachsenen Burschen bildete der Gemeinderath nunmehr ein „erstes Bataillon Erwachsener" von 15 bis 21 Jahren, welches mit wirklichen Gewehren bewaffnet worden ist. Der Kriegsminister Boulanger verabfolgte die Gewehre aus den Vorräthen des Heeres, und der Gemeinderath beschloß, daß das Bataillon am Nationalfest (14. Juli) mit den Schülerbataillonen ausrücken solle. Am 3. Juli

verlas zwar der Seinepräfekt im Gemeinderathe ein ministerielles Schreiben, wodurch das Ausrücken des Bataillons untersagt wurde, da dessen Bestand überhaupt nicht gesetzlich sei. Aber der Kriegsminister, welcher die Waffen an das gesetzwidrige Bataillon verabfolgt hatte, blieb ruhig im Amte!

Dafür rächte sich der Gemeinderath, indem er auf den 5. Juli eine öffentliche Sitzung ankündigte. An diesem Tage war aber das, freilich von Senat und Kammer genehmigte Gesetz, welches die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Pariser Gemeinderathes gestattet, noch nicht veröffentlicht, also noch nicht in Wirksamkeit. Nichtsdestoweniger bestand der Gemeinderath auf Zulassung der Zuhörer. Der Präfekt getraute sich nicht, Widerstand zu leisten, sondern drang in den Minister des Innern, daß er diese Uebertretung des Gesetzes gestatte. Nun hielt der Vorsitzende des Gemeinderathes, Hovelacque, wiederum zur Verhöhnung des Gesetzes, eine feierliche Anrede an die Zuhörer, worin er die Großthaten der Commune von 1789 hervorhob, welche zuerst die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen gesetzlich eingeführt habe. Er versicherte, daß der Gemeinderath in den Fußtapfen jener großen Versammlung wandle, und werde deßhalb nicht ruhen bis Paris durch einen vom Gemeinderath erwählten Maire regiert werde, welchem auch die Polizei unterstellt sei. Also die Commune mit Polizeigewalt und eigenen Truppen! Bereits hat sich auch ein Kammerausschuß, dessen Vorsitz ein früheres Mitglied des Gemeinderathes führt, mit einem Entwurf einverstanden erklärt, der fast ganz der vor einigen Jahren vom Gemeinderath beschlossenen Stadtverfassung für Paris entspricht.

Seitens der Royalisten sind seither mehrfach Adressen an den Grafen von Paris gerichtet worden, worin sie ihren Hoffnungen offenen Ausdruck geben. Eine wichtige Kundgebung ist die Rede Lambert de Sainte-Croix, bei dem Festessen der Jahresversammlung der royalistischen Provinzpresse, am 4. Juli in Paris. Der Vertrauensmann des Grafen von Paris betonte: „Unser Prinz hat seine Pflicht gethan,

thun wir die unsrige. Wir bethätigen hier die unzerstörbare Einmüthigkeit der royalistischen Partei, welche sich in strenger Disciplin über das ganze Land erstreckt. Wir treiben nichts geheim, sondern thun alles öffentlich. Unsere Stärke und unsere Ehre bestehen darin, eine Partei des Tageslichts zu sein. Weder die Ackerbau- noch die wohlthätigen Vereine sind unsere Mitschuldigen, das sind vielmehr alle ehrlichen Leute Frankreichs. Unser bester Bundesgenosse ist die Republik, welche das Volk bedrückt, verfolgt und zugrunde richtet. Bis zu dem Tage, wo die siegreiche Anarchie uns zur Selbstvertheidigung zwingen wird, werden wir nur eine Waffe gebrauchen, die Freiheit. Die Presse hat bei unserem Kampfe die erste Stelle. Beleuchten Sie ohne Unterlaß die Fehler, Ungeschicklichkeiten, die Angriffe auf Freiheit, Religion und Sittlichkeit, welche die Republik begeht. Zeigen Sie den Steuerzahlern, warum sie stets mehr zahlen müssen. Stellen Sie die Liste der Betrügereien, Begünstigungen, Bestechungen, Gewaltthaten und Missethaten aller Art auf. Im Vergleich zu den heutigen Erbärmlichkeiten erinnern Sie an das, was die Monarchie stets für Frankreich gewesen ist.“

Der „Temps“ mußte zugestehen, daß dieß Programm sich durchaus in den Grenzen eines erlaubten Kampfes halte. Aber er versicherte, wenn eine monarchistische Mehrheit die Aenderung der Verfassung bewirken und den Thron wieder errichten wollte, so würde sofort eine Revolution eintreten. Also die republikanische Minderheit wird mit den Waffen in der Hand die monarchische Mehrheit zu unterdrücken und zu vergewaltigen versuchen! Dabei gilt der „Temps“, welcher diese Drohung ausstößt, als ein gemäßigtes und ruhiges Blatt.

Uebrigens ist Frankreich seit Ende Juni von Gerüchten über Staatsstreichpläne beunruhigt worden. Der Kriegsminister Boulanger, dessen bedenkliche Aeußerungen gelegentlich der Ereignisse zu Decazeville hier schon erwähnt worden sind, machte sich in zweifacher Hinsicht bemerklich. Er hielt revolutionäre Reden auf allerlei radikalen Festessen, er „säuberte“

im Heer, und gilt überhaupt als Werkzeug Clemenceaus, des Führers der Intransigenten. Boulanger verstand es auch, mehrere tüchtige Generale, wie Galiffet und Schmitz, zu beseitigen, welche Republikaner, aber nicht so radikal sind als er. Als er jedoch auch den Gouverneur von Paris, Saussier, in die Luft zu sprengen versuchte, legten sich die andern Minister dazwischen. Es soll dabei zu bedenklichen Aeußerungen und Drohungen gekommen seyn. Thatsache ist, daß der Gouverneur von Paris, dem die starke Besatzung untersteht, die Staatsgewalten in seiner Hand hat. Deßhalb begann einst auch Louis Bonaparte seinen Staatsstreich damit, daß er den Gouverneur Changarnier durch den General Saint-Arnaud ersetzte.

XVI.

Zeitläufe.

Das bayerische Verhängniß — nocheinmal.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Den 24. Juli 1886.

Was hat dieses Bayerland in der großen Presse für gemüthlich stille Jahre erlebt bis zu dem Ereigniß von Neuschwanstein! Wochenlang war es selbst aus dem Index der Münchener „Allgemeinen Zeitung" wie verschwunden. Las man da einmal den Namen „Bayern", so deutete er in der Regel, abgesehen von den Antworten auf die üblichen Hul-

digungstelegramme, auf irgendeine Beileidsbezeugung des unglücklichen Königs oder auf eine im Terminkalender des Kabinetssekretariats vorgesehene Gratulation. Selbst die Berichte über die Landtagsverhandlungen waren in die zweite, frühere Handelsbeilage verwiesen und durch die kleineren Lettern ausgezeichnet.

Mit Einem Schlage ist nun Alles anders geworden. Auch in der großen Presse ist der Parteikampf in voller Wuth wieder ausgebrochen; und selbst ein Blatt von dem Range der „Allgemeinen Zeitung“ sieht sich wieder in der Lage, Beiträge aufzunehmen, welche die Mehrheit der Kammer als eine heuchlerische, mit dem Heiligsten ein frevelhaften Spiel treibende „Clique“ bezeichnen. Sie sei, heißt es weiter, eine „auf die Empfehlung sich zu Staatsweisen und Volksführern berufen fühlender Agitatoren“ gewählte Gesellschaft „ortsunbekannter, von anderwärts verschriebener, gewerbsmäßiger Friedensstörer.“ Mit andern Worten: das Ergebniß der bayerischen Landtagswahlen sei seit 16 Jahren — eine Lüge gewesen.

Nach unserer Meinung ist vielmehr der bayerische Constitutionalismus in der ganzen Regierungszeit Ludwig's II. eine Lüge gewesen. Das ist jedenfalls viel leichter zu beweisen, als die Behauptung des Mitarbeiters der „Allgemeinen Zeitung“. Und daß man es in diesen sechszehn Jahren niemals auf eine ehrliche Probe ankommen lassen wollte: das ist der Grund des wüsten Parteikampfes, der jetzt wieder anfängt, das Land zu unterwühlen. Daß endlich das Ministerium gegen die Mehrheit der Volksvertretung sich jedesmal einer Vertrauenskundgebung des Königs bediente auch zu einer Zeit noch, wo die Geistesstörung des unglücklichen Monarchen ihm unmöglich verborgen seyn konnte, zu einer Zeit, wo der König sein Land vertauschen oder verkaufen wollte, um irgendwo absolutistisch zu regieren: das ist das Ungeheuerlichste und ein Vorwurf, von dem alle Wasser der Isar es nicht rein waschen werden.

Wer weiß, ob Freiherr von Lutz jetzt nicht ruhiger schlafen würde, wenn seit sechs Jahren ein sogenanntes „ultramontanes Ministerium" in die Lage gekommen wäre, endlich das zu thun, was er thun mußte? Ich sage: „thun mußte!" weil ich nicht begreife, wie Irgendjemand an der bittern Nothwendigkeit zweifeln kann, die einen Zweifel nur insoferne gestattet, ob das Unvermeidliche nicht früher hätte in's Werk gesetzt werden sollen. Noch weniger begreife ich, wie man jetzt bedauernd von einem Spiel „hinter den Coulissen" sprechen kann, durch welches vom Ministerium die Berufung des Freiherrn von Franckenstein zur Bildung eines neuen Kabinets schon im Januar d. Js. hintertrieben worden sei. Sollte der König in der äußersten Noth wirklich zu diesem Auskunftsmittel gegriffen haben, so hätten wir alle Ursache, Gott auf den Knien zu danken, daß nichts daraus geworden ist. Wäre es denn besser, wenn der Schatten des ertrunkenen Königs jetzt den edlen Freiherrn verfolgte anstatt des Hrn. Baron von Lutz? Oder kann Jemand glauben, daß es dem Vicepräsidenten des Reichstags gelungen wäre, die verhängnißvolle Entwicklung zurückzudämmen und aus dem bis zur Willenlosigkeit herabgesunkenen Herrscher im Handumdrehen einen wirklichen König zu machen?

Endlich begreife ich nicht, wie Irgendjemand sich einbilden konnte, daß Se. k. Hoheit der Prinz-Regent, auf dem neuen Sorgenstuhle kaum niedergelassen, nun auch gleich die Minister, und namentlich deren Vorsitzenden, auf dessen Rath und Dienstleistung er in der entsetzlichen Krisis täglich und stündlich angewiesen war, ohne weiters entlassen werde. Bedenkt man denn gar nicht, welch' schiefes Licht dadurch gerade auch auf die Nachfolger in einem neuen Kabinet gefallen wäre? Man kann der Meinung seyn, daß insbesondere die Mehrheit der Kammer Alles hätte aufbieten sollen, um auch den bloßen Schein einer solchen Anforderung nicht auf sich fallen zu lassen. Man würde es doch auch in den Wählerkreisen nicht mißverstanden haben, wenn nach der Rede des

Dr. Stamminger Namens der Fraktion erklärt worden wäre, zu irgendwelchen Demonstrationen sei die traurige Lage jetzt nicht angethan; wenn die Herren sodann ohne Widerrede auch der Vorlage wegen Abänderung einiger Verfassungsbestimmungen, die früher oder später doch unvermeidlich ist, zugestimmt hätten, wie der Prinz-Regent zuversichtlich erwartet hatte, und wenn sie so in der Stille der Landestrauer nach Hause gegangen wären.

Strenge genommen waren die Herren gegenwärtig nichteinmal provocirt, und es mag sich jetzt vielleicht Mancher selber sagen, daß es so besser gewesen wäre. Aber die kühle Erwägung behielt nicht die Oberhand. Die Mehrheit verweigerte im Ausschuß die Zustimmung zu der Verfassungsvorlage und in der Fraktion wurde beschlossen, daß in der Plenarsitzung der Sturm gegen das Ministerium losbrechen solle. Was Wunder nun, wenn dem Prinz-Regenten die Thatsache mit der Hinweisung vermeldet wurde: „Da sehen kgl. Hoheit diese Leute!“ Die Minister hatten zwar im Ausschuß die Maßregel der vorgeschlagenen Verfassungsänderung als unverschieblich vertheidigt; aber jetzt beantragten sie Zurückziehung der Vorlage. Der Prinz-Regent fand sich sonach schon beim ersten Schritt in eine Nothlage versetzt, und damit sollte man einem militärisch veranlagten Charakter am wenigsten kommen. Als in der Sitzung vom andern Morgen die mit dem Mißtrauensvotum geladene Kanone losgebrannt werden sollte, zeigte sich, daß sie über Nacht vernagelt worden war. Das war der Hergang; er bildet aber auch die Genesis des Antwortschreibens, mit welchem der Prinz-Regent das ministerielle Entlassungsgesuch beantwortet hat und das wie ein Blitz aus heiterem Himmel herniederfiel. Leider war eben der Himmel nicht mehr heiter, sondern parlamentarisch getrübt worden.

Gegen das Verfahren des Ministeriums läßt sich nur Eine gegründete Einwendung erheben. Wenn die Regierung die Klagen der Kammer nicht anhören wollte, sondern der

Mehrheit das Wort abschneiden zu sollen glaubte: war es dann loyal, in dem Entlassungsgesuch an den Prinz-Regenten vom 5. Juli „die gewisse Partei und ihre Presse" in den Vordergrund zu schieben? So war es allerdings die Praxis der so schreckhaft abgelaufenen Regierungsperiode gewesen: denuncirt und ungehört verurtheilt. Wenn aber jetzt das Ministerium Sr. kgl. Hoheit nicht verhehlen zu dürfen glaubte: „daß Allerhöchstdieselben die Regentschaft zum Mindesten in den Augen der genannten Partei von Anfang an schwer belasten werden, wenn Allerhöchstdieselben Sich des Raths der bisherigen Minister auch ferner bedienen wollen:" so hieß das nichts Anderes, als Se. kgl. Hoheit gewissermaßen moralisch nöthigen, mit der Ablehnung des Entlassungsgesuches, die ja von vornherein feststand, eine wenigstens indirekte Aburtheilung der jener „Partei" angehörenden Kammermehrheit zu verbinden, obwohl ihr das Wort in der letzten öffentlichen Sitzung des Landtags abgeschnitten worden war.

Es ist nicht zu übersehen, daß das Entlassungsgesuch der Minister der „gewissen Partei" als solcher und ihrer Vertretung eine Behauptung zuschob, welche ihre vergiftete Spitze gerade gegen den Prinz-Regenten selbst gerichtet haben würde. „Ein guter König sei mit Hülfe und auf Antrieb des Ministeriums ganz zum Unrecht als geisteskrank erklärt, seiner Gewalt beraubt und in den Tod gejagt worden." Wo hat die „gewisse Partei" durch ihre Vertretung jemals eine solche Anschauung geäußert? Wenn freilich in weiten Volkskreisen dieser Glaube sich festsetzte, so ist das wahrlich nicht zu verwundern, nachdem ja die Regierung selbst sich stets auf das Vertrauen des unglücklichen Monarchen berufen und die abgöttische Verehrung desselben sozusagen bis zur letzten Minute gefördert hat. Sollte aber ein solcher Verdacht der Vertretung selber zugeschoben werden wollen, dann mußte man sie unbedingt am gewiesenen Orte sich aussprechen lassen, ehe man mit der furchtbaren Anklage an den Prinz-Regenten herantrat, und es Ihm überließ, sich mitgetroffen zu fühlen.

Unter diesen Umständen ist es insbesondere nicht auffallend, daß der umgehend erlassene Bescheid Sr. k. Hoheit über die constitutionelle Frage ganz hinwegging. Der Prinz-Regent spricht den Ministern sein persönliches Vertrauen aus als „dienstерfahrenen, erprobten Männern", constatirt seine Anerkennung „für ihr bisheriges Wirken, insbesondere für ihr treues gewissenhaftes Aushalten in den letzten schweren Zeiten"; er bezeugt, „in eigener reger Antheilnahme an den Staatsangelegenheiten seit Jahren wahrzunehmen Gelegenheit gehabt zu haben, daß das Bestreben des gesammten Staatsministeriums fortdauernd darauf gerichtet sei, in pflichtmäßiger objektiver Würdigung der Sachlage die geistigen und materiellen Güter des Volkes zu erhalten und zu mehren."

Soweit ist der Anschluß des Erlasses an das ministerielle Gesuch ersichtlich. Nun aber folgt eine Stelle, welche augenscheinlich auf besonderen, bis jetzt nicht veröffentlichten Mittheilungen beruht. Allem Anscheine nach waren dieselben vom Ministerium gegen die verklagte „gewisse Partei" dem Prinz-Regenten persönlich vorgebracht worden, ohne daß eine öffentliche Bezugnahme beabsichtigt gewesen wäre. In der That hat denn auch diese Stelle das größte Aufsehen gemacht, und ist insbesondere auch, was vom Ministerium gewiß nicht intendirt wurde, wie ein Tropfen Galle in den Freudenbecher der Liberalen gefallen. Se. k. Hoheit sagt: „Von dem hiebei Erzielten steht Mir der Schutz der Religion und die Wahrung des Friedens unter den Confessionen obenan, und Ich empfinde es mit ganz besonderer Freude, daß zu öfteren Malen von der höchsten katholischen kirchlichen Autorität die vollkommene Befriedigung über die Lage der katholischen Kirche in Bayern ausgesprochen worden ist". Das ist der Punkt, welcher der historischen Erörterung bedarf.

Bei der Verhandlung über die Einsetzung der Regentschaft hat noch ein weiteres Mitglied der Rechten das Wort ergriffen und am Schlusse gesagt: „Wir verlangen nichteinmal einen Systemwechsel, sondern nur andere Personen". Wollte der

Redner vielleicht sagen: „Wir verlangen keinen Systemwechsel, weil ein nicht vorhandenes System nicht gewechselt werden kann, sondern wir wollen nur an der Spitze des Ministeriums eine Person ohne gehässige Vergangenheit", so hätte ihm die ganze Geschichte der Regierung des Freiherrn von Lutz Recht gegeben. Schon am Schlusse der vorletzten Wahlperiode haben wir aus eigener Erfahrung hier erklärt: „Will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man gestehen: die Regierung in Bayern habe im Grunde gar kein System, sondern sie bewege sich in einem beständigen Laviren . . . Neuestens gilt dieß, wenn man laut gewordenen Stimmen glauben soll, selbst in Bezug auf die Kirchen- und Schulangelegenheiten."[1])

Damit sollte nicht gesagt seyn, daß es anfänglich nicht gerade in diesen Angelegenheiten auf ein förmliches System der Unterdrückung der katholischen Kirche sehr ernstlich abgesehen war. Wer sich der Rede erinnert, die Herr von Lutz bei der 28. Sitzung des Reichstags von 1871 über den von ihm eingebrachten Antrag auf Ergänzung des deutschen Strafgesetzbuchs (den sogen. Kanzelparagraph) gehalten hat, der wird zugestehen, daß es mit dem beabsichtigten System seine volle Richtigkeit hatte. Der Minister sagte mit dürren Worten: „Im Uebrigen gebe ich zu, ein Universalmittel ist der von uns vorgeschlagene Gesetzentwurf nicht; es ist nur ein Bollwerk, welchem bei Revision des Kirchenstaatsrechts (!), wie ich mir die Sache denke, andere folgen müssen."

Aber, wie sich die Zeiten ändern und die Menschen mit ihnen! Damals fügte der Minister bei: er erwarte von dem Kanzelparagraph insbesondere Schutz für diejenigen staatsfreundlichen Geistlichen unter dem niedern Klerus, die „bis jetzt nicht stark genug waren, dem Terrorismus der ultramontanen Presse zu widerstehen, der kaum zu qualificiren sei, und dem Drucke zu widerstehen, der von den geistlichen Oberen

1) Am 8. März 1879 s. „Histor.-polit. Blätter" Band 83, S. 463.

ausgeübt werde, die ihrerseits wieder von einem spiritus familiaris getrieben würden." So damals! Und jetzt beruft man sich auf eben diesen spiritus familiaris, weist Sr. k. Hoheit irgendwelche Belobigungen von demselben vor, und läßt durch die ministeriellen Federn Papst und Bischöfe als die verordneten Bändiger der unbequemen „ultramontanen Presse" zu Hülfe rufen![1])

Wenn es aber mit dem beabsichtigten System eines neuen „Kirchenstaatsrechts" zu Nichte gekommen ist, wo lag das Hinderniß? An dem oben angegebenen Datum[2]) schrieben wir in diesen Blättern: „Es hat wirklich eine Zeit gegeben, wo für die katholische Kirche in Bayern Alles auf dem Spiele stand, und Niemand vermag zu sagen, wo wir jetzt stünden, wenn dazumal die viel geschmähte Mehrheit in der Volksvertretung nicht dagewesen wäre. Wenn jetzt Stimmen laut werden, daß es dieser Opposition nicht mehr bedürfe, weil der Friede durch die Geneigtheit der höchsten kirchlichen und staatlichen Autoritäten ohnehin gesichert sei, so sollte man erstens nicht vergessen, daß die Geneigtheit auf der Einen Seite doch nur dem erfahrenen Widerstande ihre Entstehung verdankt, und eben deshalb sollte man zweitens den Tag nicht vor dem Abend loben."

Freiherr von Lutz hat im Verlaufe seiner Staatsmann=

---

1) Der Hochofficiöse der „Allg. Zeitung" (vom 10. Juli) stellt das Auftreten der Bischöfe gegen die „bewußte Hetzpresse" in bestimmte Aussicht. Wie aber, wenn sie von ihrem christlich=sittlichen Standpunkt aus den Unrechten treffen würden?! Wenn sie z. B. die Worte Leo's XIII. vom 20. Febr. 1879 an die Deputation der katholischen Journalisten wiederholen würden: „Ungemein viel würde zum gewünschten Ziele beitragen eine ernste und gemäßigte Schreibweise, welche weder durch allzu große und unzeitige Bitterkeit der Rede die Leser zurückstößt, noch der Parteilichkeit oder privatem Vortheil, unter Zurücksetzung des gemeinsamen Besten, dient" — an welche Presse würde da wohl Jedermann in erster Reihe denken?

2) Am 8. März 1879 a. a. O. S. 467.

schaft eine auf- und eine absteigende Linie beschrieben, stets je nach Ermessen der Umstände. Man kann sagen: er habe als politischer Handelsmann sein illustres Vorbild noch übertroffen. Als Mitglied des Ministeriums Hohenlohe galt er, nach dem Ausdruck der „Allgemeinen Zeitung", noch als „halb ultramontan"; er ließ nicht ungern vertraulich von sich aussagen, daß er der neugewählten Mehrheit der Rechten verhältnißmäßig am nächsten stehe, und der damalige Führer dieser Fraktion hätte unbedenklich als Minister der Justiz neben ihm als dem neuen Cultusminister Platz genommen. Als aber das „Reich unter Dach war", und als der preußische Culturkampf bereits in Sicht stand, da überraschte er noch vor Ablauf des Jahres 1871 alle Welt mit jener Rede als Vater der lex Lutziana, in der er zugleich den Beschluß des Concils über das unfehlbare Lehramt des Papstes als unübersteigliches Hinderniß des bisherigen Einvernehmens zwischen Kirche und Staat und als „staatsgefährlich" vor dem ganzen Reiche erklärte.

Der bayerische Epikopat hatte mit Eingabe vom 15. Mai 1871 vorgestellt: „Wäre es von der Zustimmung der einzelnen Staatsregierungen abhängig, ob eine katholische Glaubenslehre verkündigt und gepredigt werden dürfe oder nicht, so wäre damit der Grundbegriff der Katholicität zerstört, und es könnte nur noch National- und Landeskirchen, aber keine katholische Kirche geben." Der Minister hielt daran fest, daß auch eine Glaubenslehre zu ihrer Giltigkeit in Bayern des königlichen Placets bedürfe, indem er zugleich die bestimmte Verweigerung desselben erklärte, und folgerichtig beschuldigte er in dem weitschweifigen Erlasse vom 27. August 1871 den Episkopat „der offenbaren Verletzung der Staatsverfassung."

Der Episkopat hatte in seiner Eingabe gefragt: „Der gesammte Klerus steht mit verschwindenden und nicht nennenswerthen Ausnahmen treu zur Kirche, und erblickt in den Beschlüssen des Vatikanums nichts weniger als eine Gefahr für den Staat; sollte sein Urtheil den leidenschaftlichen Aus-

führungen einiger Professoren gegenüber ganz ohne Bedeutung seyn?" Der Minister ging aber noch über die „Autoritäten der Wissenschaft" hinaus. Herr von Döllinger hatte bei dem „Altkatholiken"-Congreß vom 22. September 1871[1]) dringend davor gewarnt, „Altar gegen Altar, Kanzel gegen Kanzel aufzustellen"; andernfalls, sagte er, würden diese Gemeinden nichts weiter als eine Sekte seyn und vom Staat unmöglich als die katholische Kirche anerkannt werden können. Den „Juristen" in der Versammlung hatte der Redner das zu bedenken gegeben. Aber der Minister war anderer Meinung; gewiß, sagte er, in der Antwort auf die Interpellation Herz vom 14. Oktober 1871, gewiß sind vor dem Forum des bayerischen Religionsedikts die Einen Katholiken wie die Anderen.

Im Oktober 1875 wendete sich der Episkopat neuerdings beschwerend an Se. Majestät. Die Klagen über die neuen Maßregeln zur Verdrängung der Religion und Kirche auf dem ganzen Gebiet der Schule und gegen die geistlichen Orden waren hinzugekommen, aber der erste Theil der Vorstellung beschäftigte sich abermals mit der Interpellations-Beantwortung von 1871. Unter Hinweisung auf die thatsächliche Entwicklung der neuen Sekte stellten die Bischöfe die Frage: „Wie ist es möglich, diese Art von neuem Rongeanismus als identisch mit der katholischen Kirche nehmen zu wollen, in welcher stets Einheit des Glaubens und der Verfassung geherrscht hat?" Die Vorstellung blieb unbeantwortet. Aber der unerhörte Zustand, unerhört selbst in Preußen, besteht bis heute, obwohl die zu Grunde liegende Juristerei nun selbst vom Reichsgericht verurtheilt ist.[2])

---

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter." Band 68. S. 726 ff.

2) Vor dritthalb Jahren hat der dritte Straffenat des Reichsgerichts den Rekurs eines wegen Beleidigung der katholischen Kirche verurtheilten Redakteurs mit der Begründung verworfen. „Nicht rechtsirrthümlich ist es, wenn in den Auslassungen über

Als in Preußen der „Culturkampf“ in's unselige Daseyn trat, da genirten dort die bekannten drei Artikel der Verfassung; sie wurden zuerst abgeändert und dann ohne Weiteres gestrichen. Herr von Lutz sah sich gleichfalls genirt, und er beeilte sich, das gegebene Beispiel nachzuahmen. Unter König Max II., der an Engherzigkeit in katholischen Angelegenheiten wahrlich nichts zu wünschen übrig ließ, hatte der bayerische Episkopat nach langen Verhandlungen wenigstens für den bedeutenderen Theil seiner Beschwerden Abhülfe erzielt durch die allerhöchsten Erlasse vom 8. April 1852 und 9. Oktober 1854. Die beiden Erlasse enthielten nichts weiter als eine möglichst vermittelnde Auslegung mehrdeutiger oder zweifelhafter Stellen des Religionsedikts gegenüber dem Concordat. Mit Ministerialerlaß vom 20. Nov. 1873 wurden diese allerhöchsten Erlasse einfach außer Wirksamkeit gesetzt, weil ihnen die gesetzliche Eigenschaft einer authentischen Interpretation nicht zukomme. Warum wurde aber eine solche nicht veranlaßt? Die bayerische Verfassung hatte auch den Fall nicht vorgesehen, daß in dem unglücklichen Lande einmal zwei wahnsinnige Könige aufeinander folgen würden, ebensowenig wie den Fall, daß nach dreihundert Jahren wieder einmal ein allgemeines Concil tagen und eine bestrittene Glaubenslehre definiren würde. In jenem Falle ist alsbald die Klinke der Gesetzgebung ergriffen worden, warum nicht auch in dem andern? Nun, es lag eben im Interesse Dieser und Jener, nicht Farbe bekennen zu müssen.

Als nun aus Anlaß des verunglückten Antrags der

---

jenes Dogma der Unfehlbarkeit und seine Annahme als eines Glaubenssatzes seitens der katholischen Christen eine Beschimpfung nicht sowohl einer einzelnen Einrichtung oder eines Gebrauchs, als vielmehr der römischen Kirche selbst gefunden wird, da das Dogma und seine Geltung als allgemeiner Glaubenssatz ein Theil und eine unbedingte Folge der ganzen kirchlichen Lehre ist.“ Münchener „Allg. Zeitung“ vom 15. Nov. 1883.

zweiten Kammer vom 8. März 1882 die sogenannte Tegernseer Erklärung betr. in der ersten Kammer der Ministerialerlaß vom 20. November 1873 zur Sprache kam, da glaubte zwar der Cultusminister bereits an die Möglichkeit, auch von seinem Standpunkte aus „vermittelnd vorgehen“ zu können; der Herr Erzbischof von München-Freising aber erklärte im Namen seiner Amtsbrüder: wenn die Verordnung vom Jahre 1873 nicht im Wege stünde, so wäre ein modus vivendi zu finden gewesen; denn wenn man nach der Verordnung von 1852 hätte vorgehen können, so hätte die Kirche noch einige freie Bewegung gehabt. Nun aber müsse er erklären, „daß die Bischöfe von den Bestrebungen, den Forderungen, den Bitten und Wünschen des bayerischen Episkopats, wie sie in den Fünfziger Jahren gestellt worden seien, nicht abgehen können, und daß sie die Wahrung der Rechte der Kirche, wie sie in einem Gesuche an Se. Maj. den König vom 28. April 1852 betont worden sei, noch heute aufrecht erhalten.“[1])

Wie stellen sich nun gegenüber diesen historischen Thatsachen die Versicherungen in dem Schreiben Sr. k. Hoheit des Prinz-Regenten, daß sein Vertrauen in das Staatsministerium auf eigener Erfahrung und insbesondere in wiederholten Zufriedenheitsbezeugungen des heiligen Stuhles begründet sei? Sehr einfach; das Schreiben enthält eine nicht zu übersehende Zeitbestimmung, sie lautet: „seit Jahren.“ Und wie weit zurück diese nicht an den Fingern hergezählten Jahre zurückzudatiren sind, ergibt sich aus den zwei Perioden der

1) Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 15. April 1882; vergl. Berliner „Germania“ vom 20. April 1882. — Und da wagt die hochoffiziöse Münchener Correspondenz, die jetzigen gegen die früheren Bischöfe in Gegensatz zu bringen: „Die oppositionelle Haltung der Bischöfe, wie sie in früheren Jahren bei den Conferenzen zu Eichstätt an den Tag trat, hat längst aufgehört“ ꝛc. (Münchener „Allg. Zeitung“ vom 10. Juli d. Js.) — Ja freilich, aber nur weil sich zwar der Episkopat nicht geändert hat, aber ein Anderer.

freiherrlich Lutz'schen Staatsverwaltung ziemlich genau. Bis 1875 dauerte die Periode der Aufwiegelung, dann einige Jahre Beobachtung des Wetterhahns, endlich von 1881 an Abwiegelung bis zu dem Punkte, wo man sich nun dem Prinz-Regenten gegenüber auf die Billigung der Kirchenregimente beruft.

Als der Herr Minister im Oktober 1875 der Mehrheit der neugewählten Kammer zurief: sie sei nur das Produkt mißbräuchlicher Agitation der geistlichen Gewalt, und er erblicke auf diesen Sitzen nicht so fast Abgeordnete des Volkes, als vielmehr „Abgeordnete der Kirchenregimente“: da stand er auf der Sonnenhöhe der aufsteigenden Entwicklung. Auf die im Dunkel hinter dieser Höhe liegenden Regierungsparteien kann sich das Lob des Prinz-Regenten nicht beziehen, denn sonst hätte Se. k. Hoheit sich unmöglich gleich darauf auf die Zustimmung dieser „Kirchenregimente“ berufen können. In Berlin scheint man damals der Meinung gewesen zu seyn, der König hätte lieber gleich die Kammer auflösen sollen, um „das bayerische Volk in die Lage zu versetzen, nicht zwischen Ministerien verschiedener Parteien, sondern zwischen dem König und den ultramontanen ‚Kirchenfürsten‘ zu wählen.“[1] Heute rechnet man in München darauf, daß bei den bevorstehenden Neuwahlen das Volk unter Führung dieser Kirchenfürsten sich für das Ministerium Lutz entscheiden werde. Und da will man noch von einem „System Lutz“ sprechen!

Während nun gegenüber der neuen Kammer von 1875 die Politik des Lavirens mit zugehörigen kleinen Künsten in's Werk gesetzt wurde, schlug allmählig der obere Wind um. Die preußischen Culturkampfgesetze wuchsen sich zu einer Warnungstafel gegen staatsmännische Verirrungen aus; die sociale und wirthschaftliche Reformarbeit trat in Berlin in den Vordergrund, man bedurfte dazu der Beihülfe des Centrums;

---

1) Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 23. Oktober 1875.

die conservative Strömung wurde fühlbarer, und die bayerischen Neuwahlen von 1881 brachten der Rechten eine Mehrheit von 19 Stimmen ein. Jetzt hieß es nicht nur bremsen, sondern auch Contredampf verordnen. Unmittelbar vor dem Eintritt in die Berathung des Cultusbudgets erschien ein königliches Handschreiben an den Minister, oder vielleicht des Ministers an den Minister, vom 23. Februar 1882, welches in warmen Worten von dem Schutz der religiösen und kirchlichen Interessen redete. Der Minister selbst gab dem Ausschuß entgegenkommende Erklärungen. In München entstand sogar eine Bewegung zur Bildung einer neuen Partei; dieselbe sollte auf Grund des „erlösenden Worts“ vom 23. Februar eine „Königspartei“ seyn.[1]) So verliefen sich zwei lange Sessionen des Landtags in ziemlich ungetrübter Gemüthlichkeit. Die Umgangsform bewegte sich nach dem Comment: thuest Du was für meinen Juden, so thue ich was für Deinen Juden; und man muß gestehen, daß Freiherr von Lutz immer redlich Wort gehalten hat.

Für die ersten Sessionen hatte die Rechte dem Minister einen äußerst zweckmäßigen Cultusreferenten gestellt. Man hat von diesem Herrn gesagt: „So einen Cultusreferenten kriegt Herr von Lutz nicht wieder.“ Der Minister hat denn auch für ihn einen Preis bezahlt, welcher selbst dem verschwenderischen Kabinetssekretariat zu hoch erscheinen wollte.[2]) Die ministeriellen Concessionen floßen reichlich, namentlich auf allen drei Gebieten des Schulwesens.[3]) Auch in der

---

1) Das Organ dieses Sturmes im Glas Wasser war die damalige „Augsburger Postzeitung“ (s. z. B. die Nummern vom 3. 23. 24. 29. März 1882) — wofür man aber die jetzige „Postzeitung“ nicht verantwortlich halten darf.

2) Münchener Correspondenz der „Augsburger Postzeitung“ vom 2. Dec. 1882.

3) S. „Histor.-polit.-Blätter“ vom 10. Mai 1882. Band 89. S. 786 f.

weitern Session, zu welcher die Rechte einen ihrer ernsthaftesten und unbeugsamsten Männer als Cultusreferenten gestellt hatte, errang sie noch die Erfüllung mancher Wünsche — Alles natürlich auf Wohlverhalten, beziehungsweise auf Lebenszeit, und auf Grund diskretionärer Gewalt.

Warum sollten nun nicht auch die Bischöfe und vielleicht sogar der Papst selbst über solche Abschlagszahlungen gelegentlich ihre Genugthuung ausgesprochen haben? Umsomehr als man an diesen Stellen die Natur politischer Sünden gut genug kennt, um von einem solchen Sünder jemals das Wunder einer plötzlichen Bekehrung zu erwarten. Vages Gerede über Belobigungen des Ministeriums von Seite hoher und höchster Autoritäten der Kirche ist daher schon seit ein paar Jahren herumgegangen; es gibt dort unterirdische Diplomaten, die man mit zweckdienlichen Nachrichten durch die Gassen hausiren schickt, und erst kürzlich sollte oben angezogener Cultusreferent einen Sack voll vatikanischer Fleißbillete von der Romreise mitgebracht haben. Mag aber nun an all dem Gerede viel oder wenig wahr seyn: an eine Generalabsolution in den Lutz'schen Reservatfällen zu glauben, dazu gehörte jedenfalls ein — schwacher Theologe.

Der schwerste Schlag gegen die „Patrioten", so hat man hochofficiös aus München geschrieben, sei gewiß der, daß der Prinz-Regent „auf das Oberhaupt der katholischen Kirche als auf denjenigen hingewiesen habe, welcher sich über die Lage der katholischen Kirche in Bayern wiederholt befriedigend geäußert habe." Gewiß ist dieß eine sehr gewichtige, aber gerade für uns hocherfreuliche Thatsache. Hätten wir vor eilf Jahren uns in der Kammer auf den Papst berufen, was würde wohl der Ministertisch geantwortet haben? Jetzt hat man sich bei dem Prinz-Regenten gegen die „gewisse Partei" auf den Papst berufen, und der hohe Herr hat davon vor der Oeffentlichkeit Gebrauch gemacht. Wir sind Ihm dafür dankbar, und wir hatten gar keine Ursache darüber zu erschrecken. Aber die „verblüffende Wirkung" — ist sie vielleicht auf Seite

derjenigen eingetreten, welche die soldatische Geradheit und ehrliche Offenheit Sr. k. Hoheit außer Acht ließen, als sie aus einigen Mücken einen Elephanten machten, und denselben alsbald in den Erlaß des Prinz-Regenten und mit diesem Dokument in die Zeitungen übergehen sahen? Jetzt hieß es: den Beweis liefern für die dem Freiherrn von Lutz ausgedrückte „vollkommene Befriedigung" des Papstes. Alle Welt ist heute noch gespannt, auch die liberale.

XVII.

Fürst Alfred Windisch-Grätz und Graf Leo Thun in den Prager Juni-Tagen 1848.

Von einem politischen Mitkämpfer.

In den letzten Monaten des verflossenen Jahres ist unter dem Titel „Der k. k. österreichische Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz — eine Lebensskizze" eine Arbeit erschienen, deren Verfasser sich als einen „Zeitgenossen der Sturm-Jahre 1848 und 1849" bezeichnet, und die in ihrer anspruchslosen Form, durch das Gepräge ehrfurchtsvoller Hingebung und treuer Ergebenheit an den Mann, den sie schildert, durch den Ton objektiver Wahrheit und viele interessante und charakteristische Einzelheiten den Verehrern des verstorbenen Feldmarschalls vielfache Befriedigung gewährt hat, manche seiner ehrlichen Gegner aber an der Wahrheit des Zerrbildes irre gemacht haben dürfte, welches sie von dem

leidenschaftlichen Hasse der streitenden Parteien jener vielbewegten Zeit überkommen haben. Das Buch ist keine erschöpfende biographische oder historische Arbeit und gibt sich nicht als solche. Eine so lange Reihe von Jahren auch seit jener bewegten Epoche vorübergegangen ist; so sehr die damaligen Ereignisse auch seither durch die fast ununterbrochene Reihe tiefgreifender europäischer Veränderungen in den Hintergrund gedrängt sein mögen: so hängt doch, was damals geschah, was angestrebt oder bekämpft wurde, was in Frage stand, in so enger principieller Verbindung mit den Richtungen, die auch jetzt die Welt in kämpfenden Strömungen bewegen; selbst die persönlichen Gegensätze sind in der Erinnerung vieler Kreise so lebendig, daß der Zeitpunkt für eine erschöpfende, wahrheitsgetreue, aber in dem Streben nach objektiver Wahrheit durch keine Rücksicht gebundene Darstellung jener Epoche und namentlich des Mannes, dessen edles Bild, durch der „Parteien Geist und Haß" vielfach entstellt und getrübt, den seinem Wirken und entscheidenden Auftreten nachfolgenden Generationen überliefert worden ist, noch nicht gekommen sein dürfte. An der Stelle einer solchen müssen persönliche Eindrücke und Mittheilungen eines Zeitgenossen, der in viele bezeichnenden und anregenden Details eingeweiht erscheint, immerhin mit Befriedigung und Interesse begrüßt werden.

Es liegt aber in der Natur solcher Mittheilungen, daß die Aufmerksamkeit des Verfassers mit voller Kraft sich vorwiegend demjenigen zuwendet, dessen Persönlichkeit und Wirken den Vorwurf seiner Arbeit bildet. So wenig er auch die eingehende historische Schilderung der hervorragenden Ereignisse als seine Aufgabe betrachten möge, kann er es doch kaum vermeiden, auch mancher Persönlichkeiten zu erwähnen, die in dieselben miteingegriffen haben, und für den flüchtigen Leser liegt da oft die Gefahr nahe, die Art der Erwähnung, die dem Verfasser durch den Zweck geboten war, den er sich vorgesetzt, zum Maßstabe der Beurtheilung derjenigen zu nehmen, die in solcher Weise erwähnt werden. Und jedes Buch, das über bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse neue, bisher unbekannte Einzelnheiten und Angaben bietet, deren Glaubwürdigkeit unbestreitbar ist, ist eine historische Quelle oder wird zu einer solchen, so bescheiden und anspruchslos es sich auch geben mag.

Die Prager Junitage des Jahres 1848 sind eines der glänzendsten Blätter im Lebenslaufe des Feldmarschalls Fürst Windisch-Grätz; vom rein menschlichen Standpunkte, durch eine Verkettung tragischer Geschicke, durch Seelenadel, Selbstbeherrschung, Entschiedenheit, ruhige, zielbewußte, in jenen Tagen allgemeiner Erschlaffung der herrschenden oder zum Herrschen berufenen gesetzlichen Gewalten in Europa zuerst bethätigte Energie und großartige Milde vielleicht das glänzendste. Wenige Wochen vor Ausbruch des Aufstandes der Juniwoche war Graf Leo Thun in noch jugendlichen Jahren zum Präsidenten des böhmischen Landes-Guberniums berufen worden. In klarer Erkenntniß der Gefahren des vielfach unterwühlten Bodens, auf dem er zu wirken berufen war, schloß er sich auf das engste an den commandirenden General Fürst Windisch-Grätz an; und die Bande achtungsvoller Ergebenheit, die ihn an den Fürsten, seine Gattin von früher Jugend an die Fürstin knüpften, wurden durch das Gefühl der Solidarität, welche den Chef der Civilverwaltung an den Vertreter der obersten Militärgewalt knüpfte, umsomehr gekräftigt, je schmerzlicher jedes patriotische Gemüth das Verständniß und die Bethätigung dieser Solidarität in vielen Theilen der Monarchie vermißt hatte. Ohne uns in eine Geschichte des Prager Juni-Aufstandes, die bis zur Stunde noch nicht geschrieben ist, einzulassen, sollen im Folgenden nur jene Momente klar gestellt werden, welche das eben charakterisirte Verhältniß der beiden Männer in dieser tief erregten Zeit zu einander hervortreten lassen.

Wie schon erwähnt war Graf Leo Thun wenige Wochen vor Losbruch des Aufstandes, aber in einer Zeit schon allseitig heftiger Erregung, die eine Katastrophe voraussehen ließ, an die Spitze der böhmischen Landesregierung berufen worden und hat sich vom ersten Augenblicke als ein Mann gezeigt, dem weder die Einsicht noch die Willenskraft gebrach, sich jeder gesetzwidrigen Ausschreitung, jeder versuchten Schmälerung der rechtmäßigen Gewalten mit seiner vollen Persönlichkeit in den Weg zu stellen. Ein Deutscher aus dem „Reich", Zeuge einer Sitzung des Prager National-Ausschusses, welcher Graf Thun als Chef der Landesregierung beiwohnte, hat sich, wie er nach den Junitagen in einer deutschen Zeitung bekannte, schon damals gesagt: „Das

ist der Mann, an welchem sich die Störefriede die Zähne ausbeißen werden."

Am Pfingst-Sonntag, 11. Juni, erschien im k. k. General-Commando eine Studenten-Deputation, welche an den Fürsten Windisch-Grätz folgende Forderungen stellte: 1) 2000 Gewehre und 80,000 scharfe Patronen; 2) eine ausgerüstete Batterie; 3) Entfernung der in den letzten Tagen auf den Wyssehrad, den Laurenziberg, in die Josephs-Kaserne geschafften Kanonen.

Selbstverständlich erfolgte abweislicher Bescheid. Von einer Gewährung der ersten beiden Punkte konnte unter allen Umständen keine Rede sein. Was den dritten betraf, so gehörten die auf den Wyssehrad geschafften Geschütze zur fortificatorischen Ausrüstung dieses festen Punktes, während die Besetzung des Laurenziberges, auf welchem sich Pulver-Magazine und andere militärische Depots befanden, in einer so kritischen Zeit nicht außer Acht gelassen werden durfte. In der Josephs-Kaserne dagegen war nach der letzten Ausrückung eine Anzahl Geschütze ohne Pferde und Bedienungsmannschaft blos darum einstweilen untergebracht worden, um sie für einen ähnlichen Anlaß nicht erst den langen beschwerlichen Weg vom Hradschin herab und dann wieder hinauf transportiren zu müssen. Da aber dieser an und für sich ganz unverfängliche Umstand von den Hetzern als eine Beunruhigung, eine Aufreizung der Bevölkerung ausgebeutet wurde, der Bürgermeister mit den Stadtverordneten aus diesem Grunde Vorstellungen machte und auch der Gubernial-Präsident dafür war, den Unruhestiftern den Vorwand zur Nährung des Mißtrauens zu nehmen[1]), so verfügte der Commandirende, für welchen das Belassen der Geschütze an diesem Orte keine militärische Bedeutung hatte, die Zurückführung derselben auf ihren gewöhnlichen Standplatz ob dem Hradschin.

In der That schien dies theilweise Zugeständniß einigermaßen beruhigend zu wirken, obwohl die drückende politische Schwüle andauerte. Ein aufreizendes Blatt, welches junge Leute von der Techniker-Legion, wohl im Zusammenhang mit der an den Commandirenden abgesandten Deputation, an ver-

1) Von „dringenden Bitten" Thun's in dieser Richtung, wie es in dem Windischgrätz-Buche S. 113 heißt, war gewiß keine Rede.

schiedenen Punkten der Stadt angeschlagen hatten, wurde auf Anordnung des Gouverneurs überall herabgerissen. Dazu kam die Aufregung der Wahlen nach Frankfurt, die in den letzten Tagen vorgenommen werden sollten. Als Graf Thun, der mit der Gräfin beim Fürsten Windisch-Grätz dinirt hatte, gegen Abend nach Hause fuhr, zeigten sich am Altstädter Ring starke Ansammlungen, und ein Beamter, den der Gouverneur an den Wagenschlag herzuwinkte, erklärte als Grund derselben die mißliebigen deutschen Wahlen. Graf Thun hieß ihn die Leute beruhigen, da er im Sinne habe, die Wahlen aufzuschieben. „Gott sei's gedankt!" sagte der Beamte und empfahl sich. Im Ganzen glaubte man sich in Regierungskreisen der Hoffnung hingeben zu können, daß für die nächste Zeit die gesetzliche Ordnung sich werde erhalten lassen. In diesem Sinne schrieb Graf Leo Thun an seinen Bruder Friedrich, der in seinem Auftrage zu Seiten des kaiserlichen Hofes weilte, nach Innsbruck und faßte einen Aufruf an die Prager Bevölkerung ab, der am folgenden Tage erscheinen sollte und dieselbe unter Hinweisung auf das ihren Befürchtungen gemachte Zugeständniß rücksichtlich der Geschütze in der Josephs-Kaserne zu erneutem Vertrauen gegen die Regierung und deren Organe aufforderte. Thun war am späten Abend nochmals im General-Commando beschäftigt und fand, als er nach Mitternacht nach der Kleinseite zurückfuhr, Ruhe in den Straßen, was diese Anschauungen zu bekräftigen schien.

So stand es auch am zweiten Pfingsttag Vormittags auf der Kleinseite, wo Graf Thun mit seiner Gemahlin der Halbzwölf-Messe in der St. Niclas-Kirche beiwohnte. Kaum in sein Bureau zurückgekehrt, erhielt er aber Meldungen von dem, was um dieselbe Zeit am Roßmarkt auf der Neustadt vorgefallen war und in den jenseitigen Stadttheilen den raschen Bau zahlloser Barricaden zur Folge hatte. Ohne sich einen Augenblick Zeit zu gönnen, trat er zu Fuß, da unter diesen Umständen von einer Benützung des Wagens keine Rede war, den Weg auf die Altstadt[1]) an, wobei er die große Jesuitengasse

---

[1]) Wohl nicht „auf das Rathhaus", wie es S. 118 heißt, sondern in das General-Commando.

noch frei von Barricaden fand. Ein Bollwerk solcher Art war erst im Bau begriffen, während das zur anderen Seite auf den Marienplatz führende Gäßchen noch frei war, daher Thun diesen Weg einschlug. Ehe er aber noch auf den offenen Platz gelangte, wurde er von einem Studenten erkannt, der ihm mit gefälltem Bajonnet in den Weg trat. Sogleich war er umringt, angeblich nicht ohne Lebensgefahr, da einige aus dem aufgeregten Volke kurzen Proceß mit ihm machen wollten, in das anstoßende Clementinum geführt und hier zum Gefangenen gemacht, dem man jetzt die wichtigsten Zugeständnisse abpressen wollte. Thun erklärte jedoch, daß er im Zustande der Unfreiheit nicht Chef der Landesregierung sei und sich zu keinerlei Kundgebung oder Handlung, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß haben können, herbeilassen werde. Von den Barricaden herab und auch von einer ins General-Commando entsendeten Deputation hieß es: man werde den Gouverneur aufhängen, falls nicht das Militär zurückgezogen werde, wogegen der Commandirende versicherte: wenn dem Grafen Thun ein Leides geschähe, werde er das Clementinum umzingeln und, was sich dort von Aufständischen befinde, über die Klinge springen lassen. Die Behandlung Thun's unter dem Schutze der Studenten war übrigens eine anständige, und es erregte nur ein mit Aerger versetztes Staunen dieser irregeführten Jünglinge, als sie wahrnahmen, mit welcher Seelenruhe ihr Gefangener das Essen verzehrte, das ihm gebracht wurde.

Gräfin Thun hatte sich von St. Niclas in ihre im zweiten Stockwerke gelegene Wohnung verfügt, als ihr gemeldet wurde, eine am Gubernialgebäude vorbeieilende Dame — wie sie später vermuthete, Gräfin Wallmoden — habe durch den Portier sagen lassen: es sei drüben Alles los. Die Gräfin stürzte in den ersten Stock hinab, erfuhr aber zu ihrem Entsetzen, ihr Gemahl habe sein Bureau verlassen, um sich in das General-Commando zu begeben. Schon kamen Leute aus der Altstadt herüber, welche Sturmläuten von den Thürmen befahlen, das Volk zum Bau von Barricaden aufforderten, die man bald aus den Fenstern des Gubernial-Gebäudes über den Ring hinüber in der Brückengasse sich erheben sah. Am Gebäude selbst vom Hradschin herab marschirten Abtheilungen von Truppen, rasselten Kanonen

vorbei, während von den Aufständischen in den Häusern eingesagt wurde, an den Fenstern Steine und heißes Wasser bereit zu halten. Ueber den Platz, auf den Straßen liefen Menschen und schrien wie verrückt durcheinander; von der Altstadt herüber wurde das Schießen immer vernehmlicher, dazu das unheimliche Anschlagen an die Glocken, alles Zeichen, daß der lang vermiedene Zusammenstoß erfolgt und mit allen Schrecken entbrannt sei. In solcher Lage wurde der Gräfin eine von der Altstadt herübergekommene Deputation gemeldet, die sie dringend zu sprechen habe. Sie bat den Präsidial-Concipisten Philipp Weber und den zufällig im Gebäude anwesenden Grafen Christian Waldstein, der Unterredung beizuwohnen, die vom Führer der Deputation mit der Mittheilung eröffnet wurde, daß ihr Gemahl gefangen sei, sich hartnäckig weigere, die von ihm verlangten Erklärungen und Forderungen an den Fürsten Windisch-Grätz zu unterschreiben, und daß man darum ihn und die mitanwesenden Herren beauftragt habe, die Gräfin zu vermögen, auf ihren Gemahl einzuwirken, daß er zu seinem und zum allgemeinen Wohl nicht länger anstehe, zu erfüllen, was man von ihm verlange. Die Gräfin erwiderte: „Wenn ich auch so gewissenlos sein könnte, meinen Mann von seiner Pflicht abwendig machen zu wollen, er würde gewiß nie anders als nach seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung handeln,“ eine Erklärung, der Weber „nach der Kenntniß, die er von dem Charakter Sr. Excellenz habe“, bekräftigend beistimmte. Da die Altstädter Sendboten gleichwohl nicht abließen, in die Gräfin zu dringen, die ihrerseits mit immer gesteigertem Nachdruck auf ihren Satz zurückkam und es dabei an charakteristischen Bezeichnungen der Zumuthung, die man an sie stellte, nicht fehlen ließ, so nahm der Auftritt an Gereiztheit auf beiden Seiten zu, als ein Beamter die Nachricht brachte, der Gouverneur befinde sich bereits wieder auf freiem Fuße, worauf natürlich die Deputation schleunigst abbrach und sich zurückzog. Die Meldung war leider, wie sich bald darauf zeigte, eine irrige, während anderseits das Schießen drüben seit geraumer Zeit aufgehört hatte, so daß man Hoffnung auf Beilegung des Streites zu schöpfen begann. Allein der Vorfall mit der Altstädter Deputation legte die Besorgniß nahe, daß, wenn jene Hoffnung fehl schlüge, die Aufständischen bei

der rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit ihres Gebahrens den Versuch machen könnten, die Gemahlin des Gouverneurs als Geisel für diesen zu fassen, wie sie ja den Gouverneur selbst als Geisel für die Erfüllung ihrer Forderungen an den Commandirenden fassen zu können meinten. Daher drangen mehrere Beamte des Guberniums, vor allen Weber und der Präsidial-Secretär Felix Reiser, in die Gräfin, das Gebäude zu verlassen, wozu sie sich zuletzt herbeiließ, indem sie sich von Reiser zu einer in der Nähe wohnenden, diesem bekannten Familie bringen ließ. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht, und sie flüchtete unter Reiser's Schutz an mit dem Barricadenbau beschäftigten Männern vorbei in das Ledebur'sche Palais zur Gräfin Caroline Grünne, von welcher sie das erschütternde Ende der Fürstin Windisch-Grätz, ihrer verehrten mütterlichen Freundin, erfuhr. Am andern Morgen schritt sie, auf das einfachste gekleidet, am Arme Reisers bis zum alten Postgebäude, wo sie ein vorausgeschickter, in bürgerliche Kleidung gesteckter Bedienter der Gräfin Grünne übernahm. Die Balken der Kettenbrücke, deren Eingang von Militär abgesperrt war, hatte man zum Theile ihrer Ueberlage entkleidet, so daß der commandirende Unteroffizier, welchem sich die Gemahlin des Gubernial-Präsidenten zu erkennen gab, die Erlaubniß zum Passiren gab, „wenn die Dame schwindelfrei sei". An Spuren des gestrigen Straßenkampfes, gefallenen Pferden u. dgl. vorbei kam die Gräfin glücklich zu einer ihr befreundeten Familie im gräflich Wallis'schen Haus, wo sie einen unter diesen Umständen wahrhaft ergreifenden Beweis von des Fürsten Windisch-Grätz theilnehmender Freundschaft erhielt. Selbst unter dem Druck des schmerzlichsten Schlages, den sein Herz getroffen, und der schweren Verantwortlichkeit seiner augenblicklichen Lage dachte er daran, der Gräfin Thun Beruhigung über das Schicksal ihres Mannes zu verschaffen. In seinem Auftrage nämlich theilte ihr General Wallmoden aus dem General-Commando — „aus diesem Hause des Jammers" — in wenigen Zeilen mit, daß die erste Forderung, welche der Commandirende an die Aufständischen gestellt, die sofortige Freigebung des Grafen Thun sei.

Dieser hatte die Nacht vom 12. zum 13. noch immer als Gefangener im Clementinum zugebracht, wo seine unerschütter-

liche Ruhe und Festigkeit seiner Umgebung längst die Aussicht benommen hatte, ihn ihren Forderungen gefügig zu machen. Gleichwohl erfolgte die Freilassung erst am Dienstag Nachmittag, wo Thun noch unmittelbar vor dem Verlassen seines Haftzimmers die Erklärung abgab, daß er sich durch diese seine Losgebung zu keinem irgendwelchen Zugeständnisse verbunden halte und im Stande der Freiheit einzig nach der Lage der Umstände und dem Ermessen seiner Verpflichtungen handeln werde. Von jenen, die ernstlich bestrebt waren, ihn vor jeder Gewaltthätigkeit zu schützen, waren einige über diese, wie sie meinten, ganz unmotivirte Schroffheit Thun's im letzten Augenblicke einigermaßen ungehalten, weil sie darin nur eine Aufreizung der jüngeren Leute, die von der Gasse aus ohnehin fortwährend aufgestachelt wurden, erblickten.[1]) Indessen geschah nichts dergleichen. Der Gouverneur wurde von Prager Bürgern, darunter Borrosch, die ihm zu seiner Sicherheit das Geleite gaben, auf seinen Wunsch auf das Rathhaus geführt, wo er im Stübchen des ehemaligen Gefangenwärters Tinte und Feder fand, ein Beileidschreiben an den Fürsten Windisch-Grätz richtete, ihm seine erfolgte Befreiung anzeigte und gleichsam als Ersatz dafür die Freigebung gefangener Studenten und Leute aus dem Volke befürwortete. Zur selben Zeit erschien der Bürgermeister in Begleitung einiger anderer Personen aus dem General-Commando und überbrachte eine schriftliche Erklärung des Fürsten Windisch-Grätz, laut welcher, sobald der Gubernial-Präsident in Freiheit gesetzt und die Wegräumung der Barricaden erfolgt sein werde, die militärischen Maßregeln eingestellt und alle Gefangenen vom Civilstande den gewöhnlichen Gerichten übergeben werden sollten. Diese Kundgebung wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen, und diese äußerte sich auch allenthalben auf dem Wege des

---

1) Schreiber dieses hat diesen Umstand aus dem Munde Palacky's, der mit den Gemeinderäthen Johann Slavik und J. B. Batka, dann Safarik, Karl Havlicek, Seidel zu denjenigen gehörte, die sich am meisten um die Freilassung Thun's verwendeten. Batka bemerkte in einem „Eingesendet" des const. Bl. a. B. 1849 Nr. 74, daß sich Graf Leo Thun hätte „seine Freiheit selbst verschaffen können, wenn er in irgend eine der gestellten Bedingnisse hätte eingehen wollen."

Grafen nach der Kleinseite, wohin ihn einige Studenten und Bürger geleiteten, die hiebei allen Begegnenden den Inhalt der fürstlichen Erklärung bekanntgaben.

Jenseits der Brücke waltete jedoch ein anderer Geist. In der Brückengasse, wo eine Reihe von Barricaden stand, war noch Alles in der früheren Aufregung.[1]) Im Gubernial-Gebäude fand Thun sein Personal von Besorgnissen erfüllt; von Wohlmeinenden trafen Warnungen ein, daß man ihm nach dem Leben stelle; von der Gasse wurde hinaufgerufen: man solle ihn aus dem Fenster werfen u. dgl. Gleichwohl hatten Thun's unerschrockene Bemühungen im Bunde mit einigen ruhigeren Männern die erfreuliche Wirkung, daß über Nacht der größte Theil der Kleinseitner Barricaden abgetragen war, so daß Thun am Mittwoch Morgens zum Feldmarschall-Lieutenant Grafen Khevenhüller in das Schloß gelangen konnte und diesen bereit fand, die am Aujezd aufgestellten Kanonen zurückzuziehen, wogegen die Bürgerschaft sich bereit zeigte, für die Verpflegung der Truppen zu sorgen, die seit zwei Tagen kaum einmal abgekocht hatten. Nachdem dieses gelungen war, eilte der Gubernial-Präsident in das General-Commando, wo er aus eigener Anschauung die Seelengröße des Mannes zu bewundern Anlaß hatte, dem die Gemahlin als Leiche und der älteste Prinz im Straßenkampfe schwer verwundet auf dem Krankenlager im Hause lagen.

Der allgemeine Stand der Dinge hatte sich seit dem gestrigen Vordringen der Truppen, welches ein rasches Ende des Aufstandes hatte hoffen lassen, nicht zum Besseren gewendet. Aus Wien waren, vom Ministerium geschickt, der General der Cavallerie Graf Mensdorff und Hofrath Klecansky eingetroffen, was die aufständische Partei mit neuem Trotze erfüllte, während unter den Truppen sich eine bedenkliche Stimmung bemerkbar machte, weil die Eine wie die Andern in jenem Erscheinen ganz richtig ein Eingreifen in die Wirksamkeit des dort gefürchteten

---

1) S. 121 der „Lebensskizze" heißt es irriger Weise: „auf der bei weitem ruhiger gestimmten Kleinseite." Näheres darüber in Thun's „Offenem Schreiben an den Prager Bürger Johann Slavik". Prag 1849. Credner und Kleinbub. S. 5 f.

und gehaßten, hier verehrten und vergötterten Fürsten Windisch-Grätz erkannten.

Jenen Trotz zu stärken, diese Stimmung zu reizen, trug ein Umstand bei, dessen Veranlassung nicht aufgeklärt worden ist, der vielleicht auch Folge eines in so kritischen Zeitläufen nie ausbleibenden Mißverständnisses war: die Zurückziehung der Truppen aus dem Altstädter Ring, aus dem Kinsky'schen Palais, aus dem Carolinum, Punkte, die im montägigen Straßenkampfe einerseits durch die Zeltnergasse, anderseits über den Obstmarkt nicht ohne manche Opfer gewonnen und besetzt worden waren.[1])

Graf Thun hatte im General-Commando den Aufenthalt seiner Gemahlin, die mittlerweile sich in das Hotel „zum blauen Stern" verfügt hatte, erfahren, und jetzt erst, nachdem die dringendste seiner augenblicklichen Verpflichtungen abgethan war, vergönnte er sich, die durch zwei Tage in angstvoller Ungewißheit gehaltene Frau durch sein persönliches Erscheinen von allen Zweifeln zu befreien.

Da im General-Commando beschlossen wurde, einen neuen Straßenkampf zu vermeiden, daher die Stellung auf der Alt- und Neustadt mit jener auf den beherrschenden Höhen des Hradschin und der Kleinseite zu vertauschen, so wurden in der tiefen Nacht vom Mittwoch den 14. zum Donnerstag den 15. die Truppen in größter Stille um das General-Commando zusammengezogen, und gegen 1 Uhr Morgens der Marsch zum Poricer Thor hinaus über die Pontonbrücke unterhalb des Invalidenhauses auf das Belvedere zum Sandthore angetreten. Da hiebei die Vermeidung jeden Geräusches angeordnet war,

---

1) Der Verfasser der „Lebensskizze" sagt (Seite 122): Graf Mensdorf, Hofrath Klecansky und Graf Leo Thun haben den Commandirenden um die Zurückziehung des Militärs von den erwähnten Punkten ersucht. — Bezüglich des Grafen Thun ist die Behauptung jedenfalls unrichtig, wie schon durch den Umstand erwiesen ist, daß, als der Gouverneur um die Mittagszeit von der Kleinseite auf die Altstadt kam und daselbst die erste Begegnung mit den Hof-Commissären und dem Commandirenden hatte, jene Maßregel bereits vollzogen war. Uebrigens wäre ein solcher Schritt, wie überhaupt in solch kritischem Momente jede Einmengung in die militärische Angelegenheit mit seiner ganzen Haltung unvereinbar gewesen.

die Leiche der Fürstin in einem Wagen, in einem anderen der schwerverwundete Prinz Alfred mitgeführt wurden, so bot dieser im Schritte sich bewegende Zug, welchem sich die Equipage des Generalmajors Fürsten Josef Lobkowic mit dessen Gemahlin, Graf und Gräfin Thun anschloß, einen unheimlichen, ja schauerlichen Eindruck.

Auf dem Prager Schlosse begannen am Donnerstag Morgens die Verhandlungen der Hof-Commissäre mit dem Commandirenden und dem Gubernial-Präsidenten, wobei durch wiederholte städtische Deputationen die Entfernung des Fürsten Windisch-Grätz vom Commando verlangt wurde. Da die Hof-Commissäre in diesem Sinne mit den Vertretern der Stadt in Unterhandlung traten, so erklärte der Fürst, er könne keinem Ministerium das Recht zuerkennen, ihn seines Amtes zu entsetzen, das ihm von Sr. Majestät dem Kaiser verliehen sei. Graf Thun theilte zwar für seine Person diese Auffassung grundsätzlich nicht; in der beabsichtigten Maßregel aber erblickte er eine schmachvolle Undankbarkeit gegen den Commandirenden, und befürchtete mit vollem Grunde eine demoralisirende Wirkung auf die Truppen. Er erklärte, daß er bei der Enthebung des Fürsten Windisch-Grätz seine Hand nicht im Spiele haben wolle, fest entschlossen zurückzutreten, wenn dieser vom Commando verdrängt würde.[1])

Zugleich erklärte er sich aber auch bereit abzutreten, sobald die Hof-Commissäre ihn von seiner Stelle entheben wollten. Hofrath Klecansky wollte jedoch hierauf nicht eingehen, und auch Fürst Windischgrätz wollte dies nicht zugeben, sich dahin aussprechend, daß er im Falle der Enthebung des Grafen Thun auch sein Amt, jedoch nur in die Hände des Kaisers niederlegen werde.

Die Hof-Commission trat nun neuerdings auf dem Rathhause der Altstadt in Verhandlungen, welche zu dem Ergebnisse führten, daß sie in einer schriftlichen Kundmachung die Bereitwilligkeit des Fürsten und die vorläufige Uebernahme des General-

1) Ausführlicheres in dem o. a. Schreiben Thuns an Slavik, S. 8—10, wonach es nicht richtig ist, daß Windischgrätz, wie es in dessen Biographie S. 124 heißt, „ohne Weiteres" erklärt habe, zurücktreten zu wollen.

Commandos durch den Grafen Mensdorff aussprach. In Folge dessen geschah es, daß Graf Thun, als eine städtische Deputation in ihn drang dahin zu wirken, daß dem Blutvergießen ein Ziel gesetzt werde, jene Worte sprach, die später in anderem Sinne gedeutet und ihm als einem „Feinde seiner Nation" in gehässiger Weise nachgesagt wurden. Die Worte, die eines der Mitglieder der Deputation, der Stadtverordnete J. B. Batka, am selben Tage noch in seinem Memorial aufzeichnete, lauteten angeblich: „Ich weiß es, meine Zukunft ist in meiner Heimath für immer verloren, die ich entfernt von hier, vielleicht in England, beweinen werde. Aber das ist nun leider klar, daß Ihre Bemühungen um Herstellung der Ruhe fruchtlos sind, und daß sich meine schöne Vaterstadt eher in einen Schutthaufen verwandeln lassen wird, als sich freiwillig zu ergeben und zur Ordnung zurückzukehren." Uebrigens versicherte er die Herren, daß er nichts mehr zu befehlen habe, da er entschlossen sei, seine Stelle niederzulegen, und entließ sie sichtlich ergriffen mit Thränen im Auge.[1])

Der Entschluß Thun's kam den Städtischen durchaus nicht gelegen, daher Batka und Ritter von Neuberg den Gouverneur dringend baten, von dem Schritte abzustehen. Sie besorgten, daß dann die gesammte Regierungsgewalt in die Hände des Militär-Commandanten gelange, was die Lage in ihren Augen schlimmer gemacht haben würde als vorher. Dieses Motiv war es auch, wie hier nachträglich bemerkt werden möge, das wesentlich dazu beigetragen hatte, die aufständischen Heißsporne für die Entlassung Thun's aus dem Clementinum zu stimmen. Uebrigens kam es so, wie Thun, was die Halsstarrigkeit der Aufständischen betraf, vorausgesagt hatte. Die Verhandlungen, welche Mensdorff und Klecansky noch Freitag Vormittag von Neuem anknüpften, blieben ohne Erfolg, so daß diese nun selbst den Gubernial-Präsidenten und Commandirenden baten, im Amte zu bleiben und nach ihrem Ermessen zu handeln.

In diesen Vorgängen liegt der Beweis, wie einträchtig die beiden Männer ihre Aufgabe beurtheilten und demgemäß handelten.

---

1) Näheres in dem o. a. „Eingesendet" Batka's und in Thun's Schreiben an Slavik S. 10—12.

Der weitere Verlauf der Ereignisse ist bekannt. — Der Geschütz- und Gewehrkampf über den Fluß hinüber währte Tag und Nacht fort, bis der Brand der Mühlen nächst dem Altstädter Brückenthurme und die Schreckschüsse der beiden Bomben — denn sie waren militärischerseits absichtlich so gehalten, daß sie hoch über der Stadt explodirten, ohne zünden zu können — auf den besonneneren Theil der Bevölkerung eine solche Wirkung äußerten, daß derselbe nun ernstlich um Frieden bat und den Unruhestiftern, dem berüchtigten Russen Bakunin an der Spitze, das Handwerk legte.

Einen Monat nach diesen Ereignissen, am 19. Juli, erhielt Graf Thun von dem neuernannten Minister Doblhoff seine Entlassung; der Briefwechsel, der hierüber zwischen ihnen stattfand — charakteristisch für jeden der beiden Staatsmänner — ist durch den Druck bekannt geworden.[1])

Ein Jahr später folgte Thun's Berufung in das Ministerium des Fürsten Felix Schwarzenberg für das Portefeuille Cultus und Unterricht. Begreiflicherweise regte die Berufung alle Erinnerungen und Gehässigkeiten des Jahres zuvor von Neuem an, welchen ein Prager Berichterstatter des „Oesterr. Corr." mit den durchaus sachgetreuen Worten entgegnete: „Der nunmehrige Minister ist durch jene schwankende Uebergangsperiode, welche zwischen der Politik des Fürsten Metternich und jener des gegenwärtigen Cabinets inneliegt, als Mann von entschiedener Gesinnung, makellos, wie wenige Staatsmänner Oesterreichs, gegangen, und selbst die rohe Gewalt, die sich in den Junitagen hier breit machte, vermochte dem damaligen Landes-Chef von Böhmen auch nicht einen Federzug abzuringen, der ihn mit seiner treu bewährten, rein österreichischen Gesinnung irgend in Widerspruch gebracht haben würde".

Wien im Juni 1886.

---

1) S. besonders Schopf „Volksbewegung in Böhmen" (Prag und Leitmeritz 1848 Medau) VI, S. 163, 170—177.

XVIII.

Die letzten Tage König Friedrich II. von Preußen.

(Ein Zeitbild.)

(Schluß.)

Endlich am 11. Juli wurde Dr. Zimmermann von dem König in Gnaden entlassen, nachdem ihm abermals, wie gleich nach seiner Ankunft, 1000 Thaler von dem zweiten Kammerhusaren übergeben waren. Sein Abschied war fast ebenso schmerzensvoll als seine Ankunft. Als der König „mit unbeschreiblicher Würde und Freundlichkeit" seinen Hut abnahm, zum Zeichen, daß der „gute Monsieur", der „liebe Herr Zimmermann" entlassen sei, wollte dieser vor Schmerz fast verscheiden. „Meine Brust", sagt er, „war wie zerrissen. Es schien mir, ich müßte auf der Stelle ersticken. Ich stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte mich nocheinmal so tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer und verging fast vor Betäubung, Wehmuth und Schmerz."

Hören wir noch, was der berühmte Doktor bei seiner Abreise aus Potsdam über den leiblichen Zustand des Königs urtheilte. „Des Königs Zustand", schreibt er, „war bei meiner Abreise aus Potsdam nicht ungewiß, sondern nur allzu gewiß und höchst erbärmlich. Der König hatte die Brustwassersucht, die Bauchwassersucht und eine entsetzliche Ergießung von Wasser in seinen Schenkeln und Beinen. Dazu war

aller Anschein zu einem Geschwür in der Brust vorhanden. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hilfe konnte der König weder stehen noch gehen. Völlig unmöglich war es dem Arzte, etwas Nachdrückliches für den König zu thun. Er selbst wollte im Grunde auch nur erleichtert seyn, wollte höchstens, daß man für seine Eßlust und seine Verdauung sorge. Von mir verlangte der König übrigens ein Mittel, das ihn auf der Stelle heile. Ein solches Mittel kannte ich nicht und hatte ich nicht. Ein solches Mittel gab es überhaupt nicht, und so war sein Ende unabwendbar. Der König starb am 38. Tage, nachdem ich ihn zuletzt gesehen hatte, den 17. August unter Umständen, die Herr Professor Selle unverbesserlich beschrieben hat, an einem Stickfluß."

Vernehmen wir nun auch noch, was Dr. Zimmermann, der kein Christ, aber auch kein Gottesleugner war, über den Seelenzustand des Königs berichtet.

„Bis an seinen Tod blieb Friedrich der Große, wie jede große Seele auf dem Throne, immer fest und in sich selbst gewurzelt, immer sich selbst gleich, auch da, wo er Unrecht hatte. Ehrwürdige Theologen fragten mich gar oft, ob denn doch der König auf seinem Krankenlager nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten sei; ob Er mir niemals irgend eine Abänderung oder einen Zweifel in Absicht auf seine Religionsgrundsätze geäußert; ob Er Seinem Unglauben getreu geblieben sei bis in den Tod? Es hat mir leid gethan, daß ich allen diesen ehrwürdigen Männern antworten mußte, der König habe gar nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, habe an die christliche Religion noch kurz vor seinem Tode ebenso geglaubt, wie von jeher an Aerzte und Arzneikunst. Aber am Laufzaum hat der König die Berliner nur in Absicht auf freien Untersuchungsgeist geführt und niemals in Absicht auf Unglauben und Unsittlichkeit. Er wollte, daß man denke; aber Er verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum leidet. Er predigte Freiheit, und alles artete in Ungebundenheit aus bei Hofleuten, Großen und Bürgern, in Denkart, in Sitten und im Glauben. Unchristenthum ward Mode und

Deismus guter Ton. Eine bescheidene Freiheit wollte der König; aber die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben Alles bis zur zügellosesten Frechheit. Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang und die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen."

Man möchte hier fragen: nur das? wenn nicht der alle Schäden möglichst verhüllende Schriftsteller nun doch im Folgenden eine Schilderung über die sittlichen Zustände Berlins beim Tode des Königs lieferte, welche hier wiederzugeben nicht möglich ist. Nur das, was er über die kirchlichen Zustände sagt, möge noch angeführt werden.

„Berliner Prediger, die ersten und vorzüglichsten Prediger in Europa, wurden in den Weinschenken ausgelacht, weil sie noch in der Dämmerung lebten, das ist, weil sie noch an die Religion Jesu glaubten. Auf Dorfkanzeln sogar krähte man den Deismus aus. Da traten junge geistliche Herren auf mit den Brosamen, die sie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Consistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen ‚Priesterstand' weg und predigten im Zopfe wie deistische Korporale. So wurden die Städte und allmählig auch das Land aufgeklärt. Aber nirgends ging die ‚Aufklärung', vermuthlich aus Hoffnung zum Avancement, so wie in Potsdam. Da wurden die deistischen Grundsätze so allgemein und die Aufklärung so groß, daß in Potsdam allein, wie mir Offiziere aus der Suite des Königs versichert haben, in den letzten zehn Jahren dreihundert Menschen sich selbst ermordeten. Zu Friedrichs des Großen Zeit hatte das Kirchenwesen keine Regel, keine Vorschriften, keine Grenzen und keine Schranken; denn man wußte, wie Er über Religion dachte. Mehr als einmal äußerte Er mir die Grundsätze, die überall von Ihm aus den Werken des Weltweisen von Sanssouci bekannt sind. Aber etwas, das nur wenige Menschen wissen, will ich hier nur mit einem einzigen Worte berühren: die Unsterblichkeit der Seele und die christliche Religion glaubte Friedrich der Große zuverlässig nicht; aber vielleicht war Er, hie und da, ein wenig abergläubisch."

Mit diesen Aufzeichnungen Zimmermanns stimmt auf's genaueste das Zeugniß eines Johann Georg Forster überein. Als dieser zu Anfang des Jahres 1779 fünf Wochen in Berlin gewesen war, schrieb er an Jacobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von der großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußere viel schöner, das Innere viel schwärzer, als ich mirs gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit und Prasserei, ich möchte fast sagen in Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit die Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! Die Frauen allgemein verderbt. Und die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen."[1])

---

1) So sollen es einst auch die „heiligen zwölf Boten" in Berlin gemacht haben, nach einer Legende, die Karl Simrock mit folgenden Worten mittheilt:

Sie zogen lange hin und her,
Durch alle Länder Kreuz und Quer,
Paris und London, Prag und Wien,
Und kamen endlich nach Berlin.

— — — — — — — — —

Den Boten widerte dieß Wesen:
„Hier sind wir schon zu lang gewesen;
Man schlägt uns todt mit Besserungsknütteln,
Laßt uns den Staub von den Füßen schütteln."

Der Staub, den man da findet liegen,
In Wolken durch die Straßen fliegen,
Ist es zu sagen gleich verboten,
Kommt von den Schuhn der heilgen zwölf Boten.

Die sittlichen Zustände Berlins in jener Zeit sind nur zu begreiflich nach dem Tone, der von oben angeschlagen wurde. Es ist bekannt, wie Friedrich II. Zeit seines Lebens mit bitterem Spott alles verfolgte, was nach Glauben auch nur aussah. Wie die Hunde seine Lieblinge unter den Thieren waren, so waren ihm die gläubigen Geistlichen die verächtlichsten unter den Menschen. „Er nannte sie nie anders als Pfaffen und suchte die am meisten beschimpfenden Ausdrücke aus, wenn er von ihnen sprach.“ (Büsching, S. 51). „Ein Theologus“, schrieb er am 7. Februar 1783, also drei Jahre vor seinem Tode, „das ist ein Thier sonder Vernunft.“ Als Professor Moldenhauer zu Königsberg, ein ehrwürdiger Mann, einen Ruf an die Domkirche zu Hamburg angenommen hatte und dann auf Anhalten seiner Gemeinde erklärte, auf seinem bisherigen Posten bleiben zu wollen, wenn seine Demission, um die er eingekommen war, die er aber noch nicht erhalten hatte, rückgängig gemacht würde, schrieb der König eigenhändig an den Rand des vom Oberconsistorium und vom Staatsministerium befürworteten Gesuches: „Der verfluchte Pfaffe weiß selber nicht, was er will, hole ihn der Teufel.“ Alles was nur einen Anstrich von Frömmigkeit hatte, war dem König in tiefster Seele verhaßt. Die ehrwürdigsten und verdientesten Männer brandmarkte er als Mucker, Heuchler und Schurken. Als der magdeburgische Consistorialrath Hähn, Abt zu Kloster Bergen, dem Könige als Kopfhänger verdächtigt ward, befahl dieser seinen Ministern, den wohlverdienten Mann aus seinem Amte zu entfernen und die Direktion der Schulanstalt zu Kloster Bergen einem „vernünftigen“ Manne anzuvertrauen. Das Ministerium berief nun zu Hähns Nachfolger den Direktor des Coburg'schen Gymnasiums Frommann. Allein weil man befürchtete, daß schon der Name desselben dem Könige anstößig seyn möchte, so wurde in dem Berichte Frommann in „Frohmann“ umgewandelt, worauf der König den Vorschlag mit folgenden Worten bestätigte: „Gut, wo er nur kein Mucker ist.“ Von den zahllosen Bei=

spielen des Hohnes und Spottes, womit der König den christlichen Glauben überschüttete, nur noch Eins. Es war eines Tages von ihm der Beschluß gefaßt, die Stadt- oder Nikolaikirche in Potsdam zur Verschönerung des Aeußern ganz mit Arkaden einfassen zu lassen. Gegen diesen Plan wurden die Geistlichen jener Kirche in einer Eingabe vorstellig, in der sie baten, „daß Se. Majestät ihre Kirche nicht noch mehr verdunkeln möchten, da es ihr ohnedem an Licht fehlte." Die höhnende Antwort des Königs lautete: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Diesen Proben von der Glaubensfeindschaft des Königs entspricht das, was uns Zimmermann von einem fehlgeschlagenen Versuche, den König noch kurz vor seinem Tode auf andere Gedanken zu bringen, mit folgenden Worten erzählt.

„Eben in der Zeit, als ich die Ehre hatte, bei dem Könige zu seyn, fand sich einst des Morgens früh unter den Briefen, die eben eingekommen waren und die der König seinen geheimen Kabinetsräthen übergab, einer, der diesen Herren so komisch auffiel, daß sie ihn dem König mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterschrieben; hätte sich aber auch der Schreiber des Briefes genannt, so hätte der König ihm höchstens durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Der Mann schrieb ungefähr wie Obereit, aber doch mit weit mehr Milde. Er stellte Sr. Majestät dem Könige allerunterthänigst, aus wahrer Liebe und innigem Gewissensdrange, vor: welcher Unchrist er gewesen sei sein ganzes Leben lang. Noch sei es Zeit, daß er sich bessere und bekehre. Aber — da Er schon einen Fuß ganz im Grabe habe und den andern halb, so sei die höchste Eile nöthig, wenn Seine Majestät nicht dahin fahren wollen, wo ewiges Heulen und Zähneklappern sei. Am Abend dieses Tages schenkte der König diesen Brief dem Grafen Lucchesini und sagte: „Voyez comme on a soin de mon ame". Ich war des Abends im Hause des Grafen Lucchesini in einer großen Gesellschaft von Hofleuten und Offizieren, als der Graf von Sanssouci zurückkehrte und uns allen diesen Brief zeigte. Er ward von einem Offiziere der ganzen Gesellschaft laut vorgelesen und

wir lachten alle herzlich. Die Damen, die Hofleute und die Offiziere waren alle einstimmig, daß ein Prediger diesen Brief geschrieben haben müsse. Es ist unmöglich, sagte ich, daß sich in allen preußischen Staaten ein Prediger finde, der einen solchen Brief schreiben könne; ein Stocknarr hat ihn geschrieben."

Mit diesen letzten Worten charakterisirt der Sprecher und nachmalige Schreiber derselben sich selbst hinlänglich, als daß der Verdacht entstehen könnte, als ob irgend etwas von dem, was wir im Obigen aus seinen Memoiren mitgetheilt haben, auf Rechnung eines beschränkten Standpunktes zu setzen sei. Ritter von Zimmermann war selbst ein höchst aufgeklärter Mann und ein so eifriger Bewunderer des Königs, daß Jedermann ihn wohl als einen unverwerflichen Zeugen wird gelten lassen. Hören wir nur noch die Worte, mit denen er seine Aufzeichnungen über den König schließt. „In den Wohnungen der Unsterblichen bist Du jetzt bei Deinem Marcus Aurelius. Und ich, indem ich diese Blätter in die Welt fliegen lasse, streue zwar damit das geringste von allen Blümchen auf dein Grab; aber in mir bleibt doch auch unsterblich das Andenken an Dich und der sanfte zärtliche Klang Deiner letzten Worte: „Zimmermann, souvenez-vous du bon Vieillard, que vous avez vu ici."

Es ist nur wenig, was wir den Aufzeichnungen des Dr. Zimmermann noch hinzuzufügen haben. Wir geben es in etwas verkürzter Gestalt mit den Worten eines seiner neuesten Biographen.[1])

„Die Weltanschauung des Philosophen von Sanssouci ward immer trüber. In früheren Jahren hatte er statt der Religion die Eigenliebe zur Grundlage der Moral zu machen versucht. Er hatte sein System aufgestellt und öffentlich ver-

---

1) Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik von Onno Klopp. 2. Aufl. Schaffhausen 1867.

kündet. Anhänger mochte er wenig gefunden haben. Damals hatte er vielleicht noch einigen Glauben an eine sittliche Kraft des Menschen sich bewahrt: in seinen letzten Jahren schwand dieses Ueberbleibsel dahin und der nackte baare Materialismus gewann völlig die Oberhand. ‚Ich betrachte', sagte er, ‚den Menschen wie ein Maschinenwerk, welches den Gewichten und Rädern, durch die es geleitet wird, nothwendig folgen muß. Was man Weisheit und Vernunft nennt, ist bloß die Frucht der Erfahrung, welche auf die Furcht oder die Hoffnung wirkt, auf diesen beiden großen Triebfedern unserer Handlungen.' Andere Triebfedern kannte der König nicht, am wenigsten den Glauben, und daher auch nicht die Liebe. Der Wechsel der Stimmungen in den letzten Jahren des Königs ward wesentlich bedingt durch sein körperliches Befinden. Der Grund liegt nahe. Die Natur hatte ihn mit einem zähen Körper ausgestattet; aber der philosophische König war seines Gaumens nicht Herr. In der einsamen Oede, zu welcher mehr der launenhafte und unnahbare Charakter des Königs, als sein Wille und seine Neigungen ihn gebracht hatten, entwickelte er etwas von der Art des Vitellius. Die Eßgier war die hauptsächlichste Ursache der körperlichen Leiden, die den alternden König zerwühlten. Man hatte wohl einmal Vorstellungen gewagt. Aber sie wurden nicht angenommen. Als der Leibarzt Möhsen es einmal wagte, mit der größten Devotion zu äußern, daß es gut seyn werde, wenn Seine Majestät geruhen wollten, sich vor dem Parmesankäse zu hüten, bis der Magen durch dienliche Mittel zur Verdauung mehr Kräfte erhalten haben würde, antwortete der König im Zorn mit heftiger Stimme: ‚Alle Teufel, er will mich reprimandiren. Gehe er fort, ich brauche sein weiter nicht.' Der Leibarzt war entlassen. Es ist merkwürdig, daß ein Mann in solcher Stellung auch nur den Gedanken fassen konnte, ein solches Wagniß werde ungestraft bleiben. Der hannover'sche Leibarzt Zimmermann berichtet, daß er dem König zu sagen gewagt habe, die Köche seien seine gefährlichsten Feinde. Ein solcher Freimuth der Wahrhaftigkeit ist selbst von einem der neuesten Lobredner des Königs leise als Prahlerei angezweifelt."[1])

---

1) Friedrich der Große von Preuß, IV, 253.

Liebe hatte der König nie gesäet, wie sollte er sie ernten? Er selbst wußte es. Längst schon nannte er sich nicht bloß mehr den Philosophen, sondern den Einsiedler von Sanssouci. Er konnte Generale und Offiziere um sich haben. Warum nicht? Sie erschienen auf Befehl und brachten Rapport. Von denen, welche die Bande des Bluts an den alten Mann hätten binden sollen, setzte längst niemand mehr seinen Fuß in das öde, einsame Haus.

Das Letzte, wofür Friedrich II. Interesse an den Tag gelegt hat, ist sein Hund. Um Mitternacht des 16./17. August 1786 ist der Hund vom Stuhle gesprungen. Der König läßt ihn wieder aufnehmen und mit Kissen bedecken. Seine eigene Stunde ist gekommen, die von vielen längst erwartete, ersehnte. Um ihn sind der Arzt und zwei Kammerdiener. Sie drücken ihm die Augen zu. So starb Friedrich II. als König. Die Voraussetzung seines Vaters vom Jahre 1732: „Gott gebe, daß ich nicht wahr rede; aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme," hatte sich nicht erfüllt. Der Vater irrte sich, weil er vergaß, daß sein Sohn einmal aufhören würde, Unterthan zu seyn.

Einer der glühendsten Bewunderer des großen Königs war der Franzose Mirabeau. Er arbeitete mit Eifer daran, die einstigen Beziehungen zwischen Friedrich II. und Frankreich wieder herzustellen. Als er im Mai 1786 nach Berlin kam, hatte er eine lange Audienz bei Friedrich II. Bald darauf ließ er sich in seinem Werke, in welchem er den preußischen Staat beschrieb, über den Eindruck, den die Nachricht von Friedrichs Tod in der preußischen Hauptstadt machte, so vernehmen: „Ich, der ich ihn gesehn, ihn gehört habe, ich, der ich bis in das Grab den süßen Stolz nähren werde, ihn interessirt zu haben, ich schaudre noch und meine Seele ist ergrimmt über das Schauspiel, das Berlin meinen staunenden Augen darbot am Todestage des Helden, der die Welt vor Erstaunen verstummen und vor Bewunderung reden machte.

Alles war todtenstill; aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt; aber Niemand war betrübt. Nicht Ein Bedauern, nicht Einen Seufzer, nicht Ein Lob bekam man zu hören. Der Einzige, dem man Schmerz ansah, war der General Möllendorf, und das sage ich zu seinem Ruhme!"

Ein gewisser Fischer in Halle schrieb sofort nach des Königs Tode eine Lobschrift auf denselben, so viel wir wissen das erste der lobpreisenden Bücher. Er gibt uns den Grund an, wie er dazu gekommen ist. „Ich habe," sagte er, „verschiedenen Leichenreden und Predigten nach dem Tode des Königs beigewohnt, ganz in der Erwartung, das Volk in Thränen zerfließen zu sehen, und wir gingen alle kalt und ungerührt davon." Fischer fühlt sich nun bewogen, der Welt die Einzelnheiten des Lebens dieses Königs und besonders seine Kriegsthaten zu berichten. Ob er durch seine Lobschrift die fehlende Rührung bewirkt hat, ist eine Frage, zu deren Beantwortung wir den Leser an das betreffende Buch selbst verweisen müssen.

Daß diejenigen Geistlichen in Stadt und Land, welche noch Werth legten auf die kirchlichen Bekenntnisse, die sie bei Uebernahme ihres Amtes an Eides Statt unterschreiben mußten, daß diese Geistlichen den Tod des spöttisch höhnenden Königs nicht gerade als ein Unglück betrachteten, dürfte wohl kaum zweifelhaft seyn. Auch haben, so berichtet Mirabeau, „zwei Geistliche zu Stettin nach Friedrichs Tode von der Kanzel laut verkündigt, er sei zum Teufel gefahren. Auf die Art haben sie nur noch eine Krone mehr auf sein Denkmal gelegt; denn welcher größere Beweis von der in seinen Staaten eingeführten Toleranz läßt sich wohl denken!" Also Mirabeau.

XIX.

Die Fugger in Ungarn.

Das berühmte Augsburger Geschlecht der Fugger besitzt für die Culturgeschichte Ungarns ebenfalls eine ganz besondere Bedeutung, die erst in unseren Tagen genauer erkannt und in richtiger Weise gewürdigt worden ist. Ein wesentliches Verdienst gebührt hierin neben den Arbeiten des fürstlich- und gräflich Fugger'schen Hausarchivars, Dr. Friedrich Dobel, vor Allem dem ungarischen Akademiker und Budapester Universitäts-Professor, Dr. Gustav Wenzel, sowie den einschlägigen Forschungen und Publikationen des General-Sekretärs der ungarischen Akademie der Wissenschaften, des Abtes und Domherrn Dr. Wilhelm Fraknói, namentlich in den Vorarbeiten und in der „Einleitung" zu dem großen historischen Quellenwerke: „Monumenta Vaticana Hungariae". Auf Grund dieser historischen Quellen und Arbeiten versuchen wir es, im Nachfolgenden die Wirksamkeit der Fugger in Ungarn nach einer dreifachen Richtung zu skizziren: a) in ihrer Eigenschaft als Großhändler und Bankiers; b) als Bergwerksunternehmer und c) als Großgrundbesitzer und ungarische Magnaten.

Die Familie der Fugger spielt bekanntlich in der Entwickelung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse des 15. und 16. Jahrhunderts in Europa überhaupt eine bedeutsame Rolle. Aus unscheinbaren Anfängen hat sich dieses Geschlecht durch

kluges Verhalten, Fleiß und glückliche Industrie- und Handelsunternehmungen binnen kurzer Zeit in Augsburg zu beträchtlichem Wohlstand und großem Ansehen emporgeschwungen. Als es dann die Bahnen des Welthandels betrat, breitete es seine Verbindungen in allen Theilen der damaligen Welt derart aus, daß es am Ende des 15. Jahrhunderts überall einen namhaften, ja hie und da einen entscheidenden Einfluß ausübte. Ganz besondere Erfolge errangen die vernünftig organisirten Unternehmungen des Handelshauses in der neuen Welt; andererseits waren für die Stellung der Fugger von nicht minderer Bedeutung die finanziellen Hilfen und Darlehen, welche sie den Kaisern und Fürsten reichten. Endlich nehmen sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als geschickte Bergwerksunternehmer und Metallproducenten die erste Stelle in Europa ein.

Die Ortschaft Graben in der Nähe von Augsburg ist die ursprüngliche Heimat der Fugger, von denen der Weber Johann Fugger im Jahre 1376, sein Bruder Ulrich einige Zeit später, nach Augsburg übersiedelten. Hier setzten sie des Vaters Handwerk fort, kamen durch Heirathen bald in die Verwandtschaft der Bürger und zu Ansehen, so daß Johann Fugger von Seite der Weberzunft in den „Großen Rath" der Stadt gewählt wurde und bei seinem Tode (im Jahre 1409) ein Vermögen von 4000 fl. hinterließ. Unter den Söhnen des Johann Fugger ist insbesondere der jüngere Jakob für unsere Zwecke hier von Wichtigkeit. Er wurde der Stifter des jüngeren Zweiges der Familie und der Begründer des Großhandels. Bei seinem Tode (1469) hinterließ er drei Söhne: Ulrich (1442—1510), Georg (1452—1526) und Jakob (1459—1525). Diese hatten im Jahre 1473 von Kaiser Friedrich III. einen Wappenbrief mit der goldenen Lilie im blauen Felde erhalten und führten von da an den Beinamen „von der Gülgen" (der ältere Zweig, im J. 1583 ausgestorben, hatte schon 1452 ein Wappen erhalten und hieß nach dem dort befindlichen goldenen Reh „vom Reh"). Die

Tochter Ulrichs, Anna, vermählte sich mit dem ungarischen Kammergrafen Georg Thurzó; außerdem war noch Ulrichs Sohn, Hieronymus, und Georgs Sohn, Raimund, von Bedeutung; der dritte Bruder Jakob hatte keine Nachkommenschaft.

Ulrich stand geraume Zeit an der Spitze der Geschäfte, welche die drei Brüder in vertragsmäßiger Gemeinschaft führten. Im Jahre 1473 traten die Fugger in geschäftliche Beziehungen zur Dynastie Habsburg und blieben von da an diesem Herrscherhause unwandelbar getreu. Sie gelangten dadurch in einen stets wachsenden Geschäftskreis, der sich bald über Italien, Tyrol, die Niederlande, alle Theile des deutschen Reiches, dann auch über Ungarn und Polen erstreckte. Von seinem jüngeren Bruder Georg eifrig unterstützt, leitete Ulrich die Angelegenheiten seiner Familie mit solchem Takt und Geschick, daß hiedurch das Welthaus seine eigentliche Bedeutung gewann. Bei allem Erwerbssinn waren die Fugger jedoch keineswegs nur wuchernde Geschäftsleute; sie besaßen auch volles Interesse für die höheren Ansprüche des Lebens und betrachteten namentlich die culturelle Vermittelung von Deutschland und Italien als eine ihrer Aufgaben. Ulrich Fugger stand mit dem heiligen Stuhl ebenfalls in geschäftlichen Verbindungen, die er jedoch zugleich zur Förderung religiös-kirchlicher Zwecke benützte. Die drei Brüder erbauten in ihrer Vaterstadt mehrere Kirchen und machten daselbst zahlreiche, wohlthätige Stiftungen.

Der dritte Bruder Jakob war anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt und bereits Domherr im Collegiatcapitel zu Herrieden; sein Bruder Ulrich bewog ihn jedoch, die geistliche Laufbahn zu verlassen und in das Weltgeschäft der Familie einzutreten. In Venedig, wo Jakob sich für den Kaufmannsstand vorbereitete, lernte er Johann Thurzó kennen und schloß mit demselben eine für beide Theile und auch für Ungarn folgenreiche Freundschaft. Als der Chef des Hauses, Ulrich, im Jahre 1510 starb, übernahm Jakob mit seinen beiden Neffen, Raimund und Anton, Söhne des 1506 verstorbenen

Georg, die weitverzweigten Geschäfte des Hauses und fügte denselben noch erhebliche neue Verbindungen hinzu.

Mit den Tagen des Kaisers Maximilian I. nahmen die Fugger auch an den politischen Ereignissen wesentlichen Antheil; ihre getreuen Dienste lohnte der Kaiser im Jahre 1504 durch Verleihung der Reichsritterschaft und im Jahre 1506 durch mehrere andere Privilegien; Jakob Fugger erhielt überdieß den Titel eines kaiserlichen Rathes. Die andauernden Geldverlegenheiten des Kaisers nöthigten denselben zu stets erneuten Anlehen bei den Fuggern. So entlehnte er im Jahre 1507 von Jakob Fugger 70,000 fl. und verpfändete dafür die Grafschaften Kirchberg und Weißenhorn, die dann später in das Eigenthum der Familie übergingen und in ihr Prädikat aufgenommen wurden. Schon zwei Jahre nachher (1509) borgte der Kaiser abermals 170,000 fl. und zeichnete im Jahre 1510 Jakob Fugger dadurch aus, daß er während des Reichstages als dessen Gast im Fugger'schen Hause zu Augsburg wohnte.

Ueberblickt man die damaligen Culturbewegungen, so treten insbesondere zwei Erscheinungen deutlich ins Auge. Die eine Bewegung ist eine wirthschaftliche, die schon im 13. Jahrhunderte mit dem Aufschwung des städtischen Lebens ihren Anfang genommen, auf Gewerbe und Landwirthschaft einen wesentlichen Einfluß ausgeübt und die Wirthschaftsverhältnisse aller europäischen Völker umgestaltet hat. In Italien und Deutschland führte diese Bewegung insbesondere auch zur Demokratisirung der Zünfte und der städtischen Verwaltung, bei welcher das Patrizierthum seiner Privilegien verlustig ging. Dazu kam die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien, welche am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts dem Welthandel neue Richtungen gaben, die Bildung von Handels-Compagnien hervorriefen und den überseeischen Verkehr in vordem ungeahnten Dimensionen entwickelten. Die oberdeutschen Städte, darunter insbesondere Augsburg, nahmen an

m wachsenden Weltverkehr überaus regen Antheil und unter
n Kauffahrern stehen in erster Reihe die Fugger. Ueber-
aupt muß mit Rücksicht auf die gänzlich veränderten Zu-
ände in unserer Zeit hervorgehoben werden, daß in jenen
agen Handel und Wandel, auch die reinen Geldgeschäfte in
Deutschland, fast ausschließlich in christlichen Händen sich
efanden. Die Augsburger Kaufhäuser Fugger, Peutinger,
Welser, Hochstett, Rehlinger, Hebrat, Baumgarten u. A.
atten die Juden, die bis um die Mitte des 15. Jahr-
underts alle Geldgeschäfte besorgten, derart verdrängt, daß
ie jüdischen Händler mit ihnen nicht mehr concurriren
onnten.

Freilich entgingen auch die Fugger und deren Geschäfts-
enossen dem Vorwurfe des „Großwucherers“ und der „Schin-
derei“ nicht; allein es war bei diesen Anklagen doch auch
iel Neid, Mißgunst und Schelsucht mit im Spiele; denn
ene christlichen Geldleute sanken nur selten bis zur herzlosen
auswuchernden Spekulation herab und ihre Schöpfungen auf
humanitärem Gebiete sind zum Theil bis zum heutigen Tage
ein glänzendes Zeugniß von dem Unterschiede jener christlichen
Großkaufherren und den Börsenbaronen in der Gegenwart.

Die andere Bewegung war von geistiger Natur und
hatte theils eine allgemeine culturelle, theils eine religiöse
Richtung. Jene culturelle Tendenz ist unter dem Namen
der Renaissance und des Humanismus bekannt. Die großen
Kaufherren in Augsburg, voran die Fugger, huldigten diesem
Geiste und erwarben sich in der Pflege und Verbreitung
desselben ebenfalls namhafte Verdienste. Zahlreiche Kunst-
bauten sowie Denkmäler der Malerei und Skulptur verkün-
digen in Augsburg noch heute diese Seite der Wirksamkeit
des Fugger'schen Hauses; ebenso bezeugen ihre werthvollen
Bücher- und sonstigen Sammlungen ihr lebhaftes, opferberei-
tes Interesse für die Wissenschaft.

Hinsichtlich der religiösen Bewegung, die seit der Mitte
des 14. Jahrhunderts von England durch John Wiclef aus-

gegangen war, hielten die Fugger fest und unerschütterlich an den Satzungen der alten Kirche. Ihre Anhänglichkeit an das Haus Habsburg und namentlich die engen Beziehungen Jakob Fuggers zu Kaiser Karl V. erklären es zur Genüge, daß sie keine Freunde der Gegner des habsburgischen Fürstengeschlechtes seyn konnten. Auch ihr Verhältniß zu den Päpsten blieb fortdauernd ein ungetrübtes und intimes; sie waren nach wie vor die Bankiers des heiligen Stuhles. Es ist bekannt, daß die Wahl Kaiser Karls V. (28. Juni 1519) wesentlich durch die Geldmittel der Augsburger Kaufherren, der Fugger und der Welser, bewerkstelligt wurde. In Anerkennung ihrer Verdienste verlieh Papst Leo X. dem Jakob Fugger den Rang eines „eques auratus" des hl. Stuhles und ernannte ihn zum Grafen im Lateran. Seitdem blieb die Devise des Hauses Fugger: „Gott und Maria!" Die Männer der Kirchenneuerung, voran Ulrich von Hutten und Martin Luther, waren deßhalb keine Freunde der Fugger, gegen die sie öffentlich auftraten. Aber nicht nur beim römisch-deutschen Kaiser führten die Fugger die großen Geldgeschäfte, sondern diese „Bankiers der Regenten" standen auch in engen Verbindungen mit den österreichischen Habsburgern, dann mit den Königen von Ungarn und Polen, mit Philipp II. von Spanien, mit den englischen Königen Heinrich VIII. und Eduard VI. u. A. Im Jahre 1546 wurde das Vermögen der Familie auf 63 Millionen Gulden geschätzt; Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode (1560) nur im Baargelde 6 Millionen Goldkronen.

Die Handelsverbindungen der Fugger mit Ungarn begannen schon unter dem Ulrich Fugger († 1510), gewannen jedoch erst größere Bedeutung unter Jakob Fugger seit dessen venetianischer Bekanntschaft mit Johannes Thurzó (1493), von dem erzählt wird, daß er als verkleideter Arbeiter in Venedig das sorgfältig gehütete Geheimniß der feinen Kupfer-Ausscheidung erkundschaftete, um es dann bei seiner Rückkehr in sein Vaterland in seinem Neusohler Kupferbergwerke mit

großem Erfolge anzuwenden. Im Jahre 1496 gewann er vom ungarischen Könige zu diesem Zwecke ein wichtiges Privilegium; die nöthigen Geldmittel lieferte ihm aber sein Freund Jakob Fugger in reichlichem Maße. So verbanden sich hier Fachkenntniß und Unternehmungsgeist mit Kapital, geschäftlicher Erfahrung und weitreichender Verbindung; der Gesellschaftsvertrag zwischen Johann Thurzó und den drei Fuggern (Ulrich', Georg und Jakob) wurde am 16. März 1495 zu Preßburg abgeschlossen. Dadurch einigten sich die beiden Familien zu ihren gemeinschaftlichen Unternehmungen in Ungarn auf die Dauer von dreißig Jahren. Ein Ergänzungsvertrag folgte im Jahre 1499 und ein dritter Vertrag im Jahre 1503; alle Verträge bezogen sich im Wesentlichen nur auf den Betrieb der Bergwerke und auf die Verwerthung der Bergwerksprodukte. Die Fugger unterhielten aber außerdem noch einen lebhaften Großhandel mit Seiden-, Gold- und Wollenwaaren und Pretiosen nach Ungarn und unternahmen daselbst ausgedehnte Leih- und Wechselgeschäfte.

Die Königin Anna, Gemahlin des ungarischen und böhmischen Königs Wladislaw II. (1502 — 1506), war dem Johann Thurzó und dessen Augsburger Geschäftsfreunden wohl geneigt. Die Fugger hatten dem Könige ein Darlehen von 100,000 Gulden gemacht, die Königin Anna ernannte Johannes Thurzó zu ihrem Kämmerer und bestätigte ihn im Amte eines Ober-Kammergrafen zu Kremnitz; der am ungarischen Hofe damals (1502—1506) neu aufgesproßte Luxus war dem Großhandel der Fugger zu erheblichem Vortheile. Um so härter traf diesen Handel der Tod der Königin († 26. Juli 1506), in Folge dessen vom Hofe aller Luxus wieder verschwand. Gleichwohl erhielt sich auch dieser Theil der Fugger'schen Geschäfte, da der reiche ungarische Adel und die Geistlichkeit die kostbaren Zeuge und Waaren der Fugger gleichfalls liebgewonnen hatten.

Das Bank- und Geldgeschäft zu Ofen und in Ungarn überhaupt hatten die Fugger in der Weise organisirt, daß

Augsburg in dieser Beziehung das Centrum und der Hauptort des ganzen Geschäftes blieb; an allen wichtigeren Handelsplätzen, somit auch in Ofen, hatten sie ihre Commanditen oder Agenturen; die Ofener Commandite war zugleich eine „Spedition“ für die Neusohler Bergwerksprodukte. Diese Commandite unterstand der Leitung eines „Dieners“, der auch „Faktor“ genannt wurde. Die Rechnungen und Schriften der Commanditen mußten an das Haupthaus nach Augsburg eingesendet werden.

In Ungarn selbst waren die Fugger von Anbeginn her auch die Privatbankiers des königlichen Hofes; dieser ließ durch sie Ankäufe in Italien begleichen; konnten der König oder seine Gemahlin ihre Schulden bei den Fuggern nicht bezahlen, dann verschrieben sie diesen die Einkünfte von Zehenten und Münzstätten. Die Päpste hinterlegten beim Fugger'schen Bankhause in Ofen die Subsidien gegen die Türken oder ließen durch das Welthaus ihre sonstigen Verbindlichkeiten ausgleichen; ebenso übernahmen die Fugger für den päpstlichen Stuhl dessen Gelder aus Ungarn. Nicht minder standen die Prälaten und Magnaten mit den Fuggern in finanziellen Verbindungen.

Außer den Fuggern hatten noch die Augsburger Welser, die Nürnberger Seldner, Tetzel und Ebner, dann Kaufleute aus Ulm, Venedig und Genua ihre Wechselstuben und Kaufhäuser in Ofen, das zu jener Zeit für Bankgeschäfte und für den Großhandel in kostbaren und feinen Waaren ein Hauptsammelplatz war. Mit diesen ausländischen Geschäftsleuten concurrirten übrigens damals in Ungarn auch einheimische Unternehmer, von denen der bekannteste jener getaufte Jude, Emerich Szerencsés, war, der in den Jahren 1524 und 1525 in den öffentlichen Angelegenheiten des Landes keine rühmliche Rolle spielte. Für die Culturentwicklung Ungarns war diese Niederlassung auswärtiger Kaufleute auch darum von Bedeutung, weil dadurch Familienverbindungen durch Heirathen angeknüpft und unterhalten worden. Zu

bemerken bleibt noch, daß neben diesem Großhandel in Luxuswaaren ein lebhafter Handel und Verkehr in Landesprodukten bestand; bei diesem waren insbesondere Wiener und Breslauer Händler in hervorragender Weise betheiligt.

Die geschäftliche Verbindung der Fugger mit dem Geschlechte der Thurzó lockerte sich nach dem Tode des Johannes Thurzó († 1508), so daß dessen Söhne, Georg und Alexius, erstlich an den Handelsgeschäften, dann auch an den Bergwerksunternehmungen der Fugger keinen weiteren Antheil nahmen. Georg Thurzó übersiedelte im Jahre 1520 mit seiner Familie nach Augsburg; sein Bruder Alexius wurde 1522 königlicher Schatzmeister oder Tavernikus, nach der Schlacht bei Mohacs (1526) oberster Landesrichter (judex curiae) und zuletzt königlicher Statthalter; er starb ohne männlichen Erben im Jahre 1534.

Das Fugger'sche Bank- und Handelsgeschäft in Ofen prosperirte ungestört bis zum Jahre 1524; alsdann trat mit einem Male eine Wendung ein, welche das Haus Fugger hier mit großer Gefahr bedrohte. Die nationale Opposition, an deren Spitze der Siebenbürger Johann Zapolya stand, erhob auf den Landtagen von 1524 und 1525 heftige Anklagen gegen die Geschäfte und Unternehmungen der Fugger und verlangte, daß ihnen die Berechtigungen zum Betriebe der Kupferbergwerke und der Kupferindustrie entzogen und sie selber des Landes verwiesen werden sollen.

Der schwache König Ludwig II. und der Staatsrath hatten der Opposition gegenüber allen Halt verloren und sich den Hatvaner Landtagsbeschlüssen des niederen Adels völlig unterworfen. Demgemäß wurde gegen die Fugger eine Untersuchung eingeleitet und nicht nur ihr Ofener Faktor, Johann Alber, am 22. Juni 1525 ins Gefängniß geworfen, sondern auch das in Ofen und Pest vorräthige Baargeld, die Silbergeräthe und sonstigen Handelsvorräthe confiscirt und auch die Berg- und Hüttenwerke in Neusohl mit Beschlag belegt.

Diese Verfügungen gegen die Fugger waren zum größten

Theile die Folgen von Intriguen und falschen Beschuldigungen, bei denen übrigens auch der Haß des magyarischen Kleinadels gegen das Deutschthum eine namhafte Rolle spielte. Die Untersuchung der Fugger'schen Rechnungsbücher wurde vorgenommen. Man hatte behauptet, daß die Augsburger Kaufherren seit 33 Jahren aus ihren Bergwerken jährlich 15,600 Mark Silber und 100,000 Gulden in Gold außer Landes führen, ohne hievon den gesetzlichen „Kammergewinn" an die Staatskasse abzuführen. Ferner sollen sie aus den ihnen anvertrauten Münzstätten einen unrechtmäßigen Gewinn von 800,000 Gulden gezogen haben. Aber diese Behauptungen konnten nicht nachgewiesen werden. Nichtsdestoweniger wurden die Fugger zum Erlage einer Summe von 200,000 Goldgulden verurtheilt und die Aufhebung ihrer Bergwerksgerechtigkeit ausgesprochen. Der Fugger'sche Faktor, Johann Alber, wurde erst dann auf freien Fuß gesetzt, als er am 26. August 1525 sich zur Zahlung dieser 200,000 fl. urkundlich verpflichtet hatte.

Jakob Fugger konnte diesen Schimpf und dieses Unrecht, das seinem Hause widerfahren, nicht ruhig hinnehmen. Er beschwerte sich sofort bei dem Oheim des ungarischen Königs, bei Sigismund, dem Könige von Polen, lehnte zugleich jede seinem Vertreter aufgezwungene Verpflichtung ab und bat um die Vermittlung des polnischen Königs zur Erlangung einer entsprechenden Satisfaktion. In ähnlicher Weise richtete er Schreiben an den Papst Clemens VII., an den Kaiser Karl V., an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, an die deutschen Fürsten und Städte und an das „deutsche Reichs-Regiment"; auch den Siebenbürger Wojwoden Johann Zapolya und den Krakauer Bischof, Peter Tomicsky, ersuchte er um deren Dazwischentreten. Den erlittenen Schaden berechnete Fugger auf 267,684 alte oder 535,296 neue Gulden. Kaiser Karl V. intervenirte zu Gunsten der Fugger schriftlich bei König Ludwig II. von Ungarn, später kam der kaiserliche Gesandte Graf Wilhelm Eberstein nach Ofen; die übrigen angerufenen Vermittler schickten ebenfalls Special-

gesandte an den ungarischen Hof; doch hatte diese Intervention anfänglich keinen Erfolg.

Zwar die bittere Geldnoth brachte es mit sich, daß der König und seine Regierung einen Ausgleich mit den Fuggern versuchten; doch der erzwungene Vertrag vom 26. Aug. 1525 wurde vom Chef des Hauses nicht anerkannt und war somit hinfällig geworden. Am 23. November 1525 versammelten sich die fürstlichen Specialboten bei dem königlichen Kanzler und Graner Erzbischofe, Ladislaus Szalkai, und wiesen ihre Beglaubigungsschreiben vor; der Erzbischof versprach, daß er Alles thun werde, was mit dem Wohle des Königs und des Landes vereinbarlich sei. Ebenso äußerte sich auch der Palatin Stephan Verböczy.

Zwei Tage später wurden die Gesandten vom Könige selbst empfangen. Der päpstliche Nuntius, Baron Anton Burgio, machte hierbei den Sprecher; er betonte unter Anderem das gute Verhältniß zwischen den Fuggern und dem heiligen Stuhle, und hob deren verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Hause der Medici hervor. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Interventionsschreiben der deutschen Fürsten und Städte verlesen. Im Namen des Königs erwiederte der Erzbischof von Gran, die Gesandten mögen ihre Begehren schriftlich überreichen.

Die Verhandlungen hierüber begannen am 2. Dezember und fanden bei dem Graner Erzbischofe statt. Im Namen der Gesandten wünschte der Nuntius die Gründe des gewaltthätigen Vorgehens gegen das Haus Fugger zu erfahren. Darauf antwortete der Erzbischof ausweichend, durch ein solches Verlangen würden die Gesandten sich gleichsam zu Richtern über den ungarischen König aufdrängen. Dagegen verwahrten sich die Gesandten; sie wollten nur Vermittler seyn, damit sie jedoch diese Absicht erfüllen könnten, müßten ihnen auch die Gründe des Vorganges bekannt seyn.

Des andern Tages theilte der Erzbischof dem päpstlichen Nuntius die Entschließung des Königs mit, daß man sich

mit den Fuggern nur dann in Verhandlungen einlassen könnte, wenn sie früher den von ihrem Vertreter übernommenen Verpflichtungen nachgekommen wären und die Ratenzahlungen auf die 200,000 Goldgulden erfüllen würden.

Die Vermittler gaben hierauf keine direkte Antwort, sie wünschten vor Allem, daß der König bevollmächtigte Commissäre entsenden möge, mit denen sie die Angelegenheit im Einzelnen verhandeln könnten. Der König bestimmte hiezu den Erlauer Bischof, den Obersthofmeister und den schon genannten getauften Juden Emerich Szerencsés. Diese Commissäre hielten an den früheren, erzwungenen Vereinbarungen fest und wollten nicht nachgeben. Sie bedeuteten den Vermittlern, daß sie ja nicht meinen sollen, es werde ihnen gelingen, den König durch Pression zur Annahme von Propositionen zu zwingen. Hierauf brachen die Gesandten die Verhandlungen gänzlich ab. Die Folge davon war, daß der ungarische Staatsschatz wieder leer blieb und der König oft seine laufenden Tagesbedürfnisse nur durch beschämende kleine Anlehen bei den Prälaten und Magnaten oder bei dem päpstlichen Nuntius nothdürftig decken konnte. Mittlerweile wuchs aber die Türkengefahr riesengroß heran und es mangelte an jeder Vorbereitung zur Vertheidigung des Landes. Da entschloß sich der Hof und der Staatsrath zur Nachgiebigkeit. Man nahm die Unterhandlungen mit den Fuggern wieder auf und unter der Bedingung, daß man ihnen die confiscirten Güter zurückgebe, und auch den Pacht der Bergwerke erneuere, erlegten sie als Pachtvorschuß 50,000 Goldgulden. Die neue Pachtdauer für die Neusohler Kupferbergwerke wurde auf fünfzehn Jahre festgestellt; der Pachtschilling betrug jährlich 25,000 Gulden.

Bald nach Abschluß des zweiten Vertrages zwischen König Ludwig II. und Anton Fugger vom 19. Juli 1526 brach über Ungarn die Katastrophe von Mohacs (29. Aug. 1526) herein, in welcher König Ludwig Reich und Leben verlor. Nach der Mohacser Schlacht strebten die Fugger bei König

Ferdinand von Ungarn die Bestätigung des Pachtvertrages über die Neusohler Bergwerke sowie die Begleichung der von Jakob Fugger erhobenen Schadenforderungen an, welche letztere jetzt auf den Betrag von 206,741 fl. reducirt wurden. Ferdinand anerkannte in einer Obligation (d. d. Gran vom 28. Februar 1528) diese Forderung und überließ (d. d. Prag, 11. Juni 1528) zur Deckung derselben die Einkünfte der siebenbürgischen Salzkammer.

Daneben bemühten sich die Fugger aber auch bei Johann Zapolya, dem Gegenkönige Ferdinands, um dessen Gunst und Unterstützung und zwar mit Erfolg. Zapolya war bekanntlich schon früher mit den Fuggern in geschäftlichen Verbindungen gestanden und wußte die hohe Bedeutung und den Einfluß dieses Welthauses auch in rein politischen Dingen wohl zu würdigen. Das Ofener Bank- und Handelsgeschäft der Fugger bestand indessen wahrscheinlich nur bis zum Jahre 1533 und wurde dann mit der Neusohler Commandite vereinigt, so daß also die Bank- und Großhandelsgeschäfte der Fugger in Ungarn mit dem Jahre 1533 ihr Ende erreicht hatten.

Von weit größerer Bedeutung waren die Bergwerksunternehmungen der Fugger in Ungarn. Johannes Thurzó hatte schon 1493 einen umfassenden Complex von Kupfergruben in Neusohl und Umgebung vom Fünfkirchner Bischofe Wegmund Ermist und von anderen Bergwerksbesitzern in Pacht und Betrieb genommen. Er schloß im Jahre 1495 mit Ulrich und Jakob Fugger einen zehnjährigen Gesellschaftsvertrag, demzufolge Thurzó die Leitung und Ueberwachung des Bergbaues, die Herstellung der Bergwerksprodukte, die Errichtung von Hochöfen, Schmelzhütten, Hammerwerken 2c. auf sich nahm; wogegen die Fugger sich verpflichteten, das zu diesem Betriebe erforderliche Kapital beizustellen in der Weise, daß bis zur erfolgten Rückzahlung des Vorschusses kein Gewinn berechnet werden dürfe. Aus dem späteren

Reingewinne gebührt dann die eine Hälfte dem Thurzó, die andere den Fuggern.

Zur leichteren Verfrachtung der Bergwerksprodukte übernahmen die Thurzós die Verpflichtung, von Neusohl aus fahrbare Straßen und Wege durch den Stubnaer Wald bis nach Sillein anzulegen. Ueberhaupt entwickelte sich im Umkreise vieler Meilen von 1495 an ein überaus reges gewerbliches und merkantiles Leben und Treiben. Einen anschaulichen Ueberblick dieser umfassenden Unternehmungen gewährt der dritte Thurzó-Fugger'sche Gesellschafts-Vertrag, welcher am 9. Februar 1503 zu Ofen geschlossen wurde.

Der Mittelpunkt aller Bergwerksunternehmungen blieb Neusohl; von hier aus verzweigten sich die Handelsverbindungen in folgender Richtung: die eine ging über Rosenberg und Krakau nach Danzig; die zweite von Krakau über Preußen nach Rußland; die dritte über Sillein, Teschen nach St. Georgenthal und von da westwärts bis Antwerpen; die vierte Hauptlinie wendete sich nach Wien und von da einerseits über Tirol und Kärnten nach Venedig, andererseits gegen Nürnberg und von da weiter nach den europäischen Handelsplätzen. Eine fünfte Hauptlinie ging über Ofen und von hier entweder über Sign in Dalmatien oder über Triest nach Venedig. Als Hauptstapelplätze der Thurzó-Fugger'schen Bergbau-Produkte galten die Faktoreien zu Neusohl, Ofen, Krakau, Teschen und St. Georgenthal; hier waren auch Schmelzöfen und Raffinirungs-Etablissements, doch wurde hier nur ein kleiner Theil der Erzeugnisse verkauft und es standen die verschiedenen Etablissements unter gemeinschaftlicher Verwaltung. Dagegen wurde das auswärtige Geschäft in der Weise getheilt, daß den Vertrieb von Kupfer-Erz und Kupferwaaren nach Polen, Preußen und Rußland, dann aus Ungarn über Sign und Triest nach Venedig die Thurzó's besorgten. Die übrigen Handelslinien blieben unter Leitung der Fugger, so daß diese zugleich den überseeischen Kupferhandel von Danzig und Stettin betrieben.

Bis zum Tode des Johannes Thurzó († 10. Okt. 1508) waren die Resultate der gemeinschaftlichen Bergwerksunternehmungen sehr günstig. Dr. Friedrich Dobel hat nach den Originalrechnungen des Fugger'schen Haus-Archivs zu Augsburg mitgetheilt, daß von 1495—1504 das verkaufte Kupfer 190,000 Zentner betrug, wovon auf die Fugger 133,450 Zentner, auf die Thurzós aber 56,550 Zentner entfielen. Nach Abzug der sehr bedeutenden Investirungs- und sonstigen Anlage- und Betriebskosten blieben jedem Theile an Reingewinn je 119,500 rheinische Gulden. Dazu kamen 1338 Zentner Fahlerz und 54,774 Mark Silber, welch letztere 323,503 ungarische Gulden einbrachten. An Vorrath und ausstehenden Aktiv-Forderungen hatte die Gesellschaft noch 242,000 ungarische Goldgulden.

Von 1504—1507 fehlen die jährlichen Rechnungen; man kennt nur das Geschäfts-Resultat und dieses betrug für jeden Theil 238,474 rheinische Gulden Reingewinn.

Nach dem Tode des Johannes Thurzó traten an dessen Stelle seine drei Söhne: Georg, Alexius und Johann; aber diese besaßen nicht mehr den geschickten Geschäftsgeist des Vaters. In den Jahren 1507—1510 wurden nur 67,500 Zentner Kupfer verkauft und davon kamen auf die Fugger 56,600, auf die Thurzós bloß 10,900 Zentner; der Reingewinn warf für jeden Theil nur 142,000 rheinische Gulden ab.

Von da an waren die Thurzó's noch 15 Jahre (bis 1525) die Compagnons der Fugger. Während dieser Zeit gewannen die Unternehmungen wieder einen neuen Aufschwung; denn innerhalb dieser 15 Jahre betrug die verkaufte Kupfermenge 473,000 Zentner (auf die Fugger 418,100; auf die Thurzó's nur 51,700 Zentner); der Reingewinn aber ergab in der Zeit von 1510 bis 1519 für jeden Vertragstheil jährlich 179,170 rheinische Gulden.

Die umfassenden Unternehmungen, Anlagen, Etablissements ꝛc. beanspruchten auch eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern, Aufsehern, Beamten und Geschäfsführern. Außer-

dem geriethen die kühnen und glücklichen Bergbau-Unternehmer mit den umwohnenden Edelleuten sowie auch mit den städtischen Bürgern und deren Magistrat in Neusohl wiederholt in Conflikt. Im Frühjahr 1525 brach ein förmlicher Arbeiteraufstand in Neusohl aus.

Die meisten Bergbeamten und Arbeiter waren natürlich Deutsche; unter diesen fanden die Lehren Luthers raschen Eingang und große Verbreitung. Schon im Frühjahre 1525 beschwert sich der Neusohler Pfarrer, daß die katholische Religion in der Stadt der Gegenstand allgemeiner Verachtung sei. Dazu gesellte sich noch ein anderer Umstand. Die Noth des Landes verleitete zur Ausprägung minderwerthiger Münze. Die Bergarbeiter verweigerten nun die Annahme des schlechten Geldes und nöthigten durch Androhung mit Einstellung der Arbeit dem Faktor der Fugger das Versprechen ab, daß man ihnen im neuen Gelde einen doppelt so hohen Lohn, als sie bisher in alter Münze erhalten hatten, ausbezahlen werde.

Zur Herstellung der Ruhe und Ordnung entsendete der König um die Mitte Juni den Obersthofmeister Peter Korlátkövi nach Neusohl und dieser nahm auch mehrere Rädelsführer gefangen. Allein damit kehrte der friedliche Zustand noch nicht zurück, um so weniger als zu den früheren Ursachen der Unzufriedenheit noch eine neue hinzutrat. Es war dieß die obenerwähnte Sequestration des Fugger'schen Eigenthums in Ofen und Neusohl, wodurch selbstverständlich auch der Geschäftsbetrieb und die Arbeiten in den Berg- und Hüttenwerken in's Stocken geriethen; um so mehr, als der von König Ludwig eingesetzte Kammergraf, Bernhard Behaim, seiner Aufgabe zur Leitung so großartiger Etablissements augenscheinlich nicht gewachsen war. Daß die Agenten und Getreuen des Hauses Fugger zur Beruhigung der Gemüther auch nichts beitrugen, die Unzufriedenheit vielmehr noch verstärkten, wird gleichfalls berichtet.

Und so brach durch das Zusammenwirken aller dieser

Ursachen in den ersten Tagen des Monats März i. J. 1526 der offene Aufstand aus. Ungefähr viertausend Arbeiter, denen sich auch ein Theil der Bürger angeschlossen hatte, griffen zu den Waffen und nahmen eine drohende Haltung an. Sie forderten erhöhten Lohn und verweigerten sowohl den Kameralbeamten wie auch der Geistlichkeit den Gehorsam. Der Staatsrath erachtete diesen Tumult für so wichtig, daß der Palatin selbst auf dem Schauplatze der Bewegung erschien, und mit Hilfe des einberufenen Adels die Ruhe wieder herstellte. Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß einige Forderungen der Arbeiter berechtigt waren; aber die Theilnahme am öffentlichen Aufruhr sowie die Hinneigung zu den Lehren Luthers wurde strenge bestraft. Einige der Anführer traf die Todesstrafe; andere büßten ihr Vermögen ein; die Mehrzahl der Arbeiter unterwarf sich scheinbar; denn schon nach einigen Wochen brach der Tumult unter den Arbeitern in Neusohl neuerdings los.

Den neuen Pachtvertrag über die Neusohler Kupferbergwerke schloßen die Fugger allein mit König Ludwig ab; die Thurzó's hatten an diesen Unternehmungen keinen weiteren Antheil. Von dieser Zeit (1526) betrieben die Fugger noch durch 20 Jahre in Neusohl den Bergbau. Auch in dieser Zeit blühten die Geschäfte des Fugger'schen Montanbetriebes und sie dehnten ihren auswärtigen Handel immer weiter aus. Bei der am 24. Mai 1527 mit den Thurzó's geschlossenen Abrechnung wurde der Geldwerth des gemeinsamen Theiles aller Unternehmungen auf 297,389 ungarische Gulden und 11 Pfennige festgestellt, wovon die Hälfte in der Höhe von 148,694 fl. 55 Pf. an die Thurzó's ausgefolgt wurde.

Den Pachtvertrag vom Jahre 1526 bestätigte König Ferdinand am 1. Februar 1527 und auch König Johann (Zapolya) im August 1529. Doch konnte Zapolya den Besitz der niederungarischen Bergstädte nicht behaupten und so lösten sich auch bald die Verbindungen zwischen ihm und den Fuggern, namentlich als diese ihre Ofener Commandite gänz-

lich aufließen (1533) und ihre ungarischen Geschäfte nunmehr in Neusohl concentrirten.

Der materielle Erfolg war für die Zeit 1526 bis 1539 ein andauernd lohnender; denn in diesen 13 Jahren betrug die Kupferausfuhr 267,000 Zentner, die Silberproduktion ergab 112,125 Mark, der Reingewinn aus den ungarischen Bergwerken war in dieser Zeit 1,297,192 rheinische Gulden.

Seitdem aber Ofen von den Türken besetzt wurde (1541) und deren Macht dadurch dem Westen Ungarns so nahe gerückt war, erschien den Fuggern auch ihr Geschäft in Neusohl nicht mehr gesichert und sie kündigten deßhalb i. J. 1545 den im nächsten Jahre ablaufenden Pachtvertrag. Vergeblich waren alle Bemühungen des Königs Ferdinand, sie von diesem Entschlusse abzubringen und so hörte nach 52 jähriger Wirksamkeit (1494—1546) die montanistische Thätigkeit der Fugger in Ungarn auf.

Ueber die volkswirthschaftliche und social-culturelle Bedeutung des Fugger'schen Berg- und Hüttenbaues in Ungarn macht Professor Dr. G. Wenzel folgende treffende Bemerkungen: „Obgleich der neue Pachtvertrag nach seinem Ausgangs- und Endpunkt vorwiegend eine Finanzoperation war, so übte er dennoch auf das ungarische Bergwesen auch einen sehr hohen segensreichen, volkswirthschaftlichen Einfluß aus. Denn die geschäftskundigen und reichen Fugger betrauten mit der technischen Leitung ihrer Neusohler Unternehmungen, um diese je blühender zu gestalten, hervorragender Fachmänner, die auf der Höhe ihrer Zeit standen, und scheuten keine Kosten, um ihr Gebiet angemessen abzurunden. Zu diesem Zwecke dehnten sie nicht bloß ihre Besitzungen mehr und mehr aus; sondern sie steigerten auch deren Erträgniß auf eine ungeahnte Höhe. Daß sie dadurch mit der städtischen Behörde von Neusohl und mit fast allen ihren Nachbarn in zahlreiche Conflikte geriethen, ja daß selbst mit der Königin-Wittwe Maria, der damaligen Besitzerin der Bergstädte, das gute Einvernehmen nur schwer aufrecht erhalten werden konnte;

— das darf uns, namentlich unter den damaligen wirrvollen Verhältnissen, keineswegs Wunder nehmen. Die Fugger'schen Unternehmungen, die ein wahrhaft musterhafter Montanbetrieb waren, übten auch nach anderer Richtung hin auf die ganze Gegend einen wohlthätigen Einfluß aus. Sie brachten nicht bloß beträchtliche Geldsummen in Umlauf, sondern boten der Umgebung auch zahlreiche materielle und geistige Unterstützungen. Dazu kam noch das europäische Ansehen der Familie, weßhalb die ihr gegenüberstehenden Parteien nur selten ihr Ziel erreichten. Mit Einem Worte: der gewinnsüchtige Geist brachte den Fuggern allerdings großen Nutzen; aber er kam auch Anderen zu Gute und so ist es im Allgemeinen unzweifelhaft, daß die Neusohler Bergwerksunternehmungen der Fugger auf den Bergbau in Ungarn überhaupt eine segensreiche Wirkung ausgeübt haben."

Die dritte Richtung, nach welcher die Fugger in Ungarn zu namhafter Bedeutung gelangten, war ihre Stellung als Großgrundbesitzer, indem sie als Eigenthümer, resp. zeitweilige Besitzer der Herrschaften Bibersburg und Plossenstein im Preßburger Comitat durch verständige Landwirthschaft und sonstige Culturbestrebungen sich ein dauerndes Andenken gesichert haben.

Das Schloß und die Herrschaft von Bibersburg verlieh im Jahre 1523 mit Erlaubniß König Ludwigs II. die Königin Maria an Alexius Thurzó und dessen Brüder und im Jahre 1535 verkaufte derselbe Alexius Schloß und Herrschaft von dem Preßburger Kapitel an Raimund, Anton und Hieronymus Fugger um den Preis von 105,041 Gulden. Allein diesen liegenden Besitz konnten die drei Brüder erst antreten, als ihnen König Ferdinand I. am 29. August 1535 das ungarische Indigenat mit dem ungarischen Adel verliehen hatte. Auf solche Weise wurden die Fugger vollberechtigte ungarische Edelleute und Grundherrn.

Das Centrum ihres Grundbesitzes in Ungarn war das Schloß Bibersburg, welches Anton Fugger neu herstellen ließ. Das Schloß befindet sich auch heute noch in bewohnbarem

Zustande und wird von den jetzigen Mitgliedern der Grundherrschaft benützt, so daß man also die Bauten, Einrichtungen und Ausstattungen der Fugger noch jetzt daran studiren kann.

Schloß und Herrschaft Plossenstein besaßen die Fugger nur mit dem provisorischen Besitzrechte der Inscription, indem es ihnen die Grafen Salm im Jahre 1552 für den Betrag von 27,187½ Gulden verpfändet hatten. Dieser Pfandbesitz dauerte ungefähr zehn Jahre. Doch wurde auch in dieser kurzen Zeit in der Bewirthschaftung dieser Herrschaft Vortreffliches geleistet, so daß ihnen die Investitionen allein um 2384 ungarische Gulden 72 Kreuzer abgelöst werden mußten.

Weit längere Zeit, und zwar über fünfzig Jahre (1535 bis 1586) waren die Fugger im Besitze des Schlosses und der Herrschaft von Bibersburg. Nach dem Zeugnisse des „Instruktionsbuches", das die Anordnungen der Fugger für ihre Wirthschaftsbeamten aus den Jahren 1542—1555 enthält, war hier eine wahrhafte Musterwirthschaft eingerichtet.

Das jetzige Schloß Bibersburg zeigt aus der Fugger'schen Zeit noch zum großen Theile die Basteien und riesigen 15 bis 17 Klafter hohen Burgmauern, das Fundament des Gebäudes und mehrere Zimmer und Säle, namentlich diejenigen, wo die Waffen und Alterhümer aufbewahrt wurden; ferner die St. Antonskapelle und vielleicht auch die Marienkapelle, den großartigen, drei- und vierstöckigen Keller, der bis 20,000 Eimer Wein fassen kann, dann einen ausgemauerten Brunnen von unbekannter Tiefe u. a. Nach dem „Instruktionsbuche" wohnten in dem Schlosse zwei Burgvögte mit ihrer Dienerschaft, zwei Schreiber (ein deutscher und ein ungarischer), dann die Haus- und Wirthschafts-Inspektoren. Diese hatten vom „Herrentisch" die Verköstigung. Außerdem gab es da zwei Thorwächter, einen Wagenmeister, einen Kellermeister, einen Küfer, einen Waffenschmied (mit 14 rheinischen Gulden Jahressold), einen Gärtner, einen Schlosser, einen Schmied, einen Bäcker, einen Hundewärter, zwei Jagdburschen, einen Koch, zwei Küchenjungen, eine Dienstmagd u. s. w. Diese

wurden vom „Dienstbotentische“ versehen. Dazu muß man noch die Burgwache zählen, die aus mindestens 25 Trabanten bestand, ferner mehrere (gewöhnlich 20) Husaren u. A. In der Nähe des Schlosses befand sich die herrschaftliche Bier-brauerei, die Fischzucht, dann die Waldungen mit 4—5 Wald-hütern und andere häusliche und Stall-Knechte.

Es war also ein wirklich herrenmäßig eingerichtetes Schloß, dem auch der Grundbesitz entsprach. Dieser umfaßte ein Gebiet von 24,000 Joch. Das eigentliche Ackerfeld be-fand sich in den Händen der Grundunterthanen, die Herrschaft hatte bloß den Weinbau und die Forstwirthschaft in der eigenen Regie. Auch die Viehzucht war in gutem Zustande und be-stand nicht nur aus Rindvieh-, sondern auch aus Schafzucht und aus einem trefflichen Pferdegestüt. Die Wälder bargen viel jagbares Wild, besonders hervorgehoben werden Hirsche und Wildschweine; im Jahre 1540 wurde auch ein Bär er-legt. Die zahlreichen Fischteiche weisen auch auf eine erheb-liche Fischzucht hin; mit Einem Worte: die Bibersburger Herr-schaft nimmt in der Geschichte der ungarischen Landwirthschaft eine hervorragende Stelle ein.

Das hohe Ansehen, in dem die Fugger bei Kaiser und Königen gestanden, kam auch in den ihnen verliehenen Pri-vilegien zur Erscheinung. Sie besaßen das jus gladii oder den Blutbann; ihren Verleihungen (Inscriptionen) wurden die königlichen Bestätigungen zu Theil; sie genossen das Vor-recht der Stellvertretung bei gerichtlicher Eidesleistung, ihrem Flecken Ottenthal wurde das Marktprivilegium verliehen u. s. w.

Ihre sociale Stellung, ihre weitreichenden geschäftlichen Verbindungen brachten es mit sich, daß man ihnen allerorten mit der größten Bereitwilligkeit und Auszeichnung entgegen kam. So war es auch in Ungarn. Politischen Einfluß hatten die Fugger eigentlich niemals angestrebt; denn dieser würde sie von ihren finanziellen, merkantilen und wirthschaft-lichen Unternehmungen abgezogen haben. Dennoch übten sie, wie wir schon erwähnt, schon durch ihr Wirken auch in poli-

tischer Hinsicht einen namhaften Einfluß aus. Und obgleich es ihre ganze Stellung mit sich brachte, daß sie vor Allem den Werken des Friedens dienten, so hebt doch ihr Indigenats-Diplom auch ihre gegen die Türken geleisteten Dienste hervor.

Die ungarische Specialgeschichte erzählt darüber, daß die Fugger zwar persönlich nicht in's Feld gezogen waren, aber die oberwähnte Befestigung und Ausrüstung ihres Schlosses Bibersburg und deren Versehung mit einer ausreichenden, in gutem Stand erhaltenen Bewachung bildete hierin schon ein wesentliches Verdienst. Ja die Besatzung von Bibersburg nahm auch an wirklichen Kämpfen gegen die Türken Antheil, so z. B. im Jahre 1550.

Noch erwähnen wir, daß die Fugger, die zeitweilig die Bibersburg bewohnten, daselbst auch eine reichhaltige und höchst werthvolle Bibliothek anlegten, die bis heute vorhanden ist; allerdings nicht mehr auf der Bibersburg, sondern im Domkapitel zu Tyrnau, wo die in weißes Leder gebundenen Bände auf dem Vorderdeckel das Wappen der Fugger tragen mit der Umschrift: „ANTONII FUGGER 1556.“ Auch aus Neusohl wurden im Jahre 1546 zahlreiche Bücher nach der Bibersburg gebracht. So hatten diese Kauf- und Gutsherrn auch der höheren geistigen Thätigkeit des Menschen nicht vergessen.

Nach dem Tode des Anton Fugger († 1560) entstand unter den Erben mancherlei Uneinigkeit und Zwiespalt wegen der Theilung der Riesenerbschaft. Nach einem endlichen Vergleiche unter Vermittlung des Kaisers Maximilian II. blieb Schloß und Herrschaft Bibersburg dem Johann Jakob Fugger. Im Jahre 1583 lernte Graf Nikolaus Pálffy in Augsburg die Tochter des Markus Fugger, Namens Maria, kennen und nahm sie zur Frau. Demzufolge erwarb dieses Ehepaar Schloß und Herrschaft Bibersburg durch Ratenkauf von den Fuggern zu ihrem Eigenthum. So kam Bibersburg in den Besitz der gräflichen Familie Pálffy und ist hier bis zu diesen Tagen geblieben. Maria Fugger, die Gemahlin des Grafen

Nikolaus Pálffy, des Helden von Raab, starb im hohen Greisenalter am 29. Mai 1646. Mit ihr nimmt das Geschlecht der Fugger vom Boden Ungarns Abschied.

Das Andenken der Wirksamkeit dieses Geschlechts wurde hier bis auf unsere Tage verkannt und meist scharf getadelt; erst der neuesten Forschung und unbefangenen historischen Anschauung ist es gelungen, auch in dieser Richtung der „Wahrheit eine Gasse" zu brechen und die überererbten Vorurtheile zu zerstreuen.

XX.

Zur christlichen Literärgeschichte.

Kaum gibt es eine theologische Disciplin, die von größerer Bedeutung wäre, als die obengenannte. Spiegelt sich doch in ihr das Geistigste und Innerste der christlichen Welt; wie die Rede den Menschen offenbart, so tritt das eigentliche und tiefste Wesen von Christenthum und Kirche in dieser so überaus reichen, mannigfaltigen und höchst charakteristischen Literatur uns entgegen, uns ist, als fühlten wir den Odem des Geistes, der diese Jahrhunderte durchwehte, als könnten wir in das Herz jener großen Männer blicken, die mitten in einer sinkenden Welt durch die Kraft ihres Glaubens, die Hoheit ihres Strebens, die Energie ihres Willens ein neues Reich, eine neue Civilisation schufen. Jeder Theologe muß darum durch sie sich belehren, von ihnen sich befruchten, in dem

steten zeitigen Verkehr mit ihnen jenes gesunde Urtheil, jene echte Kirchlichkeit, jenen wahrhaft frommen Sinn gewinnen und bewahren, der ihn ebenso vor einseitigem Subjektivismus, Neologismus und Schwärmerei behütet, wie vor Stagnation und Buchstabendienst. Wer hätte auch dieß nicht schon tausendmal erfahren? Es braucht oft nur einige Seiten, die wir in einem unserer großen Väter lesen, und wir haben das Gefühl, als läsen wir große Gedanken, mit Capitalschrift auf Monumente eingeschrieben, während so Vieles aus unserer Tagesliteratur uns eben vorkommt wie das flüchtige Gekritzel auf einem Blatte, das im nächsten Augenblick der Wind verweht.

Die Bedeutung der christlichen Literatur ist in neuerer Zeit auch von nicht theologischen Kreisen gewürdigt worden. Die Philosophie, Linguistik, Archäologie und Culturgeschichte haben erkannt, daß von dieser vordem vergessenen Wissenschaft helle Lichter auch auf ihre Gebiete fallen, daß sich die Fortbildung namentlich der lateinischen Sprache und Poesie, die Umbildung der moralischen, socialen und politischen Anschauungen nicht verstehen läßt, ohne daß wir ihre Anfänge verfolgen in der Literatur und den Institutionen der ersten christlichen Jahrhunderte. Und Niemand, der in diesen Schriften gelesen, wird sich des Staunens erwehren können, wenn er da mitten in der politischen Fäulniß und socialen Auflösung, da Eunuchen[1]) regieren und Barbarenheere das Reich überfluthen, Männer erblickt von so außerordentlichem, übermenschlichem Genie, daß sie ein Reich bauen, das Bestand hat, als das größte Weltreich untergegangen war. Ihre Schriften aber lassen uns zugleich erkennen das Geheimniß ihrer Kraft.

Wie nun sollen die jungen Männer eingeführt werden in diese Wissenschaft? Das ist die Frage; in der That eine recht schwierige Frage. Die Aelteren suchten sie dadurch zu

1) Gregor. Theol. Tom. I. p. 399.

lösen, daß sie der „Patrologie", d. h. der christlichen Literärgeschichte des patristischen Zeitraumes noch eine „Patristik" an die Seite setzten; jene hatte die Lebensschicksale und Schriften der Väter, diese den Lehrinhalt derselben darzustellen. Alzog will dadurch beide Disciplinen zusammenfassen in seiner „Christlichen Literärgeschichte" als „Geschichte der Entstehung, Fortbildung, Vervollkommnung, der Blüthe oder des Verfalles der christlichen Literatur in dem auch für die Kirchengeschichte angenommenen ersten, griechisch-römischen Zeitraume."

Und das Alles soll während eines oder zweier Semester in zwei Wochenstunden geleistet werden? Da wird sicher nicht viel mehr herauskommen als eine bloße Nomenclatur, eine Ueberbürdung des Gedächtnisses mit Namen und Daten und höchstens noch ein vages, allgemeines, gänzlich unselbständiges Urtheil über diesen und jenen Vater. Ich denke hier an ähnliche Vorlesungen von nicht bloß gleicher, sondern noch viel verderblicherer Wirkung. Es sind jene über die Geschichte der Philosophie, welche nicht selten in vier Wochenstunden während eines Semesters sämmtliche Philosophen sammt ihren Systemen, von Thales an bis Hartmann dem Pessimisten abthun. Das verwirrt nicht bloß die Köpfe, sondern erzeugt geradezu Ekel und Skepticismus.

Um aber auf die Väter zurückzukommen, wie ist es möglich, auch nur Einen wahr und gründlich zu würdigen, ohne daß wir seine Zeit, den ganzen Zusammenhang der Ereignisse, unter denen er lebte, alle die freundlichen und feindlichen Elemente, die da aufeinanderstießen, genau kennen. Ist ja doch die Literatur einer Zeit nur der Reflex des Lebens in dieser. Der Schüler wird es sich darum leicht machen. Selbst wenn er die Schrift des Vaters liest, versteht er ihn nur schwer, weil ihm die meisten Voraussetzungen seines Verständnisses mangeln. Er liest ihn darum gar nicht, hält sich an die Kritik seines Lehrers und erwirbt sich so noch eine gute Note im Examen dazu. Nägelsbach in seiner „Gym-

nasialpädagogik" theilt die Antwort eines Examinanden mit, welche trefflich zur Illustration unseres Gegenstandes dient. Auf die Frage, ob er den Shakespeare gelesen habe, verneinte er dieß, und fand es auch ganz natürlich, ihn nicht zu lesen; er habe ja des Gervinus Vorlesungen über Shakspeare gelesen, wozu denn ihn selbst lesen?

So wird vor Allem die Oberflächlichkeit geradezu herangezogen, einseitige und falsche Urtheile pflanzen sich wie eine Krankheit fort und nur Wenige nehmen sich die Mühe, die Kritik, die sie gehört oder gelesen über Dichter, Philosophen und Schriftsteller, auch einmal auf ihren wahren Gehalt zu prüfen und durch eingehende Lektüre sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. So kränkeln wir ja noch Alle an den landläufigen Ansichten über die Philosophie der Väter und der Mittelalterlichen, die sich seit Brucker bis zur neuesten Zeit in fast allen Werken über Geschichte der Philosophie geltend machten; Hegel selbst steht als warnendes Beispiel hiefür da. Aehnliches gilt von unseren Literaturgeschichten. Das erste Blüthenalter deutscher Poesie, das gleichen Schrittes ging mit der höchsten Machtentfaltung unseres Volkes durch das Kaiserthum, Jahrhunderte der kräftigsten Geistesarbeit und der tiefsten Verinnerlichung in der Scholastik und Mystik, waren von der überwiegenden Mehrheit unserer Nation vollständig vergessen; das Alles mußte gewissermaßen wieder entdeckt werden. Wir Aelteren wissen noch davon zu erzählen, da wir an der Hand erprobter Männer eingeführt wurden in diese seit Jahrhunderten verschütteten Schachte, wie es uns war, als wir da die Stufen edlen Erzes uns entgegenleuchten sahen, und lauteres probehaltiges Gold gewannen; da, wo nach der Rede so vieler unserer Lehrbücher nichts zu finden sei als Spreu und trostlose Oede.

So liegt die Gefahr, ohne eigene Prüfung Urtheile aufzunehmen, in dieser Art, Literaturgeschichte zu lehren, sehr nahe. Doch das ist es nicht allein. Oberflächlichkeit und Trägheit, die es verschmäht, selbst an die Quellen zu gehen,

verbindet sich dabei nur zu leicht mit einer Geistesrichtung, die wir als eine von Grund aus unwahre, nur dem Schein dienende bezeichnen müssen. Man spricht da über die größten Männer und ihre Geisteswerke, man charakterisirt ganze Perioden der Geschichte der Philosophie, und kennt das Alles eigentlich doch nicht. Man kennt es nur aus den allgemeinen Skizzirungen der Lehrer und Lehrbücher, und wer einen Schriftsteller nur so kennt, kennt ihn nicht. Es ist eine sehr wahre Bemerkung von Göthe, daß alle, auch die besten und eingehendsten Beschreibungen einer Gegend nicht im Stande sind, uns die richtige Vorstellung von einer Gegend zu geben, während ein einziger Blick, den du über sie thust, dieß zu leisten vermag. Dasselbe gilt auch von Büchern. Daher auch die Ermüdung, die wir bei allen dergleichen Beschreibungen und Charakeristiken empfinden; die Lesung selbst dagegen der Geistesprodukte, eines Drama's, einer gehaltvollen philosophischen Entwicklung regt uns an, beschäftigt uns, fesselt uns und läßt einen tiefen, klaren, befriedigenden Eindruck in uns zurück.

Wir halten darum dafür, daß das Studium eines einzigen philosophischen, patristischen oder belletristischen Werkes wie der Summa c. Gentiles des Thomas, des Breviloquium des Bonaventura, der Ethik oder Metaphysik des Aristoteles, Platon's Gorgias, der Schriften der Apostolischen Väter, der Civitas Dei des hl. Augustinus oder der apologetischen und christologischen Schriften des Athanasius, Cyprians Buch De unitate, Tertullians Apologeticum und De praescriptionibus, einiger Dramen von Shakespeare, der Novelas exemplares von Cervantes oder der Commedia von Dante und Schillers Jungfrau von Orleans und Lied von der Glocke, ganz anders geeignet ist, uns in den Geist der Literatur eines Zeitraumes und eines Volkes einzuführen, als alles weitwendige Gerede unserer Literärhistoriker, wenn sie auch tausendmal höher stünden, als Julian Schmidt. Ohnehin bleibt bei dieser Methode der junge Mann be=

scheiden; er hat nicht viel gelesen, nur Weniges, aber dieses gründlich. Er erlaubt sich nicht, über ganze Literaturperioden in einem Athemzuge abzuurtheilen und sich so gewissermaßen über sie zu stellen; er wird es auch nicht wagen, mit einer unbestimmten Phrase den ganzen reichen Inhalt eines Geisteswerkes charakterisiren zu wollen; er wird sich mit Liebe, Freude und Bewunderung in eine Dichtung, in die Schrift eines Vaters oder Philosophen vertiefen, all' das Wahre, Schöne, Große darin erkennen und auf sich wirken lassen, nicht aber gleich von Anfang auf den Dreifuß der Kritik sich setzen und die Fehler aufsuchen. „Loben mit Einsicht", hat ein bedeutender Aesthetiker gesagt, „ist Sache des Kenners"; der unwissende, aber dünkelhafte Mensch dagegen beginnt jede Kritik mit Tadel.

Nichts ist daher mehr geeignet, der Eitelkeit zu schmeicheln, den hohlen Schein von Bildung zu fördern, den Menschen an gedankenlose Phrasen zu gewöhnen, die Lust zur Selbstthätigkeit zu lähmen, als eine solche Methode der Literärgeschichte, welchem Gebiete immer diese angehören mag.

Nun aber soll trotz alledem der junge Theologe eine Uebersicht über die patristische Literatur gewinnen. Wie soll dieß geschehen, ohne daß die eben erwähnten nachtheiligen Wirkungen eintreten? Solche Erwägungen mögen es gewesen seyn, welche den Verfasser des neuesten „Lehrbuches der Patrologie und Patristik" [1]) bestimmten, den nothwendigen biographischen und bibliographischen Erörterungen wichtige patristische Texte für die Hauptpunkte der christlichen Lehre mit den eigenen Worten der einzelnen Kirchenväter und Kirchenschriftsteller beizufügen. Wie er selbst in der Vorrede bemerkt, hatte er hiebei ein Wort von Cyprian im Auge, welcher sagt,

1) Lehrbuch der Patrologie und Patristik. Von Dr. J. Nirschl, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. I. Bd. Mainz, Kirchheim 1881. II. Bd. ebend. 1883. III. Bd. ebend. 1885.

die Worte der heiligen Schrift hätten eine eigenthümliche Kraft, und glichen gleichsam einer Kriegstrompete, die zum geistlichen Kampfe aufrufe, weßhalb er seine Mahnschrift an die Martyrer fast nur aus Stellen derselben zusammengesetzt habe. „Etwas Aehnliches dürfte von nicht wenigen Aussprüchen der Väter gelten.“

Wir können ihm hierin nur beistimmen. Der Verfasser hat sicherlich sich nicht geirrt in der Annahme, daß er durch eine solche Methode seine Leser in den Stand setzt, tiefe Blicke in das Glaubensleben der ersten Jahrhunderte unserer Kirche zu thun und mit dem Geist der Väter wenigstens einigermaßen sich bekannt zu machen. Zur Erleichterung sind sämmtliche ausgehobene Texte in deutscher Uebersetzung gegeben, auch die der lateinischen Väter; wo es sich aus besonderen Gründen empfahl, ist der Urtext mitgetheilt. Vielleicht findet darin Mancher einen Mangel an Wissenschaftlichkeit. Könnte der Verfasser in seinen Lesern lauter wohlgeschulte Gräcisten und Latinisten voraussetzen, dann wäre ein solcher Tadel nicht unbegründet; aber so ist es nicht, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieß in der nächsten Zukunft noch weniger der Fall seyn wird. Ist ja doch die Gewandtheit im Verständniß und Gebrauch selbst des Latein seit den letzten Decennien, besonders auch in Folge unseres ganz einseitigen und so ziemlich von allen Einsichtigen verurtheilten Gymnasialunterrichtswesens immer mehr geschwunden, so daß mehr und mehr das Wort Geltung gewinnen dürfte: Latina sunt, non leguntur.

Mit diesen Verhältnissen, wie sie nun einmal thatsächlich da sind, muß jeder Lehrer und Schriftsteller rechnen. Allerdings hätte eine Beigabe der angezogenen Texte in der Ursprache die Vergleichung wesentlich erleichtert; aber das ohnehin umfangreiche Werk hätte dann eine Ausdehnung gewonnen, die dessen Verbreitung auf einen sehr engen Kreis beschränkt haben würde.

Der erste Band umfaßt neben den herkömmlichen Ein-

leitungen den ersten Zeitraum, und enthält die Schriften der Apostolischen Väter wie der Apologeten; der zweite schildert den zweiten Zeitraum, die Blüthezeit der christlichen Literatur von der Alleinherrschaft des Kaisers Constantin bis zum Tode des Papstes Leo des Großen; der dritte verbreitet sich noch über das Ende des zweiten Zeitraumes, und den dritten, die Nachblüthe der patristischen Literatur vom Tode des Papstes Leo des Großen bis zum Abschlusse der patristischen Zeit, Gregor d. Gr. im Abendlande und Johannes Damascenus bei den Griechen.

Wo immer die Theologie in allen ihren Disciplinen an Tiefe, Reichthum, Innerlichkeit und in ächt christlichem Geiste gefördert wurde, da ist dieß durch das erneuerte Väterstudium geschehen. Es ist ja auch nicht anders möglich; der vertraute Umgang mit diesen Heroen des Christenthums wird nothwendig seine wunderbar bildende, belebende, stärkende und regenerirende Wirkung an Jedem üben. Die Lesung dieses Werkes gibt hiefür den schönsten Beleg. Ernst, Würde, Wärme, Klarheit muthen uns wohlthuend dabei an; die heiligen Väter haben nicht viele Jahre lang umsonst zu dem Geiste des Verfassers geredet.

Es ist hier nicht der Ort, auf das Einzelne näher einzugehen. Nur dieß sei mit Dank erwähnt, daß der dritte Band auch die patristische armenische Literatur in ihren hervorragendsten Vertretern nach der Bearbeitung des Dr. Vetter aufgenommen und so den Kreis der patristischen Studien wesentlich erleichtert hat.

Ein dem dritten Bande beigegebenes ausführliches und genaues Personen- und Sachregister trägt besonders dazu bei, die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen.

H.

XXI.

Zur deutschen Bildungsgeschichte im endenden Mittelalter.[1])

So lautet der Titel einer aus zehn Vorträgen bestehenden Schrift, welche kürzlich aus der Feder des Dr. Gustav von Buchwald erschienen ist. Buchwald ist bekanntlich Convertit, hat sich als Verfasser der „Bischofs= und Fürstenurkunden des 12. und 13. Jahrhunderts“ einen Namen errungen, und ist gegenwärtig mecklenburgischer Archivar in Neustrelitz. Sein neuestes Buch aber, das uns culturgeschichtliche Bilder vorwiegend auf norddeutschem Boden bietet, von der mittelalterlichen Erziehung, vom Leben des alten Adels und der neuaufkommenden „Gesellschaften“ handelt, sich mit dem Volksglauben, dem Lesebedürfniß und Lesestoff der damaligen Zeit, dem Bücherdruck und ähnlichen Dingen beschäftigt, hat eine sehr getheilte Aufnahme gefunden.

Mit plastischer Anschaulichkeit schildert Buchwald zunächst die Herrlichkeit des mittelalterlichen Glaubenslebens. Er führt uns in seinem ersten Vortrage in ein mit Fresken geschmücktes mittelalterliches Wohnzimmer eines Lübecker Bürgers. Die Fresken stellen die Lebensgeschichte unseres Herrn dar.

---

1) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Erster Band: Zur deutschen Bildungsgeschichte. Zehn Vorträge von Dr. Gustav von Buchwald. Kiel, 1885.

„Der Eindruck solcher Bilder ist der, daß wir uns unter frommen, sinnigen, einfachen, aber geschmackvollen Menschen befinden. Alles gemahnt an kirchlichen Sinn und zeigt, wie eng Geistliches mit Weltlichem verwachsen war."

Ohne Bilder, bemerkt Buchwald, war kaum irgend etwas denkbar. „Sie gestalteten Straße und Kirchenmauer dem Armen zur Predigt. Dort redete das Bild des Gekreuzigten von dem himmlischen Vater, der seinen Sohn für die sündigen Menschen opferte, hier aus dem Marienstocke strahlte jungfräuliche Unschuld und Mutterliebe. Der Heilige aus jener Wandnische rief dem Beschauer zu: Gott verlangt nichts Unmögliches von dir, ich war ja ein Mensch wie du; traue auf die Gnade Christi und gebrauche deinen freien Willen, wie die Kirche lehrt, und du wirst Gott schauen! — Was hängst du am Leben und seinen Schätzen, wende dich zu Gott, rief das Bild mit dem weinenden Wickelkinde dem Jünglinge, dem schätzesuchenden Manne und dem sterbenden Greise. — Aller irdischer Ruhm ist eitel, mein Tanz rafft euch alle dahin und vor Gott seid ihr alle gleich, mahnte dort an der Wand der schauerliche Todtentanz mit Papst und Kaiser, Bürger und Bettler. — Wie ein Kind lernte das Volk und rang sich empor zu Gesittung und Wohlstand. Erst Generationen, die im Anschauen solcher Bilder aufgewachsen waren, vermochten so zu schreiben wie der Verfasser von der Seele Richtsteig. Ein viel gelesenes Buch, das Ludwig Dietz im Jahre 1515 im heimischen Niederdeutsch zu Rostock druckte."

„Ein jeder Mensch," sagt die Einleitung, „der sich einem guten und seligen Leben ergeben will, soll das Leiden und Leben unsers lieben Herrn Jesu Christi vor seine Augen setzen, in beidem: wenn er zu Hause sitzt, d. i. wenn er sitzt in der Beschaulichkeit Gottes, und auch, wenn er wandert in Uebung eines weltlicher Güter vollen auswendigen arbeitsamen Geschäftes. Auch wenn er nach seiner Arbeit sich des Abends zu Bette und zur Ruhe legt, und wenn er des Morgens wieder aufsteht und aufwacht zu dem Werke und dem Dienste

Gottes . . . er soll schreiben dasselbe Leben unseres Herrn an den Söller und an die Pfosten seiner Thüre; das ist: er soll all sein Sinnen in sothanen, heiligen, seligen Gedanken beschäftigen."

„Da steht vergeistigt," fügt Buchwald hinzu, „was jener Lübecker Bürger fühlte, als er das Leben des Herrn als Wanddekoration wählte." (S. 3).

Buchwald kommt dann auf die alte Fabel zu sprechen, als ob aller Gottesdienst lateinisch gehalten. Die Schweriner Agende, bemerkt er, zeigt das ganze Taufritual in niederdeutscher Sprache. Die Messe wurde allerdings in lateinischer Sprache gefeiert. Aber auch sie war keineswegs dem Volke so unverständlich, wie oft behauptet wurde. „Zunächst ist ja das Hochamt und zumal das österliche durchaus dramatisch gestaltet. Was der tiefere Sinn der Bewegungen und Ceremonien des Priesters war, das hatte der Andächtige aus den Bildern und all der bunten Symbolik längst verstehen gelernt."

Aber auch die Sprache der Messe haben die Gläubigen nach Buchwalds Forschungen verstanden. Nicht bloß die Gelehrten, sondern auch schlichte Leute lernten in den mittelalterlichen Schulen das zum Verständniß des Gottesdienstes nothwendige Latein.

Zum Beweise citirt er eine Kinderlehre aus dem 15. Jahrhundert, welche die Rostocker Universitätsbibliothek bewahrt. Dieselbe stammte von einem Franziskaner, der sie zum Gebrauch einer Schulschwester aufgezeichnet hatte. Die Kinder lernten nach derselben zunächst deutsch; die Lehrerin sprach und schrieb den Buchstaben oder die Silbe vor, die Kinder sprachen und schrieben sie nach, bis sie endlich im Gedächtniß so gut haftete, wie die Feder sie nachschrieb. Dann begann der Latein-Unterricht, aber nicht wie heutzutag grammatikalisch, sondern wie ein Fremdling naturgemäß die Sprache eines fremden Landes lernt, so lernten die Kinder in der Schule Latein. Das erste Uebungsbuch war z. B. das Brevier. Es wurde Wort für Wort ein Gebet, ein Psalm durchgegangen, und

auf das lateinische Wort folgte die deutsche Erklärung, z. B. Sancte spiritus o heiliger Geist, veni komm, reple erfülle, corda die Herzen, tuorum fidelium deiner gläubigen Menschen u. s. w. Die Lehrerin mußte des Lateinischen vollständig mächtig seyn; wenigstens deutet das die Kinderlehre an, denn ihre Uebersetzungen sind nicht ganz wörtlich, geben also der Lehrerin Spielraum. Mit dem Donatus, der Grammatik, begann man erst, wenn das Kind „aus der Schule" war, also den Volksunterricht und das zum Leben und Gottesdienst nothwendige Latein (und jedenfalls noch andere nützliche Gegenstände) erlernt hatte.

Daß auch die Kinder der Armen, die frühzeitig auf Broderwerb angewiesen waren, an diesem Unterricht theilnahmen, geht ebenfalls aus der Kinderlehre hervor, denn der alte Pater schließt: „Haben sie (die Kinder) mehr Zeit, so deutet man ihnen Episteln und Evangelien, die Predigten über die Heiligen und das Kalendarium."[1])

Auch aus dem Briefe eines Rigaer Bürgers geht hervor, daß gewöhnliche Geschäftsleute Latein lernten. Hinrik von der Wele sandte seinen Neffen zu einem Geschäftsfreunde des fernen Flandern zur Ausbildung. „Philippus, guter Freund!" schrieb er ihm. „So sende ich Euch einen Jungen mit (dem Schiffskapitän) Wenemer Meye. Er ist meines Bruders Sohn und heißt Arnd. Thut wohl und confirmirt ihn durch einen Priester, damit es ihm gut gehe; daß er lernt was Ihr meint, daß ihm nützlich sei: unserer lieben Frauen Zeiten lesen und die sieben Psalmen und andere Gebete; daß er schreiben und lesen lerne. Ich bitte, daß Ihr ja zusehet, daß er seinen Willen nicht kriege. Was er nothwendig hat, das kauft ihm und setzt es mir auf Rechnung . ."

Buchwald knüpft daran noch die Bemerkung: „Der

---

1) Vor Buchwald hat schon Gymnasialdirektor Krause in Rostock diese interessante Kinderlehre in dem Programm seiner Anstalt von 1873 besprochen.

fromme Bürger ahnte wohl, worin die Gefahr des Verkommens bestand. Die zügellose Freiheit, die viele in der Ferne fanden, wo sie ‚ihren Willen kriegten,‘ hat manch edles Talent zerstört. Mit Bewunderung lesen wir das glänzende Latein und die sprühenden Witze eines Ulrich von Hutten, mit Ekel und Abscheu wenden wir uns ab von seiner ausschweifenden Charakterlosigkeit. Er hatte viel zu früh seinen Willen gekriegt.“ (S. 30).

Noch manche schöne und anmuthende Stelle könnte ich aus Buchwald's Schrift auswählen, aber die Proben mögen genügen. Sie zeigen, daß der gelehrte Verfasser in der Geschichte des Mittelalters und ganz besonders in dessen Culturgeschichte wohl bewandert ist. Was aber Herr von Buchwald noch nicht zu kennen scheint, das ist die katholische Lehre von der Kirche. Darum ist ihm fremd das Göttliche und das Menschliche, welches sich gleichzeitig in der Kirche findet. Darum kennt er sich nicht aus, wenn er an Dienern der Kirche nicht die Heiligkeit findet, die ihr Stand fordert, sondern menschliche Armseligkeiten, ja selbst Sünden und Laster. Darum läßt er, der so schön und verständnißvoll über die Lichtpunkte des gläubigen Mittelalters schreibt, der gewiß für viele Protestanten ein Wegweiser zum besseren Verständniß jener noch so vielfach unverstandenen Zeit wird, sich doch auch zur Härte und Ungerechtigkeit gegen die mittelalterliche Kirche hinreißen. Er will sich „den Zügel der Objektivität“ gefallen lassen, polemisirt gegen „die neuere, angeblich katholische Literatur, welche wesentlich unter der Pression des politischen Augenblicks, den Dissentirenden unrecht thut,“ will bei seinen Schildereien deßwegen weder „in das schwarze Tintenfaß des Schauders, noch in den rosigen Farbentopf der Hoffnung tauchen,“ aber aus lauter Objektivität geräth er doch in das Tintenfaß.

Die erste Behauptung, welche ihn in Conflikt mit der Objektivität bringt, lautet: Die Priester des Mittelalters waren nicht für alle Menschen da. „Ebenso unbestreitbar,

wie daß Bischöfe und Herrenklöster sich ihre Henker hielten, ebenso unbestritten ist in der neueren Forschung, daß sie diese selbst von aller kirchlichen Gemeinschaft, selbst vom Sterbesakramente ausgeschlossen hatten. Heidnische Anschauungen halten sich nirgends so zähe wie im Rechtsleben. Unklar ahnten die Priester, daß in diesem scheußlichen Thun des Henkers etwas Unchristliches liege, aber sie waren deutsche Kinder ihrer Zeit." (S. 39.)

Buchwald ist hier ungerecht. Die Kirche hat nie und nimmer den „Mann des Folterns, Henkens und Räderns" von allen Sakramenten oder gar vom Sterbsakramente ausgeschlossen, wohl aber vom Sakramente der Priesterweihe, denn durch sein blutiges Handwerk wurde er irregular. Dagegen mag es oft vorgekommen seyn, daß ein einzelner Henker vom hl. Abendmahle ausgeschlossen wurde, weil vielfach nur verkommene und lasterhafte Menschen sich zu diesem traurigen Amte hergaben. Möge Buchwald zur Begründung seiner Hypothese nur eine einzige kirchliche Bestimmung citiren, welche alle Henker excommunicirt: er wird keine finden. Wenn die Chronik von einzelnen Priestern berichtet, welche, durch den Abscheu des Volkes verführt, ihre priesterliche Pflicht so weit vergessen hatten, so hat sie nur Ausnahmen berichtet. Welch wahrhaft heldenmüthiges Beispiel fromme Priester solchen Ausnahmen gegenüber gaben, vermeldet Buchwald selbst aus der Stralsunder Chronik.

„Anno 1516 starb hier ein Büttel, der hieß Matthias, der hatte einen guten Ruf unter den Bürgern wegen seiner Frömmigkeit, saß mit ihnen zu Bier und niemand sagte ihm etwas. Der Quardian des Franziskanerklosters, Johann Wrede aus Lübeck, ging sogar in die Büttelei und hörte, ohne Furcht sich dadurch unehrlich zu machen, dem Sterbenden die Beichte. Da hetzten die Kapellane der Stadtkirchen den bischöflichen Official auf. Herr Johann Tagge gebot, man solle den Henker, der im Leben mit den Christen keine Gemeinschaft durch das Sakrament besessen, auch im Tode keine

solche gewähren und ihn in ungeweihter Stätte begraben. Da zogen die Jünger des hl. Franziskus alle in die Büttelei, umhüllten den christlich gestorbenen Henker mit ihrem Ordensgewande — eine Ehre, um die sich einst Könige bewarben — und brachten ihn im Kreuzgang ihres eigenen Klosters zur letzten Ruhe." (S. 39).

Die Franziskaner handelten im Geiste der Kirche, die Weltgeistlichen aber verletzten hier durch ihre unchristliche Forderung deren Gesetze. Aehnlich wie die Franziskaner werden jedoch noch viele, auch Weltgeistliche, gehandelt haben. „Die Priester" im allgemeinen anzuklagen, daß sie im Mittelalter „nicht für alle Menschen" da waren, ist eine historische Ungerechtigkeit.

Buchwald bespricht weiter das Sinken des Nationalwohlstandes und eine Quelle desselben, den Modeluxus. „Warum", frägt er, „konnte die alte Kirche unser Volk nicht vor jener furchtbaren Noth beschirmen?" Die Antwort lautet dem Sinne nach: weil ihr Christenthum nicht rein und unverfälscht war, sondern mit Heidenthum vermischt. (Vergl. S. 65 und 122).

Das ist eine schwere Anklage, die leider öfter bei Buchwald wiederkehrt. Sie ist jedoch nicht unerklärlich bei einem Gelehrten, der nie aus dem verhältnißmäßig engen Kreis seiner Forschungen herausgetreten ist, vielleicht nie Gelegenheit gehabt hat, seine unrichtigen Ansichten von der Kirche zu rectificiren. Die protestantische Kirche betrachtet er augenscheinlich als das, was sie ist, als Menschenwerk; darum erschrickt er nicht, wenn er an ihr Menschliches erblickt: das ist ihr normaler Zustand. An den Gottesbau der katholischen Kirche legt er jedoch einen andern Maßstab; er fordert Heiligkeit von ihren Dienern, und weil er die nicht immer findet, darum wird er zweifelhaft. Das ist die Lösung des Räthsels. Buchwald denkt nicht daran, daß Christus das Himmelreich auf Erden in all seinen Gleichnissen als ein Netz darstellt, in welchem gute und schlechte Fische sind, als einen Acker, auf

welchem Weizen und Unkraut nebeneinander wachsen, und darum bleiben ihm die Wechselwirkungen zwischen Kirche und Welt, zwischen Gnade und menschlicher Freiheit unerklärlich. Er sieht all das Herrliche, was die Kirche, besonders im Mittelalter geschaffen, und sein edles Herz wird erfüllt von Begeisterung. Aber er sieht auch das Böse, sieht die Sündfluth von Unwissenheit, Bosheit und Laster, von der die Welt voll ist, und die dem Munde des liebevollen Heilandes sogar das Wehe! entlockt hat; sieht, wie selbst Priester und Bischöfe und Päpste die Wege der Sünde gewandelt sind, mitgeholfen haben am Elende der Völker, und da trauert er und meint. das Heidenthum habe in der Kirche gesiegt. Nein, Herr von Buchwald, der einzelne Priester und Bischof ist noch nicht die Kirche; wenn jene dem Bösen ihr Herz einräumen, dann hat diese noch lange nicht ihr Amen dazu gesagt; sondern trauernd, aber ungebrochenen Muthes, weil Christus in ihr weilt, fährt sie fort, durch ihre Lehren, Gebote und Einrichtungen die Sünde und das Reich des Bösen zu bekämpfen und das Reich Gottes auszubreiten.

Buchwald selbst muß wiederum vielfach Zeugniß ablegen, in wie eindringlicher Weise die Kirche diese Mission erfüllt und das Böse gerade dann bekämpft, wenn es von Priestern und Mönchen herkömmt.

Nicht Heidenthum, sondern religiöser Wahnsinn waren nach Buchwald Erscheinungen wie die „Tanz- und Wanderwuth," besonders auch der Kinderkreuzzug. (S. 123). Ein herbes Urtheil, wenn auch nicht ganz ungerechtfertigt. Die Kirche pflegt jedoch nicht gegen jede ungewöhnliche Manifestation der angeblichen Frömmigkeit einzuschreiten; sie wartet vielmehr ab und prüft, ob eine Sache aus Gott ist. Hat sie jedoch erkannt, daß irgend etwas falschem Mysticismus, dem Aberglauben und Unglauben entstammt, dann schreitet sie auch durch Wort und That ein. Um nur ein Beispiel hervorzuheben, so geschah das bei den sogenannten Flagellanten, die von kirchlichen Corporationen, z. B. der Pariser Univer-

sität, und von dem Haupte der Kirche selbst, von Papst Clemens VI. verurtheilt wurden.

Um den Unfug, der bei den Wallfahrten nach Wilsnack im fünfzehnten Jahrhundert geschah, zu charakterisiren, citirt Buchwald den Karthäuser Jakob von Jüterbock, Magister zu Erfurt. Derselbe schrieb 1352: „Ueberdieß kann gar nicht oder nur auf das allerverkehrteste in Abrede gestellt werden, daß große Verbrechen des Heidenthums von Christen begangen werden mit dem Rennen nach verborgenen, vermeintlich heilig gehaltenen Orten, welche der eingebildeten, thörichten Menge und der Geistlichen Erfindung voll unersättlicher Gier sich eingerichtet.“ (S. 127). Mit dem Karthäusermönch kämpften die besten seiner Zeitgenossen gegen die „Verbrechen des Heidenthums, die von Christen begangen wurden,“ ohne den Glauben an die Kirche zu verlieren, die ja gerade durch diesen Kampf ihre Aufgabe erfüllte. Mit dem Karthäusermönch bekämpften sie den Mißbrauch, der mit dem angeblichen heiligen Blute zu Wilsnak getrieben, ohne jedoch Gottes Wunderkraft zu leugnen. „Wer wollte es wagen, Gott Gesetze vorzuschreiben?“ fragt Jakob von Jüterbock. Ihre Bemühungen waren vergeblich, denn Gott zwingt die Menschen nicht zum Guten, sondern läßt ihnen hier auf Erden die Freiheit, selbst Böses zu thun. Die „Wanderwuth“ der damaligen Zeit war eine geistige Epidemie, aber vielleicht nicht so schlimm wie heutzutage die Duellwuth, die Vergnügungssucht, die Trunksucht u. s. w.

Aehnliche Verirrungen des Geistes findet man nicht bloß im 15. Jahrhundert, sondern selbst im aufgeklärten 19. Jahrhundert, nicht bloß in katholischen Ländern, sondern selbst in Mecklenburg. So erzählt der bekannte Mecklenburger Ernst Boll: Vor 1860 stand bei dem mecklenburgischen Städtchen Sülz im Rekenitzthale eine Eiche mit einem unten getheilten, oben aber wieder zusammengewachsenen Stamme, die vor etwa 80 Jahren in dortiger Gegend weit und breit als Wunderbaum berühmt war. Zahllose Kranke nahmen ihre

Zuflucht zu demselben; denn wer durch diesen Stamm hindurchkroch, der fand Genesung von allen seinen Uebeln! „Dieser tolle Aberglaube," berichtet Boll weiter, „hatte sich damals weit durch Mecklenburg verbreitet, und ziemlich gleichzeitig spielten noch mehrere andere Wundereichen in verschiedenen Gegenden des Landes eine ähnliche Rolle, z. B. bei Mühlen-Eixen unweit Schwerin, bei Fahrenholz in der Nähe von Rostock, bei Nantrow im Amte Redentin und bei Lützow unweit Gadebusch."[1])

Die Katholiken des 15. Jahrhunderts glaubten, daß Gott wunderbarer Weise beim Brande der Kirche zu Wilsnack die consecrirten Hostien erhalten habe, und daß diese Hostien Blut schwitzten. Dieses angebliche Wunder erregte eine ungeheure Bewegung im Volk. Die Protestanten des 19. Jahrhunderts glaubten zwar nicht an blutende Hostien, aber unter ihnen gab es nicht wenige, welche auf die Wunderkraft verkrüppelter Bäume vertrauten.

Gerade in der Wilsnaker Kirche findet Buchwald dann „eine der ältesten und dauerhaftesten Formen des indo-germanischen Heidenthums", nämlich eine Sündenwage, wie sie „noch in diesem Jahrhundert Todd in Râdschâstân sah." (S. 124.)

In der naiven kindlichen Frömmigkeit des Mittelalters gibt es viele Dinge, die das Zeitalter der Aufklärung und des Materialismus unbegreiflich findet. Dazu gehören auch die Wagschalen, welche man nicht nur in Wilsnak, sondern auch in anderen Kirchen hatte, in großen wie in kleinen, z. B. im Dome zu Schwerin und in der kleinen Kreuzkapelle auf dem altwismarschen Kirchhofe. Wozu sie eigentlich gedient hatten, steht noch nicht vollständig fest, denn wir haben über sie nur Berichte aus dem Munde der Gegner der Kirche. Eins steht fest: sie haben nicht dazu gedient, Sünden abzuwiegen; für so dumm darf man die praktischen und wohl-

1) Boll, Abriß der meckl. Landeskunde S. 281.

unterrichteten Bürger der mittelalterlichen Städte nicht halten, daß sie sich solchen Blödsinn aufbinden ließen. In der Fundationsurkunde der schon genannten Kreuzkapelle vom Jahre 1481 werden Wagschalen und Bedelbretter, welche letztere die heutigen Klingelbeutel vertraten, zusammen genannt; alles was darauf gelegt wurde, sollte zum Nutzen der Kirche von deren Vorstehern bewahrt werden.[1]) Aegidius Faber, der Reformator von Schwerin, charakterisirt in seinem zornerfüllten, ganz in Luthers Geist verfaßten Buche, das den Titel führte: „Vom falschen Blut und Abgott im Thum zu Schwerin“ (gedruckt 1533 in Wittenberg und mit einer Vorrede Luthers versehen), die Wage als „Wahrzeichen des Teufels“, und erzählt, daß die Kranken, welche Hülfe bei dem heiligen Blute begehrten, sich wiegen lassen und von den Gütern, deren sie am meisten besitzen, nach dem Gewichte ihres Leibes opfern.[2]) Das war eine seltsame Art Opfer darzubringen, die uns ebensowenig gefallen kann, als wenn die katholische Herzogin Anna, Joachim's I. von Brandenburg Schwester, beim heiligen Blute in Sternberg 1539 ein wächsernes Bild opfert, so schwer wie ihr kranker Sohn.[3]) So etwas bot eine Handhabe für Aberglauben; wir aufgeklärte Menschen wittern bereits Aberglauben darin; die kindlich frommen Voreltern aber fanden sicherlich nichts darin: ihren naiven Anschauungen entsprach es ganz und gar, für die Gesundheit des Leibes soviel Almosen darzubringen, wie der Leib wog. Vom Sündenwiegen war in Schwerin keine Rede, sonst würde Aegidius Faber das hervorzuheben nicht unterlassen haben, denn Luther bezeugt ihm in der Vorrede, daß er „dem Vater aller Lügen den Hintern getrost aufdeckt und seine Schande ins öffentliche Licht setzt.“

1) Siehe die Fundationsurkunde in den Jahrbüchern des Vereins für meckl. Geschichts- und Alterthumskunde 3, 246.

2) Schröder, Evangelisches Mecklenburg 1, 268. — Fabers Schrift ist dort ganz abgedruckt.

3) Jahrbb. 22, 20.

Doch wir haben einen Zeugen für das Sündenwiegen, nämlich den lutherischen Stiftsdekan Matthäus Ludekus von Havelberg, Freund des David Chyträus in Rostock. Der Mann schreibt 1586, daß in der Wilsnaker Kirche an einem abgesonderten Orte eine falsche und betrügliche Wage in ziemlicher Größe gehalten worden, auf der die „Pilgramen", besonders das abergläubische wendische Volk, sich hätten wiegen lassen, „damit also die Sacrificuli magnitudinem peccatorum desto besser exploriren möchten"; der Sakristan, der das Wiegen vornahm, habe dann die eine Wagschale mit einem „betrieglichen Strick" am Boden gehalten, bis das Aequivalent, Brod, Speck, Bier, Viktualien, auch Gold und Silber, genügend gewesen wäre. Das war deutlich genug. „Indessen", bemerkt der protestantische Oberpfarrer Breest von Wilsnak in seiner Geschichte des Wunderblutes, „dürfte die Geschichte mit dem ‚betrieglichen Strick' des Sakristan nicht wohl zu beweisen seyn, und wir sind weit entfernt, für sie unbedingten Glauben zu beanspruchen, wenn auch Ludekus, ein Zeitgenosse von großer Glaubwürdigkeit, sie ohne weiters als wahr erzählt. In so bewegten Zeiten, wie die des alten Havelberger Dechanten ward auch die Kritik des gewissenhaften Berichterstatters zuweilen von der Parteinahme getrübt."[1]) Gewiß richtig. Aber hätte doch Breest mit dem „betrieglichen Strick" auch gleich den Sacrificulus, den Götzenpriester, der die Schwere der Sünden wiegt, in das Gebiet der Fabel verwiesen! Wäre es mehr als eine Fabel, dann hätte sich des Ludekus Zeitgenosse, der alte Rostocker Prädikant Nikolaus Gryse in seinem „Spegel des antichristischen Pawestdoms" diesen fetten Bissen sicherlich nicht entschlüpfen lassen.

Das Schlimmste, was Herr von Buchwald der Kirche nachredet, ist jedenfalls der Vorwurf, daß sie Schuld sei an dem Hexenwahn des Mittelalters und der grausamen Ver-

1) Breest, das Wunderblut in Wilsnak Märkische Forschungen. 1881. S. 150.

folgung der sogenannten Hexen. „Die historische Gerechtigkeit erfordert die Anerkennung, daß sie es waren (nämlich die Christenpriester), welche den verhängnißvollsten Wahnglauben des Alterthums, den planetarischen Schicksalsglauben, in unser Volk verpflanzt haben.“ (S. 145.) Aber auch dem Glauben an Zauberei seien die Priester nicht durchweg entgegengetreten. Darum werde so oft in alten Beichtbüchern ausgesprochen, bei Zaubereien und abergläubischen Handlungen sei keine Entschuldigung: „ein Mönch hat mich's gelehrt“. (S. 121.) Ebenso ist der epidemische Verfolgungswahn auf Rechnung der Kirche zu setzen. „Das Christenthum als Religion der Menschenliebe hat in seinen drei Hauptconfessionen, dem Katholicismus, dem Lutherthum und der Reform, keinen Schutz vor diesen Gräueln gewährt, vielmehr trifft alle drei Confessionen gleichmäßig der Vorwurf, daß sie die Hexenverfolgung begünstigt haben.“ (S. 129.)

Es ist bedauernswürdig, daß ein Mann wie Gust. v. Buchwald, dem es sichtlich ernst ist mit der Wahrheit, nicht in den Kern der Wahrheit eindringt, sondern an Aeußerlichkeiten haften bleibt. Würde Buchwalds Urtheil sich auf Wahrheit stützen, so müßten wir es ruhig hinnehmen, denn die Wahrheit über Alles. Aber Buchwald ist hier nicht gerecht.

Vor allen Dingen kann kein redlicher Historiker leugnen, daß der Glaube an Zauberei nicht bloß unter Heiden, sondern auch unter Christen immer und immer wieder zum Vorschein kömmt, und zwar um so mehr, je größer der Abfall von Gott, die Herrschaft der Sünde wird. Wer nicht an Gott und seine Kirche glaubt, wendet sich den Dämonen zu. Der heutige Spiritismus ist ein lebendiges Beispiel.

Auch Priester und Ordensleute können dieser Verfinsterung des Verstandes anheimfallen, können sich der Zauberei ergeben, wenn sie Sünde und Unglauben in sich herrschen lassen. Ein schreckliches Beispiel citirt Buchwald (S. 138 ff.). Die alte berühmte Cistercienser-Abtei Doberan war im An-

fange des 14. Jahrhunderts durch die Rivalität seiner Mönche in tiefen Verfall gerathen. Die Mönche aus dem alten Wendenlande, d. h. aus den damals schon sächsisch gewordenen Ostseeländern, glaubten sich zurückgesetzt durch jene Mönche, welche noch immer in beträchtlicher Zahl aus dem eigentlichen Sachsenlande nach Doberan gekommen waren. Es kam so weit, daß die sächsischen Laienbrüder ihre wendischen Mitbrüder, sowie den Fürsten Albrecht von Mecklenburg, der sich letzterer annahm, durch Gift und Zauberei aus dem Wege zu räumen suchten, während die wendischen Brüder, welche das Ordenskleid von sich warfen, mit bewaffneter Hand das Kloster stürmten und die sächsischen Brüder gefangen fortschleppten. Das ist das Faktum, welches hauptsächlich auf eine Klageschrift oder vielmehr den Entwurf einer Klageschrift basirt, die der Mönch Nikolaus Sarnestorp 1345 aufsetzte, als die Sache beendet war.[1]) Die Schrift war sichtlich für das Generalkapitel von Citeaux bestimmt und wird jetzt im großherzoglichen Hauptarchiv von Schwerin aufbewahrt. Daß ihr nicht vollständig zu trauen ist, beweisen schon die vielen „Recipitur“ und „Non recipitur“, die den einzelnen Klagepunkten des Entwurfs hinzugefügt sind.[2]) Auch des Fürsten Albrecht Stellung ist unklar. Als er die angebliche Hexe am 21. Juli 1336 in Kröpelin verbrennen ließ, war er ein junger Mann, eben der Vormundschaft entwachsen. Damals stand er dem Abte von Doberan, dem Bruder Konrad von Sachsen, weil derselbe seine Landsleute, die angeschuldigten sächsischen Conversen, in Schutz nahm, feindlich gegenüber, und ein Jahr später, 1337, war der Fürst Konrads Gönner und suchte ihn im Amte zu erhalten.

Doch dem mag seyn, wie ihm wolle. Gewiß ist und durch Aktenstücke belegt, daß genug Gewaltthätigkeiten und

---

1) Meckl. Urkundenbuch 9, 6596.
2) Meckl. Urkundenbuch 9, S. 735; vgl. 729.

Sünden von entarteten Söhnen des heiligen Bernhard damals begangen wurden.[1]) Daran ist aber nicht die Kirche Schuld. Sie hat vielmehr immer und überall solche Verirrungen des menschlichen Geistes bekämpft. Buchwald selbst legt dafür herrliches Zeugniß ab, indem er die Belehrungen der alten Beichtbücher citirt. Der gelehrte Verfasser meint zwar (S. 141): „Ist es nun auch ganz ohne Zweifel, daß sich der Priesterstand ebenso wie der Laienstand zum Lehrer und Träger der heidnischen Unterreligion machte, so sind gerade die Beweisstellen dafür auch die besten Zeugnisse, daß eine ernste, geistige Strömung durch den Klerus ging, welche diesen Flecken zu tilgen bestrebt war.“ Nein, Herr von Buchwald, Ihre Beweisstellen zeugen zunächst für den guten Geist, der im Klerus herrschte, und den einzelne Ausnahmen nur noch leuchtender erscheinen lassen; aber mehr noch zeugen sie dann für die Lehre der Kirche, die nie und nimmer solche Dinge billigt oder nur stillschweigend erträgt. Den Glauben und die Praxis der Kirche drückt so sinnig der alte Hans Vintler in seinem Buche von der Tugend aus (S. 140):

„Die Zauberei ist Gott unwerth.
Sie sagen wohl: Mich hat's gelehrt
Ein Mönch, wie möcht's da böse seyn?
Da sag' ich auf die Treue mein,
Daß man solchen Mönch oder Pfaffen
Also sollt' strafen,
Daß sich zehne stießen daran,
Denn sie sind allesammt im Bann.“

Mönch und Pfaff und Laie sind allesammt im Bann, d. h. ausgeschlossen von der Kirche, falls sie sich mit der schwarzen Kunst abgeben. Deßwegen sucht die Kirche ihre Kinder vor allen Dingen durch Belehrung davor zu behüten. Ein altes Gebetbuch „Der Seelen Trost“ genannt, welches schon ein Jahrhundert vor der Erfindung der Buchdrucker-

---

1) Das. Nr. 5768. 5769. 5770.

kunst die Laien belehrte, warnt vor Aberglauben und zeigt, wie derselbe nur ein Anknüpfungspunkt für den bösen Feind ist. „Liebes Kind", heißt es in diesem Gebetbuche, „willst du das Gebot Gottes wohl halten, so sollst du nicht an die guten Hulden, Elfen und Wichtelmännchen, noch an irgend welchen Spuck glauben, denn das alles ist des Teufels Betrug, mit dem er die Leute betrügt, die kranken Glauben haben". Dasselbe Gebetbuch bekämpft auch den planetarischen Schicksalsglauben: „Liebes Kind, also sollst du nicht glauben an das Schicksal, daß es dir ein Ding einmal beschlossen hätte. Widerfährt dir etwas, so sollst du nicht sprechen, es sei dir so bescheert, weil du dazu geboren seiest. Du sollst nicht sprechen, daß es dir Gott beschlossen habe! Es ist dir manche Unart angeboren von Natur, von deinem Vater und deiner Mutter; aber von den Sternen oder von anderlei Sachen ist es dir nicht also bestimmt, daß es dir immer geschehen müsse, denn du magst dich wohl selber zwingen, wenn du willst. Du sollst der bösen Natur mit Gewalt widerstehen."

Das Lübecker Gebetbuch von 1484, „Dat licht der sele" genannt, welches Buchwald ebenfalls citirt (S. 141), bekämpft in gleicher Weise Aberglauben und Zauberei. Es fragt diejenigen, welche sich auf die Beicht vorbereiten: „Hast du dich gesegnet oder Gebete gesprochen oder Briefe, Heilthum, Agnus dei, Gürtelchen oder die heilige Schrift oder den Brief, den man nennt die Länge Christi, und hast du bösen Willen gehabt und hast du geglaubt, das sollte dich behüten oder bewahren vor Hauen, vor Stechen und vor Gefängniß, vor Feuer, vor Wasser, vor jähem Tode, nicht zu sterben ohne Gottes Leichnam und auch nicht verdammt zu werden?" — Ueberaus ernst sind die weiteren Fragen, welche dasselbe Gebetbuch an die Pönitenten richtet: „Hast du irgend welchen Aberglauben oder schwachen Glauben gehabt an Böterei (Besprechen), Zauberei und Wickerei (Wahrsagen) nach Geld und Gut, nach Glückszufällen? oder irgend

eine Creatur angebetet und ihr göttliche Ehre und Lob gegeben, als da sind Sonne, Mond und andere Planeten? Oder glaubst du, das Rufen der Vögel möge dem Menschen Gutes oder Böses veranlassen? Hast du geglaubt an Träume oder an Schwertbriefe oder an andere ungewöhnliche Worte, die dich bewahren sollten vor Feuer, Wasser oder Feinden? Hast du geglaubt an die guten Hulden, oder daß die Nachtmar ritte, oder daß du auf einer Ofengabel auf den Blocksberg rittest?"

Solche Belehrungen blieben auch nicht ohne Frucht. Johannes Butzbach, der berühmte Benediktiner (nicht Cistercienser) von Maria-Laach, erzählt in seinem Wanderbüchlein, daß er von katholischen Beichtvätern in Deventer gelernt habe, abergläubische Dinge verachten, wie er sie in Böhmen sich angeeignet hatte. (S. 48.)

So lernen wir denn aus Buchwalds Mund, wie ernst und wie wirksam die Priester durch Wort und Schrift gegen allen Aberglauben und schwarze Kunst ankämpften. Nichtsdestoweniger bleibt er bei seiner vorgefaßten Meinung, daß diese nur „die Schäden erkennen, die ihre Genossen angerichtet." (S. 145.) Auch die Bestimmungen des Kirchenrechtes wider Aberglauben und Zauberei, die strengen Strafen, die auf solche Vergehungen gesetzt sind, können Buchwald von seiner Ansicht nicht abbringen. Im Gegentheil, die Strafen, welche die Kirche gegen solche Verirrungen vom wahren Glauben androht, verleiten den Gelehrten zu neuer Ungerechtigkeit. Erst verstanden „der christliche Priester und die von ihm aufgesogenen Competenzen der Staatsgewalt die alten sächsischen und wendischen Götter in Teufel zu verwandeln; als aber das Experiment fertig war, schraubte die Folter, brannte die Hexe." (S. 137.) Mehr noch: die Kirche ist es, die ein Inquisitionsverfahren eingesetzt hat, „in welchem selbst der Wahnsinnige vollgültiges Zeugniß, jedoch niemals für, sondern stets gegen den Beklagten ablegen konnte; in welchem auch die Aussage unmündiger Kinder

vollgültig war, wenn sie gegen die Angeschuldigten ging." Dadurch geschah es, daß Deutschland mehr Menschen gemordet hat vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als Italien zur Zeit der Christenverfolgung." (S. 129.) Und dieser epidemische Verfolgungswahn ging aus von Rom und Köln, von Rom durch die Bulle Summis desiderantes affectibus des Papstes Innocenz VIII., und von Köln durch den Hexenhammer der Dominikaner Sprenger und Gremper. (S. 128 und 129.) Durch solche Fehlgriffe hat nach Buchwald die Kirche den Riesenkampf gegen das Heidenthum verloren, obwohl sich an demselben „Klerus und Laienwelt mit bewunderungswerther Frömmigkeit und Hingabe betheiligten."

Wiederum kann dem Herrn von Buchwald der Vorwurf nicht erspart werden, daß er, der sonst so tüchtige Kenner des Alterthums, die katholische Dogmatik, das Kirchenrecht, selbst die Kirchengeschichte als Quellen zu wenig berücksichtigt hat. „Ecclesia non sitit sanguinem!" ist immer der Grundsatz der Kirche gewesen. Aber wie groß auch ihr Einfluß im Mittelalter war, so ward derselbe doch vielfach überschätzt. Immer versucht sie mildernd auf das weltliche Strafverfahren einzuwirken, aber gelungen ist ihr das nicht immer. Selbst wo einzelne Päpste sich von den allzu strengen Rechtsanschauungen der Zeit hinreißen lassen, wird die Kirche nicht dadurch eine Beute des Heidenthums.

Innocenz VIII. war vielfach allzustreng gegen das mit der Ausbreitung der husitischen Lehren auch überhandnehmende Hexenwesen. Aber gerade durch seine Bulle Summis desiderantes affectibus, die sogenannte Hexenbulle, suchte er mildernd einzugreifen und den weltlichen Gerichten wenigstens die Untersuchung in Hexensachen zu entreißen. Er ist durch seine Bulle keineswegs der Urheber der Hexenverfolgung geworden, denn 70 Jahre vorher gab der deutsche Theologe Ulrich Molitor, rühmlich bekannt durch sein Wirken auf dem Constanzer Concil, seinen Dialog de lamiis et pythonicis mulieribus heraus. Nicht von Rom aus wurden die Hexen-

gräuel verbreitet, denn in Rom selbst wurde nicht eine einzige Hexe verbrannt.

Aber der Hexenhammer, der von Köln ausging? Der Hexenhammer ist kein kirchliches Gesetzbuch. Neues brachte derselbe nicht, sondern er sammelte nur die damals gültigen Rechtsbestimmungen. Besagt doch z. B. der Sachsenspiegel (II. 13. §. 7): „Welch Christen-Mann oder Weib ungläubig ist oder mit Zauberern umgeht oder mit Giftmischerei und deß überwunden wird, die soll man auf einem Scheiterhaufen verbrennen." Der Schwabenspiegel hatte ähnliche Bestimmungen. Der Hexenhammer war vielfach gelinder wie das geltende weltliche Recht. „Cum tamen", heißt es in demselben von den Zauberern, „consenserit abjurare et satisfactionem congruam ad arbitrium episcopi et judicis ecclesiastici exhibere, non est tradendus brachio saeculari." Reumüthige also sollten nicht verbrannt werden.

Der Hexenhammer ist nicht ein eigentliches Gesetzbuch, sondern ein Lehrbuch. Seine beiden ersten Theile handeln über die Zauberei, ihre verschiedenen Arten, über die Gebräuche der Hexen, über die Mittel sich vor Zauberei zu schützen, und als solche Mittel werden Fasten, Gebet, Empfang der Sakramente und Exorcismen angeführt. Erst der dritte Theil beschäftigt sich mit den Strafbestimmungen. Görres sagt in seiner Mystik (IV. 2. S. 585), daß es ein Buch sei „in seinen Intentionen rein und untadelhaft, aber in einem unzureichenden Grunde thatsächlicher Erfahrung aufgesetzt, nicht immer mit geschärfter Urtheilskraft durchgeführt und darum oft unvorsichtig auf die scharfe Seite hinüberwiegend."

Kein redlicher Historiker verkennt, daß der Hexenwahn in protestantischen Ländern heftiger und anhaltender aufgetreten ist wie in katholischen.[1]) Mecklenburg macht davon

---

1) Vergl. Thomasii Thes. de crim. mag. §. 2. 6. 46. 47.

keine Ausnahme. Das Schmöken der Hexen wurde erst epidemisch, als die Prädikanten des neuen Evangeliums allen „Aberglauben und Gräuel der papistischen Kirche“ abgethan hatten, und es erreichte seinen Höhepunkt, als im dreißigjährigen Krieg das Land verödete. Noch nach demselben wandte sich „ein unterthänigster und gebetfleißigster Joachimus Polichius“ (Pastor zu Hagenow) an Hochfürstliche Durchlaucht und bat um Bestätigung des Todesurtheils für eine als Zauberin verklagte Dirne von sechszehn Jahren, „damit nicht andere Kinder verführt und sie selbst von der Sklaverei des Satans entledigt und zur Seligkeit befördert werde“. Das geschah 1676. Daß es ein katholischer Landesfürst war, der zehn Jahre später das Hexenbrennen in Mecklenburg einzustellen befahl, darauf soll hier kein Gewicht gelegt werden.

Schließlich noch ein Wort. In Verfolgung seiner Lieblingsidee spricht Herr von Buchwald die Behauptung aus: Luthers Werk sei deßwegen nur möglich und historisch nothwendig geworden, weil die katholische Kirche in Deutschland vor der Reformation corrumpirt bestanden habe. „Eine Kirche“, meint er, „die sich als die von Gott eingesetzte bezeichnet, würde einen Selbstmord begehen, wenn sie zugäbe, daß es überhaupt möglich wäre, sie könne von dem Boden durch eine Irrlehre verdrängt werden, wo sie wirklich lauter, voll und rein bestanden hätte. Es ist das eine dogmatische Unmöglichkeit, denn die Geschichte würde damit den Beweis liefern, daß sie ein recht vergängliches, kostspieliges Menschenwerk gewesen.“

Dogmatisch unmöglich ist, daß die Kirche jemals ganz vom Erdboden verschwinde, denn der Gottessohn hat ihr versprochen, daß er bei ihr seyn werde bis zum Ende der Welt. Gerade deßwegen ist auch keine Corruption derselben möglich. Wohl aber ist möglich, daß einzelne Menschen und Ortschaften, daß ganze Völker und Länder durch Unglauben und Sünde corrumpirt werden, daß zu ihrer Strafe, vielleicht zur De-

müthigung des Stolzes ganze Länder von der wahren Kirche losgerissen werden. Dadurch hat Gott sein eigen Werk nicht zerstört, sondern in seiner Hand ist vielmehr die Häresie die Zuchtruthe, die Geißel für die Untreue und Bosheit seiner Kinder.

Möchte doch Herr von Buchwald das beherzigen. Seine geistreiche Arbeit bleibt trotz seiner verkehrten Auffassung nicht ohne Werth. Wohl hält sie noch manche der landläufigen Vorurtheile aufrecht, vermehrt die Zahl derselben noch; andere aber hilft sie schon zerstören. Was aber das wichtigste ist: Buchwalds Schrift ist ganz geeignet zu neuen Forschungen anzuregen. Den ernsten, aufrichtigen Erforscher der Wahrheit, der bereit ist die Consequenzen seiner Forschungen zu ziehen, braucht die Kirche nicht zu fürchten.

Bernhard Lesker.

XXII.

Zeitläufe.

Das sociale Erdbeben der Märztage in Belgien.

Den 12. August 1886.

Gerade als beim deutschen Reichstag der Gesetzentwurf über die Verlängerung des Socialisten-Gesetzes auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte, brach in Belgien die Arbeiter-Empörung mit allen ihren Schrecken aus. Die Regierung in Berlin hätte sich die benachbarten Gräuelscenen für den Augenblick nicht besser bestellen können, und der preußische Minister des Innern machte in der Reichstags-Sitzung vom 30. März davon reichlichen Gebrauch gegen die Gegner des Socialisten-Gesetzes und dessen Verlängerung.

„Die belgische Regierung", sagte er, „steht in diesem Augenblicke in einem Kampfe für die öffentliche Ordnung Europas". Auf das Gelächter der Linken wiederholte er: „für die öffentliche Ordnung Europas". Warum die Linke darüber gelacht hat? Vielleicht legte sie unter: daß das kleine Belgien für einen solchen Riesenkampf denn doch nicht groß und mächtig genug sei, und daß man ihm zu gelegener Zeit werde zu Hülfe kommen müssen, ebenso wie dem benachbarten Holland. Das wird auch das schließliche Ende vom Lied seyn. Aber nicht Arbeiter-Unruhen werden die Ursache seyn, wenn die glorreiche Schöpfung der liberalen Dreißiger-Jahre in einer der „großen Conglomerationen" oder in zweien aufgehen wird, und darum soll hier von der europäischen Zukunft nicht weiter die Rede seyn. Hier handelt es sich um andere Aeußerungen des Ministers von Puttkamer. Er sagte:

„Die katholische Kirche hat in diesem Lande seit 50 Jahren und länger ungehindert, nach der Anschauung Mancher vielleicht über das gewöhnliche Maß, ihre Kraft und ihren Einfluß auf die Gemüther entfalten können, und dennoch diese Aufstände und dieser Ausbruch der wildesten, elementarsten und brutalsten Volksleidenschaften! Ich habe die Ueberzeugung, daß 99 Prozent dieser strikenden und zu Mord und Plünderung schreitenden Arbeiter an sich gute Söhne der Kirche sind. Es wäre doch sehr wunderbar, wenn die arbeitende Classe Belgiens antireligiös wäre; wenn das der Fall wäre, dann würde dort die Kirche ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt haben".

Was sagt darüber die Wahrheit der Geschichte? Schon gegen das Ende der österreichischen Herrschaft war das Land zum Paradies der Freimaurerei geworden. Seit Menschenaltern war es die Beute revolutionärer Bewegungen; und wie der Katholicismus unter dem Drucke der französischen Revolution, sowie schließlich des holländischen Regiments gebettet war, dürfte wohl auch dem Herrn Minister von Puttkamer nicht zweifelhaft erscheinen. Aus der Vergangenheit lag der politische Einfluß vollständig in den Händen der Liberalen;

ihr Werk war die Auflehnung gegen die holländische Herrschaft und die provisorische Regierung, welche den Congreß zusammenrief, bestand fast ausschließlich aus Liberalen. Wie konnte es auch anders seyn? „Dreiunddreißig Jahre hindurch waren fast alle höheren und niedern Unterrichtsanstalten in ihrer Wurzel vergiftet; in den Knabenseminarien allein wehte noch ein christlicher Geist, und auch diese wurden zweimal gewaltsam geschlossen. Die Folge davon war, daß man 1830 die Juristen und Mediziner, welche mit gediegenem Wissen ächt christliche Gesinnung verbanden, an den Fingern abzählen konnte".[1])

So stand es am Beginne jener „50 Jahre und länger", von welchen der Minister gesprochen hat. Wollte man von einem „katholischen Belgien" sprechen, so konnte darunter nur der Kern des Landes, die Aristokratie und die ländliche Bevölkerung, gemeint seyn. Gegenüber aber stand die liberale Bourgeoisie, welche in dem Maße mächtiger wurde, als die Industrie durch die natürlichen Hülfsquellen des Landes den gewaltigsten Aufschwung nahm und die belgische Bourgeoisie zur reichsten der Erde machte. In demselben Maße hörte sie aber auch auf, in der Verfassung von 1830 ein unauflösliches Friedensbündniß zu erblicken und die Garantie der ehrlichen Freiheit für Alle in derselben zu achten. Sie verlangte die liberale Alleinherrschaft und stellte die Loge auf gegen die Kirche. Loge, Liberalismus und Bourgeoisie waren die Dreieinigkeit Belgiens.

Vor bald vierzig Jahren gelangte diese Bourgeoisie zum ersten Male an's Ruder, und seitdem wüthet ein Kampf der Parteien, der mit Nothwendigkeit dahin führen mußte, daß die Liberalen mehr und mehr auf die antikirchliche, ja überhaupt religionsfeindliche Bahn hinübergleiteten. Es gibt

---

1) „Die katholischen Prinzipien und die belgische Verfassung von P. de Buck S. J., aus dem Französischen übersetzt von Philipp Prinzen von Arenberg." Stuttgart, 1880. S. 16.

allerdings auch Liberale, die der Religion wenigstens äußerlich nicht ganz absagen wollen; aber gerade unter diesen befinden sich die Leute, welche sich mit der Hoffnung tragen: „Belgien mit der Zeit protestantisch werden zu sehen." Schon vor mehr als zwanzig Jahren hat ein protestantisches Organ über die weit überwiegende Richtung in der liberalen Partei Belgiens berichtet: „Es ist kaum wahrscheinlich, daß man in ihrer Mitte Jemand finden kann, der eine herzliche Anhänglichkeit an die römische Kirche besäße, oder auch nur Jemand, der an den göttlichen Ursprung des Christenthums im eigentlichen Sinne des Wortes glaubt."[1]) Das war der Boden, auf welchem der sogenannte „Freidenker"-Verein erwuchs und sich zur eigentlichen Leibgarde der liberalen Partei in Belgien entwickelte. Dasselbe protestantische Organ läßt seinen belgischen Berichterstatter weiter erzählen.

„In dem leidenschaftlichen Kampfe der liberalen und ultramontanen Partei entwickeln sich gegenwärtig die Consequenzen der den beiden Parteien zum Grunde liegenden Principien immer mehr bis zu ihrem letzten Ausdruck. Auf Seiten der liberalen Partei haben sich schon früher zwei Vereine der Affranchis (freien Geister) und der Solidaires gebildet. Ihre Tendenzen gehen aus dem Programm einer dritten Gesellschaft, der Libres-Penseurs, hervor, die noch weiter geht, und jedenfalls den Ruhm der Offenheit und rückhaltlosen Entschiedenheit für sich hat. Es heißt in demselben: ‚Wie die Affranchis und Solidaires wollen wir, die Libres-Penseurs (Freidenker), ohne Haß und Bitterkeit den Kampf gegen die Unterdrückung der menschlichen Vernunft durch die Diener aller Religionen organisiren. Wenn wir es für nöthig gehalten haben, eine dritte Gesellschaft zu bilden neben jenen zweien, die schon so viel Gutes gewirkt haben, so geschah dieß, weil die Affranchis und Solidaires den Priester nur auf dem Todtenbett zurückweisen. Es schien uns folgerichtig, um mit uns selbst in Uebereinstimmung zu bleiben, seine Einmischung nicht bloß beim Tode, sondern

1) Berliner „Neue evangel. Kirchenzeitung" vom 3. Septbr. 1864.

überall und vornehmlich in der Familie zurückzuweisen.' In Folge dessen verpflichtet sich jedes Glied der Gesellschaft vor Allem: 1. keinen Priester beim Tode oder Begräbniß zuzulassen; 2. Ehen nur vor der bürgerlichen Obrigkeit zu schließen; 3. den Kindern weder die Taufe, noch das Abendmahl, noch die Confirmation geben zu lassen!"

Ein solcher „Freidenker" war insbesondere der mehrfache Millionär Baudoux, dessen berühmte Glasfabrik zu Jumet, eine der größten der Welt, den ersten Stoß der Revolte erfuhr und am 26. März 1886 vollständig zerstört wurde. Dieser hochliberale Bourgeois duldete keinen Arbeiter in seinen Etablissements, der sich nicht den Bedingungen des „Freidenker"-Vereins unbedingt fügte. Im Laufe der Zeit wurden besonnenere Männer in den Logenkreisen selbst nachdenklich über die Wirkungen der Propaganda, zu der sich die belgische Freimaurerei mit den „Freidenker"-Vereinen verbunden hatte. Schon vor sieben Jahren hat das Leipziger Freimaurer-Organ den Schmerzensschrei eines belgischen Bruders veröffentlicht, der in frappanter Weise auseinandersetzt, wie die dortigen Logen und die Vereine der „Freidenker" thatsächlich zu „Brutstätten der Socialdemokratie" geworden seien. Er beschuldigt die belgischen Freimaurer, daß sie „die Sache der Pariser Commune und ihrer nach Belgien entflohenen Anhänger" zu der ihrigen gemacht hätten. Er weist auf die Ideen, mit welchen die „jungen Freimaurer" von den belgischen Staatsuniversitäten herkommen, nicht nur erfüllt von den Lehren ihrer „sehr freisinnigen Professoren", sondern auch inficirt von den dort sich herandrängenden russischen Nihilisten und den politischen Verbrechern aller Länder. Er schildert dann, wie dieser politische und sociale Ideenkreis aus den Logen und den „Freidenker"-Vereinen bis in die untersten Volksschichten sich verbreite:

„Wenn der Gedanke einer unklar definirten Universalrepublik auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wurde, so zieht sich derselbe doch wie ein rother Faden durch die Arbeiten der Logen. Noch eifrigere Adepten der Socialdemokratie sind aber die vielen Halbgebildeten, die, ein Kennzeichen unserer Epoche, über staatswirthschaftliche Institutionen und naturphilosophische Pro-

bleme raisoniren, obgleich ihre oft kümmerliche Elementarbildung ihnen das ernsthafte Studium selbst einfacherer Fragen ganz unmöglich macht, und die auch in den Logen nicht fehlen, oft sogar in der Mehrzahl sind. Ihnen, die auf jedes Buch, auf jede Zeitung ihrer Partei schwören, ist das Wort des Bruders Redner oder des ehrwürdigen Meisters vom Stuhl in dem Logentempel buchstäblich Evangelium. Der ehrsame Seifensieder und Gewürzkrämer, der es in seinen Kreisen mit Stolz erzählt, diese oder jene hochgestellte Person Bruder tituliren zu dürfen, ist nur zu rasch bereit, die in den engen maurerischen Kreisen etwa durchführbare Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf das öffentliche, das Staatsleben, überzuführen, und saugt daher mit Wollust das Gift des Socialdemokratismus ein, für dessen Verbreitung er unter seinen Standesgenossen, bei denen er vermöge seines Halbwissens ein gewisses Ansehen genießt, unermüdlich thätig ist. Um aber wirksam für die liberale Sache thätig seyn zu können, durfte die Freimaurerei nicht auf die engbegrenzten Logenvorträge sich beschränken, sondern mußte auf die ungebildeteren Klassen, in deren Hände die Wahlsiege liegen, ihre Propaganda ausdehnen. Die Landbevölkerung in ihrer gläubigen Unterwürfigkeit unter den Willen des Herrn Pfarrers war derselben nicht zugänglich; es blieben also nur die kleineren Handwerker in den Städten und die Arbeiter übrig. Die moralische und geistige Verkommenheit dieser Klassen in Belgien ist wahrhaft entsetzlich. Es war daher dringend geboten, behutsam mit der geistigen Aufklärung dieser Massen vorzugehen und nichts zu überstürzen. Man mußte Sorge tragen, daß diese Leute die nöthige Vorbildung erlangten, die Freiheit zu verstehen, bevor man von dieser redete, und sie der katholischen Kirche entfremdete, welche sie durch Androhung ewiger Strafen in Zucht hielt. Leider wurde diese Wahrheit von den belgischen Freimaurern nicht erkannt. Man beschloß, durch Flugschriften und öffentliche Reden, in denen man bemüht war, den Arbeitern die unmöglichsten Versprechungen zu machen, diese für die liberale Sache zu gewinnen. Schwer hat sich dieser Irrthum der Freimaurer und der Freidenker gerächt; denn Zustände und Dinge, die sich in Büchern ganz hübsch ausnehmen und auch den trügerischen Schein der Wahrheit tragen, bewirken

oft, in die Wirklichkeit übergeführt, das entsetzlichste Chaos. Die wilde Zuchtlosigkeit, die moralische Verkommenheit, die communistisch-nihilistische Gesinnung der Bevölkerung der belgischen Fabrikdistrikte ist nur die Folge der von den Logen und den Freidenkern gepredigten Lehren. Die fast jährlichen blutigen Revolten der Arbeiter haben nur ihren Grund in dem falschen Begriff von Freiheit und Gleichheit. Neben den Freimaurerlogen waren besonders die Freidenker für die Verbreitung radikaler Ideen thätig. In den monatlichen Versammlungen wurden Vorträge gehalten und Schriften vertheilt, die jedoch weit über den ausgesprochenen Zweck der Gesellschaft, die Sicherung der Gewissensfreiheit, hinausgehen. Die Vorträge, Debatten und Flugschriften der Freidenker waren derart, daß theilweise die ultra-freisinnigen Tendenzen der Logen diesen gegenüber conservativ erscheinen. Welchen traurigen Einfluß aber diese von den versammelten Bürgern und Bürgerinen eingesogenen radikal-socialistischen Principien auf deren Familienleben, Kinder-Erziehung ausübten, tritt stets mehr zu Tage."[1])

Dieß ist die belgische Welt, welche dem „katholischen Belgien" nicht nur wie ein wildfremdes Volk, sondern wie ein blutgieriger Tiger auf dem Sprunge gegenüber steht, und dieser Theil der belgischen Bevölkerung hat die Mordbrennereien und Plünderungen von Charleroi allein verschuldet. Den wesentlichen Unterschied hat Herr von Puttkamer vollständig übersehen. Die Noth der Arbeitermassen allein hat das nicht gethan. Es hat sich jetzt bei dem Proceß vor dem Hennegauer Schwurgerichtshof gezeigt, daß die bei dem Aufruhr verhafteten Kohlengräber theilweise unverkennbar den blöden Ausdruck der Verthierung aufwiesen und deßhalb sofort entlassen wurden. Von diesen im tiefsten Elende schmachtenden Kohlengräbern ging der Strike aus, benutzt aber wurde er von den bestsituirten Werkleuten der Glasfabrik, den Bläsern, deren mehrere bis zu tausend Franks im Monat verdienten,

1) Aus Findel's „Bauhütte". Jahrgang 1879. Nr. 13, abgedruckt aus der „Kölnischen Volkszeitung" in der „Germania" vom 23. April 1886.

zu ihrem Rachekrieg. Zwei davon standen als ausgesprochene Socialisten an der Spitze der „Glasarbeiter-Union“, welche als einer der mächtigsten Socialisten-Vereine der Welt mit Verzweigungen in aller Herren Ländern geschildert wird. Diese Bläser befürchteten von einem neuerfundenen Bläserei-Hochofen Schmälerung ihrer Einnahmen, und deßhalb wurden die strikenden Kohlengräber zunächst auf die Hochöfen des Herrn Baudoux gehetzt.[1])

Im Allgemeinen ist die Noth der Arbeitermassen in Belgien allerdings entsetzenerregend. Mit der Dichtigkeit der Bevölkerung wächst eben überall das Arbeiterproletariat. Nun zählt aber Belgien 469, England 268, Deutschland 201, Frankreich nur 182 Einwohner auf die (englische) Quadratmeile. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage hat hier am erschrecklichsten gewüthet. Die Ueberzahl der müßigen „Hände“ hat es der Großindustrie ermöglicht, seit zehn Jahren ein planmäßiges System der Lohnherabsetzung zu befolgen. Gegenwärtig sind die Löhne so tief herabgedrückt, daß der Arbeiter buchstäblich vor dem Verhungern steht. Am schlimmsten sind die Arbeiter in den Minen daran, von welchen auch die Märzunruhen zunächst ausgegangen sind. Mit diesen Kohlengräbern, deren Geschäft an und für sich den Körper mit Zerrüttung und den Geist mit Verwilderung bedroht, hat sich die in Folge der Unruhen niedergesetzte Commission zur Untersuchung der Arbeiterverhältnisse zunächst befaßt. Das düstere Ergebniß hat die bisher bekannt gewordenen Thatsachen noch weit übertroffen:

„Aus den Aussagen der Zeugen geht hervor, daß die Kohlengräber im Durchschnitte 12—15 Fr. in der Woche, also 48—60 Fr. im Monat, verdienen. Nach einer genau erfolgten Zusammenstellung, welche die Commission auf Grund gemachter Erfahrungen selbst vornahm, beläuft sich das Existenzminimum einer aus fünf Personen bestehenden Arbeiterfamilie auf 100 Frcs. im Monate. Danach verdient also der Kohlengräber im besten Falle 40 Frcs.

1) Belgische Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 24. Juli 1886.

weniger als den Mindestbetrag dessen, was er zum Leben unbedingt nöthig hat. Ist schon diese Thatsache an sich das Zeichen einer traurigen materiellen Lage, so wirft die Behandlung der Frauen und Kinder ein geradezu furchtbares Licht auf unsere gesellschaftlichen Zustände. Zahlreiche Mädchen im Alter von 15—18 Jahren gaben vor der Commission zu Protokoll, daß sie um 5 Uhr Morgens in die Gruben steigen und erst um 9, manchmal gar erst um 11 Uhr Nachts dieselben verlassen. Man war förmlich bestürzt, von einem 17jährigen Mädchen zu vernehmen, daß es gezwungen ist, von 4 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts zu arbeiten. Wir stehen hier also vor schwachen, weiblichen Wesen, welche unten tief in den Schachten 16, 18 und selbst 19 Stunden täglich arbeiten, und dieß um einen Lohn von anderthalb bis zwei Francs. Nach der übereinstimmenden Aussage aller Arbeiterinen sind sie überdieß der Gegenstand frivoler Nachstellungen von Seiten der Werkführer."[1])

Rechnet man nun zu dem unergründlichen leiblichen Elend, das auf den weitesten Kreisen der untern Volksschichten lastet, die geistige Verführung und Vergiftung durch die liberale Bourgeoisie, so wird man sich über die belgischen Märztage nicht wundern dürfen. Um das Volk der katholischen Sache abwendig zu machen und der liberalen Partei die parlamentarische Alleinherrschaft zu sichern, mußten die Logen und „Freidenker"-Vereine ihren Geist in den Massen verbreiten. Damit hat man aber den Socialisten und Anarchisten die Wege geebnet und die verbitterten Gemüther geöffnet. Die liberale Bourgeoisie hat sich die Ruthe selbst gebunden; gegen die politischen Gegner hat sie die Rekruten der rothen Soldateska dressirt und exercirt, nun wendet dieselbe ihre Waffen gegen die Instruktoren selber.

Durch ihr eigenes Beispiel hat die Bourgeoisie die Massen Gesetz und Verfassung mit Füssen treten und an die Gewalt appelliren gelehrt. Jean Volders, ein hervorragender Führer der socialistischen Partei und Redakteur des „Peuple", hat thatsächlich vollkommen Recht gehabt, als er bei dem großen

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 3. August d. Js.

Socialisten=Meeting in Brüssel über die eben unterdrückten Arbeiter=Unruhen sagte: „Die liberalen Bourgeois haben uns gelehrt, Strassen=Aufstände zu organisiren; wir haben in ihrem Dienste und zu ihrem Vortheil allemal mitgethan, wenn es galt, die Klerikalen aus dem Sattel zu heben und den Liberalen wieder zur Macht, zum Einfluß, zum Schlüssel des Nationalvermögens zu verhelfen. Wir profitiren heute von der liberalen Lehre, wir befolgen der Liberalen Beispiel, aber dießmal zu unserem Vortheil: wir organisiren die Revolution der Arbeiter, der Armen, der Unterdrückten."

„Zweimal in einem Vierteljahrhundert hat die Gasse über das Recht gesiegt," so sagte der Aufruf der katholischen „Nationalvereinigung" zu der Brüss'ler Versammlung vom 10. August 1884, „und die unsäglichen Scenen von 1857 und 1871 wollen sich erneuern; die Losung ist von den Freimaurer=Logen ausgegeben." In jenem Jahre 1857 führte der Liberalismus zum ersten Male die Strassen=Emeute bezahlter Banden als entscheidenden Faktor gegen das legislative Recht der Mehrheit ein. Eine Vorlage des conservativen Ministeriums zu Gunsten der Wohlthätigkeitsanstalten gab den Anlaß. König Leopold I. hätte damals das Kabinet gegen die Emeute gehalten, wenn es nicht selbst den Muth verloren hätte; anders sein Sohn im Jahre 1871. Dießmal war es die mißliebige Ernennung eines Provinzgouverneurs, welche zu den liberalen Aufständen in allen großen Städten den Anstoß gab. Leopold II. beugte sich unter den Willen der revoltirenden Loge, die damals schon den Ruf: „Nieder mit dem Kartenkönig!" ertönen ließ.[1])

Als die Juni=Wahlen von 1884 eine namhafte Mehrheit der Conservativen oder „Klerikalen" in die Kammer gebracht hatten, gab das neue Schulgesetz den Anlaß zur Erneuerung der Manöver von 1857 und 1871. Die Liberalen

1) S. die Abhandlung: „Die letzten zwanzig Jahre der innern belgischen Geschichte, den Freunden des Parlamentarismus zur Beherzigung", in Dr. Rody's „katholischer Bewegung" 1877. S. 254 f.

fühlten sich ihres Sieges ganz sicher. „Noch jedesmal", so sagte eine ihrer Correspondenzen, „wenn die klerikale Partei in Belgien an's Ruder gelangte, verschärften sich die Gegensätze in einer Weise, daß eine friedliche Lösung zur Unmöglichkeit wurde, und im entscheidenden Augenblicke die Krone interveniren mußte, um den Bürgerkrieg zu verhindern; auch jetzt wird es nicht anders kommen." [1]) In der That hat der König, so oft die liberale Partei am Ruder war, dieselbe niemals verhindert, die Katholiken auf das Schmählichste zu verfolgen und zu knechten, niemals hat er solchen Maßregeln seine Unterschrift versagt; gegen jedes conservative Ministerium aber hat er sich immer wie gegen eine ihm aufgedrungene Last benommen. Dießmal indeß glaubte er doch, dem schönen Wetter nicht mehr recht trauen zu dürfen, wie denn auch die partiellen Neuwahlen des laufenden Jahres der katholischen Partei eine bis dahin unerhörte Mehrheit beider Kammern und dem Liberalismus eine betäubende Niederlage gebracht haben.

Zwischenein, nämlich im Jahre 1876, hatte übrigens die Lieblingswaffe des belgischen Liberalismus, die Strassen-Demonstration, bereits zum ersten Male den Dienst versagt. Die Juni-Wahlen hatten eine, wenn auch schwache, Mehrheit für die Katholiken ergeben, und jetzt erhob die gesammte Loge ein Wuthgeschrei über Wahlfälschung. Die damaligen Vorgänge sind deshalb von besonderem Interesse, weil die liberale Bourgeoisie sich damals grundsätzlich zu der Ueberzeugung bekannte, daß die „öffentliche Meinung", d. h. die von ihr und den von ihr geführten Pöbelmassen der großen Städte gemachte Meinung, über der Verfassung und dem Recht stehe. So erklärte sich die von den Häuptern der liberalen Partei an die Wähler von Antwerpen, die damals das Zünglein an der Wage bildeten, gerichtete Ansprache mit dürren Worten, und das leitende Parteiblatt, die „Revue de Belgique", brachte eine Art Manifest an die belgischen Liberalen, worin es heißt:

„Die Freiheit und Duldsamkeit, die freie Rede und die

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. August 1884

harmlosen Spöttereien unserer Voltairianer werden uns in diesem Kampfe um keinen Zoll breit weiter bringen. Wir müssen es verstehen, Zwangsmittel anzuwenden. Wahrheit ist das, was wir dazu machen; uns kommt es zu, die socialen Bedürfnisse festzustellen. Auf die Frage: wie? antworten wir: durch Gewalt. Die Gewalt allein bildet in dieser Welt das schaffende und erhaltende Element; sie bestimmt die socialen und die Grundsätze des Rechts. Denn ein Recht, das sich nicht auf die Macht stützt, ist ein leerer Schall. Was man auch sagen möge: die Gewalt geht nicht bloß dem Rechte vor, sondern die Gewalt ist das Recht."[1])

Geradeso und nicht anders lautet auch die Predigt der Socialisten und Anarchisten über die Mittel zum Zweck des Umsturzes der Gesellschaft. Nur der Zweck ist verschieden. Und insoferne ist die Abscheulichkeit auf Seite der liberalen Bourgeoisie die weitaus größere, weil die in Europa heute noch als eine Art Musterverfassung gepriesene belgische Constitution ihr förmlich auf den Leib geschnitten war. Das oligarchisch-plutokratische Wahlrecht ermöglicht es einer kleinen geldreichen Minderheit auf Grund ihres Vermögens, das Parlament zu wählen und über das Land zu regieren, während die große Mehrheit von der Urne ausgeschlossen ist. Der Mittelstand ist in Belgien so gut wie gar nicht vertreten, und das der Bourgeoisie unmittelbar gegenüber stehende sociale Proletariat ist auch politisch enterbt und helotisirt. Wer hat nun mehr Ursache und ein natürlicheres Recht, an die Gewalt zu appelliren: die liberale Bourgeoisie oder die Socialdemokratie?

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 30. Juni 1876.

XXIII.

Eine deutsche Fürstin des 16. Jahrhunderts.

(Ein Culturbild.)

Jene Frau, mit welcher sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen, ist eine in ihrer Art hochinteressante Erscheinung. Nicht umgibt sie der blendende Schimmer, der von den hervorragenden italienischen Frauen des 15. Jahrhunderts fast zauberisch ausgeht und bis auf unsere Tage fortwirkt durch die umfassende, fast männliche Bildung ihres reichbegabten Geistes einerseits, durch die Schönheit und ächt weibliche Anmuth der äußeren Erscheinung andererseits; ebensowenig umwebt sie der zarte Duft und milde Schmelz der deutschen Romantik, der durch die farbenprächtigen Fenster der alten Münster, durch die aufsteigenden Weihrauchwolken um die blonden Köpfchen und keuschen Gestalten auf dem lichten Goldgrunde der Altarbilder unserer deutschen Meister schwebt — nein, Anna, Kurfürstin von Sachsen, gemahnt uns in dem ihrem Andenken geweihten, mit ebenso umfassender Gelehrsamkeit als warmer Liebe geschriebenen Werke des sächsischen Archivdirektors Dr. Karl von Weber vielmehr an einen jener alten Holzschnitte, deren markige, eckige Linien des Grabstichels der Naturwahrheit fast allzugerecht werden, in denen jedes charakteristische Fältchen des Antlitzes gerade so getreu wiedergegeben wird, wie die starkgebrochenen, knitterigen Falten der Gewänder, und deren Gestalten uns eine rauhe, harte, sich in den Geburtswehen einer neuen Epoche windende Zeit vor

die Seele führen. Wer wollte solchen Bildern ihren Reiz und hohen Werth absprechen? Und letzterer wird noch gesteigert, wenn der Gegenstand durch die Staffage vollständig in den Rahmen seiner Zeit hineingestellt erscheint, wenn diese uns daraus anspricht, daraus entgegentritt, wie es im Lebensbilde Anna's von Sachsen der Fall ist.

Ein ächtes Kind ihrer Zeit, ist sie ohne Poesie, nüchtern, praktisch, fast nur in oberflächlicher Beziehung zur Literatur und Kunst; in nahezu erschreckender Treue spiegelt sich in der hohen Frau jenes Zeitalter religiöser Starrheit und Trockenheit inmitten stets zunehmender politischer wie kirchlicher Zersplitterung und Verwilderung, mit welcher sich der abenteuerlichste Aberglaube recht wohl verträgt, ja um so üppiger gedeiht, aber auch die Blüthezeit fürstlicher Gewaltthätigkeit und Ueberhebung, deren Kehrseite die engherzigste spießbürgerliche Oekonomie bildet. Selbst einem durch keine Parteistellung beeinflußten Auge müssen sich bei Betrachtung des mit sichtlicher Liebe gezeichneten Lebensbildes jene Züge aufdrängen, welche zum mindesten ein Lächeln, oftmals aber auch Mißbilligung, Unwillen und selbst Entrüstung hervorrufen. Bei der „Mutter Anna", wie sie in der Landesgeschichte heißt, vermissen wir neben vielen unleugbaren Tugenden und Vorzügen als Gattin, Mutter, Fürstin und Frau, wenigstens in späterer Entwicklung, ein Vorwiegen der vorzugsweise weiblichen Tugenden der Sanftmuth, der Duldung, der Nachsicht, und selbst in ihren jüngeren Jahren könnte man nicht selten versucht seyn zu zweifeln, ob das Instrument, welches ihre fürstlichen Hände mit Vorliebe führen, ein Küchenbesen oder eine Ruthe ist.

In jedem Falle ist es ihrem gelehrten Biographen gelungen, aus dem kaum zu bewältigenden Material, welches das sächsische Staatsarchiv gerade für seinen Zweck darbot,[1])

---

1) Die sorgfältig aufbewahrten Correspondenzen der Kurfürstin Anna füllen eine zahlreiche Reihe von Bänden; siebenundsechszig

ein ungemein plastisches, lebensvolles Bild zu entwerfen, dem wir mit Herrn von Weber gerne eine große Anziehungskraft einräumen, wenn wir dieselbe auch weniger in der „Anmuth und Lieblichkeit" des Wesens der hohen Frau, als vielmehr in ihrer äußerst originellen Erscheinung und den oft überraschenden Bethätigungen ihrer Geistes- und Charaktereigenschaften sehen möchten. Doch wir wollen nicht mit unserem subjektiven Urtheile jenem des Lesers vorgreifen.

Sechszehnjährig war die königlich dänische Prinzessin Anna mit dem zweiundzwanzigjährigen Herzog, später Kurfürsten von Sachsen im Oktober 1548 mit allem Prunke solcher Festlichkeiten vermählt worden. Die von ihr erhaltenen Porträts zeigen sie als „eine schlanke, doch füllreiche Gestalt; die edlen und feinen Züge tragen den Ausdruck selbstloser Herzensgüte; zu den blauen Augen harmoniren die blonden Haare." Der „in ächt deutscher Einfachheit und Häuslichkeit"[1]) erzogenen jungen Fürstin blühte an der Seite des ungemein heftigen und jähzornigen Gemahls kein gerade leichtes Loos, wenn auch nicht zu glauben ist, daß er, wie es hieß, „sogar die Hand gegen sie erhoben habe." Gewiß ist, daß er sie mit wahrer, unverletzter Treue liebte; auch scheint nach Allem ihre Ehe keine unglückliche gewesen zu seyn. Wieviel Anna's hervorragendste Eigenschaft, ihre besonnene Klugheit, hiezu beigetragen, können wir aus den Worten eines Zeitgenossen ermessen: „Sie hatte gelernt, wenn er zürnte, ihn zu besänftigen, wenn er beleidigt war, ihn zu versöhnen, wenn er ein Gesuch abgeschlagen, es von ihm zu erlangen." So ist es nicht zu verwundern, daß

Foliobände enthalten die an sie gerichteten Briefe, zweiundzwanzig Foliobände Copiale oder der von ihr selbst ausgegangenen, im Concept erhaltenen Schreiben. Der Gesammtbetrag der aus Anna's Correspondenz noch bewahrten Briefe mag sich wohl auf über 22,000 belaufen; sie alle hat der fleißige Biograph durchgesehen und in seinem Werke (Leipzig 1865) benützt.

1) Ihre Mutter war eine deutsche Fürstin, Herzogin Katharina von Mecklenburg.

sie mit den Jahren unmerklich keinen geringen Einfluß auf seine Entschließungen im Kleinen wie im Großen gewann. Es wird erzählt, sie habe ihren strengen Gemahl, der sich einem vornehmen Gefangenen gegenüber mit unerbittlicher Härte verhalten wollte, durch die mit flehendem Blick und weicher Stimme gesprochenen zwei Wörtchen: „Ach, Herr!“ zur Milde umgestimmt. Er war ihr der Herr, der Gebieter; auch in ihren Briefen spricht sie nur von ihrem Herrn und Gemahl, fügt aber meistens sehr anmuthig „unser freundlicher Herzliebster“ bei. Als Ausdruck ihres Willens und Strebens, ihre persönlichen Wünsche vollständig denen ihres Gemahls unterzuordnen, wollen wir einen eigenhändigen Brief Anna's ohne Datum und Ortsbezeichnung und zwar der Curiosität wegen auch in der ursprünglichen Orthographie mittheilen:

Hertzalerliebster Her, ich binn hertzlich erfrewet das E. L. Meister Hansenn geschickt habenn und ist mir auf dieser Erdenn keine großere Freude zuhanden, denn das es E. L. wol gett, ich binn aber nicht fro, das ich hier so lange bleibenn sol, aus Ursachen, das ich heut ein wenig schwach binn gewordenn wie ich vor einem Jar war und besorge mich wo es nicht besser wirt, das ich mochte gar zu schwach werdenn, bytte derhalben freundtlich E. L. wollen zufrieden sein, das ich bis Mittwochen oder Donnerstag von hinnen ziehen mochte, so es aber E. L. nicht habenn wollen, so bin ich auch zufrieden und wil es mach wie es meynem Hern gefellt und bitte freundlich E. L. wollen meines schreibens keinen Ungefallen tragenn und bevhele E. L. hiemit im Schutz und Schirm des almechtigen, der geleit E. L. gantz in seiner Hant unnd mich E. L. als das gethrewe Weib das in Eil. E. L. gethrewe Weib A.

Da sich Anna fast nie von ihrem Gemahl trennte, so finden sich natürlich nur sehr wenige Briefe von Beiden an einander vor.

Alles was wir sonst über das eheliche Leben Anna's und August's erfahren, läßt erstere nur in einem günstigen Lichte erscheinen: sie vermied es strengstens, irgend ein Ge-

heimniß vor ihrem Manne zu haben, selbst wenn ihre eigene Mutter Anlaß dazu bot; sie ordnete alle ihre Wünsche, ihr ganzes Leben dem Willen August's unter und setzte gewissermaßen ihren Stolz darein, daß man dieß wisse; deßhalb machte sie auch in ihren Briefen an Andere kein Hehl daraus; da August wünschte, daß sie ihn auf seinen vielen und oft sehr beschwerlichen Jagd- und Geschäftsreisen begleitete, indem er ihre liebevolle Pflege, sowie ihre erheiternde und anregende Gesellschaft nicht entbehren wollte, fügte sie sich ohne alle Rücksicht auf die ihr daraus erwachsenden Unbequemlichkeiten den Wünschen ihres Gemahles. Daß ihr namentlich die Trennung von ihren Kindern nicht immer leicht fiel, verräth sich nur aus einer gelegentlichen Aeußerung während einer Reise nach Mecklenburg: „Ich werde nun des Reisens fast müde und überdrüssig, wenn die Herren ihre Lust mit den Hirschen gebüßt, könnte ich wohl leiden, wieder bei meinen Kindern zu Hause zu seyn!"

Wenn wir hören, daß Anna ihren Gemahl mit fünfzehn Kindern beschenkte, von denen jedoch nur vier sie überlebten, die andern aber meist im zartesten Alter starben, so müssen wir einer anderen königlichen Frau gedenken, wohl einer der „bestverläumdeten" der neueren Geschichte, der unglücklichen Königin Maria Karoline von Neapel,[1]) deren politische Feinde aus dem traurigen Umstande, daß von den siebenzehn Kindern, welche sie geboren, nur vier am Leben blieben, die schändlichsten Anklagen schmiedeten, von denen erst die Forschung und historische Kritik die ungerecht verfolgte Fürstin reinigte. Wie zerklüftet durch Parteigetriebe und confessionelle wie politische Spaltungen und Wirrsale unser deutsches Vaterland im Zeitalter der Kurfürstin Anna auch war, Ungeheuerlichkeiten, wie die gegen Maria Karoline von Neapel verübten, waren doch erst der späteren Zeit vollkommensten Radikalismus vorbehalten.

1) Auch diese Blätter haben der Ehrenrettung der schwergeprüften Kaiserstochter ihre Spalten geöffnet. Bd. 93 S. 123 ff.

Anna war in der Pflege ihrer Kinder äußerst gewissenhaft, scheute in Krankheitsfällen keine persönliche Anstrengung und machte an die mit der Obhut „unseres kleinen Völkleins und unseres jungen Haufens," wie sie ihre Kinder nannte, beauftragten Frauen die strengsten Anforderungen, in denen ihre zeitweilige Abwesenheit nichts änderte, da sie ihre Anweisungen bis in's kleinste Detail alsdann schriftlich gab und ebensolche Berichterstattung forderte. Mit vollständiger Billigung der Kurfürstin führte die von ihr als Erzieherin bestellte Gattin des Caspar von Schönberg zu Purschenstein, Frau Barbara, den heranwachsenden Prinzessinen gegenüber „ein strenges Regiment."

Bei der ganzen Erziehung ihrer Kinder wurde Anna von den Principien der Einfachheit, des Gehorsams, der Religiosität geleitet. Befand sie sich in der Mitte ihrer Kleinen, „wo sie ihre größte Befriedigung fand," so „stimmte sie mit ihnen fromme Lieder an"; sie „hielt darauf, daß täglich eine der fürstlichen Töchter das Tischgebet sprach, ließ sie auch die Bibel und die Psalmen lesen, deren größten Theil sie selbst auswendig wußte." Trotz der vorwaltenden Strenge blieb Anna mit ihren Kindern, als dieselben herangewachsen und ihrer Autorität entrückt waren, in liebevollem Verkehr, nahm an all ihren Leiden und Freuden lebendigen Antheil, unterstützte sie mit Rath und That und behielt einen oft entscheidenden Einfluß in schwierigen Verhältnissen.

Voll ansprechender und Anna's Persönlichkeit charakterisirender Züge sind die Briefe, welche sie mit ihrer ältesten Tochter Elisabeth wechselte, nachdem dieselbe als Gemahlin des jungen Pfalzgrafen Johann Casimir die heimathlichen Auen verlassen hatte. Nicht immer kann sich Anna bloß in liebender Fürsorge und stets bereiter Hülfeleistung als die zärtliche Mutter bewähren; sehr häufig bietet ihr das hochfahrende, launische und eigensinnige Wesen der Frau Tochter Gelegenheit, zu beweisen, daß auch jetzt die Mutterliebe sie nicht blind und schwach gegen die Fehler und Verkehrtheiten

der Irrenden macht. Nachdem sie z. B. durch eine zuverlässige Vertraute erfahren, daß sich die junge Pfalzgräfin „ungeberdig“ gegen ihren Gemahl und dessen Eltern benommen habe, ertheilt Anna derselben „eine nachdrückliche mütterliche christliche Vermahnung“: sie habe „in Wahrheit mit großer Entsetzung und Bekümmerniß“ erfahren, daß Elisabeth sich gegen ihren Gemahl unfreundlich, halsstarrig und ungehorsam benommen; „hätten uns auch zu D. L. nimmermehr versehen, daß sie alle unsere mütterliche treuherzige Zucht und Unterweisung sobald vergessen und uns dermaßen betrüben sollte.“ Nachdem sie die junge Frau namentlich vor Eifersucht gewarnt, schließt sie mit der Drohung, wenn Elisabeth in ihrer Hartsinnigkeit verharre, „alles dem Vater der Länge nach zu berichten, der dann neben D. L. Gemahl auf Wege bedacht sein würde, wie der Eigensinn und Unfug dermaßen gebrochen und gesteuert werde, daß es D. L. ihr Leben lang gereuen soll.“ Diese entschiedene Sprache scheint die beabsichtigte Wirkung gethan zu haben, wie sich aus einem späteren Briefe Elisabeth's ergibt. „Ich wünsche nichts,“ heißt es dort, „denn daß mein Herr nur möchte hierbleiben, für mein Person wollte ich mit meinem Herrn in einem Bawernhaus haushalten und wollte nichts darnach fragen, den mich dünk nirgends lieber zu sein, den bei meinem herzlieben Herrn, wen mich mein Herr nur bei sich haben mag.“[1])

1) Hinsichtlich der Pfalzgräfin Elisabeth und ihrer Ehe mit Johann Casimir wollen wir schon hier bemerken, daß neuere Forschungen, namentlich die von Kluckhohn angestellten, den jungen Pfalzgrafen als einen Unhold erscheinen lassen, „der seine Frau böslich behandle.“ Kurfürst August war auch um seiner „auswärtigen Prakticirungen“ willen nachmals tief erzürnt über ihn. Die späteren Briefe der streng lutherischen Elisabeth an ihre kurfürstlichen Eltern enthalten eine Fülle von Mittheilungen, Aufklärungen und Winken über die wichtigsten politischen und kirchlichen Ereignisse ihrer Zeit, welche auch Janssen in seinem monumentalen Werke vielfach benützt hat.

Zum Warnen, Rathen, Vermitteln gab es jedoch immer neue Veranlassung, oft ganz geringfügiger Art: wegen Meinungsverschiedenheiten über einen Modegegenstand u. dgl.; eine weit ernstlichere war jene, welche aus der Religionsverschiedenheit der beiden Ehegatten hervorging. Als im Jahre 1568 Kurfürst Friedrich durch politische Gründe bewogen, eine Familienverbindung mit dem kursächsischen Hause anzustreben, für seinen Sohn, den Pfalzgrafen Johann Casimir, um die Hand der Prinzessin Elisabeth warb, genehmigte der Kurfürst August diese Verbindung, weil ihm der Landgraf Wilhelm von Hessen versichert hatte, Johann Casimir sei im Herzen der calvinischen Lehre nicht gleich seinem Vater zugethan; auch hatte er ein absichtlich zweideutiges Bekenntniß vom Abendmahl unterschrieben, von welchem der in theologischen Fragen wenig bewanderte Kurfürst August glaubte, es enthalte „categorisch, rund und richtig“ die lutherische Lehre. Gerade zu jener Zeit aber begannen die Gegensätze zwischen den strenggläubigen Lutheranern und den Calvinisten sich zuzuspitzen und die Erbitterung der beiderseitigen Theologen, die sich in fortwährenden Zänkereien und Streitigkeiten über religiöse Fragen überboten, ging bereits auf die fürstlichen Vertreter der beiden Richtungen über. Friedrich gehabte sich als „den Abgott der Calvinisten“, während August „im hohen Begriff von seiner Würde in geistlichen Dingen“ von den lutherischen Theologen in übertriebenster Weise bestärkt und zur Bekämpfung des „calvinistischen Drachen“ angeeifert wurde.

Beim Abschluß der Ehepakten hatten die Eltern Elisabeths vorsorglich die Bestimmung getroffen, daß die junge Pfalzgräfin ihren eigenen „Prädicanten“ haben solle. Als solcher funktionirte der Hofprediger Hofmann, mit welchem Anna stets in brieflichem Verkehr blieb, um über ihrer Tochter Religiosität fortwährend unterrichtet zu werden. Diese Maßregel scheint jedoch dem Pfalzgrafen keineswegs behagt zu haben, denn binnen Kurzem erließ er das Gebot: bei Leibesstrafe solle Niemand aus der Stadt (Kaiserslautern) oder

vom Hofgesinde in die Kirche seiner Gemahlin gehen. Anna's naheliegende Sorge, daß unter solchen Umständen der Pfalzgraf das zu erwartende Kind „zwinglisch" taufen lassen wolle, wurde durch Elisabeth selbst genährt, welche die Kurfürstin „um Gotteswillen" bat, sie möchte doch „den Kurfürsten bewegen, an ihren Gemahl zu schreiben, daß ihr Prediger das Kind taufen dürfe." Aber auch „um Gotteswillen" flehte die eingeschüchterte, in der fremden Umgebung sich niemals heimisch fühlende, junge Pfalzgräfin, „E. L. wollen mich nicht melden, daß ich's der Frau Mutter geschrieben habe, denn mein Herr weiß nicht, daß ich's der Frau Mutter geschrieben habe, er würde sonst nicht wohl mit mir zufrieden sein." Da das erste Kind todt geboren wurde, blieb die Frage unerörtert. Als die Pfalzgräfin einem zweiten Kinde das Leben gab, ließ sie dasselbe, wie es scheint ohne Wissen des Pfalzgrafen, schon zwei Stunden nach der Geburt von ihrem Prädikanten Hofmann taufen.

Dieser, der sich anfänglich durch seinen großen Amtseifer die Gunst der Pfalzgräfin wie deren Eltern erworben hatte, scheint sich später eines weniger erbaulichen Lebens beflissen zu haben. Kurfürstin Anna war ihm nach dem Tode seiner ersten Frau, Dank ihrer Liebhaberei am Heirathenstiften, beim Abschluß einer sehr bald in's Auge gefaßten zweiten Ehe behülflich; demungeachtet gerieth der Herr Prädikant auf Abwege und namentlich wurde er von den Neck- und Spuckgeistern des Weines arg mitgenommen; wenigstens begründet Elisabeth 1578 ihre an Anna gerichtete Bitte, ihr einen andern Prädikanten zu senden, „der ein gut Leben führet," durch die Mittheilung: „mein Prediger hat sehr getrunken und auch sehr spielt und für und für unter die Gesellschaft mit ist gewesen, daß er mit seinem Leben viel geärgert hat."

Es könnte befremden, daß die Kurfürstin Anna trotz ihrer streng lutherischen Richtung einige Jahre später die Frage wegen der Taufe ihrer pfälzischen Enkelkinder mit

offenbarer Gleichgültigkeit behandelte; sie beruhigte ihre skrupulöse Tochter durch den Hinweis auf die Lehre der „vornehmsten" sächsischen Theologen, daß, „wenn ein Diener Gottes Wort oder gleich ein anderer Christ die Worte der Einsetzung der christlichen Taufe neben dem Wasser bei dem Sakrament der Taufe gebraucht, er sei gleich gottesfürchtig fromm oder ein böser Bube oder Ketzer, er doch dem Sakrament nichts entziehe, noch zusetzen kann, denn die Kraft der Taufe wirkt durch Wort und den heiligen Geist . . . Derhalben D. L. Prädikant das Kind taufe, so wäre es uns auch lieb, wo aber nicht, so darf sich D. L. deswegen gar nichts bekümmern, noch einige Sorge tragen, als ob das Kind nicht recht getauft würde." Von den weiteren Folgen einer calvinistischen Taufe nimmt die sonst so genaue Kurfürstin nunmehr keine Notiz. Wir werden nicht irren, wenn wir diese scheinbaren Widersprüche auf die durch die unaufhörlichen theologischen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, namentlich zu jener Zeit zwischen den Lutheranern und Calvinisten, hervorgerufene Verwirrung in den Begriffen zurückführen, eine Verwirrung, die wir späterhin für Viele sehr folgenschwer hervortreten sehen werden. — Einige Jahre später, als Elisabeth wieder eines todten Kindes genas, tröstet dagegen Anna ihre Tochter in einer Weise, welche selbst Herr von Weber nicht anders deutet, als: „lieber todt, als calvinisch."

Anna's ganz eigentliche Lust und Liebe war das Heirathstiften, und daß sie dieß zunächst an ihren eigenen Angehörigen bethätigte, ist begreiflich. „Bin also meine Töchter auf einmal loß worden," schreibt sie 1584 nach der Verlobung ihrer beiden jüngeren Töchter, Dorothea mit Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, und Anna mit Johann Casimir von Sachsen; es fragt sich aber, ob sie in diesem gemüthlichen Stoßseufzer, der einer gut spießbürgerlichen Gewürzkrämerin heutzutage Ehre machen würde, ihrem kurfürstlichen Mutterherzen Luft machte, oder ob nicht vielmehr blos die Freude über das Ge-

lingen zweier Heirathsprojekte dadurch zum Ausdruck kam. Mit liebenswürdigem Humor rühmt ihr Biograph ihr ganz außerordentliches Talent für eine so heikle Thätigkeit, welchem Talent ihre auffallende Personalkenntniß und ihre ausgedehnten Verbindungen zu statten kamen. Mit den Jahren scheint sich ihrer in diesem Punkte eine Art Leidenschaft bemächtigt zu haben; so kommt es vor, daß sie einer Gräfin Solms Heirathsvorschläge für deren erst dreizehnjährige Tochter macht. Die zwar „in Unterthänigkeit", aber doch ziemlich entschieden gehaltene Ablehnung von Seiten der Gräfin wirkte keineswegs entmuthigend auf die kurfürstliche Ehevermittlerin, denn ein weiteres Schreiben bekundet schon nach Jahresfrist einen erneuten Heirathsantrag für dasselbe „Freylein", das nach der Mutter Urtheil noch sehr klein ist, so daß zu bezweifeln, „ob es dem Herrn auch gefallen mecht," . . . „sie ist uff finsten 14 Jar alt worden, sie hat auch itzt das Herzbochen, das sie gar bleich ist . . ."

Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit weiß die Kurfürstin innere und äußere Hindernisse, welche ihre Ehestiftungspläne zu durchkreuzen drohen, zu überwinden; daß sie dabei Manchem, der in persönlicher Abhängigkeit von ihr stand, recht beschwerlich fallen mochte, wenn seine eigene Neigung andere Wege einschlug, als die von der eifrigen Fürstin beliebten, ist leicht zu denken; werden doch wahrhaft schnurrige Geschichten u. A. von alten eingerosteten Junggesellen erzählt, die ihre steifen Rücken durchaus nicht mehr unter das Joch der Ehe beugen wollten, selbst wenn ihnen fürstliche, und zwar sehr schöne, Damenhände dasselbe für sie in Bereitschaft legten. Angenehmer, als den höheren und höchsten Ständen mochte diese eigenthümliche Leidenschaft Anna's häufig den mittleren und unteren Ständen erscheinen, auf welche sich ihre vermittelnde Thätigkeit in solchem Grade erstreckte, daß sich Einzelne, die auf der Suche nach einem Ehegespons waren, wagen durften, sich direkt mit Bitten um Vermittlung an Anna zu wenden. Kein Wunder, daß Manche, die sich in ihrem Vertrauen nicht betrogen sahen,

sondern durch gnädiges direktes Eingreifen der Kurfürstin kurzer Hand in den Hafen der Ehe getrieben wurden, sich den Muth faßten, um ein Stück Wild für den Hochzeitsschmaus bei der hohen Ehestifterin zu bitten, ja sogar „mit beweglichen Worten und Vorstellungen" ihr die Zumuthung machten, die ganze Hochzeitsfeierlichkeit für die Beglückten zu bestreiten.

Freilich erscheint das Auffällige und selbst Lächerliche an dieser Art von Bethätigung sehr gemildert durch die damit verbundenen vielfachen Kundgebungen einer großartigen Mildthätigkeit und wirklichen Herzensgüte, die sie fortwährend drängte, aus warmem Mitgefühl bei den Freuden und Leiden Anderer hilfreich einzugreifen. So war es fast an der Tagesordnung, daß sie bei Hoch und Niedrig Pathenstelle annahm, und war sie verhindert, dieß persönlich zu thun, so ließ sie sich durch eine ihrer Ehrendamen vertreten; das übliche Pathengeschenk erfolgte aber auf alle Fälle, und zwar bestand dasselbe sogar bei Höhergestellten oft in Geld.

Dieser Trieb, hilfreich einzugreifen und sich mit der Last Anderer zu belasten, bewog die Kurfürstin auch, ihren Hof als eine Art Hochschule der höfischen Sitte für viele Söhne und Töchter fürstlicher Familien herzugeben, nicht nur für deren Erziehung, sondern oft auch für deren Toilette zu sorgen, ja für letztere nicht selten aus eigenen Mitteln die Kosten zu bestreiten. Von besonderem Interesse war es uns, zu erfahren, daß zu diesen Zöglingen der Kurfürstin Anna auch jene Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, gehörte, welche später als Gemahlin Wilhelms von Oranien einen so verhängnißvollen Einfluß auf Leben und Geschick des Vaters von Peter Paul Rubens ausübte und ihr Vergehen durch lebenslängliche Gefangenschaft abbüßte.[1]) Die-

1) Siehe den Artikel: „Eine Episode aus dem Leben der Eltern P. P. Rubens," von Professor Aug. Spieß. In den „Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung." Zwölfter Band. 1873.

selbe machte der Kurfürstin durch ihren „harten Kopf", über den sie mehrfach klagte, „und auch sonst manche Noth." Und doch aß das störrige Fräulein von ihrem 13. Jahre bis zu ihrer Vermählung mit Wilhelm von Oranien, bei welcher gewiß die hohe Ehestifterin wieder ihre Hand im Spiele hatte, an deren Hof im eigentlichen Sinne das Gnadenbrod, wurde auf deren Kosten gekleidet und geschmückt und genoß alle die Wohlthaten, mit denen Anna Jene, an denen sie Mutterstelle vertrat, reichlich beglückte. Wie oft wurde ihr guter Wille, ihre Freigebigkeit und Mildherzigkeit auch in diesen Kreisen mißbraucht, mit Undank vergolten, durch gänzlichen Mißerfolg zu Schanden gemacht!

Ist uns die Kurfürstin Anna bislang als Gattin und Mutter mit vielen trefflichen Eigenschaften geschmückt entgegengetreten, so haben wir sie doch immer nur innerhalb der Sphäre betrachtet, in welche sie durch Geburt und Rang gestellt war: mit dem ganzen Ansehen, mit der vollen Würde, welche ihr als Gemahlin eines der mächtigsten Fürsten Deutschlands zukamen. Das ganze Bild erhält jedoch sein Relief und seine volle Porträtähnlichkeit erst dann, wenn wir jenen sie ganz besonders charakterisirenden Zug der praktischen Hausmütterlichkeit und Wirthschaftlichkeit in seiner vollen Bedeutung hervortreten lassen; erst durch ihn erscheint Anna in ihrer ganz originellen Eigenart.

Das ist freilich nicht die Fürstin nach unserer modernen Auffassung, sondern wie auch ihr Biograph bemerkt, „eher eine reiche Gutsbesitzerin, die, obwohl durch ihre Verhältnisse der Nothwendigkeit, jede kleine Ausgabe mit ängstlicher Sparsamkeit zu controliren, enthoben, doch, umsichtig einem großen Hauswesen vorstehend, auch das Kleine beachtet, überall Ordnung einführt und aufrecht hält, die auch selbstthätig mit anzugreifen sich nicht scheut und zwar auch bei häuslichen Verrichtungen, denen sie sich füglich entziehen könnte." Nur wenn wir uns die grobe, vielleicht sogar geflickte Küchenschürze über ein hermelinbesetztes Atlasgewand vorgebunden, den Kochlöffel und

den Schlüsselbund in der diamantenberingten, sorgfältig gepflegten Hand vorstellen, empfinden wir das Unziemliche und fast komisch Wirkende in dieser ungewohnten Zusammenstellung.

Anna verwaltete die Schlüssel zu den Schränken und Vorrathskammern selbst; jenen zum Zuckerschrank nahm sie sogar auf Reisen mit; ihre Gemächer wurden, wenn sie verreiste, versiegelt; insbesondere die Betten, Wäsche, Küche und Keller standen unter ihrer höchst eigenen Controle; bei Fremdenbesuch ordnete sie bis in's Kleinste die Bekleidung der Betten je nach Rang der Gäste an. Die Leibwäsche des Kurfürsten pflegte sie eigenhändig zu waschen. Sie liebte es, ihrem Gemahl, der auf gute Küche hielt, besonders köstliche oder wohlschmeckende Gerichte mit eigener Hand zu bereiten; auch ihre Töchter weihte sie frühzeitig in die Geheimnisse der Kochkunst ein. Es war ihr Ehrgeiz, sich Recepte jedweder Art zu verschaffen, aber auch ihre erprobten wieder an fürstliche Freundinen abzugeben, so daß zwischen vielen hohen Frauen ein lebhafter Austausch so werthvoller geheimer Manuscripte, d. i. Kochbücher und Receptenhefte bestand. Anna hinterließ bei ihrem Tode allein eine Sammlung von zehn geschriebenen Kochbüchern. Man bereitete ihr ein besonderes Vergnügen, wenn man ihr behülflich war, hinter das Geheimniß eines nicht der „meißnerischen Küche" angehörigen Extragerichtes zu kommen; so war sie voll des lebhaftesten Dankes gegen den Leibarzt Dr. Joh. Neefe, welcher, als er zu dem schwer erkrankten Kaiser Ferdinand I. nach Wien berufen wurde, nebenbei das Geheimniß, wie man am kaiserlichen Hof die Sulzen zu machen pflegte, für sie ergründete.

Ihr Ruhm als Kochkünstlerin, sowie der Ruf der unter ihrer Oberhoheit zur Perfektion gelangten kurfürstlichen Köche war aber auch bis in's Ausland gedrungen; es findet sich eine Reihe von Bittgesuchen auswärtiger Fürstlichkeiten, daß ihren Köchen gestattet werden möge, in der kurfürstlichen Küche, wie auf einer Akademie der höheren Kochkunst, unter Leitung des „Mundkochs" oder der „Meisterköchin" ihre Studien

zu vollenden und sich zu der Virtuosität, die sie nur dort erlangen konnten, auszubilden. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich unter der Oberleitung der hochangesehenen fürstlichen Hausfrau ein „Dienstbotenbureau" gebildet; denn man hielt sie in diesem Stück für unfehlbar und Viele erbaten sich von ihr gleich „Künstler," die in der kurfürstlichen Küche gelernt hatten. Und doch fiel es ihr schwer genug, für ihren eigenen Bedarf brauchbare Küchenfeen zu schaffen; freilich machte sie an diese Species europäischer Sklaven nach allen Richtungen hin keine geringen Anforderungen, so namentlich hinsichtlich der Sparsamkeit. Diese große Tugend veranlaßte sie u. A. auch, Bratöfen setzen zu lassen, weil das Braten in der Pfanne weniger Holz beanspruchte, als das frühere Braten am Spieß; ob der feinschmeckerische Kurfürst mit dieser Neuerung ganz zufrieden war, wird nicht berichtet; auch in anderen Dingen ließ sie eine Sparsamkeit walten, die oft etwas fraglicher Natur war. So darf es nicht befremden, daß man sie immer wieder auf der Suche nach einem brauchbaren Küchengenie findet; im Unwillen über den Mangel an solchen im sächsischen Lande bricht sie einmal in die Worte aus: „Es kommt uns befremdlich vor, daß wir in unseres herzliebsten Herrn und Gemahls Landen einer Köchin nicht mächtig seyn noch habhaftig werden sollten."

Um einen annähernden Begriff von den Anforderungen zu geben, welche zu jener Zeit an die mit der Beschaffung der Speisen betrauten Personen gemacht wurden, wollen wir nur bemerken, daß die gewöhnliche Zahl der Schüsseln an August's Mittagstafel nach der Hofordnung vom 12. Juni 1568 sich auf einundzwanzig belief; bei großen Festlichkeiten steigerte sie sich aber laut urkundlicher Aufzeichnung bis auf zweiundneunzig! Um solchen ungeheueren Anforderungen entsprechen zu können, war freilich eine weitgehende Vorsorge der Hausfrau von nöthen, wenn diese, gleich Anna, ein Haushaltungsgenie war und Alles durch ihre Hände gehen ließ.

Massenhaft, wie die Speisen bereitet und verzehrt wurden,

war der Verbrauch der Getränke, da bekanntlich mit einem starken Appetit meistens ein gewaltiger Durst Hand in Hand geht. Es war aber auch ein beliebter und keineswegs zu tadelnder Brauch, sich wechselseitig mit großen Quantitäten Wein, Bier und dgl. zu beschenken. Unter den aufgeführten Weinen finden sich Namen, die heute noch den besten Klang haben, wie der „ungeschmierte Klingenberger", „Würzburger Wein, der am Stein gewachsen ist", verschiedener Rheinwein, ferner Muscateller Rainfall, Tschernicol, Pinol, Triester Rainfall; köstlicher wälscher Wein, friaulisches Gewächs, „vinum amabile", u. A. Anna machte besonders gern Malvasier zum Geschenk. Doch begegnen uns auch andere Weine, bei deren Namen selbst einem nicht sehr verwöhnten Trinker „das Wasser im Munde zusammen läuft": „rother Gorrnberger" Wein, der noch einige Grade hinter dem berüchtigten Grüneberger zurücksteht, was Anna jedoch nicht verhinderte, ihn 1576 dem Herzog von Bayern zum Geschenk zu machen, während sie selbst vom Fürsten Joachim Ernst von Anhalt 1580 mit einem „Fäßlein Muscateller" beglückt wurde, der, wie er schrieb, „uns selbst gewachsen." Dessauer Muscateller! mag der Leser mit Herrn von Weber rufen. Er wird nicht viel besser gewesen seyn, als der „Mannsfelder", den die alte Gräfin von Mannsfeld „sehr sauer" fand, weßwegen sie die Kurfürstin „um ein Faß Koczberger Wein" ersuchte. Eine besondere Verehrerin des Meißener Gewächses scheint die „Aebtissin" von Quedlinburg, Anna Gräfin von Stolberg, gewesen zu seyn, die um nicht weniger als drei Fuder für ihren „einen guten Trunk Weines zu ihrer Erquickung und Labung bedürftigen" Gaumen bat!

Abgesehen von diesen mehr oder minder edlen Naturweinen, deren Ankauf und Verwaltung wieder Anna Mühe bereitete, stoßen wir auch auf „Kunstwein," mit deren Bereitung sie sich in eigener Person befaßte; da hören wir zuerst von einem Johannisbeerwein, der uns an den „vicar of Wakefield" erinnert und zu dessen Herstellung sie „Spähne

von weißem Hagenbuchenholz" verwendete; ferner von einem Himbeer= und von einem Aepfelwein; als außerordentlichster wird aber wohl der „Schlehenwein" gelten dürfen, zu dessen Herstellung sie die Schlehen „scheffelweise" sammeln ließ, wenn nicht anzunehmen wäre, daß sie ihn weniger als Genuß= denn als Heilmittel bereitet haben mag. Auf ihr aqua vitae kommen wir später zu sprechen.

Neben diesen Getränken wurde auch in großen Mengen Bier verbraucht, und zwar die verschiedensten Sorten: „sanftes Bier" und „doppelt Bier" aus Torgau, ersteres für Arme und ihre Kinder, während letzteres für die Herren vom Hof; fremdes Bier aus Eimbeck und Goslar, Weißbier aus Böhmen, Braunschweiger Mumme; ferner Freiberger und Zschopauer Lagerbier, ein „Kräuterbier" u. s. w. Auch waren zur Kühl= haltung der Getränke bereits „Eisgruben" und Eiskeller angelegt.

Füglich dürften wir hier auch bereits eine Hauptspecialität der wirthschaftlichen Thätigkeit Anna's erwähnen: ihrer Milch= wirthschaft und der in großem Maßstabe betriebenen Käsebe= reitung; ist doch der merkwürdigen Frau gerade aus diesem Zweige ihrer Liebhabereien mindestens ebensoviel Verdruß und Schmähung, als wirthschaftlicher Stolz, lucrativer Erfolg und persönliche Befriedigung erwachsen. Von den prächtigen „Schweizerkühen", mit denen der Kurfürst die Oekonomie seiner Gemahlin auf den „Vorwerken" bereicherte, zu denen er auch ostfriesische Kühe, sowie eine „schabanische Kuh und einen schabanischen Ochsen" gesellte, hatte sie über einen solchen Milchreichthum zu verfügen, daß sie denselben mit ganz richtiger Berechnung zur Käsebereitung verwendete. Nun überließ sie aber den Absatz dieser Produkte ihrer Milch= wirthschaft nicht den unteren Wirthschaftsbeamten allein, sondern nahm ihn, um ihn im Großen zu betreiben, in ihre eigenen Hände, setzte sich mit Händlern in Verbindung und schloß, freilich insgeheim, förmliche Kaufverträge ab. Daß sie dabei mit der an ihr gewohnten scharfen, bis in's Kleinste

gehenden Pünktlichkeit verfuhr, ist selbstverständlich; sie selbst suchte den Lehrmeister für ihre „Käsemütter" aus, unter denen eine Anzahl „Gras- und Viehmägde" stand, welche wieder nur mit fürstlichem Consens gedungen wurden. All dieß Personal hatte es aber in seinem Dienste nicht zum besten trotz eines verhältnißmäßig guten Lohnes, da die Kurfürstin mehr Interesse für das Gedeihen ihrer Kühe, als für den Schlaf dieser Bemitleidenswerthen fühlte und letztere zwang, selbst bei Nacht ihren Lieblingen alle zwei Stunden Futter und Trank zu verabreichen. Dem Mastvieh soll diese Maßregel besser bekommen seyn, als ihren Pflegerinen, unter denen sich vermuthlich heimlich der Geist der Rebellion regte, der binnen Kurzem aus dem Munde einzelner höher und niedriger Gestellten die boshaftesten Reden, auch Lügen, Uebertreibungen und Verleumdungen gegen die wirthschaftliche Herrin ausstieß. Der Umsicht, dem Eifer, der rastlosen Thätigkeit derselben gelang es nämlich, nachdem sie die Verwaltung der gesammten kurfürstlichen Vorwerke in die Hand genommen, deren Erträgnisse ungemein zu heben, indem sie bedeutende Ersparnisse erzielte und zugleich früherem empfindlichen Mangel an gutem Schlachtvieh, trefflichem Geflügel u. dgl. abzuhelfen verstand. Eine Menge der niedrigsten Leidenschaften, Neid, Mißgunst, verletzte Eitelkeit, Trägheit, Oppositionslust, mochten zusammenwirken, um die von so großen, ersichtlichen Erfolgen begleitete Thätigkeit Anna's hämisch zu bemängeln und selbst zu verdächtigen; ging man ja, so ächt im Geiste jener Zeit, sogar soweit, sie der Zauberei zu beschuldigen, wie ihr die Pfalzgräfin Elisabeth schrieb, wogegen selbst der höhnende Vorwurf gering war, sie verkaufe Aepfel und Birnen, laufe in die Viehställe, bereite Butter und Käse, um sie wieder zu verkaufen, man nenne sie nur „dänische Käsemutter" und „ihr Sinn und Gemüthe sei nur darauf gerichtet, daß die Häuser wohl staffirt und große Vorwerke eingerichtet würden, damit sie nach des Kurfürsten Tode desto mehr davon brächte." Solche böswilligen und gehässigen Aeußerungen erregten begreiflicherweise

den Zorn Anna's und ihres Gemahles, welch Letzterer gegen die Urheber, unter denen sich fürstliche Personen und höhere adelige Beamte befanden, soweit er ihrer habhaft werden konnte, mit erbitterter Strenge verfuhr. So verurtheilte er den nach weitläufiger Untersuchung solcher lästerlichen Reden überführten Jägermeister Cornelius von Rüxleben, welcher für sich keine weitere Entschuldigung geltend machen konnte, als „daß er vom Teufel und seiner eigenen Bosheit dazu verführt worden sei," mit lebenslänglicher harter Gefangenschaft, nachdem er ihm geschrieben: „er habe so viele Untreue von ihm befunden, daß er Fug und Recht hätte, ihn ohne alle Gnade am Leben zu strafen, wenn ich", fügte er hinzu, „mich nicht mehr als seine Person bedächte."

Es wäre noch der Kurfürstin Anna Fürsorge für eine Menge anderer in die Oekonomie einschlagender Zweige zu gedenken, so namentlich der Gartencultur und Obstbaumzucht, über welche sie sich von nah und fern Unterweisungen sammelte und unermüdlich ihre Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern suchte, worin sie von August, der ein eifriger Pomologe war, freundlichst unterstützt wurde. Wie ernst es ihr schon im Jahre 1568 mit dieser Thätigkeit war, geht namentlich aus einem vertraulichen Brief an die als ausgezeichnete Landwirthin geltende Markgräfin Katharina von Brandenburg hervor, worin sie dieselbe, deren Ueberlegenheit auf diesem Gebiete sie zu jener Zeit vollständig anerkannte, ersucht, dieselbe „wolle doch in gutem Vertrauen freundlich und schwesterlich in Schriften ausführlich und nach der Länge berichten, wie es E. L. Herr und Gemahl und auch E. L. auf Ihren Vorwerken mit Bestellung, Kost und Unterhaltung des Gesindes, mit dem Ackerbau, Viehzucht, Schäfereien, Mühlen, Teichen, Malz- und Brauhäusern, Holzkauf und allem andern, was zur Haushaltung gehört, halten und wie Beide E. L. solches anordnen und bestellen und zu rechtem Nutzen bringen, mir hierin nichts vorenthalten." (Forts. f.)

XXIV.

Orientalische Liturgie.

Je enger die Beziehungen zwischen Morgen- und Abendland in unsern Tagen sich gestalten, je mehr die sogenannte Orientfrage zufolge der unaufhaltsam fortschreitenden Auflösung des türkischen Reiches und der Machtentfaltung Rußlands an Bedeutung gewinnt, um so näher treten wir auch wieder jenen Kirchen des Orients, die zwar in den Riten von der Liturgie der römischen Mutterkirche abweichen, aber im Glauben sich durchaus eins mit ihr wissen. Kein Wunder daher, daß bereits Pius IX. der orientalischen Kirche in ganz besonderer Weise seine Aufmerksamkeit zuwandte. In der Congregation der Propaganda wurde eine besondere Abtheilung für die Verbesserung der liturgischen Bücher der orientalischen Kirche ins Leben gerufen, den Missionen eine erhöhte Beachtung geschenkt, und bei Gelegenheit des allgemeinen Vatikanischen Concils wandte Pius IX. sich an die schismatischen Patriarchen des Orients und lud sie zur Theilnahme an den Berathungen dieser erhabenen Versammlung, sowie zur Vereinigung mit dem hl. Stuhle ein.

In gleichem Geiste arbeitete vom Beginne seines Pontifikates an Papst Leo XIII. In der Allokution vom 28. Februar 1879 wies er hin auf die Bemühungen seiner Amtsvorgänger für das Morgenland, „wo die Sonne der Gerechtigkeit dem menschlichen Geschlechte aufging, und jene alt-

berühmten Kirchen glänzen, welche so herrliche Leuchten himmlischer Weisheit und wunderbarer Heiligkeit hervorgebracht." Mit verstärkten Worten berührte der Papst die nämliche Angelegenheit in der Allokution vom 13. December 1880, sowie in der Constitution Benigna vom 1. März 1883, in welcher er die Unterstützung der Schulen des Orients den Gläubigen aller Zonen angelegentlichst empfahl. Er selbst ging mit ruhmreichem Beispiel voran, indem er das von den Jesuitenvätern geleitete Seminar von Beirut zum Rang einer Universität erhob und in ausreichender Weise unterstützte.

Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die katholische Wissenschaft sich dem Morgenlande wieder in hervorragender Weise zuwendet. Ueber den Ursprung und die Entwickelung des orientalischen Schisma's sind wir durch Cardinal Hergenröther's „Photius" gründlichst unterrichtet. Was in unseren Tagen vor allem noth that, war eine allseitige Beleuchtung jener ehrwürdigen morgenländischen Riten, welche zufolge ihrer Pracht und Manigfaltigkeit im Gemüth des Gläubigen unauslöschliche Spuren zurücklassen. An ihnen hängt der Orientale mit gerechtem Stolz; je inniger und tiefer er empfindet, je fester er an Ueberlieferung und Sitte sich anklammert, um so unantastbarer gelten ihm jene liturgischen Formen, in welchen die Gluth seines Gebetslebens zu würdigem Ausdruck gelangt. Wer seine Liturgie bekämpft, gilt ihm als Feind des Glaubens selbst. Mit vollem Recht haben daher die Päpste, zuletzt noch Pius IX. in der Constitution Romani Pontifices vom 6. Januar 1862 den orientalischen Riten energischen Schutz zugesagt. Ein liturgisches Werk, welches diesen Anforderungen gerecht wird, war für Abend- und Morgenland dringendes Bedürfniß, da selbst den unirten Geistlichen zufolge des Mangels ausreichender Bildungsmittel ein tieferes Verständniß ihrer eigenen Liturgie vielfach mangelte.

Einen entscheidenden Schritt zum Bessern in dieser Beziehung hat der Professor der Theologie und des kanonischen

Rechts an der Hochschule zu Innsbruck, Dr. Nikolaus Nilles S. J., durch Abfassung eines Werkes gethan, welches durch Herausgabe des dritten Bandes nunmehr zur Vollendung gelangt ist.[1]) Dasselbe ist einem hervorragend praktischen Bedürfniß entsprungen, da der gelehrte Verfasser in Ausübung seines Amtes als Vorsteher des von der theologischen Fakultät der Universität ins Leben gerufenen liturgischen und heortologischen Seminars seinen Schülern ein Handbuch für die Abhaltung der liturgischen Disputationen bieten wollte. Man würde indeß irren, wollte man annehmen, daß unser Kalendarium nur für die Kreise der Studirenden berechnet sei. Der Verfasser hatte bei Abfassung desselben ebensosehr die im Amt stehende Geistlichkeit, sowie die nach Millionen zählenden unirten und nicht-unirten Christen der österreichisch-ungarischen Monarchie, sowie des Orientes überhaupt im Auge. Durch den beispiellosen Reichthum des mit unsäglicher Mühe zusammengetragenen Materiales gedachte er die Orientalen in ein tieferes Verständniß ihrer Liturgien einzuführen und den unirten Geistlichen, welche mit der nichtunirten Bevölkerung durch den täglichen Verkehr zusammengeführt werden, ein Mittel an die Hand zu geben, um diese in den Schooß der Wahrheit zurückzuführen. Wenn irgendwo, dann gelangt der berühmte Satz, nach welchem die lex credendi

---

1) Kalendarium manuale utriusque ecclesiae orientalis et occidentalis, academiis clericorum accommodatum. Vol. I. 1879. (LXII et 496.) Vol. II. 1881. (XXXVII et 814.) Vol. III. 1885: Symbolae ad illustrandam historiam ecclesiae orientalis in terris Coronae S. Stephani, maximam partem nunc primum ex variis tabulariis romanis, austriacis, hungaricis, transilvanis, croaticis, Societatis Jesu, aliisque fontibus accessu difficilibus erutae a Nicolao Nilles, S. J., s. theologiae et ss. canonum doctore, horumque in caesarea et regia universitate oenipontana professore p. o., patrocinantibus almis Hungarica et Rumena literarum academiis, editae Oeniponte. pag. CXX et 1086.

auch lex orandi ist, auf dem Gebiet der orientalischen Liturgie zu voller Bedeutung. Fassen wir den „Kalender der morgen- und abendländischen Kirche" unter diesem Gesichtspunkt auf, dann gestalten sich die umfassenden liturgischen Studien von Professor Nilles zu einer herrlichen Apologie des Primates Petri und des apostolischen Stuhles. Weiterhin ist kein Vorwurf gegen die Päpste unbegründeter, als die Anklage, daß sie auf Abstellung der altehrwürdigen Riten den Morgenländern gegenüber bestanden hätten. Es mag zugegeben werden, wie Professor Papadopoli von Padua im 17. Jahrhundert hervorhob, daß einzelne lateinische Prälaten in dieser Beziehung ungebührliche Forderungen erhoben und durch Verletzung des Gebotes der Liebe den angebornen Starrsinn der Griechen noch mehr vertieft. Aber die Päpste haben sich von einer solchen Einseitigkeit vollkommen frei gehalten. Mit vollem Recht stellt daher Nilles an den Eingang seines ersten Bandes die beiden Constitutionen Pius IX. In suprema vom 6. Januar 1848 und Romani Pontifices vom 6. Jan. 1862, ferner die Allokution des nämlichen Papstes vom 19. Dec. 1853 und die Instruktion der Congregation der Propaganda vom 24. März 1858: sämmtlich öffentlich-rechtliche Dokumente, in welchen die Forterhaltung der orientalischen Riten feierlich verbrieft wird.

Aus diesen Gründen verdient das Nilles'sche Werk die eingehendste Beachtung der Orientalen. Denn jedes gründliche Studium der morgenländischen Riten gestaltet sich alsbald zu einer Schutzschrift des Primates und seiner centralen Stellung für Lehre und Disciplin in der Kirche. Es sei gestattet, einige besonders beachtenswerthe Stellen in dieser Beziehung anzuführen. In dem Menologium (Martyrologium) des hl. Basilius (I, 51) wird Papst Sylvester bezeichnet als „die überschattende Wolke, welche die Gläubigen dem Irrthum Aegyptens entreißt und sie durch unfehlbare Unterweisungen zum göttlichen Lichte führt". Aehnliche Auszeichnungen empfängt Papst Leo der Große. Von ihm heißt

es: „Licht vom Occident, als Du den Tomus der heiligen Lehren wie einen Strahl gesandt hast". (I, 107.) Dem nämlichen apologetischen Zwecke dienen die dem ersten Band angehängten beiden Abhandlungen „De quinivertice potestate Ecclesiae" und „De Episcopis, Apostolorum successoribus" (I, 456, 460). In der ersteren bespricht Nilles die Bedeutung jener hierarchischen Stufen, welche sich im Lauf der Zeit zwischen Primat und Episkopat herausgebildet haben. Sie sind keine selbständigen Aemter kraft göttlicher Einrichtung, sondern bloße Ausflüsse des Primates, welche den jeweiligen Bedürfnissen bestimmter Zeiten ihr Daseyn verdanken, mithin beim Verschwinden der letzteren in den Primat wieder aufgenommen werden können. In der letztern Abhandlung erörtert der Verfasser kurz aber genau die Stellung der Apostel und ihrer Nachfolger zum Apostel Petrus und dessen Amtsnachfolgern.

Gehen wir zur Anordnung des ersten Bandes im Einzelnen über, so empfängt der Leser nach der Dedikation des Buches an die in Oesterreich-Ungarn lebenden Bischöfe der griechisch-unirten Kirche in erster Linie eine genaue Uebersicht der unirten und nicht-unirten Diöcesen. Darauf folgen die verschiedenen Kalendarien (syrische, griechische, griechisch-slavische, slavische, rumänische, griechisch-arabische) nebst Erörterung der Bedeutung der liturgischen Bücher und der für das Verständniß der letzteren unumgänglich nothwendigen technischen Ausdrücke. Für jene wird jeder Freund der Liturgie wie der Kirchenmusik dem Verfasser aufrichtigen Dank abstatten. Im Haupttheile bringt Nilles sodann das doppelte Kalendarium, sammt eingehenden Bemerkungen über dessen Disposition und Ordnung und die Eintheilung der Feste. Nach den Festen des Heilandes nehmen die erste Stelle ein die ἑορταὶ θεομητρικαί, jene, die sich auf seine hl. Mutter beziehen, welche die Griechen in richtiger Würdigung des ihr gebührenden Cultus mit dem ehrenden Beiwort der ὑπεραγία schmücken. Schon vom Gesichtspunkt der Heiligenverehrung

aus enthalten die altgriechischen Liturgien die denkbar feierlichste Verwerfung der vom Protestantismus angeblich bewirkten Erneuerung des reinen Urchristenthums.

Den Mittelpunkt des ersten Bandes bildet der nun folgende gelehrte Commentar zum Kirchenkalender der Orientalen und zwar zunächst der unbeweglichen Feste (I, 43—374). Der Verfasser stützt sich dabei zunächst auf die Menologien der Griechen, sodann aber auf die Werke der Kirchenväter, aus denen passende Stellen im Urtext sammt lateinischer Uebersetzung beigegeben wurden. Außerdem hat der Verfasser die gesammte neuere deutsche und außerdeutsche Literatur herbeigezogen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er auch der äußeren Festfeier und den Bestimmungen über die bei den Orientalen genau ausgebildete Disciplin des Fastens, von welcher das orientalische Kirchenrecht ein stufenweises Abgehen gestattet. Noch verdient jene Eigenthümlichkeit der griechischen Liturgie Erwähnung, gemäß welcher sich den Festen Christi und seiner hl. Mutter das Andenken an jene Heiligen anschließt, welche mit dem betreffenden Geheimniß in enger Beziehung stehen. So wird am 7. Januar das Fest Johannes des Täufers, am 3. Februar dasjenige des greisen Simeon begangen.

Weniger Aufmerksamkeit ist nach Anlage und Zweck des Buches dem abendländischen Kalender gewidmet. Der Verfasser hat sich damit begnügt, die Heiligen des römischen Breviers anzuführen, welchen ein Abriß des lateinischen Kirchenjahres sammt den beweglichen Festen folgt. Als äußerst dankenswerth verdient die Anleitung zum genauen Gebrauch des Martyrologiums, sowie die Erläuterung der chronologischen Zeichen desselben besonders hervorgehoben zu werden. Im Anhang erscheinen dann drei moderne orientalische Kalendarien: der katholischen Ruthenen in Rußland, der syrischen Christen und der nicht-unirten Serben, welche den Studenten die Möglichkeit zu Vergleichen zwischen den Kirchenkalendern und denen des gewöhnlichen Lebens darbieten sollen.

Im zweiten Band geht Nilles zur Erläuterung der beweglichen Feste über. Auch von diesem Bande gilt die Bemerkung, daß der morgenländischen Kirche der Löwenantheil zugefallen ist: mit Recht, weil ihre Wiedervereinigung mit der römischen Mutterkirche eine Hauptaufgabe des gegenwärtigen Pontifikates bildet. Indeß sind die Abendländer doch nicht stiefmütterlich behandelt. Ganz im Gegentheil, wie die ausführliche Darstellung jener Feste beweist, welche ihnen im Unterschied von den Orientalen eigenthümlich. Große Anerkennung verdient auch der reichliche Gebrauch, welchen Nilles vom kanonischen Rechtsbuch macht, dessen Bestimmungen für die Ausbildung der Liturgie von der größten Bedeutung sind.

Auf der Grundlage der von den Griechen beliebten Eintheilung des Kirchenjahres baut sich der zweite Band auf. Jenes zerfällt in drei Theile: Triodion, d. h. die Zeit vom letzten Sonntag nach Epiphanie bis Ostern, Pentekostarion, von da bis zum ersten Sonntag nach Pfingsten, und Oktonchos, die Zeit von Pfingsten bis zum letzten Sonntag nach Epiphanie. Mit Recht hat der Verfasser aber der liturgischen Erklärung auch dogmatische Excurse beigefügt, wo es galt, den Irrthümern der Orientalen entgegenzutreten. Denn gerade diejenigen Männer, welchen die von der Kirche getrennten Morgenländer die größte Verehrung bezeugen, legen auf die Uebereinstimmung in der Lehre mit dem hl. Stuhl das größte Gewicht.

Hauptsächlich sind es vier Unterschiede, welche Morgen- und Abendland in der Lehre von einander scheiden. Sie betreffen den Ausgang des hl. Geistes von Vater und Sohn, den Primat Petri, das Fegfeuer, die Dauer der Höllenstrafen und den Aufschub der Seligkeit für die Gerechten bis zum allgemeinen Weltgericht. Sämmtlich erscheinen dieselben wieder in den neuesten Ausgaben der Synaxarien (Breviere) der nicht-unirten Griechen. Mit Recht nahm Nilles deßhalb die trefflichen Ausführungen der „Apologia pro quinque capitibus synodi Florentiae“ des Bischofs Johannes Plusia-

denus in den zweiten Band auszugsweise auf (II, 25—29). Nicht minder bemerkenswerth sind die den officiellen liturgischen Dokumenten der schismatischen Griechen entlehnten Stellen, welche von dem Fegfeuer und dem Gebet für die Verstorbenen handeln und damit die denkbar feierlichste Widerlegung der nichtsdestoweniger bis zur Stunde mit erschreckender Kühnheit vorgetragenen gegentheiligen Lehre an die Hand bieten (II, 380). Das Nämliche gilt von der Lehre, daß der hl. Geist von Vater und Sohn, wie aus einem einzigen Princip, seinen Ausgang nimmt (II, 410). Auch hier kann man bei der Wolke von Stellen aus den liturgischen Büchern der Griechen nur staunen und klagen, wie die nicht-unirten Griechen den eklatanten Widerspruch zwischen Lehre und religiösem Fühlen und Leben bis zur Stunde hartnäckig aufrechterhalten. Die überhaupt aus den verschiedensten griechischen Schriftstellern mit unsäglicher Mühe zusammengetragenen dogmatischen Stellen bilden ein wahres Arsenal zu Gunsten der Vertheidigung der katholischen Lehre.

Eine lange Reihe von Festen haben die Orientalen mit dem Abendland gemein, begehen sie aber an verschiedenen Tagen. So am Samstag vor Sexagesima das Fest Allerseelen, am ersten Sonntag nach Pfingsten das Gedächtniß Aller Heiligen. Auch in diesem Bande tritt uns die tiefe Verehrung der Muttergottes in einer großen Anzahl der herrlichsten Hymnen entgegen. Unter den letztern verdient besondere Beachtung der ὕμνος ἀκάθιστος, so genannt, weil er stehend gebetet wird (II, 165—182), und die vier herrlichen Oden des Cosmas von Jerusalem auf die Geheimnisse des Charsamstags. Von zahlreichen lateinischen Hymnen sind griechische Uebersetzungen beigegeben, wie von Lauda Sion und Pange lingua. Verfasser derselben ist der Jesuit G. Mayer. Es dürfte sich vielleicht empfehlen, in die dem angehenden Studenten der Theologie dienenden Gebetbücher solche Uebersetzungen mit dem lateinischen Text zur Bewahrung der Kennt-

niß der herrlichen griechischen Sprache aufzunehmen.[1]) In einem längeren Anhang verbreitet sich der Verfasser über das Kirchenjahr der Armenier, Syrer, Copten und Chaldäer und bringt mehrere päpstliche Dokumente über den Orient. Dahin gehört namentlich die Encyklika Leo's XIII. vom 30. September 1880 über die beiden Slavenapostel, Cyrillus und Methodius. Der Metropolit von Nikomedien, Philotheus Bryennius, welcher sich durch Auffindung und Herausgabe der „Lehre der zwölf Apostel" 1883 einen Namen gemacht, nahm von diesem Rundschreiben des Papstes Veranlassung zu einer längeren Polemik gegen den hl. Stuhl, welche in der Leugnung der Anwesenheit Petri in Rom und seines Primates gipfelt. Im Orient hat die letztere keinen Anklang gefunden. Im Gegentheil brachte die griechische Zeitung Ἀνατολή bald darauf eine eingehende Widerlegung des von Bryennius ausgegangenen Schriftstückes, welche Nilles sehr passend zum Abdruck bringt (II, 679—706).

Den Abschluß des Nilles'schen Werkes bilden die jüngst an's Licht getretenen Symbolae, ein mit erstaunlichem Fleiß zusammengetragenes Mosaik von Abhandlungen und seltenen Urkunden theologischen, canonischen und kirchengeschichtlichen Inhalts, welche sich sämmtlich auf die unirten orientalischen Kirchen im Bereiche der Krone des hl. Stephan beziehen, aber in letzter Instanz für alle unirten wie nichtunirten morgenländischen Bekenntnisse von weittragender Bedeutung sind. Das Ganze zerfällt in sechs Bücher. 1. Buch:

---

1) Wo wir dieses schreiben, erscheint: Leonis XIII. Litterae ad Cardinal. Parocchi de studiis litterarum in sacro seminario Romano provehendis d. 20 Maji 1885: Est etiam in scriptoribus graecis accurate elaborandum: ita enim excellunt et praestant in omni genere exemplaria graeca, nihil ut possit politius perfectiusque cogitari. Huc accedit, quod penes Orientales graecae litterae vivunt et spirant in Ecclesiae monumentis usuque quotidiano.

Kann lateinischen Missionären die Annahme des griechischen Ritus gestattet werden? 2. Geschichte der Vereinigung der Rumänen mit dem Apostolischen Stuhl. 3. Geschichte der mit dem Apostolischen Stuhl vereinigten rumänischen Kirche (393—701). 4. Geschichte der Union der Serben mit dem Apostolischen Stuhl (701—821). 5. Geschichte der Union der Ruthenen und Armenier (821—937). 6. Das letzte Buch bringt die Parerga, oder Ergänzungen zu den vorangehenden Theilen. Der Werth der Symbolae, welchen ein nicht weniger als 120 Seiten umfassendes Register vorangeht, liegt vorwiegend in den aus den verschiedenen Archiven entlehnten werthvollen Urkunden, die hier zum ersten Mal zur Mittheilung gelangen. Reiche Ausbeute lieferten die Archive des St. Uffizio und des Vatikan, des deutschen Collegs in Rom, der Erzbischöfe von Gran und Agram, der Bischöfe von Karlsburg und Czanad, der Statthalterei in Innsbruck, der Ordensprovinzen der Gesellschaft Jesu in Oesterreich, Böhmen und Oberdeutschland, das k. k. Hof- und Staatsarchiv und das Kriegsarchiv in Wien. Eine besonders rühmliche Erwähnung verdient das Archiv der Universität Budapest mit der überaus bedeutungsvollen Handschriften-Sammlung des um die Vereinigung der Griechen mit dem hl. Stuhl hochverdienten ungarischen Jesuitenpaters Gabriel Hevenesi.

Sehr dankbar nimmt der Leser die eingehenden biographischen Notizen über jene klugen, begeisterten und opfermuthigen Männer entgegen, welche wie der Cardinal Erzbischof von Gran, Leopold Kollonich, beim hl. Stuhl für die Vereinigung der in Ungarn lebenden nicht-unirten Griechen thätig waren, oder aber unmittelbar an Ort und Stelle unter den Orientalen wirkten. Weil Kollonich an der Vereinigung der Rumänen, der Serben sowie der Ruthenen und Armenier mit dem hl. Stuhl den erheblichsten Antheil hatte, so beginnt Nilles seine Darstellung mit einem Lebensabrisse dieses als Staatsmann, Kirchenfürst und Stütze des kaiserlichen Hauses wie der Wiener Bürgerschaft während der Drangsale der

türkischen Belagerung 1683 gleich bedeutenden Mannes. Hieran schließen sich eingehende Notizen über jene lange Reihe von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, welche in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien den Apostolat der Wissenschaft mit demjenigen der christlichen Liebe verbindend, in guten wie in schlimmen Tagen der Sache der Religion, der katholischen Kirche und nicht minder der echten Cultur unsterbliche Dienste geleistet haben. Von ihnen seien genannt für Ungarn Gabriel Hevenesi, der convertirte Schwede Johann Galdenblad, Orazio Olivieri, für Siebenbürgen Matthias Sambar, Gabriel Kapi, Paul Baranyi. Namentlich der letztere hat als Schriftsteller, Missionär und Theolog des Bischofs Athanasius leuchtende Spuren in der Kirchengeschichte Ungarns zurückgelassen. Für die Rumänen in Siebenbürgen kommen in Betracht Joseph Bardia und Georgius Regai, anderer nicht zu gedenken. Diesen Ordensmännern reiht sich würdig an der aus Kreta stammende Professor des kanonischen Rechtes an der Universität Padua, Nikolaus Comnenus Papadopoli, dessen ausführliches Votum über die Mittel zur Vereinigung der Orientalen mit der katholischen Kirche aus den Akten des Erzbischöflichen Archivs von Gran hier zum ersten Male erscheint (III. 937—957). Unter dem 6. Oktober 1692 entwirft der geistvolle Verfasser dieses Aktenstückes für einen nicht näher bezeichneten Pater eine Geschichte der Beziehungen der morgen- und abendländischen Kirche. Der bodenlosen Unwissenheit der griechischen Geistlichen gegenüber schlägt er die Abordnung von Missionären aus der Gesellschaft Jesu zur Förderung der Wissenschaft und Frömmigkeit vor. Die Lektüre des überaus interessanten Dokumentes hat übrigens bei mir den Eindruck hinterlassen, daß Papadopoli, ohne es zu wollen, dem hl. Stuhl nicht immer ganz gerecht wird. (III, 946).

Im ersten Buch spendet Nilles zahlreiche Dokumente der unter Cardinal Kollonich viel verhandelten Fragen: Kann lateinischen Missionären der Uebergang zum griechischen Ritus

gestattet werden? Sind die Weihen der Griechen bei ihrer Rückkehr zur Kirche in bedingter Weise zu wiederholen? Hat Clemens XI. auch die betreffenden Gesuche des Cardinals abgeschlagen, so bahnten die damals in Rom gepflogenen Verhandlungen doch für später eine mildere Praxis des hl. Stuhls hinsichtlich der ersten Frage an. Herbeigeführt wurde die Milderung wesentlich durch das aus dem Graner Archiv mitgetheilte Votum des Jesuiten Hevenesi (III, 33—44), welcher sich entschieden zu Gunsten der Annahme des griechischen Ritus durch lateinische Missionäre ausspricht. Durch Vermittlung des Cardinals Howard und des bei der Congregation der Propaganda als Sekretär für die Abtheilung der orientalischen Angelegenheiten fungirenden Msgr. Cretoni ist Nilles in den Besitz einer Reihe von Entscheidungen aus der allerneuesten Zeit gelangt, in welchen der hl. Stuhl solche Indulte für Abyssinien, Constantinopel, Aegypten (koptischer Ritus), Galizien und Algier ertheilt hat (III, 91—95).

Von noch größerer Bedeutung war die ebenfalls unter Clemens XI. verhandelte Frage nach der Nothwendigkeit bedingungsweiser Wiederholung der Ordination bei der Vereinigung nicht-unirter Griechen mit der Kirche. Bischof Athanasius von Karlsburg in Siebenbürgen, der Apostel der Rumänen, hegte Zweifel an der Gültigkeit der im Schisma empfangenen Weihen. Cardinal Kollonich trug diese in Rom vor. Genaue Erhebungen, welche auf Befehl Leo's XIII. durch den Archivbeamten Storti in den Akten der Inquisition vorgenommen wurden, haben ergeben, daß die Cardinäle des St. Uffizio sich 1701 sämmtliche den Fragepunkt betreffende Akten aus Wien kommen ließen. Eine Entscheidung aber, die in der Angelegenheit ergangen wäre, ließ sich nicht auffinden. Ohne Zweifel hat Kollonich selbst die Frage zurückgezogen. Mit vollem Recht nennt Storti das von dem ausgezeichneten Bischof Athanasius in Rom unterbreitete Gesuch ein „enorme esposto“ (III, 110).

Der Name Athanasius bezeichnet jenen Mann, mit welchem

sich das zweite Buch beschäftigt. Sein Amtsvorgänger Theophilus, der Bischof der Rumänen (Walachen) war es, der am 21. März 1697 mit seinem Klerus auf der Synode von Karlsburg zur Einheit der Kirche heimkehrte. Daß dieser glückliche Schritt „durch die Bemühungen der in Karlsburg weilenden Väter der Gesellschaft Jesu (welche, unter Ablegung des Ordenskleides wegen der Grausamkeit der Irrgläubigen, seit etwa hundert Jahren im Weinberg des Herrn arbeiten) sich vollzogen", hebt Athanasius in einem am 8. Novbr. 1701 an Clemens XI. gerichteten Schreiben ausdrücklich hervor. Nilles bringt gute Mittheilungen über die politischen und religiösen Verhältnisse der siebenbürgischen Rumänen, die schmachvolle Abhängigkeit ihres Metropoliten von den protestantischen Superintendenten, die sich bis zum Gebrauch eines calvinischen Katechismus steigerte (III. 154), sowie über die Union mit Rom. Ein in Photozinkographie ausgeführtes Facsimile des am 10. Juni 1697 aus Karlsburg an Cardinal Kollonich gerichteten Schreibens, durch welches sämmtliche rumänische Archidiakonen, die der Unionssynode persönlich beizuwohnen verhindert gewesen, der letztern ihre Zustimmung geben, ist von der größten Bedeutung, weil dadurch die schiefen Auffassungen und Verdrehungen klargestellt werden, die sich Freiherr von Hurmuzaki in seinen „Fragmenten zur Geschichte der Rumänen, Bucharest 1881" über die Union gestattet.

Hauptberather des Athanasius war P. Paul Ladislaus Baranyi, S. J., welcher das Unionsdekret nach Wien brachte. Diese Thatsache, in Verbindung mit den vorstehenden Ausführungen, bietet schon eine genügende Widerlegung der alten Verleumdung, als hätten die Jesuiten den Versuch gemacht, den Rumänen ihren Ritus zu nehmen. Ganz im Gegentheil, denn die Unionssynode behielt sich den griechischen Ritus vor, und Baranyi war in Wien auch für staatliche Genehmigung derselben thätig. Kaiser Leopold I. ertheilte diese unter gleichzeitiger Verleihung vieler Immunitäten an die unirten rumänischen Geistlichen, und unter der ausdrücklichen Bedingung

der Beibehaltung des griechischen Ritus. Demzufolge vereinigten sich nun die Rumänen auf der Unionssynode von 1698 und nahmen in dem Dekrete „Manifestum“ eine definitive Unionsformel an, welche Nilles in Photozinkographie mittheilt (III, 207—211). Des Weiteren berichtet Nilles über die Umtriebe der Protestanten zur Aufhebung der Union, die Confirmation des Bischofs Athanasius, den von ihm dem hl. Stuhl abgelegten Eid der Treue, und theilt endlich das berühmte kaiserliche Diplom vom 19. März 1701 mit, durch welches die staatsrechtliche Stellung der unirten Rumänen gewährleistet wurde (III, 292). Die kindliche Anschauung Moldovanu's, das Diplom Leopold's sei eine Erfindung der Jesuiten, ist durch diese aus den Akten geschöpfte Publikation endgültig widerlegt.

Das vierte Buch erörtert die Geschichte der unirten Rumänen in Ungarn bis herab auf unsere Tage, in welchen Pius IX. am 26. November 1853 die Kirchenprovinz Fogaras-Karlsburg (Alba Julia) errichtete, welche die Diöcesen Armenopolis (Szamos-Ujvár), Großwardein und Lugos umfaßt. Wie die Jesuitenväter an der Bewerkstelligung der Union der Rumänen erheblichen Antheil besitzen, so haben sie auch als berathende Theologen bei Bischof Athanasius und seinen Nachfolgern sich bedeutende Verdienste erworben und sind auch nach der Auflösung des Ordens in ihren apostolischen Bemühungen nicht erlahmt.

An die Rumänen schließen sich die unirten Serben in Ungarn an. Ihr erster Bischof war Simeon Bratanja, den Paul V. bestätigte. Leider haben dessen Nachfolger sich nicht treu in der Union bewiesen. Um die Befestigung derselben machte sich auch hier wieder Cardinal Kollonich verdient. Von besonderem kirchengeschichtlichen Interesse sind die Ausführungen von Nilles über die Diöcesen Svidnic und Kreuz. Einen opfermuthigen Freund besaß die Union in dem ausgezeichneten Jesuitenpater Franz Ravasz. Das aus dem Graner Archiv mitgetheilte „Schema Unionis“ (III. 780), welches

Ravasz' hinterlassen, bekundet die genaueste Bekanntschaft seines Verfassers mit den Bedürfnissen der unirten Serben, aber auch ebensogroße Bereitwilligkeit zur Schonung ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten auf dem Gebiete der Riten. An P. Ravasz schließen sich in würdiger Weise seine beiden Ordensbrüder Michael Lovinic und Antonius Kanizlic, von welchen der letztere im Jahre 1780 ein großes Werk über den Ursprung des morgenländischen Schismas veröffentlichte.

Den Inhalt des fünften Buches bildet die Geschichte der ungarischen Ruthenen und Armenier mit der Kirche. Um diese haben sich besonders verdient gemacht der Erzbischof von Gran Lipay de Zombor, die Bischöfe Jaksics und Kisdi von Veszprim, sowie der Basilianermönch Kassavics. Nilles beschenkt uns mit der zwischen Lipay und der Congregation der Propaganda über die Bestätigung des Basilianermönches Parthenius zum Bischof der ungarischen Ruthenen geführten Correspondenz, sowie mit dem von Kaiser Leopold I. am 21. August 1692 ausgestellten Diplom, welches dieselbe genehmigt. Nicht wenig hat zur Aufrechthaltung der Union beigetragen P. Emmerich Kiß, S. J., dessen apostolisches Leben Nilles III, 849—853 schildert. Auf Betreiben des Cardinals Kollonich wurde nachher der Basilianer Joseph de Camillis zum Bischof der Ruthenen bestellt, der dann am 3. Mai 1690 eine Synode abhielt, deren Bestimmungen Nilles III, 860—865 gibt. Zeitweilig erlitt die Union mächtige Angriffe durch den stürmischen Mönch Sophronius, gegen welchen der treffliche Bischof Olsavszki 1751 ein kraftvolles Hirtenschreiben erließ — eine der bedeutendsten Kundgebungen seitens der Unirten für den Primat Petri, die Einheit der Kirche und die wahren Ursachen des Schismas (III. 871—876). Aber auch in unserem Jahrhundert hat es den ungarischen Ruthenen an seeleneifrigen und gelehrten Bischöfen nicht gefehlt, unter welchen die Oberhirten Nikolaus Toth von Eperies und Johannes Pasztelyi von Munkacs eine hervorragende Stelle einnehmen. Die von Nilles (III, 910) mitgetheilten Gratu-

lationsschreiben dieser beiden Prälaten an Pius IX. bei Gelegenheit seines Bischofsjubiläums im Jahre 1877 sind ebensoviele Denkmäler des Glaubens der unirten Griechen und verdienen die eingehendste Beachtung. Bezüglich der im letzten Theil zu den voraufgegangenen fünf Büchern gelieferten wichtigen Ergänzungen wird der Leser auf die Symbolae selbst verwiesen.

Das Nilles'sche Kalendarium ist von den griechisch-unirten Bischöfen auf das günstigste aufgenommen und dem Klerus als ein Werk von seltener Bedeutung zum Studium empfohlen worden. Aber ebenso bemerkenswerth ist die andere Thatsache, daß auch griechische nicht-unirte Kreise dasselbe mit einem Wohlwollen empfangen haben, das man als einzig in seiner Art bezeichnen darf.

Bellesheim.

XXV.

Zu den Bewegungen im Islam; über Aegypten insbesondere.

Der Islam ist die erobernde Religion; wer sich nicht willig zum Koran bekennt, der wird durch das Schwert hiezu gezwungen. Von Anfang an strebte der Islam, die weltbeherrschende Religion zu werden; es sollte ein theokratisches Weltreich gegründet werden, in dem alle anderen Religionen vor jener des Propheten ihre Berechtigung verlieren oder ganz verschwinden sollten. Zweimal war der Islam nahe daran, dieses Ideal zu verwirklichen: zuerst im 8. und dann

im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Jedoch die abendländische Christenheit mit Aufgebot aller Kräfte unter Führung von Helden und Staatsmännern wie Karl Martell, Karl V., Don Juan von Oesterreich, Johann Sobiesky trieb ihn hinter die Pyrenäen und über die Donau zurück. Von da an begann die Macht des Islam zu sinken und heute vollzieht sich vor unsern Augen das große weltgeschichtliche Ereigniß, daß wenigstens der politischen Macht des Islam das Grab gegraben wird.

„Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen". Dieses Wort des Welterlösers paßt heute genau auf den Islam. Derselbe hat das Schwert zum wichtigsten Faktor seiner Propaganda sowie seiner tausendjährigen Erhaltung gemacht; durch das Schwert muß er denn auch seines äußeren Herrschaftsbesitzes beraubt werden. Den Machthabern des Islam die Grundsätze christlicher Religionsfreiheit oder gar die Gleichberechtigung der verschiedenen Confessionen zu predigen, ist erfolglos, da diese Begriffe dem innersten Wesen desselben widerstreben. Zwar mögen sich mohammedanische Herrscher den Anschein geben, jene Grundsätze hochzuhalten, aber sie thun es nur aus Furcht vor Uebermacht; sobald sie die Macht hätten, würden sie dieselben praktisch verläugnen. Daher muß die politische Selbständigkeit der mohammedanischen Staaten gebrochen, und wo sie sich erhebt, nieder gehalten werden. Diese Aufgabe zu lösen, ist Sache der christlichen Mächte. Obwohl die Nothwendigkeit dieses Schrittes von ihnen erkannt ist, verhinderte doch das Streben nach Befriedigung ihrer Sonderinteressen nur zu lange die Einigung der Mächte zur Lösung der Aufgabe. Erst im Vertrage von Berlin (Juli 1878), in dem durch das Verdienst Deutschlands unter Leitung seines großen Staatsmannes die Mächte sich einigten, wurden die Resultate der Kämpfe der christlichen Staaten gegen den Islam in unseren Zeiten gleichsam zusammengefaßt und dem osmanischen Staate die beschränkten Bedingungen seiner Existenz vorgeschrieben. Es wurden hiedurch

dem Islam selbst die Bedingungen zu verstehen gegeben, unter denen er als öffentliches Bekenntniß eines Staates noch existiren darf. Man kann seit dem Juli 1878 die Hauptmacht des Islam, repräsentirt durch den Kalifenthron in Stambul, völkerrechtlich und thatsächlich als unter die Vormundschaft der christlichen Großmächte gestellt und ihre politische Selbständigkeit als gebrochen betrachten. Doch ist dieß nur der Anfang vom Ende.

Mit der politischen Aktion ging und geht die sociale und religiöse Einwirkung der christlichen Völker auf den Islam Hand in Hand. Eben die europäischen Reformen, die seit Beginn unseres Jahrhunderts in den mohammedanischen Staaten eingeführt wurden, verwundeten den Islam in seinem Kerne und beschleunigen dessen Niedergang. Abgesehen von den Reformen des Sultan Mahmud († 1839) und seiner Nachfolger Abd-el-Medschid und Abd-el-Aziz, erwähnen wir nur der „Constitution Ottomane", die am 7. Zilhedsche 1293 (23. Dez. 1876) von Midhat Pascha veröffentlicht wurde. Hiernach sollte der Islam Staatsreligion seyn und der Sultan als Kalif die Vorschriften des Scheriet vollziehen, aber zugleich sollten alle seine Unterthanen als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt und die Religionsübungen aller Culten frei seyn. Die beabsichtigten Reformen waren jedoch keineswegs dem Geiste des Islam oder den Ansichten der mohammedanischen Herrscher entflossen, sie waren das Werk der Botschafter Englands und Frankreichs bei der Pforte. Würden die Scheiks des Islam die Macht in den Händen haben, so würden sie sofort zum islamitischen Terrorismus zurückkehren. Eine Parität nichtmohammedanischer Unterthanen kann der Geist des Islam nimmermehr dulden; duldet er sie aber, wie jetzt in der Türkei und Aegypten, so steht er mit sich selbst im Widerspruch und führt nur mehr eine Scheinexistenz. Diese Scheinexistenz des Islam beginnt mit dem Anfang unseres Jahrhunderts; die islamitischen Herrscher sind nur mehr der Schatten ihrer Vorfahren, jener Ka-

lifen, die den wahren Gläubigen als „der Schatten Gottes“ auf Erden galten.

Werfen wir nun einen Blick auf Aegypten, das uns näher angeht. Da lesen wir noch in den Berichten der Reisenden, die Aegypten am Ende des letzten Jahrhunderts besuchten, von der Verfolgung der Christen unter den Mameluken. Und heute, welche Veränderung! Das Vordringen der europäischen Cultur in diesem Lande begann zunächst seit der französischen Expedition, die am 1. Juli 1798 in Alexandrien landete. Wenn auch das Endziel des Unternehmens nicht erreicht wurde, so hatte es doch den Erfolg, den Mohammedanern die Macht des christlichen Europa zu zeigen. Als der eigentliche Begründer der neuen Reformen in Aegypten ist aber Mohammed Ali zu betrachten. Nachdem er im Jahre 1806 von der Pforte als Viceherrscher Aegyptens anerkannt worden, begann er mit aller Energie die Reform des Volkes und Landes: er baute Kanäle, dehnte das Fruchtland aus, erhöhte die Manufaktur, erweiterte den Handel, organisirte Flotte und Armee. So acclimatisirte er die europäische Cultur auf ägyptischem Boden. Seine Nachfolger, denen später von der Pforte der Besitz Aegyptens nach dem Rechte der Erstgeburt bestätigt wurde, Abbas Pascha, Mohammed Said Pascha, Ismail Pascha, und der jetzige Vicekönig Tewfik Pascha führten mit der Hülfe Europas die Reformpolitik weiter. Der europäische Einfluß in Aegypten stieg mit jedem Jahre, und die unfähigen Eingebornen in den öffentlichen Aemtern wurden großentheils durch Europäer ersetzt.

Durch die Reformpolitik sowohl in der Türkei als in Aegypten fand der wahre politische Charakter des Islam seinen Untergang. Dieser Grundcharakter war die Theokratie. Da nun der Kalif und die Vicekönige sich unter dem Einfluß der christlichen Mächte dieses Charakters sich begeben mußten, so wurden von verschiedenen fanatischen Sekten Regenerationsversuche unternommen, um den Islam zu der ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Der wichtigste dieser Versuche ge-

schah gleich am Anfang der Regierung Mohammed Ali's; und die Betrachtung dieses Phänomens wird uns unmittelbar zur Beurtheilung der gegenwärtigen Rebellion im Sudan den Leitfaden an die Hand geben.

Vom europäischen Einfluß überwältigt, zeigten sich die Sultane der Osmanli als Kalifen nur mehr an den Beiram-Festen in der Oeffentlichkeit. Zahlreiche von Alters her heilige Sitten der Araber, z. B. die Enthaltung von berauschenden Getränken u. s. w., waren von den Sultanen außer Acht gelassen. Mohammed Ali, welcher die Errichtung eines großen islamitischen Weltreiches erfolglos angestrebt hatte, öffnete die Thore Aegyptens vollends den so verhaßten christlichen Reformideen. Dazu kam, daß die arabische Nationalität, als die privilegirte Nation Gottes und des Propheten, sich seit Jahrhunderten mit Unwillen aus der Hauptrolle in der Leitung der Geschicke des Islam durch die Seldschuken, Tataren, Türken verdrängt sah. So regte sich denn hauptsächlich in Arabien die Sehnsucht, den Türken das Principat des Islam abzunehmen und den Islam selbst von seinen Entartungen zu reinigen. Mohammed Ebn el Wahab aus Horeimlah im Nedsch gab den Anstoß zur Bewegung. Es entstand eine Sekte, die sich nach ihrem Gründer die der Wahabiten nannte. Rückkehr zur reinen Lehre des Koran, Einführung strenger Sitte, Verbot des Tabakrauchens und der berauschenden Getränke, Verbot des Tragens seidener Kleider und edler Steine u. s. w. waren ihr Programm. Das Städtchen Derajeh im Herzen Arabiens wurde der Mittelpunkt des neuen puritanischen Beduinenreiches. Die vier Nachfolger Wahab's, die Scheiks Ebn-Saud, Abd-el-Aziz, Saud und Abdallah eroberten Mekka und Medina und verjagten die Türken aus Arabien. Hunderttausend Beduinenreiter nebst einer Garde von gepanzerten Mohren und den Delul-Rittern auf schnellen Dromedaren bildeten die militärische Macht der Sekte. Im Jahre 1811 sandte Mohammed Ali seinen Sohn Tussun Pascha gegen sie aus. Bis

1815 wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft. Erst Ibrahim Pascha, ebenfalls Sohn Mohammed Ali's, bezwang nach einem zweijährigen Kriege (1816 bis 1818) die Wahabiten bei Konein und Ras; er besetzte das Land Nedsch und nahm den Chef der Rebellen Abdallah gefangen, der dann in Constantinopel gehängt wurde.

Doch die Familie der Wahabitenscheiks erlosch hiemit nicht. Der Sohn Abdallah's, Turki, schlug seine Residenz in der Stadt Riad auf; in Derajeh blieb die Medresch (Schule) des Scheik Mohammed die Hochschule der wahabitischen Lehre. Je mehr in den letzten Jahrzehnten die Kalifen in Stambul und die Vicekönige und Pascha's in Aegypten sich den Einflüssen der christlichen Großmächte ergaben und den reinen Islam hiedurch praktisch gefährdeten, desto strenger wurde in Riad die wahabitische Observanz. Die Meddejiten oder Zeloten, wahabitische Priester, überwachen durch ein ausgedehntes Spioniersystem die Beobachtung ihrer puritanischen Vorschriften wie die Enthaltung von Tabakrauchen und geistigen Getränken, Verrichtung der fünf täglichen Gebete und Waschungen u. s. w. Wer sich hiegegen verfehlt, wird mit dem Tamarindenknüttel geprügelt und beim Rückfall sogar zu Tode gepeitscht. Tausende in Mittel- und Süd-Asien, in Ost- und Nord-Afrika machen Propaganda für die Sekte und wiegeln die Mohammedaner gegen die europäisirten Herrscher des Islam auf. Je mächtiger der christliche Einfluß an den Sitzen des Islam auftritt, desto höher lodert von Zeit zu Zeit der tödtliche Haß der Wahabiten gegen die Kofar (Christen) und Giaur (Ungläubige, Türken) in diesen Ländern auf. Es vergeht fast kein Jahr, in dem nicht aus irgend einem Theile Arabiens die Nachricht von einer Rebellion eintrifft; die Triebfeder ist stets der Wahabitismus.

Die militärische Macht des Wahabitismus wird indeß auf Arabien und einige Küstengebiete beschränkt bleiben. In unseren Zeiten wird die Herrschaft der fanatischen und puritanischen Beduinen weder den Ländern des Ostens und noch

viel weniger für Europa gefährlich werden. Es ist eines der Zeichen der heutigen Machtlosigkeit des Islam, daß er die Versuche zu seiner Regeneration und Wiederaufrichtung in den Sandwüsten anstellt. Da er seine Macht in Europa und Nordafrika gebrochen sieht und dort gegenüber der europäischen Cultur und der christlichen Uebermacht keinen Erfolg seiner Anstrengungen hoffen kann, so zieht er sich in das Innere der Wüsten zuück. Hat ihm doch die Blitzesschnelle, mit welcher der Aufstand Arabi Pascha's als Führers der ägyptischen National-Partei im Jahre 1882 von England niedergeschlagen wurde, zur Genüge gezeigt, daß jede Aktion in den von Europa beeinflußten Ländern des Islam nur von Einem Tage zum andern dauern kann und schließlich eine immer stärkere Befestigung des europäischen Einflusses am Insurrektionsherde selbst herbeiführt. Wie der Wahabitismus nur im Innern Arabiens als Macht besteht, so suchte auch der neueste Versuch zur Regeneration des Islam unzugängliche Strecken auf, wir meinen die Rebellion des Mahdi oder sogenannten falschen Propheten, die nun schon seit beinahe fünf Jahren im Sudan und in den nubischen Sandwüsten für die islamitische Regeneration kämpft.

Die Rebellion im Sudan datirt bezüglich der Entstehung ihrer Ursachen weit zurück. Im April des Jahres 1820 sandte Mohammed Ali ein Heer irregulärer Truppen, bestehend aus rumeliotischen und anatolischen Veteranen, unter Führung seines Sohnes Ismail Pascha zur Eroberung des Sudan aus. Die Provinzen Dongolah, Schaikieh, Berber, Schendi, Halfaya, Sennar und Fazogl und später Kordofan wurden rasch unterworfen; die ägyptische Grenze wurde bis zum 10° n. Br. am Blauen Fluß ausgedehnt. Mit dem Eindringen der ägyptischen Herrschaft begann aber auch eine systematische Unterdrückung und Aussaugung des Landes. Ismail Pascha setzte an Stelle der abgesetzten Scheik's und Meks den Despotismus einer raub- und beutelustigen Soldateska; dem Lande wurde eine enorme Steuer an Sklaven,

Gold und Pferden auferlegt. Als Ismail selbst vom Mek Nimr in Schendi 800 Sklaven, 400 Kameele und eine Bootsladung Gold forderte, erhoben sich die Eingebornen mit aller Macht; Ismail wurde mit seinem Stabe verrätherischer Weise lebendig verbrannt. Damals ward im Sudan jener Türkenhaß geboren, der heute die Rebellion nährt. Der Nachfolger Ismail's, Desterdar Mohammed Bey, steigerte den Haß der Sudanesen durch seine grausamen Repressalien. Mohammed's Nachfolger Osman Bey übertraf seinen Vorgänger noch an Beutegier. Tausende von Eingebornen entzogen sich durch Auswanderung nach Süden und Westen dieser Tyrannei, die mit mehr oder weniger Schärfe bis in die letzten Zeiten dauerte. Noch mehr als die Steuern selbst mußte die Art und Weise der Eintreibung die Stämme gegen das Regiment der Kairener Behörden erbittern. Die Berichte der Sudanreisenden erzählen von den Ungerechtigkeiten der Effendis, Beys und Paschas Unglaubliches, und wir selbst hatten während unseres Aufenthaltes in Chartum noch im Jahre 1882 Gelegenheit, schwere Anklagen zu hören.

In den Siebziger Jahren kam ein neues Motiv der Aufregung hinzu, das wohl als die Haupttriebfeder der gegenwärtigen Bewegung bezeichnet werden muß. Am 4. August 1877 wurde nämlich die anglo-ägyptische Convention betreffend die Sklavenfrage vom englischen Bevollmächtigten C. Vivian und dem damaligen ägyptischen Minister des Aeußern Scherif Pascha unterzeichnet. Dieselbe bezweckte die sofortige gesetzliche Aufhebung des Sklavenhandels und die Abschaffung der Sklaverei zu bestimmten Terminen. Nun bildete im Sudan der Sklavenhandel von jeher eine Haupteinnahmsquelle für viele Händler. Tausende von Dschellaba's und Baggara's zogen alle Jahre nach den Negerländern, um dort für Baumwollstoffe in den Gehöften der Elfenbeinhändler am Weißen Fluß und am Gazellenfluß die geraubten Sklaven einzutauschen. Nach Abschluß obiger Convention wurde in Chartum ein Sklavenbureau errichtet, später folgten Sklaverei-Inspektoren

in Faschoda, Nuba und Schekka. Der Italiener Romolo Gessi ging im Gebiete des Bahr Gazal im Jahre 1879 mit rücksichtsloser Strenge gegen die Sklavenhändler vor; er hängte sie oder ließ sie erschießen. Diese Unterdrückung eines als erlaubt herkömmlichen Handels, die Erklärung der europäischen „Eindringlinge", daß der Verkauf der Neger, der den Nubiern und Arabern als sogar durch Koransprüche gerechtfertigt galt, ein todeswürdiges Verbrechen sei, erbitterte die Mohammedaner auf's Aeußerste gegen die vicekönigliche Regierung und ihre europäischen Agenten. Schon damals ward von den Sklavenhändlern der Plan gefaßt, den ganzen Sudan von Aegypten loszureißen und als selbständiges Reich unter Ziber's Souveränität zu errichten. Nur die Energie Gessi's, der im Mai 1879 die Macht Ziber's und seines Sohnes Soliman vernichtete, verhinderte damals die Ausführung des Planes. Aber aufgegeben war er nicht; seine Ausführung war nur eine Frage der Zeit.

Der Fakieh Mohammed Ahmed benützte die allgemeine Mißstimmung gegen die Regierung, um sich als der in der islamitischen Tradition verheißene, zur Erneuerung des Islam gesendete Mahdi zu präsentiren. Zuerst bereiste er in den siebziger Jahren viele Dörfer im Osten und Süden Kordofan's und fachte überall den Haß gegen die Türken und Ungläubigen sowie ihre Reformen an. Er besuchte die Berge der Nuba, als Deir, Gadir, Tekele, Cadero, und ließ unter den einfachen Eingebornen die Bewunderung seines Gebetseifers zurück. Vor Allem besuchte er die Scheiks, die gegen die Steuern aufgebracht waren, und die Sklavenhändler: er hörte ihre Klagen an und hetzte sie durch ernste und mysteriöse Aussprüche gegen die Türken und Ungläubigen auf. Von seinen Reisen zurückgekehrt, zog er auf der Insel Aba im Weißen Fluß südlich von Chartum durch die Heiligkeit seines Lebens eine Anzahl Derwische und Fakiehs an.

Nachdem er sich im tiefsten Geheimniß Anhang und Bewunderer gewonnen hatte, trat er öffentlich auf und pre=

digte die Regeneration des Islam. Er erklärte sich als den von Gott gesandten Mahdi, der dem Islam die Weltherrschaft erkämpfen werde. Im Jahre 1881 schrieb er von Aba aus zahlreiche Briefe an die Bewohner der Umgebung, an die Baggara-Araber und die Dschellaba-Sklavenhändler und forderte Alle auf, an seine Sendung zu glauben. Einer dieser Briefe lautete: „Im Namen Gottes des Gnädigen und Barmherzigen, Lob sei dem großmüthigen Herrscher und Segen auf unseren Herrn Mohammed und sein Geschlecht. Und dieses ist gesandt vom Diener seines Herrn, von Mohammed dem Mahdi, Sohn des Seid Abd Allah, an seine geliebten Freunde in Gott und an alle, die ihm folgen und beistehen zur Wiederaufrichtung und zum Siege des Glaubens; und was ich Euch wissen lasse, o Freunde, ist, daß Gott, er sei gelobt und verherrlicht, in seinem einzigen Buche (dem Koran) gesagt hat: ‚O Ihr, die da glaubet, soll ich Euch zeigen einen Handel, der Euch retten wird von großen Qualen, nun so glaubet an Gott und an seinen Abgesandten und führt den Krieg auf dem Wege des Herrn, mit Eurer Habe und Euren Leibern, Euere Folgsamkeit wird Euch Segen bringen, wenn Ihr es nur lernen wolltet!‘ Und wenn ihr dieß verstanden und dieß festhaltet, so wisset, daß Gott mich berufen hat zum Kalifat und daß der Prophet, Herr des Lebens, Gott segne ihn, verkündet hat, daß ich der erwartete Mahdi sei, und daß er mich gesetzt hat auf seinen Stuhl über die Fürsten und Edlen. Und Gott hat mich unterstützt mit seinen Engeln und mit den Propheten und den Erwählten und deßgleichen mit den Gläubigen unter den Dschinns (d. h. Genien und Dämonen, deren ein Theil nach dem Glauben der Araber die Religion des Islam angenommen hat). Und er hat auch gesagt: Gott hat Dir Zeichen Deiner Sendung gesetzt und diese sind die Warzen auf der rechten Wange, und noch ein anderes Zeichen gab er mir und dieses ist: daß aus dem Lichte eine Fahne erscheint, welche mit mir ist in der Stunde des Kampfes und getragen wird vom Engel Azrael, Gott

segne ihn! Und er hat mich auch wissen lassen, daß, wer an meiner Sendung zweifelt, nicht an Gott noch an seinen Propheten glaube, daß, wer mich anfeindet, ein Ungläubiger ist und wer mir den Krieg macht, trostlos und verlassen seyn wird in beiden Wohnstätten (d. h. im Himmel und auf Erden) und daß seine Güter und seine Kinder eine gute Beute sind für den Gläubigen. Wählet was bei Gott ist, mit freudigem Willen und reiner Ergebung, denn es gibt keine Gewalt und keine Kraft als bei Gott dem Erhabenen, dem Großen und Allmächtigen. Der Friede sei mit Euch!"

Die ersten Anhänger des Madhi bildeten sich aus den Sklavenhändlern der Dschellaba und Baggara am Weißen Flusse; ihre Zahl vermehrte sich rasch und das Heer wuchs in wenigen Monaten ungeheuer an. Die Erfolge des Mahdi und seines Nachfolgers vom August 1881 an bis heute, sein Siegeslauf von der Insel Aba nach Kordofan, wobei er durch die Fehler der ägyptischen Regierung unterstützt wurde, die Ausdehnung seines Reiches bis nach Wady=Halfa: das soll den Gegenstand einer anderen Betrachtung bilden. Für heute wollen wir noch kurz jene Seite des mahdistischen Aufstandes beleuchten, die ihn als Versuch zur Regeneration des Islam und Reinigung desselben von christlich=europäischen Einflüssen erscheinen läßt. Der Gesammtcharakter des Aufstandes ist religiös=politisch. Die bezeichneten Motive als Steuerdruck, Abschaffung des Sklavenhandels u. s. w. galten dem Mohammed Ahmed nur als Hebel, mit denen er sich den Erfolg seiner Mission zu sichern suchte.

Vorerst ernannte der Mahdi sofort nach seinem Auftreten in Nachahmung des Mohammed vier Kalifen und zwar, als ersten Abdullahi, früher Sklavenhändler aus dem Stamme der Baggara und jetzt Nachfolger des Mahdi, sodann seinen Enkel Ali Karâr, und Ali ebenfalls aus den Baggara=Arabern am Weißen Fluß, schließlich Uad Senussi, den Chef der bekannten islamitischen Verbrüderung in Tripolis, der jedoch die Ernennung nie annahm.

In den religiösen Anordnungen des Mahdi finden wir die Strenge der Anfänge des Islam wieder. Die religiösen Uebungen wurden nach den Bestimmungen des Koran und der Tradition geordnet. Die fünf täglichen Gebetszeiten mußten von Allen genau eingehalten werden, und wer wegblieb, wurde mit Peitschenhieben bestraft. In den Bestimmungen über das äußere Verhalten finden sich die Strenge und der Puritanismus der Wahabiten wieder, die den Islam von allen schiitischen und sunnitischen Entartungen reinigen wollten; ja manche Bestimmungen scheinen geradezu jener Sekte entnommen zu seyn. Wie die Wahabiten, verbot der Mahdi seinen Unterthanen den Genuß geistiger Getränke, erklärte das Tabakrauchen als verwerflich, verbot das Tragen seidener und kostbarer Kleider, daher die gewöhnliche Kleidung der Mahdisten aus rauhen Stoffen (damur) besteht. Wer sich dagegen verfehlt, wird gleichfalls mit Peitschenhieben gezüchtigt. Um dem Hasse gegen die Aegypter und Türken Ausdruck zu geben, wurden im ganzen mahdistischen Reiche das Tragen des Tarbusch oder Fez (die übliche Kopfbedeckung in der Türkei und Aegypten) verboten und an dessen Stelle die Tagieh und der Turban als Kennzeichen der Gläubigen angeordnet. Alles was christlichen oder türkischen Ursprung verräth, gilt als verwerflich und verabscheuungswürdig. Anfangs hatte Mohammed Ahmed sogar den Gebrauch der europäischen Waffen als Flinten und Kanonen seinen Gläubigen verboten. Dem Abgesandten des Rauf Pascha antwortete er auf der Insel Aba im August 1881, daß, wenn die Soldaten der Ungläubigen auf ihn (Mahdi) und seine Anhänger schießen würden, die Kugeln diesen kein Leid thun würden, und würden sie mit Dampfschiffen kommen, so würden die Fahrzeuge mit ihren Kanonen versinken. Die Leichtgläubigkeit der Araber und Eingebornen stand nicht an, dem Großsprecher zu glauben, und das was er durch die Fehler der Regierung errang, seiner Wunderkraft zuzuschreiben. Wir hatten in Nubien oft Gelegenheit, von den Eingebornen über

die Wunder des Mahdi sprechen zu hören. Indeß zog der Mahdi sein Verbot über den Gebrauch der Schußwaffen bald zurück, umsomehr als er Tausende von Remington-Gewehren von der unglücklichen Armee des Hicks Pascha erbeutet hatte.

Gegen Vergehen und Verbrechen führte er die im Koran bestimmten Strafen ein. Wer beim Diebstahl ertappt wird, dem wird die Hand abgeschnitten, und zwar am Gelenke, indem zuerst die Haut aufgestülpt und dann Nerv für Nerv abgetrennt wird. Wird Jemand zu wiederholtem Male ertappt, so wird ihm ein Fuß abgeschnitten. Die der Hand Beraubten werden, mit der abgeschnittenen Hand am Halse hängend, über den Markt geführt. Nach dem Zeugnisse unseres Mitbruders Hrn. Bonomi, der drei Jahre als Gefangener des Mahdi in Kordofan weilte, und dem wir auch obige Daten verdanken, wurden an einem Tage in El-Obeid fünfzehn Individuen mit Abschneiden der Hände bestraft. Ein Weib, das bei der Fornikation ertappt wird, wird lebendig begraben.

Wir müssen jedoch hier beifügen, daß von den Scheiks und Großen der Stämme die obigen Bestimmungen keineswegs beobachtet werden: sie trinken geistige Getränke, rauchen Tabak, stehlen, und thun insgeheim was ihnen beliebt. Unter dem Volke ist dieß kein Geheimniß mehr und zur Zeit glaubt der größte Theil desselben wohl nicht mehr an die Sendung des todten Mahdi. Das gemeine Volk gehorcht nur aus Furcht den Emiren und Scheiks, die schnöden Erwerbes und reicher Beute wegen die Rebellion aufrecht erhalten, welche von Mohammed Ahmed in religiösem Wahne begonnen worden ist.

Der Mahdi hatte schon nach der Einnahme El-Obeids, der Hauptstadt Kordofans, seinen Plan zur Welteroberung und Ausbreitung des unverfälschten Islam gefaßt. Von Chartum aus sollten Nubien und das Nilthal mit Kairo erobert werden; dann gedachte er sich nach Mekka und Medina zu begeben und dort die Fahne der reinen Prophetenlehre aufzupflanzen. Weiterhin sollte Jerusalem von den Ungläubigen gesäubert und schließlich der Thron des entarteten Kalifen

in Constantinopel gestürzt werden. Von Stambul aus sollte die Eroberung und Unterwerfung von ganz Europa unter den reinen Islam erzielt werden. Wiederholt hatte der Mahdi dem Preußen Gustav Klotz, dem einzigen Europäer, der dem tragischen Schicksale der Armee des Hicks Pascha entrann, in El-Obeid versprochen, ihn nach der Eroberung seiner Heimat zum Emir dortselbst zu ernennen.

Der Mahdi liegt nun in Omdurman bei Chartum begraben. Die Baggara-Horden unter ihrem jetzigen Kalifen Abdullah werden ebensowenig im Stande seyn, mit dem Fanatismus, den sie am Grabe des falschen Propheten schöpfen, jene Hirngespinnste zu realisiren. Immerhin aber mag der Islam des Mahdi eine Propaganda im Sudan mit Erfolg betreiben und auch unter den armen Negern Inner-Afrikas wie unter den Schiluk, Dinka, Nuba u. s. w. seinen Einfluß ausdehnen. Wegen der gegenwärtigen Abgeschlossenheit jener Gebiete können wir die Tragweite dieser möglichen, ja wahrscheinlichen Propaganda jetzt noch nicht bemessen. Gewiß jedoch ist dieselbe höchst verderblich für die Schwarzen, die nun wie seit Jahrhunderten wieder der Haupthandelsartikel im Sudan geworden sind. Doch es ist Sache der europäischen Macht, die gegenwärtig den Einfluß des christlichen Europa auf den Islam in Aegypten repräsentirt, diesem Einflusse auch die Wege nach dem Sudan wieder zu eröffnen. Aufgabe Europa's aber ist es, jene Macht im Interesse der Cultur und des Christenthums bei Lösung dieser Aufgabe zu unterstützen, anstatt sie durch Eifersüchteleien daran zu hindern. Für die Rebellen im Sudan Partei ergreifen und eine christliche Macht aus Neid oder Selbstsucht hindern, in einem islamitischen Lande wie Aegypten geordnete Zustände zu schaffen — wozu gewisse Leute nicht wenig Lust zu haben scheinen — heißt, die Wichtigkeit der gegenwärtigen Bewegung in Aegypten und im Islam nicht verstehen, und ist unter der Würde eines christlichen Volkes. Doch hoffen wir, daß dergleichen Erscheinungen ein Ding der Vergangenheit seien, und daß von nun mit ver-

einten Kräften an der Lösung der großen Fragen in Aegypten und im Sudan gearbeitet werde. Der Erfolg ist von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung.

Kairo im Juli 1886. Franz Xaver Geyer, apost. Missionär.

XXVI.

Schegg's Commentar-Reihenfolge zur Bibelkunde.[1])

Vor Jahresfrist ward der geistliche Rath Schegg zur Grabesruhe gebettet; seine Thätigkeit für die katholische Bibelwissenschaft gehört der Geschichte an, und möchte es daher wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn in diesen Blättern die Bedeutung Schegg's für die katholische Exegese mit einigen Worten pietätsvoller Erinnerung hervorgekehrt wird.

Die Werke des Seligen, fast sämmtlich exegetischen Inhalts, würden eine ganz stattliche Bibliothek ausmachen. Mit seiner Neigung, das lebendige Lehrwort durch das geschriebene zu bekräftigen, wohl auch zu ergänzen, hielt seine in reichem Maße hiefür vorhandene Fähigkeit gleichen Schritt. Bevor er noch den Katheder bestiegen, schon als Katechet des englischen Instituts zu Berg am Laim bei München, machte er sich an eine Auslegung der Psalmen, wobei ihm vor allem das erbauliche Moment vorschwebte. Unter Zugrundlegung der Vul-

1) Zum Anniversarium des geistlichen Rathes Dr. Peter Schegg. († 9. Juli 1885).

gata, ohne jedoch Masorah und Septuaginta außer Acht zu lassen, zielte sein Bestreben darauf ab, hauptsächlich den ethischen Gewinnst dem gebildeten Leser ungeschmälert zu vermitteln. In dieser Absicht verschmähte er es nicht auch aus dem reichen Schatze poetischer Reflexionen über die Psalmen das Ansprechendste auszuwählen und in die Erklärung einzuweben. Wie sehr er damit einem wirklichen Bedürfnisse genügte, beweist das verhältnißmäßig rasch hervorgetretene Verlangen nach einer zweiten Auflage. Wenn er dabei „alles Frühere über Bord werfend" einundvierzig Psalmen gänzlich umarbeitete, so hätte ihm das nicht als eine Schwachheit verdacht werden sollen. Es bekundete sich darin vielmehr eine oft an Skrupulosität streifende Bescheidenheit und das energische Bestreben, das Bessere an Stelle des Guten zu setzen. Gerade weil seine Psalmenerklärung nicht so fast für den theologischen als für den gebildeten Leserkreis überhaupt berechnet erscheint, bleibt derselben noch ihr eigenthümlicher Werth, auch nachdem Thalhofer in seinem ansprechenden Commentar namentlich das liturgische, Wolter in seinem herrlichen „Psallite sapienter" das monastische Element vorwiegend zur Geltung brachte.

Fast gleichzeitig mit Inangriffnahme der Psalmen erfolgte die Bearbeitung des Isaias, ein bleibendes Denkmal seines ausgeprägten historischen Sinnes. Die geschichtliche Unterlage der einzelnen Weissagungen festzu stellen, erschien ihm um so wichtiger, als damit deren Echtheit und Ursprünglichkeit von selbst erwiesen war. Zu bedauern ist, daß der Verfasser (laut Vorwort) glaubte, von der über den Propheten angehäuften Literatur ungestraft absehen zu dürfen. Die Folge war, daß viele Schwierigkeiten gar keine Erörterung fanden. Es fehlt auch nicht an sprachlichen Unrichtigkeiten oder mindestens Ungenauigkeiten. Dagegen verräth sich die Selbständigkeit seines Urtheiles namentlich in der Auffassung des sogenannten Deuterojesaias, bei ihm der zweite Theil dieses Propheten. Er erblickt in dem Inhalte der letzten 27 Kapitel (II, 32 ff.) überhaupt keine Reden, vielmehr Sendschreiben, welche ein Schüler des Isaias, zur Zeit der Gefangenschaft des Manasse, allerdings nach Vorträgen seines verehrungswürdigen Meisters, zum Troste in jener so trostbebedürftigen Zeit verfaßt habe. Den Namen des Isaias könnten

diese drei Abschnitte nur in demselben Sinne führen, wie das zweite Evangelium von den Vätern als κήρυγμα Πέτρου aufgeführt werde. Zwar hat die Hypothese keine weiteren Adepten gefunden; dennoch wird man ihr das Zeugniß nicht versagen, daß sie manche sprachliche Ungleichheiten zwischen dem früheren Weissagecyklus und dem späteren auf die einfachste Art löste. Immerhin bleibt der Commentar zu Isaias unter den Arbeiten Schegg's die verhältnißmäßig am wenigsten vollendete; sie war eine zu flüchtige Jugendleistung des Verfassers, welche auch von Seiten seines gelehrten Freundes Dr. Haneberg nur sehr eingeschränkten Beifall erlangte. „Man kann's genauer nehmen": pflegte er mit Bezug auf diesen Isaias-Commentar öfters zu äußern.

Schon ein paar Jahre darnach veröffentlichte Schegg eine Geschichte der letzten Propheten in zwei Bänden. Im Vorwort rechtfertigte er diese „für manche Leser nicht ganz geläufige Benennung," weil sie den Umfang seiner Arbeit scharf und genau bezeichne, „wonach er sich auf jene Seher Israels zu beschränken hatte, deren Weissagungen man noch gegenwärtig besitzt und welche die eigentliche Summe des alttestamentlichen Prophetenthums ausmachen." Es bleibt gewiß zu bedauern, daß er sich dabei zu sehr an die Einleitung der hl. Bücher bei den Juden hielt, weil nun zwei große Propheten, Baruch und Daniel, nicht ferner in Betracht kamen. Indeß wäre es ungerecht, über dem Bessern das Gute zu verkennen, und so mag ihm ungekürzter Dank gesichert bleiben dafür, daß er wenigstens zu der weitaus größeren Zahl der Propheten eine durchaus selbständige, klare und zudem bündige Einleitung geschrieben, welcher der Unermüdliche schon ein Jahr darauf, nämlich 1854, eine Erklärung der kleinen Propheten, ebenfalls in zwei Theilen, folgen ließ.

Sie war in der That die versprochene Ergänzung zur Geschichte der „letzten Propheten", nur daß, wie dieß der Titel schon ausdrückt, jetzt die sämmtlichen „großen Propheten", von dem früher erklärten Isaias abgesehen, leer ausgingen. Dafür aber bekundet das Gebotene einen entschiedenen Fortschritt in der Methode: sorgfältigere Literaturbenützung, häufigeres Zurückgreifen auf die ältesten Uebersetzungen. Die inzwischen gewonnene Vertrautheit mit Peschittho und Mischnah schärfte sein kritisches Auge, so daß zu der auch früher schon hervorgetretenen Anmuth

der Darstellung nun auch noch jene Genauigkeit in der Textes-kritik hinzukam, welche den besonderen Vorzug der textkritischen Anhänge in seinen herrlichen Evangelien-Commentaren ausmacht. Denn diese vor Allem werden seinen Namen niemals der Vergessenheit anheimfallen lassen.

Mit welch sichtlicher Vorliebe er die Durchforschung der heiligen Evangelien in die Hand nahm, blickt deutlich genug aus dem ersten Satze seines Vorwortes zum Matthäus-Commentare hervor. „So oft der vorgezeichnete Cyklus meiner Vorlesungen vom Alten Testamente zum Neuen überleitet, ergeht es mir, wie einem Pflanzensammler, der zur großen Freude seiner jüngeren Begleiter das hohe Gebirge verläßt, und in ein freundliches, sonniges Thal herabsteigt". Wohl mag er die Pracht der alttestamentlichen Bücher gerne den gewaltigen Alpen vergleichen, an deren Felsenwänden unvergleichliche Blumen wachsen; aber sie zu finden, zu pflücken und zu sammeln fordert ausdauernde Anstrengung. Dagegen war die Erklärung eines Evangeliums oder einer anderen neutestamentlichen Schrift ihm wohlthuend und fiel sie auch seinen Schülern nicht lästig.

Im medio annorum, aufgemuntert von seinem großen Freunde Abt Haneberg, kurz zuvor mit dem Doktordiplome honoris causa Seitens der Universität München geschmückt, schritt er 1856 zunächst zur Herausgabe des Matthäus[1]) in drei Bänden. Mit guten Gründen hielt er sich dabei an Reithmayer's allgemein anerkannte Ausgabe des Neuen Testaments. Bei der Auslegung selbst ist es namentlich der nexus psychologicus, welcher ihm über die ernstesten Schwierigkeiten hinweghilft; man vergleiche z. B. die Erklärung von 1, 18. Nicht immer ganz objektiv stand er der Arbeit von (Loch und) Reischl gegenüber, bei ihm unter der Bezeichnung „das neueste Bibelwerk" citirt. Man vergleiche z. B. die Anmerkung 2 S. 69, wo Reischl's Symbolisirung des Gottes in der Huldigung der Weisen mit einem bezeichnenden sic begleitet wird, während Schegg späterhin im „Leben Jesu" I, 60 sich doch die nämliche Deutung aneignet. Uebrigens sind das gewiß

1) 1857 folgte der zweite, 1858 der dritte Band.

Mängel von untergeordneter Bedeutung. Im Grunde wird jeder aufmerksame Leser dankbar einräumen, daß der Reichthum der Gedanken, die Fülle des Inhalts, wodurch Schegg's Exegese in seltenem Grade sich auszeichnet, für die praktischen Zwecke der Katechese und Homiletik eine nahezu unerschöpfliche Fundgrube bildet.

Nur wenige Jahre genügten ihm, auch die Erklärung des Lukas, gleichfalls auf drei Bände berechnet, für den Druck fertig zu stellen. Bereits 1861 erschien das Werk, 1865 war es vollendet, welches die Eigenart der antiochenischen Katechese im Unterschiede von der jerusalemischen des Matthäus, oder auch die paulinische gegenüber der streng petrinischen eines Markus ins Licht setzt. Es sind namentlich klassische sowohl als auch talmudische Studien, welche die Realkenntnisse des Erklärers bereicherten und in eben dem Grade vertieften, wie sie den Werth seiner Aufstellungen erhöhten.

Bald darnach konnte er seinen Lieblingsplan, in das Land der Bibel selbst zu pilgern, in Ausführung bringen. Noch 1865 hatte er die Wallfahrt unternommen, als deren Ergebniß das „Gedenkbuch" der Pilgerreise in zwei Theilen erschien (1867), das wie kaum eine zweite Schrift des Verfassers seinen Namen volksthümlich zu machen geeignet war. Hatte ihn auch bei seiner Abreise nach Palästina entfernt nicht die Absicht geleitet, gelehrte Forschungen zu machen und deren Ergebnisse zu veröffentlichen, so war er doch nicht umsonst über 100 Tage im Orient verweilt. Zahllos ist ja die Literatur über Palästina; selten wohl zieht ein Jahr vorüber, ohne daß nicht wenigstens Einer, zum öftern jedoch mehrere Palästinapilger das Bedürfniß empfänden, ihre gesammelten Eindrücke in Buchform wiederzugeben. Aber nur selten werden sich Eleganz des Stiles, dichterische Anlage (man beachte die eingeflochtenen sinnigen Sonette!) und vor Allem biblisch-archäologische und topographische Kenntnisse bei Schriftstellern genannter Kategorie in so reichem Maße vereinigt finden wie bei Schegg, der bald gründlich belehrend, bald heiter scherzend immer den Leser in Spannung erhält, wobei obendrein das Gedenkbuch selbst für den Fachmann seinen Werth behauptet.

Wiewohl sich der so überaus emsige Gelehrte durch seine

bisherigen Arbeiten bereits einen geachteten Namen selbst bei denen verschaffte „qui foris sunt“, so daß auch jene außerkirchlichen Kreise, welche die katholische Exegese in der Regel ignoriren, doch in Bezug auf ihn eine Ausnahme machten: in katholischen Kreisen fand er nicht durchaus die verdiente Anerkennung. Zwar hatte die theologische Facultät der Hochschule Würzburg ihn auf die mittlerweile errichtete Lehrkanzel der neutestamentlichen Exegese berufen; dennoch sah er sich bemüßigt, in der Vorrede zu dem 1870 in zwei Bänden ausgegebenen Markus-Evangelium einer gewissen Bitterkeit Ausdruck zu leihen darüber, daß das theologisch gebildete Publikum seine Aufmerksamkeit anderen und, „wie es dafürhält“, wichtigeren (!) Dingen als den Evangelien zuwendet. Es ist nun allerdings richtig, daß die Verbindung der zwei Worte: „trockener Commentar“ gewissermaßen sprichwörtlich geworden ist; und es mag ja Niemanden verdacht werden, wenn er trockene Commentare beiseite läßt. Aber auf Schegg's Commentare trifft jene Bezeichnung sicherlich nicht zu. Auch in seinem Markus-Commentar treten die alten Vorzüge von neuem ans Licht. Man beachte nur die gründliche Abfertigung des hypothetischen Doppelmarkus; die glücklichen Analogien, welche er zwischen alt- und neutestamentlichen Partien herausfühlt, so zwischen Jeremias-Sedekias und Johannes-Herodes Antipas (I, 179); die zahlreichen dogmatischen, ethischen und homiletischen Einlagen, durch welche Schegg seine Auslegung ebenso genuß- als nutzreich zu gestalten weiß.

In sechszehnjährigen angestrengten Studien hatte er nicht allein die drei Synoptiker durchgearbeitet, sondern auch den Johannes bereits in Angriff genommen, so daß er wohl vorbereitet war, den, wie er in seiner Bescheidenheit sich äußert, „Versuch“ zu wagen, ein Leben Jesu selbst zu schreiben. Und so vollkommen glückte ihm dieser „Versuch“, daß urtheilsfähige Freunde meinten, sein in zwei Bänden 1874 und 1875 erschienenes „Leben Jesu“ wäre eines Kirchenvaters nicht unwürdig gewesen; jedenfalls ist das Leben Jesu unter seinen zahlreichen Leistungen die glanzvollste. Er erreichte damit in der That, was er nach Pascal's Muster angestrebt, durch höchste Einfachheit und Verständlichkeit das Vollendetste zu schaffen. Kurz

zuvor war er als Nachfolger des 1872 gestorbenen unvergeßlichen Reithmayer nach München berufen worden; und besser als durch das Leben Jesu hätte er den ehrenvollen Ruf wahrlich nicht rechtfertigen können.

Nur zu bald bot sich ihm ein überaus schmerzlicher Anlaß, ein das Grab überragendes Denkmal treuer Freundesliebe zu errichten, nicht ohne zugleich die Evangelien-Exegese durch ein neues Juwel zu bereichern. Am 31. Mai 1876 schied Dr. v. Haneberg als Bischof von Speier im Rufe der Heiligkeit von hinnen. Ihm weihte der tief Bewegte nicht allein herzliche „Erinnerungen"; aus dem literarischen Nachlasse gab er auch, vielfach ergänzend, das Evangelium nach Johannes heraus, den ersten Band (S. 1 bis 642) 1878, den zweiten Band (S. 1 bis 710) 1880. Man wird schon in Anbetracht des bezeichneten Umfanges gerne der Versicherung des Herausgebers glauben, daß Evangelium (und Lebensskizze) ihm „viele, sehr viele Mühe, auch Sorgen" verursachten. Desto mehr verdienten sie, „als Vermächtniß des Unvergeßlichen" Ihrer kgl. Majestät Marie, Königin-Mutter von Bayern, dedicirt zu werden.

Eine mehr als 25jährige Arbeit, über die vier Evangelien, war damit zum Abschlusse gekommen. Allein noch nicht war damit auch das Arbeiten Schegg's abgeschlossen. Eine Studie des seligen P. Florian Rieß, S. J., über das Geburtsjahr Jesu Christi, als deren Resultat die Rechtfertigung unserer noch üblichen aera Dionysii sich ergeben sollte, veranlaßte ihn zu einer Streitschrift (1882), worin mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan ward [1]), daß unsere Zeitrechnung vielmehr um vier Jahre zurückstehe. Als letzte größere Arbeiten erschienen eine Untersuchung über Jakobus „den Bruder des Herrn", welcher mit keinem der beiden Apostel dieses Namens zusammenfalle, sowie eine Erklärung des Jakobus-Briefes (1883). Schon 1881 hatte ihn das Vertrauen seiner Collegen mit der höchsten akademischen Würde, der des Rector magnificus, bekleidet; die

1) Vgl. meine Recension in der „Literar. Rundschau", 1882 Nr. 17 Spalte 528 ff.

übliche Antrittsrede gab ihm Anlaß zu einem sehr gehaltvollen Vortrage „über den Menschen und die Natur". Außerdem verfaßte er viele Artikel für das Kirchenlexikon, nicht minder Recensionen für das eingegangene Bonner Literaturblatt und die Literarische Rundschau. Das Letzte, was aus seiner Feder geflossen, war eine Besprechung des Commentars zu Joël von seinem Würzburger Amtsgefährten Dr. Scholz.

Nun ist die Feder seiner Hand entsunken; dauernd jedoch währt sein Andenken. Da er mit den empfangenen fünf Talenten so redlich sich abgemüht, daß er wohl fünf neue Talente hinzugewann, wird er auch das euge serve bone aus dem Munde seines barmherzigen Richters längst schon vernommen haben.

Regensburg. Prof. Dr. Schenz.

XXVII.

Katholische Siege auf dem Gebiete der historischen Forschung.

Wir sind auf dem Wege, auch hierin einen Beitrag zu dem mächtigen Stück der Zeitgeschichte zu erleben, welches in dem ungeahnten Aufschwung der katholischen Sache besteht. Wer die vergangenen zwanzig Jahre, seit dem ersten Aufruf zum „Gustav-Adolfs-Ritt in deutsches Land" eines ernsten Rückblicks würdigen will, der wird sich sagen müssen, daß die katholische Kirche überhaupt, insbesondere aber in Deutschland, eine Zeit der schwersten Prüfungen glorreich überstanden hat. Man hat es sehr böse mit ihr vermeint, und Alles,

was menschliche Macht heißt, der ganze Hochdruck der überraschendsten Erfolge stand ihren bitteren Feinden unbedingt zu Gebote. Es gehörte ein Gottvertrauen, wie es nur der Kindschaft der allgemeinen sichtbaren Kirche vergönnt ist, dazu, um nicht zu verzagen; und wir dürfen es jetzt wohl gestehen: gar Mancher stand am Rande des Verzagens, dem man es äußerlich nicht ansah.

Nun hat sich das Geschick gewendet; die Angreifer von gestern fühlen sich in die Defensive gedrängt. Die Tapfersten unter ihnen sehen sich zu donnernden Aufrufen veranlaßt, der entmuthigenden Friedenssehnsucht nicht allzusehr nachzuhängen. Es will ihnen sogar scheinen, als ob mancher stramme Culturkämpfer von ehedem jetzt so aussehe, als „wedle er vor dem Papst!" Zur Zeit des Heidelberger Universitäts-Jubiläums glaubte das Organ der landeskirchlichen Pastoren Preußens, der „Reichsbote", selbst jenes rheinische Blatt, das sich um den Culturkampf in erster Reihe verdient gemacht hat, ernstlich erinnern zu müssen, es möge doch nicht ganz und gar auf den „protestantischen Stolz" vergessen. „In der Kölnischen Zeitung, der angeblichen Hüterin des ‚freien Protestantismus', weht überhaupt ein wahrer Sirocco von Zärtlichkeit für Rom": so war da zu lesen.

Man thut allerdings gut, auf derlei Witterungen sich nicht allzusehr zu verlassen; denn sie sind außerordentlich umschlägig. Hat ja doch der bekannte Verein, welcher eben denselben „freien Protestantismus" vertritt, kurz vorher, aus Anlaß der neuesten kirchenpolitischen Wendung in Preußen, einen geharnischten Appell an das „protestantische Bewußtseyn zur gemeinsamen Abwehr gegen ultramontane Bestrebungen" ergehen lassen. Aber gerade dieses Auftreten hat wieder eine erfreuliche Folge gehabt. Ein protestantisches und hochliberales Blatt in Schlesien [1]) hat daran die Frage geknüpft,

---

1) Die „Breslauer Zeitung", deren Artikel die Berliner „Germania" vom 4. August d. Js abgedruckt hat.

was denn, genauer gesagt, mit diesen „ultramontanen Bestrebungen“ gemeint sei? Und die Begründung der Frage fällt deßhalb in's Gewicht, weil sie eine Anerkennung in sich schließt, die unabhängig ist von politischen Wendungen und augenblicklicher Nothlage irgendeines Kabinets: es ist die Anerkennung, daß es eine hochachtbare katholische Wissenschaft, eine Wissenschaft, nicht nur von katholisch Getauften, sondern von überzeugungstreuen Katholiken, sogenannten Ultramontanen getragen, allerdings gebe und daß diese Wissenschaft ihre vollkommen berechtigte Existenz habe.

Das genannte Blatt sieht diese Erscheinung für etwas ganz Neues an: „In der katholischen Welt herrscht in diesem Augenblicke ein so reges geistiges Leben, wie es nie zuvor der Fall gewesen ist. Ein paar Jahrhunderte lang hat der Katholicismus in Deutschland nicht daran gedacht, sich als eine dem Protestantismus auf dem Gebiet der Wissenschaft und Forschung überlegene Macht gegenüber zu stellen. Jetzt denkt er ernstlich daran, und diese Erscheinung erregt in protestantischen Kreisen Besorgnisse.“ Eben diese Besorgnisse lassen nun das Blatt befürchten, daß dem Aufgebot gegen die „ultramontanen“ Bestrebungen ein lüsternes Schielen nach Waffen und Bundesgenossen zu Grunde liege, welche im Geisteskampfe unerlaubt sind und verpönt bleiben müssen. Darum erklärt das Blatt sich mit aller Entschiedenheit gegen jede Benachtheiligung eines geistigen Strebens, auch des katholischen: „Wir halten es für ein dringendes Gebot nicht allein der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit, daß einem katholischen Forscher der Weg zu allen Stellen offen gehalten wird, zu denen ihn seine Kenntnisse und seine Leistungen befähigen, und daß auf seine ‚Tendenzen‘ dabei keine Rücksicht genommen wird. Die Aufgabe der Wissenschaft geht dahin, die Wahrheit nach Möglichkeit zu ermitteln, und nicht darauf kommt es an, daß die Protestanten den Katholiken gegenüber in allen Stücken Recht behalten.“

Mit der schärfsten Betonung wiederholt das Blatt den

Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß auch die streng katholische Anschauung eines Forschers keineswegs von vornherein unverträglich sei mit dem Wesen der Wissenschaft: „Ueberall tönt uns wie ein Grundaccord die Behauptung entgegen, daß man ächter Wissenschaft auch bei den Katholiken, oder vielmehr gar nur bei den Katholiken begegnet, und daß die Reformation ein Schritt vom Wege war, der, weit entfernt, unser wissenschaftliches, geistiges und politisches Leben zu fördern, uns lediglich zurückgeworfen habe.“

Selbstverständlich sind es neueste Leistungen der katholischen Literatur, von welchen das schlesische Organ den Anlaß zu solchen Auslassungen genommen hat, und welche? Vor Allem Janssen's „deutsche Geschichte“: das Werk sei ein Ereigniß, das auch die Augen protestantischer Gelehrten auf sich gezogen habe; sodann die kürzlich erschienene „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance“ von Ludwig Pastor, Professor in Innsbruck, der in direkte Concurrenz mit Ranke eingetreten sei. Ferner wird noch auf das „Leben Goethe's“ des P. Alexander Baumgartner verwiesen, der sich ganz offen als Mitglied des Jesuitenordens bezeichne. Endlich werden auch noch die „Stimmen von Maria Laach“ selbst, namentlich in Bezug auf die naturwissenschaftlichen Studien namhaft gemacht — das Alles zum Beweis des regen geistigen Lebens in der katholischen Welt von heute.

Indeß wird es auf unserer Seite Niemand einfallen, die angeführten Leistungen als ausschließlich katholisches Verdienst in Anspruch zu nehmen. Sie alle stehen auf den Schultern ihrer Vorgänger im Forschungsgebiet, die größtentheils dem andern Bekenntniß angehören. Dieß gilt insbesondere von den Historikern. Weder Prälat Janssen noch Professor Pastor hätten ihre Werke zu Stande bringen können, ohne die Vorarbeiten und das neue Materiale, welches seit einem Menschenalter massenhaft herbeigeschafft worden ist, und zwar in den meisten Fällen keineswegs in der Absicht, um seinerzeit zum Aufbau katholischer Geschichtswerke zu

was denn, genauer gesagt, mit diesen „ultramontanen Bestrebungen" gemeint sei? Und die Begründung der Frage fällt deßhalb in's Gewicht, weil sie eine Anerkennung in sich schließt, die unabhängig ist von politischen Wendungen und augenblicklicher Nothlage irgendeines Kabinets: es ist die Anerkennung, daß es eine hochachtbare katholische Wissenschaft, eine Wissenschaft, nicht nur von katholisch Getauften, sondern von überzeugungstreuen Katholiken, sogenannten Ultramontanen getragen, allerdings gebe und daß diese Wissenschaft ihre vollkommen berechtigte Existenz habe.

Das genannte Blatt sieht diese Erscheinung für etwas ganz Neues an: „In der katholischen Welt herrscht in diesem Augenblicke ein so reges geistiges Leben, wie es nie zuvor der Fall gewesen ist. Ein paar Jahrhunderte lang hat der Katholicismus in Deutschland nicht daran gedacht, sich als eine dem Protestantismus auf dem Gebiet der Wissenschaft und Forschung überlegene Macht gegenüber zu stellen. Jetzt denkt er ernstlich daran, und diese Erscheinung erregt in protestantischen Kreisen Besorgnisse." Eben diese Besorgnisse lassen nun das Blatt befürchten, daß dem Aufgebot gegen die „ultramontanen" Bestrebungen ein lüsternes Schielen nach Waffen und Bundesgenossen zu Grunde liege, welche im Geisteskampfe unerlaubt sind und verpönt bleiben müssen. Darum erklärt das Blatt sich mit aller Entschiedenheit gegen jede Benachtheiligung eines geistigen Strebens, auch des katholischen: „Wir halten es für ein dringendes Gebot nicht allein der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit, daß einem katholischen Forscher der Weg zu allen Stellen offen gehalten wird, zu denen ihn seine Kenntnisse und seine Leistungen befähigen, und daß auf seine ‚Tendenzen' dabei keine Rücksicht genommen wird. Die Aufgabe der Wissenschaft geht dahin, die Wahrheit nach Möglichkeit zu ermitteln, und nicht darauf kommt es an, daß die Protestanten den Katholiken gegenüber in allen Stücken Recht behalten."

Mit der schärfsten Betonung wiederholt das Blatt den

Mit diesem Eindrucke dürfte auch Mancher, der nicht auf unserm Standpunkt steht, das gelesene Buch des Herrn Pastor aus der Hand gelegt haben. Das Buch zeugt aber auch von der gewaltigen Kraft, die dazu gehört, ein so ungeheures Material zu bewältigen. Unmittelbar auf das Inhaltsverzeichniß folgt die Aufzählung der Archive und Handschriftensammlungen, welche der Verfasser benützt hat, und sodann das alphabetische Verzeichniß der von ihm wiederholt citirten Bücher und Schriften, deren im Ganzen nahezu tausend seyn dürften, eine nicht geringe Zahl derselben erst seit einem Menschenalter erschienen. Allen anderen Quellen voran stehen die päpstlichen Archive, von welchen der Verfasser sagt, daß sie kaum jemals zu erschöpfen seyn dürften, dann die verschiedenen römischen Bibliotheken und Privatarchive. Aber auch eine lange Reihe anderer Archive und Bibliotheken in Italien, Frankreich und Deutschland hat Herr Pastor durchforscht. Im Anhange sind 86 Aktenstücke abgedruckt, und man darf annehmen, daß auf jede Seite des Buches mindestens Eine Verweisung auf Handschriften trifft.

So wird die Papstgeschichte der 150 Jahre, welche das Buch umfaßt, gleichsam anatomisch beleuchtet, jedes Aederchen, jeder Nerv, jede Sehne ist bloßgelegt. Daß es kunstreiche Mosaikarbeit sei, wäre zu wenig gesagt, denn es ist überall Leben und Bewegung. Mitunter meint man ein Tagebuch der Inhaber des heiligen Stuhles vor sich zu haben, sowie ihrer Legaten und vertrauten Räthe. Aber auch andere Zeitgenossen, mit welchen sie in Berührung kamen, erscheinen in ausdrucksvollen Bildern, nicht nur die hervorragenden kirchlichen Personen vom Cardinal bis zu den heiligmäßigen Bußpredigern der Zeit im härenen Kleide des Mönchs, sondern auch die Gelehrten und Künstler. Mit einer gewissen Vorliebe vertieft sich der Verfasser in die Geschichte der Kunst, namentlich der Malerei und Architektur, vor Allem aber in die Entwicklung der Literatur. Bei all der Fülle von Notizen vergißt er aber nie neben dem Licht den Schatten; der verbissensten

dienen. Gerade darin besteht der hohe Werth dieser Arbeiten, daß von der andern Seite selber ein großer Theil des Holzes zu dem Autodafé der traditionellen Geschichtsbaumeisterei geliefert werden mußte.

Neuestens ist nun auch der fünfte Band von Janssen's „Deutscher Geschichte" erschienen. Aber die chronologische Ordnung bedingt es, daß in Nachstehendem der Schüler vor dem Meister, also Herr Dr. Pastor, zur Besprechung kommt.

I.

Pastor's Geschichte der nachmittelalterlichen Päpste.[1])

Der vorliegende erste Theil des auf sechs Bände berechneten Werkes ist ein zweiter Triumph der historischen Forschung nach ihrem neuesten Stande. Zunächst schon in Bezug auf das Materiale, das zu dem großartigen Aufbau verwendet ist. Uns älteren Leuten, die seinerzeit auch mitgethan haben, schwindelt bei dem Anblick. Als Leopold Ranke vor fünfzig Jahren sein berühmtes Werk über die „römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert" schrieb, träufelten die Quellen, die jetzt wie ein mächtiger Strom dahinfließen. Die Lücken füllte damals der räsonirende Subjektivismus aus. Dem ist jetzt wohl oder übel ein starker Riegel geschoben; und das ist für uns Katholiken eine bedeutsame Errungenschaft der Neuzeit. Der Reichthum authentischer Quellen zwingt zur Objektivität, und weiter fordern wir nichts von der historischen Forschung als die berechtigte Ehrenrettung der Kirche.

1) „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" von Dr. Ludwig Pastor. I. Band: „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II." Freiburg im Breisgau, Herder. 1886. S. XLVI, 723.

socialen Verirrungen führte. Während die ernstesten Männer für einen kirchlichen Parlamentarismus schwärmten, der ihnen den verdienten Namen der „Concils-Fanatiker“ eintrug, bildeten sich die Schwärmer-Sekten eines Wiklif und Hus in den Massen des Volkes zum socialen Umsturz. Schon zu der Empörung des Cola di Rienzo unter Clemens VI. (1342 bis 1352) bemerkt der Verfasser: „Die ganze Umwälzung war in mehr als Einer Beziehung ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Das von dem Heldenspieler im zerlumpten Purpur des Alterthums aufgestellte Programm der Einheit Italiens unter einem italienischen Nationalkaiser zeigte deutlich, welche Fortschritte die Idee der modernen Nationalitäten bereits gemacht hatte. Aus dem Verfall der großen politischen Einheit des Mittelalters ging der selbstsüchtige Partikularismus der modernen Zeit hervor. In Frankreich bildete sich zuerst jener unchristliche Nationalgeist aus, in dessen Abhängigkeit das Oberhaupt der Kirche gerieth. Jetzt ergriff die Idee auch Italien und verband sich hier mit dem Geiste der heidnischen Renaissance.“ Das waren die Quellen, aus welchen die Zerstörungsversuche auf allen Gebieten der christlichen Gesellschaft entsprangen.

Es ist eine furchtbare Zeit, die Herr Pastor schildert; sie bietet den Vergleich für jeden Schrecken unserer Tage, und man darf sagen, daß sie eigentlich Alles, was wir erlebt haben und erleben, an Gefährlichkeit noch weit übertroffen hat. Selbst die schweren Kämpfe, die sich an das Concil von 1870 knüpften, waren nur ein Sturm im Glas Wasser gegenüber der gewaltigen Bewegung, die im Basler Concil auslief. Uns hat jetzt die feste Einheit der Kirche gerettet, diese Einheit aber war damals erschüttert. Damals wurde der Entfremdung von der alten Kirche bis zur völligen Losreißung für mehr als ein halbes Jahrhundert gleichfalls noch ein Damm gesetzt und, namentlich auch in Deutschland, eine neue Blüthe des kirchlichen Lebens hervorgerufen; aber die Rettung kam von unten. Es geschah durch die Helden und Heldinen

der evangelischen Räthe und ihre Einwirkung auf die breite Masse des Volkes. Herr Pastor widmet denselben seine beflissene Aufmerksamkeit.

Man pflegt diesen tröstlichen Erscheinungen gegenüber den Humanismus und die Humanisten als einen feindlichen Gegensatz sich zu denken, und Herr Pastor selbst nennt die von ihm beschriebene Periode das „Zeitalter der Renaissance". Seine Untersuchung der Frage nimmt gleich am Anfang des Buches einen namhaften Raum ein. Er unterscheidet zwei entgegengesetzte Strömungen in der Renaissance-Literatur und weist den Unterschied schon in den Begründern des Humanismus nach: in Petrarca und Boccaccio. Neben der falschen Renaissance stand von Anfang an die wahre christliche; die Begeisterung für die neuentdeckten Schätze der alten Welt beseelte auch die Anhänger der letzteren, aber sie fanden nicht, daß die neue Wissenschaft mit dem christlichen Glauben im Widerspruch stehe. Die andere Richtung verirrte sich allerdings immer tiefer und bald so weit in den Geist des Heidenthums, daß einzelne dieser Humanisten selbst die scheußlichsten Laster der olympischen Götter als menschliches Naturrecht vertheidigten. Ein solcher Classicismus vertrug sich freilich nicht mit dem Christenglauben.

Die betreffenden Untersuchungen gereichen dem Werke des Herrn Pastor zur besonderen Zierde. Er befragt jeden Papst der Periode sofort um sein Verhalten zum Humanismus. Er findet, daß sie alle von Anfang an den neuen Studien freundlich gesinnt waren und „die denkbar größte Freiheit" gelassen hatten, mitunter so viele, daß es sich in heutiger Zeit nur schwer begreifen lasse. Allerdings ließen sie es nicht an Schritten fehlen gegen die Ausartungen jener heidnischen Renaissance, von welcher selbst Gregorovius sagt, daß sie die Vorläuferin der großen Revolutionen gewesen sei, die Europa in den folgenden Jahrhunderten erschütterten. Aber die Nachsicht gegen einzelne Personen, Vorbilder der professorischen Streber von heute, und ihre Verwendung in

päpstlichen Diensten will dem Herrn Verfasser dann und wann doch zu weitgehend erscheinen, an mehr als Einem der kirchlichen Oberhäupter.

Uebrigens bemerkt er sehr richtig, daß schon unter Eugen IV., einem vom Geiste der Renaissance unberührten Papste, ein besonderer Umstand dem humanistischen Elemente außerordentlich zu Gute gekommen sei: nämlich die Unionsverhandlungen mit der griechischen Kirche. Jetzt bedurfte der heilige Stuhl dieser Leute wegen ihrer Sprachkenntnisse. Mit Nikolaus V. aber erschien der eigentliche „Mäcen" des Humanismus. „Mit ihm bestieg der Mann den Thron Petri, der voll Vertrauens in die Macht der christlichen Wissenschaft es wagte, sich an die Spitze der großen geistigen Bewegung zu stellen. Man hat oft gesagt, mit Nikolaus V. habe die Renaissance selbst den päpstlichen Thron bestiegen. Wenn man sich dieses Wort aneignen will, darf man nicht vergessen, daß dieser wahrhaft große Papst durchaus ein Anhänger der ächten christlichen Renaissance war." Er war der Fürst der Büchersammler und Kunstkenner seiner Zeit.

Sein Nachfolger hatte andere Sorgen; er war berufen als Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam. Schon seinen Vorfahrer hatte die niederschmetternde Nachricht von dem Fall Constantinopels getroffen. Alle Bemühungen für die Union, welche bei dem Concil zu Florenz von den edelsten Häuptern der griechischen Kirche eingegangen worden war, mußten an dem wahnsinnigen Fanatismus der griechischen Nation zu Schanden werden; bis zum letzten Augenblicke wüthete der schismatische Geifer: lieber der Turban in der Stadt als die Tiara, lieber der Türke in der Aja Sophia als der Papst. Nun war ihr Wille geschehen. Der Gram über die grausame Durchkreuzung seiner friedlichen Bestrebungen zehrte an dem Daseyn Nikolaus' V., und sein Nachfolger erkannte die Abwehr der vom Osten her der Christenheit drohenden Gefahr als eine Pflicht, deren Verfolgung sein ganzes Pontifikat ausfüllte.

Das Kaiserthum in der Person Friedrich's III. war längst zu einem wesenlosen Schatten herabgesunken; vergebens hatte Nikolaus V. alle Fürsten und Herren zum Kreuzzug aufgerufen; Calixtus III. griff nun selber, zum Kriege rüstend, werkthätig ein. Es haftet der dunkle Fleck des rücksichtslosen Nepotismus an diesem Papste, und durch die Verleihung des Purpurs an seine zwei blutjungen spanischen Neffen hat er die Kirchenregierung mit dem Geschlechte der Borgia verhängnißvoll belastet. Aber die großartige Wirksamkeit, die er gegen die Türkengefahr und überhaupt in Sachen des Orients entfaltete, bleibt sein unvergänglicher Ruhm. Alle Schätze der Kirche wollte er aufwenden, für den Türkenkrieg selbst seine Mitra versetzen, und sein silbernes Tafelgeschirr gab er wirklich für den Bau päpstlicher Galeeren her. In dem niedern Volke, namentlich auch in Deutschland, zündeten die feurigen Türkenpredigten; zweimal sammelten sich freiwillige Kreuzzugs-Schaaren zum Marsche nach Ungarn; sie schlugen auch die Rettungsschlacht bei Belgrad. Aber die Fürsten und Herren blieben kalt und unbeweglich. „Das Bewußtseyn der Einheit und Zusammengehörigkeit und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen dem Islam gegenüber war unter den inneren Kämpfen zu Grunde gegangen; für die großen Aufgaben der Christenheit im Orient war kein Sinn mehr vorhanden" (S. 536).

Man wird nicht ohne Gemüthsbewegung diese letzten Partien des Buches durchlesen. Wie viel anders und glücklicher würde sich die ganze Weltgeschichte bis heute gestaltet haben, wenn die Erleuchtung des heiligen Stuhles damals über die schmutzige Selbstsucht und Gewissenlosigkeit aller dieser Potentaten, groß und klein, Sieger geblieben wäre! Aber es ist nur ein dürftiger Schattenriß, den wir von dieser Darstellung wie von dem ganzen Buche geben; mehr ist auch nicht möglich.

XXVIII.

Turgéniew und die russische Leibeigenschaft.

Zu den edelsten und hochherzigsten Dichtern des großen Czarenreiches zählt Iwan Turgéniew. Obwohl durch und durch ein Russe, ja in jedem Blutstropfen ein Russe, war er doch vollständig frei von niederem Fanatismus und gab jedem Volke die ihm gebührende Ehre; seine Vaterlandsliebe, so rein und glühend sie auch war, hatte sich gewissermaßen mit einer durchaus kosmopolitischen Weltanschauung umkränzt, welche man, so sonderbar es auch klingen mag, nirgends besser erlernt, als in St. Petersburg. Iwan Sergejewitsch hat europäischen Ruf; kraft seiner eminenten Begabung schwang er sich in jene hehren Regionen empor, wo aller Unterschied der Sprache und der Nationalität verschwindet, wo nur das ewig und unwandelbar Menschliche Bestand hat. Russisch ist seine Sprache, russisch sind seine Stoffe, russisch sein Denken und Fühlen, französisch seine feine Beobachtungsgabe und edle Eleganz, deutsch endlich sein tiefes, inniges Gemüthsleben. Wohl wird er an Vielseitigkeit und formellem Geschick von zahlreichen Dichtern übertroffen, allein einzig steht er da wegen der unbedingten Wahrheit seiner Schilderungen und der Bedeutung seiner Stoffe für die Kenntniß des noch nicht genügend gewürdigten russischen Landes und Volkes.

Wenn die Briefe Cicero's uns ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der damaligen Politik Roms entwerfen, und wenn die Briefe des jüngeren Plinius uns mit dem literarischen Leben seiner Zeit bekannt machen, so wird in den Briefen des großen russischen Romanciers[1]) das ganze politische, sociale und literarische Leben des heutigen Rußland in kurzen, aber packenden Zügen uns vor Augen geführt. In den Briefen pflegt sich ferner der Mensch gemeiniglich so zu geben, wie er in Wahrheit ist, ohne Heuchelei, ohne Verstellung, ohne Ueberhebung. So lernen wir denn auch den feinfühlenden Dichter des Nordens hier in seiner Eigenschaft als Mensch kennen, und ganz gewiß, es ist dieses die schönste Seite des Bildes: ein durch und durch edler, hochherziger Mann, so steht Iwan Turgéniew da vor Mit- und Nachwelt! Wie opferfreudig springt er den Armen und Unglücklichen bei! Wie wird er doch nicht müde, seine milde Hand zu öffnen und Wohlthaten sonder Zahl zu spenden! Selbst einem Unverschämten, welcher sogar vor Drohungen nicht zurückschreckt, um Geld von ihm zu erpressen, glaubt er seine Hilfe nicht versagen zu dürfen. Ja, er nimmt eines Tages selbst zu einer pia fraus seine Zuflucht, um einem schwer kranken Landsmanne, welcher zu stolz ist, um Almosen anzunehmen, die letzten Tage zu erleichtern, zu verschönern.

Am klarsten tritt Turgéniew's edle Menschlichkeit aus seinem Verhalten gegenüber der traurigen und unwürdigen Leibeigenschaft hervor. Schon in zarter Jugend flößten ihm die Mißhandlungen der Knechte und der Bauern auf seinem väterlichen Gute Spaßkoe im Gouvernement Orel einen tiefen, unauslöschlichen Widerwillen ein. Er durfte sich rühmen,

---

1) Briefe von J. S. Turgéniew &c. Aus dem Russischen übersetzt und mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Leipzig, F. W. von Biedermann 1886. XVI. 502.

niemals irgend einen Untergebenen geschlagen zu haben. Nach dem Tode seiner strengen Mutter gab er allen Leibeigenen sofort die Freiheit. Mit Wort und Schrift eiferte er mit heiliger Begeisterung und voll gerechter Entrüstung gegen dieses menschenunwürdige, unchristliche Institut,[1]) und Gott sei Dank, seine Mahnungen, seine Warnungen verhallten nicht wirkungslos, wie die Stimme des „Rufenden in der Wüste", sie fanden selbst am Throne des mächtigen Alleinherrschers aller Reußen ein williges Gehör, und Kaiser Alexander II. machte mit einem Federstriche viele Millionen aus Sklaven zu Menschen.

Eine interessante Persönlichkeit in Turgéniew's Biographie ist Porfirij Timofeewitsch Kudrjaschew. Er war ein leibeigener Sklave der Mutter Turgéniew's, einer Despotin und Grillenfängerin, und mußte Iwan Sergejewitsch als Diener in das Ausland begleiten. Da der Dichter bemerkte, daß der Bursche seltene Fähigkeiten besaß, ließ er sich die Ausbildung desselben sehr angelegen seyn. Als Porfirij die deutsche Sprache erlernt hatte und unter der Leitung seines jungen Herrn zum Abiturientenexamen vorbereitet war, wurde er als Student der Medicin an einer deutschen Hochschule inscribirt. Turgéniew gewann den Profirij wegen seiner Klugheit und seines vortrefflichen Charakters recht lieb, und weil er die Herrschsucht seiner Mutter zu gut kannte, so ersuchte er ihn dringend, in Deutschland zu bleiben, wo Kudrjaschew gelegentlich mit einer Deutschen ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte. Kudrjaschew gab, wie es scheint, den vernünftigen Vorstellungen seines

1) Namentlich die rührende Erzählung „Mumu", sowie die beiden Novellen „Punin und Baburin" und „Das Wirthshaus an der Heerstraße" sind der Schilderung der traurigen Zeit der Leibeigenschaft und der Bekämpfung dieses Instituts gewidmet, während er in „Väter und Söhne" sowie in „Neuland" den theoretischen und praktischen Nihilismus, in „Rauch" (1867) den nationalen Chauvinismus bekämpfte.

jungen Freundes nach und versprach, nicht nach Rußland zurückzukehren. Aber wie erstaunte Turgéniew, als er Kudrjaschew, von welchem er bereits Abschied genommen, auf der Poststation antraf, den Reisesack auf der Schulter! „Wohin willst Du, Porfirij?“ fragte Turgéniew verwundert. „Ich gehe nach Rußland,“ lautete die Antwort. „Wie, am Tage vor der Hochzeit willst Du die Braut verlassen?“ „Gott stehe der Braut gnädig bei, aber die Heimath ist mir lieber.“ „Bedenkst Du aber auch, Porfirij, daß, abgesehen von der unehrenhaften Flucht, meine Mutter dich nehmen, zu einem Knechte machen und in einer bösen Stunde gar den Soldaten übergeben wird?“ „Ich weiß alles, allein schlagen Sie mich todt, ich gehe mit Ihnen nach Rußland. Die Deutschen langweilen mich zu Tode.“ Und wirklich ließ sich mit dem hartnäckigen Menschen nichts anfangen; er kehrte nach Spaßkoe zurück, wo die Gutsherrin ihn sofort zu ihrem Hausarzte machte. Die Prophezeiung Turgéniew's ging in Erfüllung; er mußte den bitteren Kelch trinken, doch er bereute es niemals, Deutschland verlassen zu haben. Bemerkenswerth ist es, daß Kudrjaschew nach seiner Rückkehr nach Rußland sein Benehmen gegen seinen früheren Studiengenossen änderte; er nannte ihn nie anders als „Herr“, und setzte sich niemals in seiner Gegenwart. Turgéniew bedauerte dieses sehr, aber auf alle Vorwürfe antwortete Porfirij: „Nein, Sie sind und bleiben mein Herr!“ Selbst nach dem Tode der Frau Barbara Petrowna Lutowinowna († 1850) war Porfirij Kudrjaschew nicht zu bewegen einen vertraulicheren Ton gegen Iwan Sergejewitsch anzuschlagen, obwohl er ein gesuchter Arzt in zwei Kreisen und ein freier Mann war und von der Moskauer Universität das Diplom eines Zahnarztes erhalten hatte. Die Fähigkeiten dieses Menschen waren ungeheuer, allein er war faul, dick und sorglos. Nur eines that er mit Vergnügen, er sang vortrefflich und spielte Guitarre, wobei er die Deutschen nachäffte, indem er deutsche

Romanzen sang. Mit Mißvergnügen dagegen las er die deutschen medicinischen Zeitschriften, welche Turgéniew für ihn kommen ließ; vergebens war die Aufforderung, die Fortschritte der Wissenschaft gehörig zu verfolgen. Ferner besaß Porfirij einen fabelhaften Appetit; in Deutschland erregte er allgemeines Erstaunen, indem er eine so bedeutende Anzahl Brötchen verzehrte, daß viele Leute kamen und den „russischen Vielfraß“ durch das Fenster betrachteten. Wenn Turgéniew einmal lächelnd hierauf anspielte, so antwortete Porfirij gleichgiltig: „Was für sonderbare Leute sind doch die Deutschen! Was über den engen Rahmen hinausgeht, erregt ihr Erstaunen.“ Oftmals spielte er Schach mit Iwan Sergejewitsch, aber trotz der dringendsten Einladung wollte er niemals mit ihm zu Mittag speisen. Gewöhnlich erwiederte er: „Das herrschaftliche Mittagsmahl ist durchaus nicht nach meinem Geschmack; ich werde dabei hungrig bleiben“ (Br. 10 Anmerk.). Später verwandte sich Turgéniew für Porfirij auf dessen speciellen Wunsch bei einem ihm befreundeten Regierungsbeamten, und Kudrjaschew wurde im Kreise Tschern im Gouvernement Tula als Steuerbeamter angestellt, in welcher Eigenschaft er die Branntweinbrennereien zu revidiren hatte. Man rühmte ihm allgemein Sittenreinheit, Herzensgüte und feine Bildung nach. (Brief 84).

Ein anderer Leibeigener Turgéniew's ist Athanasij, welcher uns in dem „Tagebuch eines Jägers“ unter dem Namen Ermolaj vorgeführt wird. Wenn Iwan Sergejewitsch nach Spaßkoe kam, so erschien schon nach einigen Stunden ein großer, schlanker Bursche in einer engen Jacke, welche ihm bis an die Knie reichte, und mit einem Stricke umgürtet, und hielt dem Gutsherrn Vortrag über die Hauptnester der Wachtelkönige, Schnepfen u. s. w. Es war Athanasij, welcher zu Lebzeiten der alten Herrin die Verpflichtung hatte, Wild für die herrschaftliche Küche zu liefern. Turgéniew hörte ihm aufmerksam zu, ohne seine geläufige Rede zu unterbrechen;

dann nahm er Geld aus der Tasche und sagte: „Jetzt verfüge über mich, Athanasij, du weißt ja!" Athanasij war ein großer Specialist auf dem Gebiete jedweder Jagd, von der Bärenjagd angefangen bis auf die Grundeljagd. Ueber den Fischfang ließ er sich so ausführlich aus, daß man ein ganzes Buch darüber schreiben könnte. Eines Tages verirrten sich die Jäger, und kamen nach einer langen Wanderung über Sümpfe und Haiden in die Hütte eines ihnen fremden Bauern. Sie verspürten furchtbaren Hunger, aber die Hausfrau besaß keine Theemaschine, und an Eßwaaren hatte sie nur frische Pilze. Sie machte sich sofort an die Zubereitung derselben, und als alles fertig war, stürzte sich Turgéniew mit wahrem Heißhunger über seine Lieblingsspeise her, hörte aber bald zu essen auf, da die Pilze schlecht zubereitet und nicht gut durchgebraten waren. Athanasij verzehrte schweigend die ganze Schüssel Pilze, verlangte eine zweite, und vor den Heiligenbildern fromm sich bekreuzigend, sagte er zu der Bäuerin in strengem Tone: „Die Pilze waren roh, Mütterchen" (Br. 72).

Wir führen noch ein Beispiel an. Stephan war Koch bei Turgéniew und kam zu ihm folgendermaßen. Eines Tages erschien bei ihm ein unbekannter junger Mann, stellte sich ihm als Koch vor und bat, ihn von seinem früheren Herrn, einem Gutsbesitzer, loszukaufen. „Mit ihm kann ich nicht auskommen," fügte Stephan hinzu. Turgéniew begriff den Zustand des armen Teufels und fing an hinsichtlich des Ankaufs die erforderlichen Schritte zu thun. Es krampfte sein Herz zusammen, Menschen zu kaufen, aber er verfolgte unaufhörlich die Sache, welche er einmal angefangen hatte. Stephan wurde für 800 Rubel gekauft. Als alle Formalitäten erledigt waren, händigte ihm Jwan Sergejewitsch den Freibrief ein, doch Stephan wollte seine Freiheit nicht annehmen und erklärte auf das bestimmteste: „Mag mein Freibrief bei Ihnen liegen, und erlauben Sie mir Ihnen zu

dienen!" Und wirklich erwies er sich als ein guter Koch und verließ seit jenem Tage Turgéniew nicht mehr. Dieser schöne und kräftige Bursche war förmlich in Iwan Sergejewisch verliebt, und wenn Letzterer, wie gewöhnlich, auf einige Monate in's Ausland reiste, war Stephan als Koch in den besten Klubs thätig und fragte wiederholt die Freunde seines Herrn nach dessen Rückkehr. Wenn er hörte, daß Turgéniew dann und dann kommen werde, gab er sofort seine vortheilhafte Stellung auf, begrüßte denselben mit freudestrahlendem Gesichte und trat seinen Dienst als Koch wieder an. Einmal schrieb Turgéniew, Stephan könne auf ein Jahr eine Stelle im englischen Klub annehmen, doch dieser lehnte es ab, indem er sagte: „Und wenn Iwan Sergejewitsch unerwartet kommen sollte, was wird dann seyn? Bewahre Gott, ich will ihn nicht gegen einen anderen eintauschen! Ist er ja doch, wenn er auf der Newska spazieren geht, einen ganzen Kopf größer, als alle übrigen."

Seinem früheren Leibeigenen Zachar, welcher im Alter von siebzig Jahren das Augenlicht verlor, gab Iwan Turgéniew freie Wohnung auf seinem Gute Spaßkoe und zahlte ihm zudem eine Pension.

Iwan Sergejewitsch Turgéniew zählt nicht mehr zu den Lebenden; er starb am 3. September 1881 zu Bougival bei Paris nach langem, schmerzlichem Krankenlager. Aber sein Andenken wird gesegnet bleiben nicht allein bei den Tausenden von Menschen, welchen er die Freiheit schenkte, sondern auch bei allen wahren Menschenfreunden.

Dr. H. Ruhe.

XXIX.

Dr. Hiplers Festschrift.[1])

Vorstehende Festschrift ist dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln und Bischof von Ermland, Dr. Philippus Krementz, zum feierlichen Einzug in seine kölnische Kathedrale von der Görres-Gesellschaft gewidmet. Mit vollem Recht, da die Görres-Gesellschaft nach jenem Manne ihren Namen führt, dessen jüngerer Landsmann am 15. Dezember 1885 als erster Erzbischof in die mit der letzten Kreuzblume und den beiden berühmten Thurmriesen geschmückte und vollendete Kölner Kathedrale seinen Einzug gehalten.

Der leitende Gedanke, welcher die Schrift trägt, ist in den Worten der Ueberschrift „Erzbischof von Köln und Bischof von Ermland" angedeutet. Konnte nach Lage der damaligen kirchenpolitischen Gesetzgebung dem verwaisten Bisthum Ermland 1885 ein Capitular-Vikar nicht bestellt werden, so erübrigte dem Papst nur, die Verwaltung des nordischen Sprengels dem nach Köln versetzten Oberhirten vorderhand zu belassen. So geschah es, daß zwei Bisthümer, welche die Grenzen der Monarchie im

1) Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Köln 1885. Gr. 8°. (VIII und 180 Seiten.)

höchsten Norden und äußersten Westen bezeichnen, beinahe während Jahresfrist in der Person des hochw. Erzbischofs Philippus vereinigt waren. Da lag es nahe, von diesen Einzelthatsachen sich zu erheben und die Beziehungen der Sprengel von Ermland und Köln, wie sie im Laufe der Jahrhunderte Gestalt gewonnen, zur Darstellung zu bringen. In bewährter Meisterschaft hat der gelehrte Verfasser die ihm gestellte Aufgabe gelöst.

In der ersten Abtheilung empfangen wir ein kurzes, aber mit tiefer Wärme gezeichnetes Bild des großen Cardinals Hosius, dessen Bedeutung als Theologe, wie als Prediger eingehend zur Darstellung gelangt. Daran reihen sich die vom berühmten ermländischen Oberhirten 1553 zu Elbing gehaltenen sechs deutschen Fastenpredigten. Hier enthüllt sich uns die den Hosius-Biographen entgangene Thatsache, daß diese Anreden zu Lebzeiten des Verfassers in Köln beim berühmten Drucker Maternus Cholinus zur Ausgabe gelangten. Nach der letztern ist der Text wiedergegeben. Sie betreffen 1. die kirchlichen Ceremonien, 2. Glauben und Werke, 3. Beicht, 4. Communion unter einer Gestalt, 5. Gegner Christi und des heiligsten Altarssakramentes, 6. Nachfolge Mariä, Buße und Bekehrung. Der Leser dieser Texte empfängt alsbald einen doppelten Eindruck: aus Hosius spricht der vollendete Theologe und Apologet, aber auch der christliche Ascet, welcher auch mit keiner Silbe die abtrünnigen Söhne der Kirche verletzt.

Neben Hosius war es sein Nachfolger auf dem Stuhle von Frauenburg, Martin Kromer (1579—1589), welcher als Stütze des alten Glaubens im fernen Osten in schwerer Zeit sich erwies. Von ihm besitzen wir aus dem Jahre 1570 eine Reihe von Katechesen für Priester und Volk in Ermland. Zwölf an der Zahl, behandeln sie die hl. Sakramente, nebst Meßopfer, Begräbniß und Fürbitte für die Verstorbenen. Während Hosius nach den Worten des Typographen Cholinus in „theologischer Majestät" einherschreitet, verkehrt Kromer wie ein zärtlich liebender Vater mit den Zuhörern. Auch für die Bezeugung des unfehlbaren päpstlichen Lehramtes kommt Kromer in Betracht, und

zwar derart, „daß er fast bis auf's Wort mit den Bestimmungen des Vatikan-Concils übereinstimmt" (88).

Der dritte Theil handelt von „Köln und Ermland und ihren gegenseitigen Beziehungen, insbesondere zur Zeit der Bischöfe Hosius und Kromer." Angefangen von Albert Suerbeer, dem berühmten Sohn der Stadt Köln und nachmaligen Erzbischof von Armagh und dann von Preußen, bis zu Hosius und Joseph von Hohenzollern, welcher 1822 das Erzbisthum Köln ausschlägt, erblicken wir zahlreiche Wechselverhältnisse, in welche die Sprengel von Ermland und Köln im Lauf der Jahrhunderte getreten. Warmen Dank schulden wir dem Verfasser namentlich für die fließende Uebersetzung des berühmten Briefwechsels zwischen Cardinal Hosius und dem Magistrat der Stadt Köln vom Jahre 1567—68. Zu besonderem Schmuck gereichen der Festschrift zwei nach alten Holzschnitten ausgeführte Brustbilder der Bischöfe Hosius und Kromer, während den Schluß der ungedruckte Briefwechsel zwischen Cholinus und Kromer, bzw. Hosius bildet.

Der hohen Bedeutung des Inhalts entsprechend erscheint das Buch auch in der äußeren Ausstattung als eine wahre Festschrift.

XXX.

Katholische Siege auf dem Gebiete der historischen Forschung.

II.

Janssen: die Vorgeschichte des 30jährigen Krieges.[1])

Vor zwanzig Jahren hat der böhmische Historiker Gindely in seiner Geschichte Kaiser Rudolf's II. an der kurpfälzischen Instruktion für den Reichstag zu Regensburg von 1608 nachgewiesen, wie die „Religionsfreiheit“ zu verstehen sei, welche von dieser Partei gegenüber dem Augsburger Religionsfrieden in Anspruch genommen worden ist. Selbst Philipp II. von Spanien, sagt er, habe in Bedrückung des Gewissens seiner Unterthanen die Anmaßung dieser deutschen Fürsten nicht erreicht, „mit welcher sie sich in der Bestimmung des Glaubens ihrer Unterthanen höhere Rechte beilegten als selbst Päpste und Concilien.“ Er fügte bei: „Und wie wenig hat man dieß bei der Auffassung der Vergangenheit berücksichtigt, und wie falsch hat man namentlich die Urheber des tödtlichen

1) Der „Geschichte des deutschen Volkes“ fünfter Band: „Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618.“ Freiburg, Herder. 1886. S. XLIII. 716.

Kampfes beurtheilt, welcher dreißig Jahre lang Mitteleuropa zerfleischte. Die Protestanten, schließlich die Sieger auf dem Schlachtfelde, sind bisher auch die Sieger auf dem literarischen Kampfplatze gewesen; sie haben die Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben."[1])

Damit ist es jetzt vorbei für immer. Die vorhergehenden vier Bände des großen Werkes, mit welchem Herr Prälat Dr. Janssen der deutschen Geschichtschreibung überhaupt für alle Zukunft Maß und Ziel gesetzt hat, ließ mit Bestimmtheit erwarten, was der fünfte Band nunmehr geleistet hat. Der endgültige Sieg auf dem literarischen Kampfplatze ist entschieden: es kann kein Streit mehr seyn, wo und wie die Drachensaat des 17. Jahrhunderts verschuldet worden ist. Die Wahrheit zu sagen: es ist ein erschreckliches Buch. Es erscheint nunmehr in erster bis zwölfter Auflage in vielen Tausenden von Exemplaren, abgesehen von den Uebersetzungen in eine Reihe fremder Sprachen. Wer vermöchte die Eindrücke zu ermessen, welche die Lektüre bei den buntgemischten Schaaren der Leser hinterlassen wird? Die Katholiken dürfen sich der späten, aber um so gründlicheren Genugthuung freuen. Der ehrliche Protestant aber, der sich dieses Panorama beschauen muß, thut uns leid. Der Eiferer für die Nationalität endlich, wird er sich nicht fragen müssen, was war denn eigentlich deutsch-national an einem solchen Verlauf der „deutschen Reformation?"

Wenn die gegnerische Kritik schon bei den früheren Bänden, trotz des Aufgebots aller erlaubten und unerlaubten Mittel, sehr schlechte Geschäfte gemacht hat, so wird sie mit diesem fünften Band wo möglich noch übler daran seyn. Dem Herrn Verfasser ist das Material zur Beweisführung in so erdrückendem Maße zu Gebote gestanden, daß man hätte meinen sollen, es müßte ihn selbst erdrückt haben. Seine Zeugen

---

1) Angeführt von Janssen S. 277.

sind unanfechtbar, denn es sind zum größten Theile die Mitspieler, Haupt- und Nebenpersonen, in dem erschütternden Drama selber. Der Verfasser hatte es gar nicht nöthig, von seinem persönlichen Standpunkte aus darein zu reden, und er sagt auch wirklich in dem vorliegenden Bande von sich aus nahezu gar nichts mehr. Weiter kann man die Objektivität nicht mehr steigern.

Schon vor dreißig Jahren hatte Adolf Menzel es gerügt, daß in den Geschichtsbüchern über diese Zeit immer nur „die Katholischen und die Protestanten", letztere ohne Unterschied, einander gegenübergestellt würden, während doch die calvinisch-pfälzische Umsturzpartei mit ihren Umtrieben im Ausland die eigentliche Triebfeder gewesen sei. Der sächsische und der brandenburgische Hof standen, soferne nicht gerade auch dort der Calvinismus zur Herrschaft gelangt war, in der Regel zu den Katholischen und zum Reich. Namentlich wollte Sachsen von Bündnissen mit fremden Mächten nichts wissen, und verhielt sich entschieden ablehnend gegen die „calvinisch-pfälzisch-französischen Praktiken". Beim Regensburger Reichstag von 1603 geriethen die beiderseitigen Gesandten so hart an einander, daß Kurpfalz sogar eines meuchelmörderischen Versuchs gegen den Kurfürsten in Dresden verdächtigt wurde. „Pfalz werde noch einmal das Reich in ein Blutmeer stoßen": sagten die Sächsischen.

Damals schon schien den Kurpfälzern die Zeit reif zum großen Sturme gegen Habsburg und die katholischen Stände im Bunde mit Frankreich, England, Holland und Dänemark, mit der Rebellion in Ungarn und Siebenbürgen, wozu später noch Venedig und die protestantischen Schweizerkantone kamen. Wer mit Frankreich verbündet war, war es ohnehin auch mit den Türken. Angefangen von dem Abfall des verluderten Kurfürst-Erzbischofs Gebhard von Köln bis an die Schwelle des 30jährigen Kriegs beschreibt das Buch die über vierzig Jahre lang fortgesetzten Verräthereien am Reich und der Nation. Als auch noch an dem calvinischen Adel in den österreichischen

Erblanden, wie in Böhmen und Mähren der „Union" verständnißinnige Bundesgenossen zugewachsen und durch den Jülich-Cleve'schen Erbfolgestreit neue Wirrnisse eingetreten waren, da mahnte Kurpfalz zur Rüstung auf den großen Schlag. Aber zwei Tage später erlag der Kurfürst seinen Ausschweifungen (19. September 1610), und am 14. Mai 1610 war Heinrich IV. von Frankreich, ein Ungeheuer an Heuchelei, Gewissenlosigkeit und Lüderlichkeit, ermordet worden.

„Als Heinrich IV. ermordet wurde, war unter den Unirten allgemeine Klage, daß ein solcher Helfer und Freund der fürstlichen Libertät, von dem so Großes erhofft worden, jählings dahingerissen sei. Jetzt schrieb Christoph von Anhalt an seine Gemahlin: ‚Ich kann dir nicht ausdrücken, welche Klagen der Tod des Kurfürsten von der Pfalz verursacht hat. Wahrhaftig, es ist zu viel, in Einem Jahre zwei so gute und große Patrone und Freunde zu verlieren'" (S. 599). Die Union war bis auf Weiteres ohne anerkanntes Haupt.

Wer war der Angreifer? Das war bisher immer noch im Streit. Ueber ein halbes Jahrhundert lang war von den Protestirenden die Welt in öffentlichen Schriftstücken mit dem Allarm erfüllt worden über die finstere Verschwörung der Katholischen mit Spanien und dem Papst zur Vertilgung des Evangeliums, über das Haus Habsburg und dessen Streben nach der Weltherrschaft, gegen das die „Freiheit Europa's und die deutsche Libertät" vertheidigt werden müsse. Die „gewaltigen blutdürstigen Praktiken der papistischen Fürsten und päpstlichen Henkersknechte": das war die stehende Rede. In Wahrheit brachten es die Katholischen nichteinmal zu einer dauerhaften Einigung zur Defensive. Die wirklichen Verschwörer wußten das selbst am besten. Als im Jahre 1609 die sogenannte katholische Union, später „Liga" genannt, in schweren Geburtsnöthen lag, die protestantische Union dagegen ihren Tag zu Schwäbisch-Hall unter dem Vorsitze des französischen Gesandten abhielt, versicherte der Viceobere der pfälzisch-calvinischen Partei, Christian von Anhalt, auf Grund ge-

nauester Kundschaften: „Die geistlichen Stände, mit Ausnahme Würzburgs, thäten nichts, hätten auch die Mittel zu ihrem Bunde noch nicht beisammen; Oesterreich sei ganz separirt, auch Bayern sei wenig zu fürchten; es würde sich nur vertheidigen; man solle sich Bayerns wegen nicht irre machen lassen."

Herr Janssen stimmt auf Grund eingehender Untersuchungen mit den Spionen Christians vollständig überein. Die Haltung Oesterreichs und des Kaisers in Prag insbesondere erregt peinliche Empfindungen. Im Jahre 1609 schrieb der französische König an seinen Gesandten Bongars: „Der Name und die Autorität des Kaisers ist nichts mehr als ein Phantom und eine bloße Vogelscheuche." Dazu die halbverrückte Persönlichkeit Rudolf's II. und die Rebellion des eigenen Bruders gegen ihn. Aus Rache gegen Mathias war Rudolf nahe daran, sich ganz den Calvinisten in die Arme zu werfen. Dem spanischen Gesandten verbot er den Zutritt bei Hofe, um nicht bei den Protestanten Argwohn zu erwecken. Mathias hatte seine Stütze von Anbeginn an dem calvinischen Adel und an den Rebellen in Ungarn. Beide Söhne Maximilian's II. hatten die religiös-politische Zweideutigkeit ihres Vaters geerbt und weiter ausgebildet; von dieser Linie hatten die Katholiken nichts zu erwarten. Ganz in ihrem Sinne wirkte Klesl, der nachherige Cardinal, des Mathias erster und allmächtiger Rath. Noch im Jahre 1616 äußerte der bayerische Kurfürst über ihn: „es nehme ihn Wunder, daß der Teufel diesen verlogenen Mann nicht vorlängst geholt habe; Klesl sei die Pest des Hauses Oesterreich." Hauptsächlich diese Umstände hatte auch der französische Generalbevollmächtigte Duplessis-Mornay im Auge, als er sieben Jahre vorher an den englischen Gesandten in Venedig schrieb: „in höchstens sechs Jahren habe man den unfehlbaren Untergang des römischen Antichrists zu erwarten."

Die schreckliche Zerrissenheit der Nation zeigt sich aber erst im vollen Lichte auf dem dunkeln Hintergrunde der fortwährend dräuenden Türkengefahr. Der Kaiser selbst war den

Türken tributär; mit Geld mußte er sie abfinden in seiner Ohnmacht. So oft er auf den Reichstagen „Türkenhülfe" verlangte, forderte die kurpfälzisch-calvinische Partei dafür das Opfer des Augsburger Religionsfriedens. An den lutherischen Höfen glaubte man fest an eine geheime Verbindung derselben mit den Türken. Beim Regensburger Reichstag von 1594 erklärte Sachsen: man müsse die äußerste Kraft gegen die Türken aufbieten, und wenn Kurpfalz „singularis seyn wolle", so werde es auf ihn allein nicht ankommen. Kurz vorher waren die kurpfälzisch-calvinischen Herren bereit, Gelder flüssig zu machen, aber nicht wider die Türken, sondern um dem calvinischen Heinrich von Navarra auf den Thron Frankreichs zu verhelfen. Derselbe Heinrich IV. hatte es dem Sultan gegenüber als ein Verdienst Frankreichs gepriesen, daß ihm die Macht, „deren sich Euer Hoheit durch die Gnade Gottes erfreut", vor den Plänen Habsburgs gerettet worden sei. Die Königin von England rechnete dem Sultan vor, um wie viel näher die Engländer dem Glauben Mohameds stünden, als dem des Kaisers und der Katholiken. Die Päpste allein trugen seit anderthalb Jahrhunderten den Orient auf dem Herzen, so auch jetzt wieder Sixtus V. Darum schrieb der venetianische Gesandte vom Bosporus nach Hause: „Die Türken tragen einen tödtlichen Haß wider den Papst, weil sie befürchten, daß er einen Bund der christlichen Mächte in's Werk setzen könnte."

Das wäre freilich die glorreiche Aufgabe der deutschen Nation gewesen. Aber wo war diese Nation und was war aus ihr geworden? Herr Janssen begnügt sich nicht, die politische Geschichte Deutschlands, alle die häßlichen Händel der im Heiligsten verfeindeten Fürsten und Herren, bis in's Einzelnste zu beschreiben. Er gibt auch ein drastisches Bild, durchweg aus Portraiten zusammengesetzt, von der Verhetzung des Volkes, so daß man Rudel wüthender Hunde, nicht aber Nationsgenossen vor sich zu haben glaubt. Eine ganze Abtheilung des Buches ist den Brand- und Lästerschriften wider alles Katho-

lische gewidmet, die zu vielen Hunderten in das Volk geschleudert wurden. Immer ist der „Teufel" das zweite Wort, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Teufelsfurcht alsbald zu der furchtbaren Epidemie des Hexenglaubens ausartete. Zu dem Schreckbild vom Papst war nun noch der Jesuit hinzugekommen. „Die Jesuitenfurcht," sagt Herr Janssen, „wurde neben der Hexenfurcht eine Hauptkrankheit der Zeit."

Es ist eine haarsträubende Lektüre um diese Erzeugnisse der edlen Buchdruckerkunst in deutscher Sprache, und die Feder des Verfassers selbst mag sich mitunter gesträubt haben. Aber es gehört allerdings zum Ganzen. Der Eindruck wird noch gesteigert durch den wüthenden Kanzel- und Federkrieg unter den Bekennern des Evangeliums selber, zwischen den Lutheranern und Calvinisten, der die ganze Zeitperiode erfüllte, wenn die Gegner nicht gerade gemeinsam über die Katholiken herfielen. Auf Grund Eines und desselben Gottesworts überführten sie sich gegenseitig des „Teufelsdienstes". Der Eine sah den andern als „Ausgeburt des Teufels" an, der Lutheraner den einrissigen Calvinisten noch insbesondere für schlimmer als Türken und Juden, Heiden und Papisten. Diese Polemiker, so wurde berichtet, hätten „mit ihren Büchern gleichsam die Sonne verfinstert"; und Stanislaus Rescius berichtet zum Jahre 1592: schon seit mehreren Jahren führten die Frankfurter Meßkataloge dreimal soviel Bücher von Protestanten gegen Protestanten als gegen Katholiken auf. Der Streit, sagt man, sei der Vater des Fortschrittes; aber der und jener war es gewiß nicht.

Als vor vierzig Jahren der jüdische Literat Sugenheim seine „Geschichte der Jesuiten in Deutschland" schrieb, stand ihm kaum der dritte Theil des Materials zu Gebot, das Prälat Janssen für dieselbe Periode benützt. Aber auch er fällt schließlich das Urtheil: „Viele, die sich von dem so abscheulich verunstalteten Protestantismus längst unbefriedigt, abgestoßen fühlten, fragten sich im Stillen, ob es wohl der Gefahr und Mühe lohne, zum Nutzen dieser entarteten, mit

dem vernünftigen religiösen Bewußtseyn so wenig im Einklang stehenden, so inconsequenten und zelotischen Kirche auf die Vortheile zu verzichten, welche die jedenfalls ungleich consequentere alte Kirche ihren Anhängern biete, in ihrem Dienste, zu ihrer Verherrlichung Martyrer zu werden."

Auch in diese Kreise wirft Herr Janssen den forschenden Blick. Es sind die grünen Oasen in dem Buche. Mitten in dem Wüstenchaos blühten katholische Reformbestrebungen auf durch weltliche und kirchliche Obern, durch die Orden, vor Allem durch die Jesuiten mit ihren Kanzeln und Schulen. Einzelne Gebiete wurden zum alten Glauben zurückgeführt durch Mittel, die sich der protestantischen Verfahrungsweise gegenüber als auffallend milde erweisen. Die Zahl der Convertiten wuchs an wie die Macht der katholischen Polemik. Der Verfasser bemerkt mit Mißfallen, daß die „Prädikanten-Sprache", wie in den Wald hineingerufen, nicht selten in demselben Tone herausshallte; aber er constatirt, daß dieß am wenigsten bei den Polemikern des Jesuitenordens der Fall gewesen sei. Das war insbesondere die Wirkung der eindringlichen Ermahnungen des heiligen Canisius, sowie der Obern seiner Gesellschaft.

Das entsetzliche Strafgericht des 30jährigen Krieges ließ sich nun freilich nicht mehr aufhalten. Im Jahre 1617 hatte der Heidelberger Theologe Pareus auf eine Prophezeiung hingewiesen: es werde ein großer König erstehen, der in einem vierzigjährigen Kampfe alle Tyrannen verfolgen, Spanien und Italien unterwerfen, Rom verbrennen und die Päpste tödten werde. Im Jahre 1618 standen die Dinge so, daß der Markgraf Joachim Ernst von Anspach an Christian von Anhalt schreiben konnte: „Wir haben die Mittel in der Hand, die Welt umzukehren."

So, wie die Heidelberger meinten, erging es zwar nicht. Aber die deutsche Nation und mit ihr die ganze christliche Welt war um ein volles Jahrhundert viel verheißenden Völkerlebens betrogen.

XXXI.

Der Kampf um die theologischen Fakultäten hüben und drüben.

(Ein Streiflicht auf den Antrag Hammerstein.)

Es ist bekannt, wie oft von protestantischer Seite den Katholiken ein Vorwurf daraus gemacht wurde, daß sie die theologischen Fakultäten der kirchlichen Aufsicht unterstellt wissen wollen, und nöthigenfalls die Entfernung der Professoren verlangen, welche sich den Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes nicht unterwerfen. Solch' eine Forderung sei ein Stück römischer „Geistesknechtung", hieß es, und stehe schnurstracks im Widerspruch mit der „Freiheit der Wissenschaft", dieser glorreichen Errungenschaft, mit der uns die Reformation beglückt habe.

Als in den fünfziger Jahren der römische Stuhl von der württembergischen Regierung die Unterstellung der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen unter die Aufsicht des Bischofs verlangte, da wandte sich der Senat der Universität mit einer Vorstellung an die Regierung, in der es hieß, die Bewilligung der römischen Forderung würde bewirken, daß die an der katholisch-theologischen Fakultät angestellten Professoren nicht mehr als „Vertreter der freien Wissenschaft" anzusehen und folglich auch unfähig seien, Mitglieder des akademischen Senats zu bleiben.

Aber die Todten reiten schnell. Damals glaubte man

mit solchen Vorwürfen nur die katholische Kirche in's Herz zu treffen und war deßhalb nichts weniger als sparsam damit. Inzwischen aber hat sich die Sachlage geändert; der Streit ist in's protestantische Lager hinüber gespielt. Die protestantischen Theologieprofessoren haben eben seither gewaltige Fortschritte gemacht in der Filtrirung und Verdünnung des christlichen Lehrgehaltes. Selbst an der hl. Schrift wird so gründlich gedeutet und herumgenagt, daß manchen gläubigen Protestanten für die Zukunft des „Evangeliums" ordentlich bange wird und sie fürchten, es möchte ihnen schließlich selbst von ihrer einzigen Glaubensquelle, der Bibel, nichts mehr übrig bleiben als der Deckel.

Deßhalb wurden schon wiederholt aus orthodox-protestantischen Kreisen Stimmen laut, welche für die kirchlichen Organe einen entscheidenden Einfluß bei Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren verlangen. Zwar hatte schon bisher der Oberkirchenrath in Berlin sein Gutachten über die anzustellenden Professoren abzugeben, aber in diesem Collegium hat die Orthodoxie nicht immer die Oberhand. Deßhalb verlangt man jetzt in Preußen vielfach, den Generalsynoden solle bei Besetzung der theologischen Lehrstühle ein entscheidender Einfluß eingeräumt werden, damit auf diese Weise die „evangelische Kirche" eine größere Bürgschaft für die kirchliche Gesinnung der Professoren erhalte.

Ein diese Forderung aussprechender Antrag wurde zuerst auf der constituirenden Generalsynode von 1876 angenommen; derselbe wurde auf den ordentlichen Generalsynoden von 1879 und 1885 erneuert. In jüngster Zeit wiederholt und begründet diesen Antrag der protestantische Pastor Martin von Nathusius in Barmen in einer eigenen Schrift[1]), welche

1) „Wissenschaft und Kirche im Streit um die theologischen Fakultäten." Heilbronn, Henninger. 1886. (Zeitfragen des christl. Volkslebens. Bd. XI. Heft 8).

interessante Streiflichter auf die neuesten Phasen der Streitfrage im protestantischen Lager wirft.

Pastor Nathusius beklagt die mißliche Lage, in der sich die jungen evangelischen Prediger beim Uebergang von den Universitätsstudien zur praktischen Amtirung befinden. Während nämlich der protestantische Theologe auf der Universität nur an die rein wissenschaftliche Ausbildung dachte und vielleicht in der Theologie den freisinnigsten Ansichten seines Professors huldigte, sieht er sich zur Zeit seines Amtsantrittes vor noch ganz andere Forderungen gestellt. „Er soll nämlich, um der Geistliche einer bestimmten Gemeinde zu werden, nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern auch gewisse Ansichten haben, eine bestimmte Art von religiösen Ueberzeugungen ... Und zwar stellt diese Anforderungen eine dunkle Macht, die Kirche, von der er bisher bei seinen wissenschaftlichen Studien eine ziemlich abstrakte Vorstellung hatte, als von einem nicht zu definirenden, jedenfalls aber sehr verbesserungsbedürftigen Institute, die ihm aber nun auf einmal höchst conkret in der Gestalt von Bekenntnissen und Consistorialräthen entgegentritt." [1])

So kann es denn, wie Hr. Nathusius weiter klagt, dem angehenden Prediger manchmal gehen, wie dem Offizier, den das Ehrengericht unter Strafe der Verabschiedung zum Duell verurtheilt und der dann von einem andern Gericht wegen des Gehorsams gegen das Ehrengericht auf die Festung geschickt wird, beides im Namen des Staates. Der Staat beruft ja im Cultusminister die Theologieprofessoren und derselbe Staat verweigert durch die Consistorialräthe den jungen Predigern die Anstellung, wenn diese sich die freisinnigen Anschauungen der staatlichen Professoren angeeignet haben. Daraus ergeben sich natürlich viele Mißstände und Unannehmlichkeiten sowohl für die Hirten als für die von ihnen zu weidenden Gemein-

1) A. a. O. S. 4.

den. Von Seiten der letzteren wurde schon geklagt: „die Gemeinden müssen jetzt den Pastor erziehen, anstatt daß der Pastor die Gemeinde erziehen sollte, d. h. der in das Amt tretende junge Theologe müsse erst in schmerzlicher Erfahrung viele Theologie wieder vergessen lernen, ehe er in Segen arbeiten könne“.[1])

Um solchen Uebelständen abzuhelfen, fordert v. Nathusius mit aller Entschiedenheit für die Generalsynoden einen bestimmenden Einfluß bei Anstellung der Professoren an den evangelisch-theologischen Fakultäten. Aber gerade die Durchlesung seiner Schrift hat uns von Neuem überzeugt, daß man protestantischerseits eine solche Forderung weder stellen noch praktisch durchführen kann, ohne mit den Grundanschauungen des Protestantismus in offenen Widerspruch zu gerathen und die Professoren in eine ganz schiefe Stellung zu bringen. Die Frage ist wichtig genug, auch einmal in den „Gelben Blättern“ in Kürze besprochen zu werden. Nachdem man uns Katholiken von gegnerischer Seite so oft die „Unfreiheit der katholischen Wissenschaft“ entgegengehalten, haben wir gewiß das Recht, mit der Fackel der Kritik auch in das protestantische Lager hinüberzuleuchten.

Wir behaupten also, daß die von Pastor Nathusius und seinen Gesinnungsgenossen erhobene Forderung auf nichts Anderes hinausläuft als auf ein Censurrecht der Synoden gegenüber den Theologieprofessoren, und daß dieß von protestantischem Standpunkt eine große Inconsequenz ist, welche die Protestanten den evangelischen Theologieprofessoren gegenüber nicht abläugnen können; ebenso, daß diese ein solches Ansinnen mit Recht als „ihrer unwürdig“ abweisen dürfen.

Wir sagen: vom protestantischen Standpunkt. Denn auf diesem Standpunkt steht von Nathusius ganz und voll. Mit aller Entschiedenheit tritt er für die Freiheit der

---

1) A. a. O. S. 7.

Wissenschaft ein. „Die Wissenschaft", belehrt er uns (S. 28), „ist ihrem Wesen nach frei. Sie muß deßhalb ohne vorgefaßte Meinungen an ihr schwieriges Werk gehen, darf durch Parteinahme für subjektive Ansichten sich in der objektiv fortschreitenden Untersuchung nicht stören lassen, nicht beirren durch das persönliche Interesse des Forschers oder ihm angehörender Kreise. Sie darf für ihr Beweisverfahren nicht ein Endergebniß vorweg aufstellen, zu dem es unter allen Umständen gelangen soll."

Wie ist es nun mit einem solchen Standpunkt uneingeschränktester Forschung vereinbar, daß man von einem angehenden Lehrer als conditio sine qua gewisse confessionelle Anschauungen verlange, die er in seiner Lehrthätigkeit vertreten soll und zwar bei Gefahr des Verlustes seiner Stellung? Denn das kann doch keinem Zweifel unterliegen und wird uns auch von Nathusius ausdrücklich bestätigt, daß das kirchliche Interesse die „Gebundenheit des Docenten an bestimmte Grundanschauungen verlangt" (S. 28). In der That, eine Kirche ist gar nicht denkbar ohne eine gewisse Summe von Glaubenswahrheiten, die von allen der Kirche Angehörigen als unwandelbare Grundlage angenommen werden, und die auch den kirchlichen Lehrern als Leitstern bei ihrer Thätigkeit gelten.

Wie zieht sich nun Hr. Nathusius aus der Verlegenheit? Wie will er die beiden unversöhnlichen Gegensätze mit einander aussöhnen? Wir wollen es ihm nicht übel nehmen, daß die Antwort auf diese Frage sehr unklar und gewunden ist. Soviel wir seine Ausführungen verstehen, ist die Antwort wesentlich im folgenden Satz enthalten: „Wir wollen die Lehrfreiheit der Theologen, wenn sie nur mit der Kirche aller Jahrhunderte auf dem gemeinsamen Boden des geschichtlichen Christenthums stehen, nicht beschränken".[1]) Damit ist natürlich principiell die absolute Freiheit der Forschung schon

1) A. a. O. S. 30.

wieder aufgehoben. Die wissenschaftliche Forschung soll wenigstens auf dem christlichen Boden stehen bleiben.

Aber sehen wir uns einmal die der Wissenschaft hier gezogenen Schranken näher an. Also Hr. v. Nathusius will den Theologen die Lehrfreiheit nicht verkümmern, vorausgesetzt, daß sie „mit der Kirche aller Jahrhunderte" auf dem gemeinsamen Boden des geschichtlichen Christenthums stehen! Gewiß ein wohltönender Satz! Wer möchte es nicht mit der „Kirche aller Jahrhunderte" halten! Aber nun fragt sich, wer ist denn diese Kirche aller Jahrhunderte? Etwa das Lutherthum? oder der Calvinismus? oder der Zwinglianismus? Oder gar die evangelisch-unirte Kirche von Friedrich Wilhelms III. Gnaden? Der letzte deutsche Ritter war schon begraben, als der Protestantismus geboren wurde.

Oder meint er die katholische Kirche? Denn diese hat doch gewiß am meisten Anspruch darauf, die Kirche aller Jahrhunderte genannt zu werden. Doch nein. Einen solchen Zweifel läßt Nathusius nicht aufkommen. „Keiner jener Vertheidiger der wissenschaftlichen Lehrfreiheit würde daran Anstoß nehmen, wenn ein Theologe, der seine kirchliche Ueberzeugung wechseln und sich zu dem Tridentinum bekennen würde, aus der evangelischen Fakultät, nöthigenfalls auf dem Disciplinarwege, entfernt würde". [1])

Oder ist endlich mit der „Kirche aller Jahrhunderte" die allen Sekten aller Jahrhunderte gemeinsame Lehre gemeint? Da möge er uns aber denn doch sagen, was all' den sich christlich nennenden Sekten, die im Laufe der Zeit entstanden sind, noch gemeinsam geblieben ist!

Soll der wohlklingende Satz überhaupt einen Sinn haben, so kann Nathusius unter der „Kirche aller Jahrhunderte" nur die evangelisch-unirte Kirche oder allenfalls die gesammten übrigen staatlich anerkannten protestantischen Sekten mit den bisher noch in Deutschland von der großen

---

1) A. a. O. S. 15.

Masse traditionell festgehaltenen Glaubenslehren verstehen. Das ist gewiß ein weites Dach, unter dem vielerlei Stämme friedlich beisammen wohnen können. Aber selbst das wagt man nicht offen und unumwunden auszusprechen, weil es gar zu handgreiflich im Widerspruche steht mit den Grundanschauungen des Protestantismus, der jede kirchliche Lehrautorität verwirft und durch das Princip der freien Forschung das Individuum zum obersten Richter in Glaubenssachen erhebt. Deßhalb nimmt man zu verschwommenen Ausdrücken seine Zuflucht und appellirt an die „Kirche aller Jahrhunderte."

Es zeigt sich eben hier so recht klar die Inconsequenz und Halbheit, an der der ganze Protestantismus krankt. Man stellt ein verkehrtes Princip auf, das nothwendig zu falschen Folgerungen führt, aber man scheut sich, diese Folgerungen ganz und voll zu ziehen. Daher ein ewiges Schwanken zwischen Scylla und Charybdis, zwischen dem Princip der freien Forschung und der kirchlichen Lehrautorität.

Noch an einer andern Stelle zeigt sich recht klar, wie nothwendig das confessionelle Gebundenseyn der Professoren zu Inconsequenzen im protestantischen System führt. Nathusius verwirft mit aller Schärfe die Censur, welche die katholische Kirche den Lehrern der Theologie gegenüber ausübt. „Vollständig stimmt" er der oben erwähnten Erklärung des Tübinger akademischen Senates „bei". Später spricht er von der Eingabe, welche der Senat der Berliner Universität im Jahre 1879 an das preußische Cultusministerium gerichtet. Die Universität drohte, den künftigen Professoren der evangelischen Theologie nicht mehr alle Ehren und Vorrechte eines ordentlichen Professors zuzuerkennen, wenn die Forderung der Generalsynode auf bestimmenden Einfluß bei Besetzung der theologischen Lehrstühle gewährt würde.

Man sollte nun meinen, die Consequenz verlange, daß derjenige, welcher der Tübinger Erklärung beistimmt, dieß auch der Berliner Erklärung gegenüber thue. Aber weit gefehlt. „Welch' ein Unterschied!" ruft Nathusius aus, „dort

handelte es sich um die fortlaufende Censur eines römischen Bischofes, und hier um das einmalige Gutachten des Vorstandes der evangelischen, aus freien allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Generalsynode, bei der Berufung der ordentlichen Professoren!" [1])

Daß es sich protestantischerseits bloß um ein „einmaliges" Gutachten handle, ist Schönfärberei, wie wir gleich sehen werden. Die übrigen Umstände aber, welche die bittere Pille des Gutachtens über die kirchliche Gesinnung eines Docenten den Lesern annehmbarer darstellen sollen, machen die Sache für die protestantischen Professoren noch ungünstiger. Oder ist etwa ein aus freier Wahl hervorgegangenes, aus Geistlichen und Laien bunt zusammengesetztes Collegium, dessen Mitglieder zum Theil von der Theologie nicht mehr verstehen als vom Chinesischen, besser geeignet über die religiösen Ansichten und Lehren eines Mannes zu urtheilen, als ein in der Theologie wohl bewanderter, von erfahrenen Theologen umgebener Bischof, der erst nach eingehenden Prüfungen und meistens im Einverständniß mit der höchsten kirchlichen Autorität gegen einen unkirchlichen Lehrer einschreitet? Gerade die Geschichte der katholisch-theologischen Fakultäten in Preußen liefert den Beweis, wie schonend und langsam die kirchlichen Behörden in solchen Angelegenheiten vorangehen.

Es handelt sich ferner nicht bloß um ein „einmaliges" Urtheil vor der Anstellung, wie uns Nathusius glauben machen will. Setzen wir den Fall, ein Professor, der mit Gutheißung der Synode glücklich einen Lehrstuhl bestiegen, „entwickle sich innerlich," um mit Nathusius zu reden, zu einem immer negativern Standpunkt, bis er endlich bei Strauß oder Renan angekommen wäre. Soll er nun noch weiter die jungen Theologen in die heiligen Hallen der

1) A. a. O. S. 22.

„evangelischen Theologie" einführen? Nur wie im Vorbeigehen antwortet uns der Herr Pastor auf diese Frage, es müsse „den kirchlichen Organen überlassen bleiben, sich in Uebereinstimmung mit den übrigen akademischen Lehrern mit dem Cultusminister zu verständigen, damit der Betreffende in geeigneter Weise aus der theologischen Fakultät" [1]) entfernt werde.

Hier handelt es sich doch nicht mehr um ein Gutachten vor der Anstellung, sondern um eine Censur in optima forma, mag man auch zu deren Vollziehung den Cultusminister mit den übrigen akademischen Lehrern zu Hülfe rufen. Und wohin soll nun der als unkirchlich erfundene Theologe gebracht werden? Etwa nach Sibirien oder auf die Festung? Nein, man höre: derselbe soll „in geeigneter Weise aus der theologischen in die philosophische Fakultät übergeführt" werden. So zu lesen auf S. 18. Also die philosophische Fakultät gilt unserem Prediger als ein Tummelplatz, auf dem mißglückte Theologen mit ihren unhaltbaren Systemen ihr Unwesen treiben dürfen. Ob sich die philosophischen Fakultäten nicht für eine solche Ehre bedanken werden!

Wir entgegnen: entweder sind die Theorien des zu entfernenden Professors nach der evangelischen Lehre unzweifelhaft falsch oder sie sind es nicht. Sind sie falsch, so sind sie auch in der Philosophie nicht zu gebrauchen. Denn die Wahrheit ist nur Eine. Was in der Theologie falsch ist, kann in der Philosophie nicht wahr seyn. Sind sie aber nicht unzweifelhaft falsch, mit welchem Rechte will man dann vom protestantischen Standpunkt die freie Meinungsäußerung der Professoren beschränken?

Dieß führt uns zu der zweiten oben aufgestellten Behauptung, daß es ganz consequent ist, wenn die verlangte Controle vom protestantischen Standpunkt als ein unwürdiges Ansinnen, als ein Stück „römischer Geisteknechtung" mitten

1) A. a. O. S. 18.

im System der freien Forschung empfunden wird. Es fällt uns natürlich nicht ein, für die freidenkerischen oder besser gesagt ungläubigen Professoren Partei zu ergreifen. Ihre Irrthümer sind gewiß viel schlimmer und verderblicher, als die der gläubigen Protestanten. Nur das sagen wir, wenn man einmal jede Lehrautorität der freien Forschung zum Opfer gebracht hat, so ist es nur folgerichtig, daß man jede Censur als „unwürdig" von sich weist.

Die Generalsynode soll also über den Glauben oder die religiösen Ueberzeugungen des angehenden Theologieprofessors zu Gericht sitzen und urtheilen, ob dieselben correkt seien. An welche Norm hat sich nun bei dieser inquisitorischen Arbeit die Synode zu halten? Etwa an die Bibel? Aber die Bibel gilt ja auch den Katholiken, den Calvinisten u. s. w. als Glaubensquelle, und wehe dem evangelischen Professor, der sich unterstünde, die Bibel im katholischen Sinne zu erklären. Oder an Luthers Schriften? Aber Luther hat selbst seine Ansichten wiederholt gewechselt, widerspricht sich häufig und hat für seine göttliche Sendung keine Beweise vorgebracht, ja eine solche nichteinmal selbst in Anspruch genommen. Warum soll also ein Doctor Theologiae von heute auf alle Ansichten des Dr. Martin Luther schwören müssen? Es bleibt somit nichts übrig, als daß man irgend eine von den sich vielfach widersprechenden deutschen Bekenntnißschriften dem Urtheile zu Grunde lege. Und dieß ist auch, wie sich unter Anderem aus den Ausführungen auf S. 15 und 16 ergibt, die Ansicht des Herrn Nathusius. Die Professoren sollen nach ihm eine „bekenntnißmäßige Lehre" vortragen, sie sollen auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses stehen. Aber selbst wenn man über den Sinn der Bekenntnißschriften ebenso einig wäre, als man darüber uneinig ist, welchen Anspruch haben dann dieselben auf Unfehlbarkeit? Müßte nicht jeder unbefangene Protestant urtheilen, daß, sogar rein natürlich betrachtet, eine ehrwürdige Kirchenversammlung wie die von Trient, die sich einig weiß mit der Mehrheit des christlichen

Volkes und auf dem Boden uralter Ueberlieferung steht, eine größere Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Behauptungen bietet, als eine Versammlung zweifelhafter Theologen, deren Beschlüsse mit Gewalt von einem Landesfürsten durchgeführt werden?

Deßhalb wird es folgerichtig von den protestantischen Professoren als eine unwürdige Forderung empfunden, daß man sie an einen bestimmten confessionellen Standpunkt binden will. Und daß sie darin von ihrem Standpunkte Recht haben, wird ihnen von Nathusius ausdrücklich bestätigt. Denn das Wort des Erlanger Professors Hofmann: „die Theologie solle der Kirche als dem Leibe Christi dienen, aber nicht der Kirche als jeweiliger Erscheinung", ist ihm „ganz aus der Seele geredet". Derselbe Hofmann habe treffend den allgemeinen evangelischen Standpunkt mit folgendem Ausdruck gekennzeichnet: „Eine Theologie, welche einem Kirchenregimente unterthänig wäre in ihrer Thätigkeit, würde ihren hohen Beruf, Christo zu dienen, verkaufen, und den Beruf menschlicher Knechtschaft dafür einkaufen." Aber wie? Ist denn das Gebundenseyn an den evangelisch-confessionellen Standpunkt nicht gleichbedeutend mit dem Gebundenseyn an die Kirche als jeweiliger Erscheinung? Denn daß die evangelische Confession nicht die „Kirche aller Jahrhunderte" seyn kann, ist doch jedem Gebildeten klar. Ist ferner die Generalsynode mit oder ohne Cultusministerium und Professorencollegium nicht ein Kirchenregiment?

Wir könnten jetzt noch die Frage aufwerfen, wer denn derjenige ist, welcher über den religiösen Glauben des evangelischen Theologieprofessors zu Gericht sitzen soll, und würden hier erst recht erkennen, warum die evangelischen Theologen sich einer solchen Autorität nicht unterwerfen wollen. Denn die bunt zusammengewürfelte Generalsynode mag ja recht viele brave Christen in ihrer Mitte zählen, aber um Glaubensrichter zu seyn, dazu hat sie absolut keinen Auftrag und keinen Beruf. Mit welchem Rechte maßt sie sich also

30*

an, gewisse Theologen wegen ihrer Ansichten als unchristlich von der Lehrthätigkeit auszuschließen oder „in geeigneter Weise in die philosophische Fakultät überzuführen“, Lehrer, die vielleicht mehr von der Theologie verstehen, als die ganze Generalsynode sammt dem Cultusminister?

Doch das Gesagte genügt vollständig, um es mehr als begreiflich zu machen, warum so viele Theologen an den evangelischen Fakultäten die Forderung der Generalsynoden als unwürdig zurückweisen. Sehen wir uns jetzt noch einige Gründe an, durch die Nathusius seine Forderung als berechtigt nachweisen will.

Vor Allem sucht er durch einen Rückblick auf die geschichtliche Entstehung der theologischen Fakultäten, die älter seien als die Universitäten und von jeher die praktischen Ziele einer bestimmten Kirche im Auge gehabt hätten, die confessionelle Gebundenheit derselben als recht und billig darzustellen. Aber es muthet uns ganz eigenthümlich an, wenn jetzt der Protestantismus, der doch den vollen Bruch mit der geschichtlichen Vergangenheit bedeutet, sich auf die Geschichte der katholischen Vergangenheit zu seinen Gunsten beruft.

Auch die eingezogenen Kirchengüter sollen den Staat verpflichten, für den evangelischen Charakter der theologischen Fakultäten einzustehen. Wegen der eingezogenen Kirchengüter soll ja der preußische Staat verpflichtet seyn für die Bedürfnisse der evangelischen Landeskirche zu sorgen. Aber hier schlägt sich Nathusius mit eigenen Waffen. Diese alten Kirchengüter sind meistens katholische Stiftungen aus katholischen Zeiten, die man mit Gewalt „evangelisch“ gemacht. Das Kloster Bergen z. B., auf das sich unser Pastor speciell beruft und dessen Einkünfte zur Unterhaltung der Universität Halle verwendet werden sollen, war ein uraltes reiches Benediktinerstift, zu dessen Erbauung und Fundirung kein „evangelischer“ Heller verwendet wurde. Wenn also aus dem Charakter dieser Gelder etwas folgt, so ist es ge-

wiß die Verpflichtung, sie zu katholischen Zwecken zu verwenden.

Den Hauptbeweis jedoch, mit dem Nathusius seinen Lesern klar machen will, wie sich die volle Freiheit der Wissenschaft mit der von ihm verlangten confessionellen Gebundenheit der Professoren vereinigen lasse, entnimmt er der „unmittelbaren Glaubensgewißheit." Der Glaube ist nach ihm eine Grundüberzeugung, die sich durch wissenschaftliche Mittel und auf wissenschaftlichem Wege nie und nimmer gewinnen läßt. Diese Ueberzeugung ruht auf der innern Erfahrung und der unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Stärke im Gemüth.[1]) Sie ist hoch über alle wissenschaftliche Gewißheit erhaben und von dieser völlig unabhängig. Sie läßt sich deßhalb auch wissenschaftlich nicht begründen, und der evangelische Lehrer muß sie als zwar unbeweisbare aber darum nicht minder sichere Voraussetzung und Grundlage seiner Forschungen annehmen.

Damit ist selbstredend die Freiheit der Wissenschaft, die uns als wesentlich geschildert wurde, wieder preisgegeben. Denn eine Wissenschaft, die sich an unbeweisbare Voraussetzungen halten muß, ist gewiß schon in Fesseln. Aber wir sagen auch, eine Wissenschaft, die an unbeweisbare Voraussetzungen gekettet ist, hört auf Wissenschaft zu seyn. Es gibt wohl Voraussetzungen, welche die Wissenschaft annehmen muß, ohne sie beweisen zu können. Das sind die obersten Denkprincipien, die von selbst jedem Vernünftigen durch ihre Evidenz sich aufdrängen und die deßhalb die Voraussetzung und Grundlage jedes Beweises und jeder Wissenschaft bilden. Aber um solche von selbst allen Menschen einleuchtende Principien handelt es sich ja in den Voraussetzungen, von denen unser Gegner redet, nicht. Sonst müßten ja Alle diese unmittelbare Glaubensgewißheit haben, was bekanntlich nicht der Fall ist.

---

1) A. a. O. S. 31.

Was ist der Glaube? Ein unbezweifeltes Fürwahrhalten alles dessen, was uns Gott geoffenbart und weil er es uns geoffenbart hat. Wir halten also die christlichen Glaubenslehren allerdings nicht deßhalb für wahr, weil wir sie wissenschaftlich oder überhaupt aus Vernunftgründen begreifen, sondern weil sie uns durch das untrügliche Wort Gottes, der nicht irren und nicht in Irrthum führen kann, verbürgt sind. Aber um glauben zu können, müssen wir doch zuvor von der Thatsache Gewißheit haben, daß Gott uns etwas geoffenbart hat. Und diese äußere Thatsache muß sich, wie jede andere äußere Thatsache, auch auf wissenschaftlichem Wege nachweisen lassen. Wenigstens gilt dieß von der christlichen Offenbarung, da es sich hier um eine offenkundige, weltgeschichtliche Thatsache handelt, die mit ihren Wirkungen bis in die Gegenwart hereinragt, wie dieß Nathusius selbst gesteht.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß man von dieser Thatsache keine andere als nur wissenschaftliche Gewißheit haben könne, über die man genau Rechenschaft abzulegen vermag. Tausende von geschichtlichen Thatsachen sind jedem Vernünftigen über allen Zweifel erhaben, obwohl er dieselben nie einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen hat. Aber solche öffentliche Thatsachen lassen sich wenigstens wissenschaftlich nachweisen. Dieses gilt nun auch von den Thatsachen, auf denen der christliche Glaube ruht. Von denselben kann sich ohne große Mühe jeder die Wahrheit aufrichtig Suchende mit Gewißheit überzeugen, da es welthistorische Thatsachen sind, die noch heutzutage in ihren weltumfassenden Wirkungen fortdauern. Vor Allem steht die katholische Kirche selbst wie ein von Gott errichtetes Wahrzeichen unter den Nationen da mit ihrer wunderbaren Einheit und Allgemeinheit, mit ihrer Heiligkeit und Fruchtbarkeit an christlichen Werken, mit ihrer ununterbrochenen Tradition von den Aposteln her. Von diesen Thatsachen kann sich Jeder, der guten Willens ist, mit der Gnade Gottes, leicht überzeugen und zwar ohne mühsame wissenschaftliche Forschung. Allein sie lassen sich

auch streng wissenschaftlich auf geschichtlich-philosophischem Wege nachweisen, so daß jeder vernünftige Zweifel ausgeschlossen wird. Gerade dieses ist die Aufgabe der Apologetik.

So stehen nach katholischer Anschauung Glaube und Wissenschaft, wenn sie auch verschiedene Gebiete einnehmen, dennoch in schönster Eintracht und Harmonie, sich gegenseitig stützend und fördernd, beiderseitig hinweisend auf den höchsten, einzigen und ewigen Urquell aller Wahrheit. Was soll es dagegen heißen, wenn man von uns einen Glauben verlangt, der der Wissenschaft unnahbar ist und doch fordert, daß ihn die Wissenschaft blindlings zur unerschütterlichen Grundlage nehme? Ist das die freie Forschung, welche die Reformation auf ihre Fahne geschrieben hat?

Wir finden es zwar ganz begreiflich, daß gläubige Protestanten vor der Alles zernagenden Kritik der freien Forscher auf dem Gebiete der Theologie sich schließlich auf die unnahbare Höhe des unbeweisbaren, selbstgewissen Glaubens flüchten, um so wenigstens das nackte Leben zu retten. Es handelt sich eben für sie um Seyn und Nichtseyn. Aber was folgt daraus? Nichts Anderes, als daß ein System, welches nothwendig schließlich zu solchen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen muß, unhaltbar ist.

Noch erübrigt uns, kurz dem Leser auseinanderzusetzen, wie sich die katholische Kirche gegen die freie Forschung, besonders in Bezug auf die theologischen Fakultäten, verhält. Diese Frage ist gerade jetzt, wo der Kirche so oft von Seiten übelberathener Regierungen die freie Leitung und Besetzung der theologischen Fakultäten strittig gemacht wird, von besonderer Bedeutung.

Nach katholischer Lehre hat Christus der Herr in seiner Kirche ein unfehlbares Lehramt eingesetzt, dem er den Beistand des hl. Geistes bis zum Ende der Tage versprochen.[1]) An

---

1) Joh. 14, 26; 16, 13. 17. Matth. 28, 18—20.

die Spitze dieses aus den Aposteln und ihren Nachfolgern zusammengesetzten Lehramtes hat er den hl. Petrus und seine Nachfolger, die römischen Päpste gestellt, welche ihre Brüder im Glauben stärken sollen. Durch dieses unfehlbare Lehramt ist die Kirche die Säule und Grundveste der Wahrheit geworden, so daß wer sie nicht hört, auch Christum nicht hört.

Gestützt auf diese Grundlehre haben seit den Tagen der Apostel durch alle Jahrhunderte hindurch die Bischöfe in Verbindung mit dem römischen Papst auf den Concilien die Glaubensstreitigkeiten autoritativ entschieden. Nur im Auftrage dieses Lehramtes hat der katholische Theologe das Recht, die christliche Lehre öffentlich, sei es nun auf der Kanzel oder auf dem Lehrstuhl, vorzutragen, und nur so lange er mit dem kirchlichen Lehramte in seinen wissenschaftlichen Resultaten übereinstimmt, hat er die unfehlbare, göttliche Bürgschaft für die Wahrheit seiner Lehre.

Wie die Kirche allein von Christus den Auftrag zu lehren empfangen hat, so hat sie auch allein das Recht, die Lehrer und Verkündiger der christlichen Offenbarung ein- oder abzusetzen. Die katholisch-theologischen Fakultäten unterstehen deßhalb nach positiv göttlichem und natürlichem Recht sowohl in Bezug auf Ernennung der Lehrer als Bestimmung der Lehrfächer und Lehrmethode ganz ausschließlich den kirchlichen Behörden, bezw. den Bischöfen der betreffenden Sprengel. Wenn eine weltliche Regierung sich ohne ausdrückliche oder stillschweigende Bewilligung von kirchlicher Seite eine Einmischung in diese Angelegenheit erlaubt, so ist das eine Anmaßung und ein Uebergriff auf fremdes Gebiet.

Für den katholischen Theologen liegt nun auch in der Controle, welche die kirchliche Behörde über ihn, immer in der rücksichtsvollsten Weise, ausübt, nichts Entwürdigendes. Er weiß, daß die lehrende Kirche vom hl. Geiste geleitet und vor Irrthum bewahrt wird. Deßhalb unterwirft er sich nur der unfehlbaren Autorität Gottes selbst. Mag man ihm „Unfreiheit“ der Forschung vorwerfen. Es ist ihm nur die

Freiheit zu irren genommen. Er weiß ja, daß Alles was auf dem Gebiete der Offenbarung wahr ist, auf dem der Wissenschaft nicht falsch seyn kann und umgekehrt. Oder kann denn etwa das, was Gottes unfehlbares Wort uns verbürgt, in der Wissenschaft falsch seyn? Wer das behauptet, leugnet die Unfehlbarkeit Gottes oder leugnet, daß Gott der letzte Grund aller Wahrheit, alles Erkennens und Wissens sei.

Gleichwie der Seefahrer frei bleibt, obwohl ihn der Leuchtthurm verpflichtet gewisse Bahnen zu vermeiden, um nicht auf Klippen und Untiefen zu stoßen: so ist auch der katholische Theologe frei, obwohl ihm das katholische Lehramt zeigt, welche Bahnen er vermeiden müsse, um nicht auf die Klippen des Irrthums zu gerathen. Oder gehört denn etwa die Freiheit des Irrthums zum Wesen der wahren wissenschaftlichen Forschung?

Die katholische Kirche verlangt also allerdings Unterwerfung des Lehrers der Theologie unter die kirchlichen Entscheidungen, aber auf Grund göttlicher Ermächtigung und verheißener Irrthumslosigkeit. Der Protestantismus dagegen schreibt die freie Forschung und Leugnung der kirchlichen Lehrautorität auf seine Fahne, um dann schließlich vor den Fluthen einer Alles vernichtenden Kritik seine Zuflucht zu nehmen — zu einer Generalsynode von eines jeweiligen Cultusministers Gnade. E.

XXXII.

Das bulgarische Ereigniß in seiner besonderen Beziehung auf Oesterreich.

Apoll vermochte der teukrischen Königstochter keine schlimmere Unbill zuzufügen, als durch die über alles Volk verhängte Ungläubigkeit. Kassandra erkannte die Wahrheit, aber diese Erkenntniß half ihr zu nichts, da sie dieselbe nur auszusprechen brauchte, um überall belächelt zu werden. So ergeht es in unseren Tagen manchem des Vogelfluges Kundigen, Manchem, der die Zeichen zu deuten versteht und zukünftige Ereignisse zu künden vermag.

Man hat noch zu Anfang des Jahrhunderts von einer Solidarität dynastischer Interessen geredet und man durfte so sprechen, denn man trennte thatsächlich, trotz aller Eroberungssucht und ehrgeiziger Entwürfe, die Sache der Könige von den Privathändeln, die sie anfingen. Ein regierender Fürst konnte in Bezug auf seine eigene Person unter allen Umständen auf eine gewisse Berücksichtigung seiner Würde rechnen, und der gefangene König von Sachsen hatte es nur jener Solidarität der dynastischen Interessen zuzuschreiben, daß er in den Besitz eines Theiles seiner Staaten wieder eingesetzt wurde. Es wurden viele Gewaltakte revolutionärer Natur von den Restaurationsfürsten anerkannt und manche neue den alten hinzugefügt. Als man aber genugsam mediatisirt und sekularisirt hatte, blieb doch erhalten, was des Erhaltens werth

schien. Gewaltsame Abführung mißliebiger fürstlicher Collegen, Depossedirungen waren von dem System der Restauration ausgeschlossen und man mußte, wie der bekannte Diamantenherzog, an der Grenze der Zurechnungsfähigkeit angelangt sein, um von einem so harten Geschicke, wie das der Entsetzung, betroffen zu werden. Nur mit Widerstreben und nach langem Zögern gab die Bundesversammlung ihre Zustimmung zu dem Unabwendbaren.

Wenn aber zur Solidarität dynastischer Interessen eine Forderung der erhaltenden Principien hinzutrat, wenn sich das Recht auch als ein nützliches erwies, wenn mit einem Worte die Opportunität mit dem Rechte Hand in Hand ging, dann war an ein Aufgeben, eine Verzichtleistung nicht zu denken. Und nun!

Man setzt den Bulgaren einen Fürsten und dieser Fürst erfüllt der Mehrzahl der Signatarmächte gegenüber nicht nur die gehegten Erwartungen, er übertrifft sie vielmehr weit. Er erwirbt sich unzweifelhafte Verdienste um die Continentalstaaten, insbesondere um Oesterreich; denn er entwindet sich der erstickenden Umarmung Rußlands, stellt den neugebildeten Staat auf eigene Füße und setzt den Expansionsbestrebungen des Kabinetes von St. Petersburg einen nur schwer zu überschreitenden Damm entgegen.

Man hätte nun denken sollen, daß dieses Beginnen in Wien mit günstigen Augen angesehen werde, und daß die österreichische Politik es sich angelegen seyn lassen würde, die Regierung Alexanders von Battenberg nach Maßgabe der Kräfte und des Einflusses des Wiener Kabinetes zu befestigen. Fürst Alexander war während seiner ganzen Regierungsjahre genöthigt, einen geheimen Minenkrieg mit dem mächtigen Nachbarn zu führen, der sich nicht entschließen konnte, Bulgarien freizugeben, und in seinem Fürsten nur einen Vasallen Rußlands erblickte. Mit welchen Widerwärtigkeiten hatte der deutsche Fürstensohn nicht zu kämpfen! Mit ihm aufgedrungenen russischen Staatsmännern, die mit seiner Bevormundung be-

auftragt waren, mit ihm oktroyirten Offizieren russischer Provenienz, deren eigentliche Aufgabe in der Russificirung der bulgarischen Armee bestand. Hundert und hundert andere Männer hätten darüber den Muth verloren und Bulgarien seinem Schicksale überlassen. Sie wären an seiner Stelle um so leichteren Herzens den wachsenden Verlegenheiten aus dem Wege gegangen, als ihm die Großmächte für die bewiesene Ausdauer und Culturarbeit geringen Dank wußten, und Serbien gar nicht begriff, welch wesentlichen Dienst Fürst Alexander der Unabhängigkeit des jungen Königreiches leistete. Der Prinz von Battenberg harrte aus und blieb auch dann noch auf seinem Posten, als man ihn zur Vereinigung Ostrumeliens mit seinem Stammlande drängte.

Am Berliner Congreß war das Belieben die Richtschnur. Geschichte und historische Continuität war für die Staatskünstler des Congresses so viel als nicht vorhanden; man frug nicht lange um Vergangenheit und Zukunft, sondern verfuhr, wie der Schneider mit seinem Stoffe, zerschnitt, fleckte, stickelte, verlängerte und kürzte, daß es eine Art hatte. So machte man es denn auch mit Bulgarien und Ostrumelien. Ein künstlicheres Produkt war nicht zu erdenken als dieses halbsouveräne Bulgarien mit einem viertelsouveränen Rumelien daneben, und jedes der beiden Länder besonders und nach verschiedenen Statuten regiert, während doch die Bevölkerung sich einig wußte und die künstliche Sonderung verabscheute. Fürst Alexander, der sich vor die Alternative dem Thron zu entsagen oder auf den Plan der Vereinigung der unnatürlich getrennten Länder einzugehen gestellt sah, unterzog sich auch dieser Aufgabe, von der er voraus wissen konnte, daß sie die schwierigsten Verwicklungen in ihrem Gefolge haben würde, nicht sowohl aus Ehrgeiz als aus Erbarmen mit dem Lande und Volk, das ihn lieben und ihm vertrauen gelernt hatte.

Die Wirkungen dieses Staatsstreiches ließen nicht lange auf sich warten. Serbien fühlte plötzlich den Beruf in sich, den verletzten Berliner Vertrag an Bulgarien zu rächen. Als

ob König Milan mit Vollstreckung der Reichsacht wider den Friedensbrecher beauftragt wäre, erklärte er dem Fürsten Alexander den Krieg. Daß man in Wien den König von Serbien zu diesem vom Zaun gebrochenen Streit ermuthigte, wenn nicht gar der Kriegsplan in der österreichischen Hauptstadt ausgeheckt wurde, war ein Fehler, der einen ganzen Schwarm nachzügelnder Irrthümer im Gefolge hatte.

In Wien mußte man sich über die Bestrebungen und Zwecke des Bulgarenfürsten doch klar sein; man mußte wissen, daß Alexander von Battenberg von allen Balkanfürsten die tüchtigste Persönlichkeit war. Die Bestrebungen und Zwecke des Battenbergers harmonirten mit der Politik, welche der gesunde Menschenverstand Oesterreich vorzeichnete. Fürst Alexander suchte sich der russischen Bevormundung zu entziehen, um ein selbstständiges Staatswesen zu begründen, das sich nicht auf des Czars Gnaden stützte. Die Ausfallpforte Rußlands sollte geschlossen und der moskowitischen Politik das Wasser abgegraben werden. Das Wiener Kabinet konnte nichts Besseres wünschen und diese Förderung des österreichischen Interesses wurde durch den Umstand, daß sie auch Großbritannien zu Gute kam und von London aus gut geheißen wurde, nicht in ihr Gegentheil verkehrt. Wer Serbien zum Angriff auf Bulgarien ermunterte, erwies der österreichischen Monarchie einen schlechten Dienst. Das Wiener Kabinet ging aber in seiner Voreingenommenheit gegen den Fürsten Alexander noch um einen Schritt weiter; es verstieg sich zu Drohungen und nöthigte den Fürsten von Bulgarien, als sich die befreundeten Serben die wohlverdienten Schläge geholt hatten, den Degen in die Scheide zurückzustoßen.

Der Divan zu Constantinopel hatte eine Ahnung von der Wahrheit und dem Nutzen, welchen er aus dem jungen Staate ziehen konnte. Die Türken brausten nicht in blindem Zorne auf, sondern machten sich mit dem Gedanken vertraut, in dem Fürsten Alexander den tapfern Grenzhüter zu sehen, und in dieser Beziehung übertraf der wegen seiner Scharf=

sichtigkeit gerade nicht berühmte Türke die Wiener Staatsmänner um ein Bedeutendes.

Richtig wurde die Lage auch in St. Petersburg erkannt. An der Vereinigung der beiden ehemals türkischen Provinzen hatte man nichts auszustellen, da dieselbe der ursprünglichen Absicht Rußlands und den Abmachungen von San Steffano entsprach. Hätte ein Vertrauensmann des russischen Kabinets diese Vereinigung bewerkstelligt, man würde mit Lob und Hülfe nicht gespart haben. Aber die Vereinigung wurde unter der Aegide eines Mißtrauensmannes vollzogen. Man besann sich in St. Petersburg rasch und beschloß, die Vereinigung bestehen zu lassen, aber den Mann, der es gewagt hatte, ohne Rußland und gegen Rußland die Union durchzuführen, zu Grunde zu richten. Rußland wollte einen willfährigen Vasallen und stieß auf einen selbstständigen Charakter. Das war zuviel und konnte nicht geduldet werden. Das Verderben des Fürsten Alexander war beschlossene Sache und man gab sich in St. Petersburg gar nicht Mühe, eine entgegengesetzte Gesinnung zu heucheln. Fürst Alexander wurde aus der russischen Armeeliste gestrichen und ihm mit diesem Akte der höchstpersönliche Krieg erklärt.

Die Feindseligkeit Rußlands war sehr erklärlich. Fürst Alexander hatte nicht nur als einfacher Fürst von Bulgarien dem Kabinet von St. Petersburg Opposition gemacht, sondern sein kleines Reich überdieß durch die Angliederung Ostrumeliens vergrößert und auf solche Weise die Basis seiner Opposition erweitert und gefährlicher gemacht. Vor diesem letzten Schritte begnügte sich das officielle Rußland, dem Fürsten das Regieren zu verbittern und den kleinen Krieg zu führen, der ja im Falle einer Bekehrung Alexanders sofort abgebrochen werden konnte; nach der Vereinigung beider Länder nahm man keinen solchen Zwischenfall mehr in Aussicht, sondern führte den Krieg bis auf's Messer und ohne sich in den Mitteln zum Zwecke wählerisch zu erweisen.

Rußland hatte, politisch zu reden, Recht, den Fürsten

zu hassen und auf seinen Untergang zu sinnen. Hatte man aber in Wien oder Berlin gerechten Grund, diese Meinung zu theilen? Wenn es der deutsche Reichskanzler mit Oesterreich ehrlich meint und auf das österreichische Bündniß den Werth legt, den er darauf zu legen vorgibt, dann mußte er in Wien die Erhaltung des Fürsten Alexander auf dem Thron Bulgariens wärmstens anempfehlen; dann durfte er nicht achselzuckend bemerken, daß die bulgarischen Ereignisse Deutschland unberührt ließen. Denn Deutschland wurde mittelst Oesterreichs durch die Dinge, die sich in Sophia abspielten, sehr empfindlich berührt. In Wien hatte man Ursache, eine Berliner Empfehlung nicht erst abzuwarten, man mußte sich der Nothwendigkeit, dem Rechte des Fürsten Alexander Schutz angedeihen zu lassen, von vornherein bewußt seyn.

Wenn die österreichische Diplomatie aber das Richtige nicht erkannte und falsche Bahnen einschlug, so darf das nur als die Fortsetzung jenes unglückseligen Systems betrachtet werden, das seit Fürst Schwarzenbergs Tod in Wien das Uebergewicht erlangt hatte. So urtheilt der größte jetzt lebende Politiker über den Nachfolger Schwarzenbergs, der es dahin brachte, Oesterreich den Sitz auf dem Erdboden zwischen Rußland und den Westmächten und den Verlust der Lombardei zu bereiten. So ging es unter Rechberg, der die preußische Aktion beaufsichtigen und, insoferne sie Oesterreich gefährliche Bahnen einschlagen sollte, vereiteln wollte. So unter dem Minister ohne Portefeuille, der nie zu Hause zu treffen war und statt dessen Graf Mensdorff vor der Welt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten figurirte. Eine Ausnahme von der traurigen Regel jener Zeit machte nur ein Mann, der in zweiter Linie stand, an Scharfsinn und diplomatischer Begabung aber seine Vormänner bei weitem überschaute: Graf Gustav Blome. Ihm gelang es, den viel angefeindeten Gasteiner Vertrag abzuschließen, dessen Geschichte freilich erst geschrieben werden muß.

Graf Beust kannte nur Eine Leidenschaft, diejenige

Preußen zurückzudrängen, ihr brachte er jede bessere Einsicht zum Opfer. Oesterreich galt ihm nur als Mittel, seine ungestillte Rachsucht zu befriedigen, und so stand er nicht an, auf die innere Gestaltung der Monarchie den verhängnißvollsten Einfluß zu üben. Das Bürgerministerium mit seinen gewaltthätigen, dem Geiste der Geschichte Oesterreichs widerstrebenden Reformen war sein eigenstes Werk. Auf ihn folgte Andrassy, der den Türkenkrieg ausbrechen ließ, als ob es sich nur um ein Lustlager an der österreichischen Grenze handelte. Wir hörten von ihm das verhängnißvolle Wort, daß die ehrwürdigen Traditionen der österreichischen Hauspolitik keine Berücksichtigung verdienten und durch die lichtvollen Conceptionen von Männern seines Schlages ersetzt werden müßten. In der That wohnte der Politik dieses Staatsmannes ein zigeunerhafter Zug inne, der sich in der bekannten Sorglosigkeit jenes Volksstammes bekundet. Graf Andrassy kümmerte sich wenig um jenen diplomatischen Anstand, der den Verkehr civilisirter Nationen regelt, er ließ auch seine eigenen Organe oft genug ohne jeden Aufschluß, während sein Vorgänger alle Kanzleien mit Tinte überschwemmt hatte.

Bedenkt man, daß sich das Interesse an der definitiven Ordnung der orientalischen Angelegenheit zwischen Oesterreich und Rußland theilte, so wird man dem Grafen Andrassy das Lob einer thätigen und der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden Vertretung am Berliner Congreß kaum zu spenden geneigt seyn. Graf Andrassy hatte das Steuerruder bereits während der Stambuler Conferenz eingebüßt und ließ sich von da an willenlos von Wind und Wellen fortbewegen. Oesterreich durfte es nicht zum Bruche zwischen der Pforte und Rußland kommen lassen, wenn sein Leiter der auswärtigen Angelegenheiten nicht das Programm einer neuen Ordnung der Zustände auf der Balkanhalbinsel in der Tasche und das Bewußtseyn seiner Durchführbarkeit im Kopfe herumtrug. Was sich bei Andrassy finden ließ, bestand in der „gebundenen Marschroute", deren sich der Minister rühmte,

als ob er der Monarchie der Habsburger eine außerordentliche Auszeichnung erworben hätte.

Der Vertreter Oesterreichs am Berliner Congreß mußte über die Exigenzen der Habsburgischen Monarchie bündigen Bescheid ertheilen können. Was den Diplomaten Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Deutschlands verzeihlich war, der Irrthum in ihrem Verfahren, das war für Graf Andrassy unverzeihlich. Mochten die anderen Diplomaten ein Flickwerk liefern und dasselbe unter den Posaunenstößen der internationalen Presse als Großthat feiern lassen, der österreichische Minister mußte heller sehen, was seinem Staate frommte; er durfte in keine Neuordnung willigen, die nur neue Unordnung zu erzeugen geeignet schien. Hieher zählt vor allen anderen Mißgriffen die Constituirung Bulgariens und Ostrumeliens als politisch getrennte Zwitterstaatswesen.

Die Nachfolger des Grafen Andrassy erhoben sich nicht über das Niveau ihres ungarischen Vorgängers, ja sie blieben häufig noch unter der Linie seines Verhaltens und seiner politischen Thätigkeit. Daß wir dabei an dem politischen Axiom des bundesfreundlichen Verhältnisses zu Deutschland nichts auszusetzen haben, scheint uns eigentlich überflüssig zu betonen. Der unversöhnlichste Feind Preußens und seines Kanzlers rief nach Sedan, die Hände sinken lassend, aus: „Unsere Zukunft beruht nun auf der Freundschaft mit dem neuen Reiche, wir müssen die Streitaxt für ewige Zeiten begraben und den Oelzweig aufpflanzen". Wenn wir unsere auswärtige Politik tadeln, so geschieht es gewiß nicht wegen der Pflege deutscher Freundschaft, sondern wegen ungeschickter Benützung derselben oder vielmehr wegen totaler Verkennung der politischen Lage.

Wie ein rother Faden durchzieht unser Verhältniß zu Rußland ein System des Zurückweichens und Nachgebens, wie es bei kleineren Staaten Großstaaten gegenüber etwa gebräuchlich, für Großmacht aber Großmacht gegenüber unerhört

ist. Unsere Kraft scheint unerschöpflich, wenn man sie an unserer Freigebigkeit mißt. Wir erlauben Alles, gestehen Alles zu und übernehmen bisweilen selbst die Exekution russischer Pläne.

Wir haben lange darüber nachgesonnen, was denn die österreichischen Staatsmänner bewegen könnte, Rußland unsere vaterländischen Interessen so großmüthig zu opfern. Jetzt wissen wir es, das Geheimniß ist entsiegelt und die Welt in Stand gesetzt, den diplomatischen Scharfsinn zu bewundern. Rußland soll von einem Bündniß mit Frankreich abgehalten werden, und damit es davon abgehalten werde, muß es bei guter Laune erhalten werden. Das kostet schwere Opfer, aber unsere Mittel erlauben uns das. Rußland soll an der Allianz mit Frankreich gehindert werden! Wollten wir uns der Sprache des deutschen Reichskanzlers bedienen, so müßten wir gestehen, daß uns ein eventuelles Bündniß Rußlands mit Frankreich nicht „unmittelbar tangire“, und wir daher keinen Grund hätten, uns in Unkosten zu versetzen. Wenn wir aber auch auf diese Analogie verzichten, so bleibt noch so mancher ernsthafte Grund zurück gegen jenes politische Recept. Für das deutsche Reich mag die ganze Bedeutung der orientalischen Frage in der fernen oder näher gerückten Wahrscheinlichkeit einer Verbindung Rußlands mit Frankreich gelegen sein; der deutsche Reichskanzler mag die Frage ausschließlich von dieser Seite auffassen. Aber Oesterreich kann und darf auf diesem Wege nicht folgen. Das Verhältniß Deutschlands zum Orient ist eben ein von Oesterreich sehr verschiedenes, und wir begreifen, daß Fürst Bismarck auf das, was sich an der deutschen Grenze abspielt, mehr Gewicht legt, als auf die Ereignisse in jenen durch weite Erdstriche vom deutschen Reiche getrennten Ländern. Wir Oesterreicher aber werden von den orientalischen Vorgängen unmittelbar berührt; sie werfen ihre Reflexe weit über unsere Grenzen. Für uns stehen die orientalischen Ereignisse in erster, das russisch-französische Bündniß erst in zweiter Linie. Man darf uns daher auch nicht zu-

muthen mit dem, was uns zunächst liegt, für das Fernliegende Opfer zu bringen. In diesem Falle würden sich die Rollen zu ungleich vertheilen; Deutschland würde von der Besorgniß einer russisch-französischen Allianz auf Kosten Oesterreichs befreit, ohne daß letzteres auf Entschädigung zu rechnen hätte.

Aber geben wir einen Augenblick den Grundsatz zu: der Czar müsse durch zeitweilige Zugeständnisse bei guter Laune erhalten und der Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Frankreich überhoben werden. Soll das heißen, daß man die Dinge im Orient nach dem Wunsche des Kabinetes von St. Petersburg gehen lassen müsse? Wäre das der Fall — was wir ja nicht annehmen wollen, dann müßte sich unabweisbar die Frage nach dem Werthe des deutsch-österreichischen Bündnisses für Oesterreich erheben. Man darf doch nicht die Waffengenossenschaft Oesterreichs für deutsche Zwecke in Anspruch nehmen, ohne zu Gegendiensten bereit zu sein.

Eine andere und, wie wir meinen, höchst wichtige Frage ist die nach der Zweckmäßigkeit des anempfohlenen Mittels. Also: man darf Rußland nicht brüskiren, soll ihm gefällig seyn, in die eigne Tasche greifen und die Freundschaft durch zeitweise Geschenke erhalten. Aber endlich einmal wird die Möglichkeit neue Zugeständnisse einzuräumen und neue Gefälligkeiten zu erweisen, erschöpft seyn. Wie wird sich dann das Verhältniß zwischen Oesterreich und Rußland gestaltet haben? Rußland wird sich in einer ohne Vergleich günstigeren Position befinden als in jener Zeit, da der Grundsatz, den Czar durch Geschenke von einem französischen Bündnisse abzuhalten, zur Geltung gekommen war; Oesterreich wird seine Stellung aus Gefälligkeit gegen das Kabinet von St. Petersburg gründlich verdorben haben. Die russische Politik würde ein neues Opfer fordern, diesesmal sozusagen aus dem „Fleische Oesterreichs". Es könnte trotz aller Ueberredungskünste Deutschlands nicht mehr gebracht werden. Gesetzt, es gelänge, selbst das Berliner Kabinet von der Unmöglichkeit zu überzeugen, und der deutsche Botschafter gäbe dießbezüglich in St. Petersburg

die bündigste Erklärung ab. Muthete nun Rußland der deutschen Vormacht selber das Opfer an, welches man von Oesterreich vergeblich heischte, nun, so wäre der gefürchtete Moment und das gescheute Bündniß dennoch da, unter ohne Vergleich gefährlicheren Umständen. Die von Oesterreich gebrachten Opfer hätten sich als vergebliche erwiesen und man hätte in Wien nur zur Stärkung und Kräftigung des Feindes beigetragen, ihm die Behauptung der Balkanländer wesentlich erleichtert und dennoch nicht verhindert, was der Zweck einer solchen Politik seyn sollte. Wenn wir hiebei der Pforte nicht erwähnen, so geschieht es, weil ihr jede Initiative abhanden gekommen ist und sie nur ein Scheinleben fortführt, das uns mehr Entsetzen als Theilnahme einflößt.

Wir haben, die Berechnungen Rußlands wohl kennend, den Einbruch der Serben in Bulgarien geduldet und uns schließlich unter die streitenden Brüder geworfen. Wir hielten es aber noch immer nicht in unserem Interesse, Ruhe zu gebieten, sondern gestatteten dem König Milan die Wiedervergeltungsgelüste seiner Nation zu nähren. Die Spannung zwischen beiden Balkanstaaten währte fort und man sah dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten nicht ohne Sorgen entgegen. Indessen rüstete Rußland zur Entsetzung des mißfälligen Fürsten von Bulgarien. Der Plan, sich dieses lästigen Gegners zu entledigen, war nicht neu und es wird uns berichtet, daß Baron Kaulbars schon einmal Anstalt getroffen hatte, den Fürsten in aller Stille aufzuheben. Der Versuch mißlang und wurde nun mit mehr Erfolg erneuert. Man halte sich die Situation gegenwärtig. Erzherzog Karl Ludwig war in Petershof zum Besuche der kaiserlichen Familie eingetroffen und hatte sich mit seiner erlauchten Gemahlin des ausgezeichnetsten Empfanges zu erfreuen, so daß er den Zeitpunkt seiner Abreise verschieben und noch mehrere Tage im Kreise der russischen Kaiserfamilie zubringen mußte. In die gleiche Zeit fallen die Ministerverabredungen zu Kissingen und Gastein.

Die öffentliche Meinung beruhigte sich unter dem Eindruck dieses Gedankenaustausches und man zweifelte keinen Augenblick, daß die Ruhe auf der Balkanhalbinsel die nächsten Monate wenigstens ungetrübt bleiben werde. Da verlautet plötzlich die Kunde von der Absetzung und Gefangennahme des Fürsten Alexander. Die Officiösen der deutschen und österreichischen Regierungspresse wetteifern mit einander an — Liebenswürdigkeit. Das göttliche und menschliche Recht scheint sich aus dieser sublunarischen Welt geflüchtet zu haben, mindestens ist von ihm keine Rede. Ein frostiges Bedauern mit so vielen umsonst vergeudeten Talenten ist Alles. „Der Fürst trug den Keim seines politischen Verderbens in sich." „Er hätte sich der russischen Politik unterordnen und sich derselben fügsam zeigen sollen. Er that es nicht und er leidet jetzt die verdiente Züchtigung". So äußerte sich nicht die russische Journalistik, sondern die aus dem österreichischen Preßfond bezahlte und erhaltene alte „Presse". Weiter: „So bedauerlich das Loos des Prinzen von Battenberg auch ist, vereinfacht das Ereigniß von Sophia doch die Lage in befriedigendster Weise. Das Volk wird eben einen Rußland genehmen Fürsten auf fünf Jahre zu wählen haben."

Man greift bei Durchlesung dieser Artikel unwillkürlich nach seinem Kopf und denkt nach, ob man etwa einige Jahre verträumt und sich während des langen Traumes eine russische Regierungsabtheilung in Wien etablirt habe. In Sophia vollzieht sich ein ungeheuerlicher Verrath, triumphirt eine abscheuliche Verschwörung, und die österreichischen Regierungsorgane haben dafür kein Wort des Tadels! Jener Verrath und diese Verschwörung wurden im russischen Interesse und gegen das österreichische Staatsinteresse angesponnen, und die officiöse Journalistik findet, daß das ja ganz gut zur Erreichung der österreichischen Zwecke förderlich sei.

Hätte die österreichische Politik stets das Richtige getroffen, stünde ein Staatsmann an der Spitze der Geschäfte, der, wie Metternich, das Ansehen und den Einfluß der Monarchie

noch über die wahren Kräfte derselben hinaus zu wahren verstanden hätte, wir würden vielleicht der eigenen Einsicht mißtrauen und uns überreden lassen, daß der Vortheil Rußlands im Grunde sein Nachtheil und unser Vortheil sei. Nachdem wir aber erlebt haben, was wir erlebten, seit wir gesehen haben, über welch bescheidene Mittel unsere Leiter der Politik seit lange verfügten, und welche Verkehrtheiten für preiswürdige Thaten ausgegeben wurden, seit dieser Zeit haben wir uns gewöhnt, nichts ungeprüft hinzunehmen — nichteinmal den Sieg, welchen die österreichische Staatsklugheit in Sophia über Rußland davongetragen.

Wenn wir nur wenigstens mit unserem Glückwunsche zur Absetzung des Fürsten Alexander ein paar Tage gewartet hätten, wir würden durch diese Verzögerung keinen Schaden gewonnen haben. Während wir das bulgarische Volk mit Vorwürfen des Undankes überhäuften — irgend ein Todtenopfer mußte dem armen Fürsten denn doch gebracht werden — erhob sich dieses „undankbare Volk" voll Dankbarkeit wider die von Rußland erkauften und besoldeten Verschwörer. Es warf sie von den Ministersesseln herab, es riß sie von der Staatskrippe weg und vergoß dennoch nicht einen Blutstropfen seiner russischen Todfeinde. So hatte es nichteinmal den geringsten Vorwand zu der Beschuldigung geliehen, daß in Bulgarien „Anarchie herrsche", deren man nicht früh genug Herr werden könne.

Im entschiedensten Gegensatze zu den Anschauungen der Regierungen von Deutschland und Oesterreich manifestirte sich die öffentliche Meinung zu Gunsten des Fürsten Alexander. In Wien warf man die „Presse" entrüstet zu Boden und äußerte sich in wenig schmeichelhafter Weise über die Liebedienerei gegen Rußland. Selbst die in Aussicht gestellte Vergütung der Einwilligung Rußlands zur Unabhängigkeitserklärung der occupirten ehemals türkischen Provinzen mochte nicht verfangen. Einmal wurde eingewendet, daß Rußland nichts bewilligen könne, über was ihm kein Verfügungsrecht

zustände; dann wollte man den Werth jener Annexion nichteinmal so hoch anschlagen als den Besitz der bulgarischen Fürstenwürde in unbefleckten, Rußland unzugänglichen Händen.

Noch lauter und entschiedener machte sich die Volksstimme in Galizien hörbar. Alexanders Reise durch diese polnische Provinz gestaltete sich zu einem Triumphzug. Der Fürst hatte nie Gelegenheit, sich die polnische Nationalität verbindlich zu machen, umsomehr Gewicht darf auf die spontane Kundgebung der Polen gelegt werden. Sie fühlten es mit dem Instinkt der Wahrheit heraus, daß Alexander als Hüter der europäischen Civilisation das Einbruchthor nach dem Westen treu bewahrt hatte.

Das Alles wird vielleicht an dem Gange der Dinge nichts ändern. Mag das Volk der Bulgaren seinen Fürsten zurückfordern, mag sich die öffentliche Moral gegen den unerhörten Akt der Gewalt noch sosehr sträuben, mag die allgemeine Meinung die großmächtliche Politik noch so hart, einmüthig und entschieden verurtheilen, mag die Staatsraison noch so klar und deutlich gegen die Fortsetzung dieses verhängnißvollen Verfahrens sprechen: Kassandra hat zwar das Recht zu prophezeien, die Regierungen besitzen aber das gleiche Recht, ihren Vorausverkündigungen den Glauben zu versagen.

Wir haben uns umsonst angestrengt, in der Politik der Mächtigen den lichten Punkt zu entdecken, der zu einer leidlichen Ordnung der orientalischen Angelegenheit den Ein- und Ausgang erhellte. Was wir gewahrten, war Nothbau und Stückwerk, wie es des Tages Bedürfniß gerade benöthigte. Der Britte, welcher die Gefahr noch am deutlichsten erkennt, weiß kein besseres Auskunftsmittel, als auf das Jahr 1853 zurückzugehen und die Erhaltung der Integrität des türkischen Besitzes anzuempfehlen. Wenn dieses Mittel vor einem Menschenalter noch einigen Sinn hatte und durch inzwischen verübte Gewaltthaten nicht unwirksam gemacht worden wäre, man könnte es seiner Einfachheit willen manchem andern

Experimente vorziehen. Wie die Dinge heute stehen, wie sich die Pforte zur Stunde für politisch bankerott erklärt, wird man von diesem Heilverfahren wohl keine Wunder erwarten. Rußland ist auf dem Vormarsch begriffen und die staatlichen Verhältnisse Europas begünstigen seine Absichten. Das Balkangebiet enthält keine widerstandsfähigen Elemente. Es herrschen dort nomadenhafte Zustände. Jeder Staat sorgt für sich, als ob er allein da und sich Selbstzweck wäre. Aus diesem Chaos kann nur der Triumph jener Großmacht resultiren, die zweckbewußt und unbekümmert um Ein- und Gegenrede auf ihr Ziel losgeht.

Ein anderes Ansehen müßte die Sache gewinnen, wenn es gelänge, die Balkanländer ihrer Isolirung zu entreißen und ihren Kräften einen gemeinsamen Zielpunkt zu geben. Wäre es möglich, die Balkanstaaten in einem Staatenbund zusammenzufassen und diesem Bunde eine feste Grundlage zu verleihen, man würde die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges damit im Keime ersticken und sich obendrein ein Verdienst um die Menschheit erwerben.

Man weiß, daß der Islam keiner Regeneration fähig ist, und man kann von der Pforte daher das Unmögliche nicht fordern. Was man aber verlangen dürfte, wäre der Beitritt des Sultans für seinen europäischen Länderbesitz zum Balkanstaatenbund. Durch diesen Beitritt würden die von der türkischen Race noch heute occupirten europäischen Provinzen der türkischen Mißwirthschaft entzogen und dem civilisatorischen Gesetze des Abendlandes unterstellt. Wieder würden die zersplitterten Kräfte, über welche einst der Islam verfügte, in den Dienst einer Idee zusammengefaßt, aber diese Idee wäre eine ächt abendländische, welche die Befreiung von jeglichem Joche, vom moskowitischen sowohl als vom türkischen bedeutete.

Der Russe hätte es von da an nicht mit den Duodezkönigreichen Rumänien und Serbien, mit den Kleinfürsten von Bulgarien und Montenegro, mit dem kranken Manne

am Bosporus zu thun, sondern mit einem Achtung gebietenden Staatenbunde, dessen Gebiet von zwei Meeren bespült wird und der von der Grenze Mitteleuropas bis an die Marken Kleinasiens reicht.

Wir hätscheln diesen Gedanken nicht wie ein Lieblingskind; vermag man etwas Zweckmäßigers vorzuschlagen, es soll uns lieb seyn. Aber das Eine möge man sich gesagt seyn lassen, daß die gerühmte Methode, die jetzt befolgt wird, den leitenden Staatsmännern als die bequemste erscheinen mag, aber nie und nimmer zum Ziele führen kann und wird. Man will keinen Krieg. Das ist schön und edel gedacht, und wir würden Euch loben, wenn Krieg und Frieden von Euch allein abhinge. Ihr wollt keinen Krieg und werdet den Balkan Stück für Stück Euren Friedensbedürfnissen zum Opfer bringen. Ihr wollt keinen Krieg und Ihr werdet zahllosen *kleinen* Kriegen mit verschränkten Armen müssig zusehen, Ihr wollt keinen Krieg und man wird dem Recht und der öffentlichen Moral unter Euren Augen den Krieg machen und das Messer in Eurer Gegenwart im Leibe des Opfers umdrehen. Und am Schlusse, wenn Ihr Wind und Staub und sengenden Sonnenstrahl gegen Euch habt, wenn der Feind in Eurem Rücken steht und Alles eingetroffen ist, was Ihr eben vermeiden wolltet, wird man Euch höhnisch zum Hauptschlage nöthigen. Die Geschichte aber wird Euch vielleicht das Lob der Friedfertigkeit zuerkennen, den Ruhm der Einsicht und staatsmännischen Weisheit aber unbedingt versagen.

XXXIII.

Eine deutsche Fürstin des 16. Jahrhunderts.

(Ein Culturbild.)

II.

Man würde sich jedoch irren, wenn man nach dem bisher Mitgetheilten glauben wollte, die so völlig als praktische, thätige, sparsame Hausfrau par excellence erscheinende Kurfürstin hätte über den mit so großem Eifer betriebenen Geschäften die Pflege der Schönheit des Leibes und der dieselbe erhöhenden und erhaltenden Toilettenkunst, sowie Putz und Schmuck versäumt. Freilich bedurfte die gestrenge Dame zur etwaigen Beschönigung vor ihrem eigenen Urtheile des Hinweises auf die Pflicht, „daß ein Weib ihrem Manne gefallen müsse", weßwegen sie „selbst das Schminken für keine Sünde hielt". Die anmuthige Schilderung, welche ihr Biograph nach verschiedenen Bildnissen von der jugendlichen Prinzessin Anna gibt, wird vervollständigt, wenn wir weiterhin erfahren, daß einer ihrer Hauptreize eine sehr schöne, auffallend kleine Hand war. Dieses Vorzuges sich wohl bewußt, widmete sie der Erhaltung desselben vorzügliche Sorgfalt und wandte hiefür eine besondere Seife, sowie „Faistes" (Fett) und eine wohlriechende Handsalbe an. Um so höher dürfte es anzu-

schlagen seyn, daß sie diese schönen Händchen tüchtig zur Arbeit zu gebrauchen wußte und z. B. auf dem Ostravorwerk zu Dresden eigenhändig das Butterfaß bearbeitete, um ihrem Gemahl selbstbereitete Butter vorsetzen zu können. Wissen wir ja doch auch, daß dieselben feinen Hände August's Wäsche wuschen, Säfte einkochten und, wie wir sehen werden, viele Arzneimittel selbst bereiteten.

Was die Kleidung betrifft, so war sie eine Gegnerin der damals in Aufschwung kommenden „wälschen Mode" mit „den glatten Schürzen und ungefalteten Röcken"; sie blieb der deutschen Tracht treu: „wir wollen in dieser ehrlichen Kleidung so wohl bestehen und soviel Ruhm davon bringen, als wenn wir uns gleich gar wälsch und frech kleideten". Uebrigens war die deutsche Kleidung nichts weniger als einfach und prunklos, sondern bot zur Entfaltung gediegener Pracht reichliche Gelegenheit. Sammet, Atlas, „Damaschk", Pelzwerk, Stickerei in Gold und Silber, Schleier und Spitzen, namentlich die damals jüngst erfundenen geklöppelten, Federn, Krausen, Borten, dies Alles fand reichlichste Verwendung, und ein Verzeichniß der in Anna's Kleiderschränken verwahrten Gewänder läßt auf große Manichfaltigkeit und Fülle schließen. Den Kopfschmuck bildeten „dänische Mützen", Hauben und Schleier; die „Hauben" waren mit Kleinodien und Perlen, mit Rubinen und Diamanten verziert; auch einer „goldenen Haube von gezogenem Golde" geschieht Erwähnung.

Es darf demnach als gewiß angenommen werden, daß Anna, wenn es galt, immer mit der ihrer hohen Rangstellung gebührenden Pracht auftrat, ob sie nun auswärts an der Seite ihres Gemahles erschien oder zu Hause als Wirthin vornehme Gäste bei sich sah. So wurde bei den 1570 in Heidelberg stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Elisabeth eine „wahrhaft königliche Pracht" entfaltet: die Braut war „mit Kleinodien, Ketten, Ringen, Edelsteinen so herrlich ausstaffiret, als wäre sie mehr denn eines Königs Tochter". Ganz besonderes Aufsehen aber erregte bei dieser

Gelegenheit die von der Kurfürstin Anna selbst zur Schau getragene Pracht. „Sie habe sich“, berichtet der venetianische Gesandte, „beim Abendtanz von acht der vornehmsten Herrn mit Fackeln vortanzen lassen, während der Kaiserin bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nur zwei vorzutanzen pflegten“.

Als Wirthin war Anna, bei einer ungemein ausgedehnten Gastfreundschaft, in hohem Grade liebenswürdig und erwarb sich die Liebe Aller, die ihr näher traten. Es fand zu jener Zeit ein lebhafter Wechselverkehr unter den fürstlichen Familien statt; man besuchte sich, man feierte gemeinschaftliche Feste; Hochzeiten und Kindstaufen, Turniere, öffentliche Schießen und Jagden boten Veranlassung zu Zusammenkünften; man erwies sich kleine und große Gefälligkeiten, z. B. durch leihweises Ueberlassen des Silberschatzes für eine besonders festliche Gelegenheit. Dieß spiegelt sich treulich in den noch vorhandenen Correspondenzen, die oft einen gar vertraulichen und herzlichen Charakter tragen. Nicht zum wenigsten wurde das freundschaftliche Verhältniß der fürstlichen Familien untereinander durch die zahlreichen Geschenke aufrecht gehalten, mit denen man sich zu bestimmten Zeiten erfreute; solche waren namentlich der St. Niclastag, Weihnachten, das große und das kleine Neujahr, Geburts- und Namenstage. Unter diesen oft sehr werthvollen, oft auch vorzugsweise praktischen Geschenken kommen ziemlich absonderliche vor von Solchen, die keine wirklichen Kostbarkeiten zu verschenken hatten: so lesen wir von einem „Glücksgulden“, den die alte wunderliche Gräfin von Mannsfeld gespendet, sowie von zwei Kämmen, die sie mit der beruhigenden Versicherung begleitet: „Ew. Ch. G. betörfen nich sorgen, das sich jemandt hatt mitt gekempt, vor 11 Jaren war ich zu Antorf, da kauft ich sie beide, habe sie in einen Schrangk gehapt bies incontt.“ Aber auch der Fürst von Anhalt überraschte das kurfürstliche Paar im Jahre 1560 mit einem Geschenk, das fast durch seine Winzigkeit imponirt: es waren zwei aus Hasenknochen geschnitzte Zahnstocher! Da Anna

sehr heiteren Gemüthes und dem Scherze sehr zugänglich war, mochte sie sich über dieses fürstliche Geschenk nicht wenig amüsirt haben.

Gerade durch ihren Frohsinn war sie dem mehr ernsten und von Widerwärtigkeiten oder Sorgen leicht niedergedrückten Kurfürsten unentbehrlich geworden. Ihre Neckereien und „seltsamen Possen", auf die in den Correspondenzen vielfach angespielt wird, glätteten oft die Falten seiner Stirne; er liebte es namentlich, wenn sie zusammen über ein Gedicht heiteren Inhaltes lachen konnten, wie er es auch trotz seines sonstigen strengen Ernstes seinen Gästen Dank wußte, wenn sie ihn durch „eine lustige Conversation" unterhielten. So durfte Anna von Seiten ihres Gemahles freundlicher Zustimmung gewärtig sein, wenn sie gelegentlich einen absonderlich drolligen Streich ausführte, wie z. B. als sie dem Hofprediger Kademann, der sie während einer Krankheit im Jahre 1582, also nur wenige Jahre vor ihrem Tode, öfter durch seinen Zuspruch getröstet hatte, als Anerkennung für seine Bemühung ein wildes Schwein schickte, welche seiner Ansicht nach geringfügige Gabe freilich im Ansehen stieg, als es sich herausstellte, daß das Thierchen in seinem Innern tausend Thaler in Dukaten barg — eine wahrhaft fürstliche Belohnung! Dieser wohlgemeinte, wenn auch der Form nach nicht gerade feine Scherz trägt die Signatur der damaligen Zeit, welcher „eine feinere Politur" noch fremd war. Erzählt man sich doch vom Kurfürsten August Witze und „Possen" von mehr als massiver Art!

Die Correspondenzen Anna's bezeugen, daß sie ihren heiteren, munteren Sinn trotz manchen schweren Kummers, der sie betraf, trotz bitter kränkender Erfahrungen und körperlichen Siechthums sich bis zu ihrem Ende bewahrte.

Bekanntlich stand gerade zu jener Zeit das Wesen der Hofnarren in voller Blüthe und hinter den meisten tollen Streichen der hohen Herren dürfte wohl der Narrenhumor zu suchen seyn. Wie aber diese als nothwendige Ergänzung eines

geordneten Hofstaates betrachtet wurden, so war es auch mit dem Zwergen der Fall, und scheint Anna dieser fürstlichen Caprice mit einer wahren Leidenschaftlichkeit nachgehangen zu haben. „Wo sie nur von einem solchen Ungethüm hörte, scheute sie weder Mühe noch Kosten, es in ihre Nähe zu ziehen; nur ganz Mißgestaltete wünschte sie nicht in ihrer Umgebung". Recht absonderliche Exemplare, von denen sich ihre zeitweiligen Besitzer nicht gänzlich trennen wollten, wurden auch wohl aus Gefälligkeit für einen bestimmten Zeitraum verliehen. Diesen Zwergen lag ähnlich wie den Narren die Pflicht ob, vor ihrer Herrschaft Kurzweil zu treiben, „Schwermuth und langweilige Zeit" zu vertreiben durch Singen und Possen; daneben hatten sie wohl auch auf die Wartung der Hunde zu achten, die Schwäne und Pfauen zu füttern, in der Winterszeit zu sorgen, daß dieselben nicht durch den Schnee litten oder Hungers starben. August und Anna ließen es sich angelegen seyn, daß die oft um einen ansehnlichen Preis käuflich erworbenen Zwerge nicht blos leiblich gut verpflegt, sondern auch „zu aller christlichen Zucht und Lehre angehalten wurden".

Wie die Zwerge und Hofnarren als eine Art „Fürstengut" betrachtet wurden, so geschah es auch mit den „Thörinen". Welcher Beschaffenheit diese zur Belustigung der hohen Herrschaften auserseheneen Geschöpfe waren, erhellt aus dem Schreiben eines gewissen Hans Wurmb an den Kurfürsten über eine Thörin, welche der Graf von Mannsfeld bei sich hatte. Er kann „nicht genugsam rühmen und schreiben, was für eine kurzweilige Thörin das junge und hübsche Mensch ist. Und wiewohl sie fürwahr nicht für eine Thörin zu achten, so können E. G. nicht glauben, was sie für treffliche Kurzweil stiften und anrichten kann. Zudem kann sie eine ganze Predigt von Wort zu Wort nachsagen, wie denn neulich durch die Gelehrten auf dem Schloß zu Mannsfeld eine Comödie gespielt worden, denen sie dann von Wort zu Wort das ganze Spiel und was eine jede Person gesagt und wie kläglich,

leidlich oder fröhlich sich ein Jeder gestellt, mit Weise und Geberden nachsagen, zeigen und ganz gemäß weisen kann". Fürwahr, es hätten wohl nicht viele „Damen" mit dieser „Thörin" in die Schranken treten können. Diese „Jungfrau Grete" scheint aber auch ein außergewöhnliches Prachtexemplar einer „Thörin" gewesen zu seyn. — Von einer aus Dänemark erworbenen Zwergin Namens Zwonnike wird nicht so Rühmendes gemeldet; „sie ließ sich die Zucht, darin sie gehalten worden, nicht zur Witzung dienen", und wurde deßhalb, da, nach Anna's eigener Angabe, „weder Haut noch Haar gut an ihr war", dahin zurückgeschickt, woher sie gekommen war, „daß man sie dort fest und hart halte". Die Zwonnike hatte offenbar ihren Beruf verfehlt!

Begreiflicher als diese Passion für menschliche Monstrositäten erscheint uns das Vergnügen an großen öffentlichen Schießen mit ausgesetzten Preisen, welche den Charakter von Volksfesten trugen, freilich nicht nach heutigen Begriffen; oder auch an theatralischen Vorstellungen, die indessen nur vereinzelt stattfanden und mit solchen unserer Tage gleichfalls nicht viel gemein haben mochten; vermuthlich haben sie in Deutschland so wenig, wie in den Niederlanden, als eine Schule der Veredelung gewirkt.

Die noch heutigen Tages herrschende Sitte, Fastnacht durch Mummenschanz zu feiern, wurde auch, wie unter den Bürgerlichen, so am kurfürstlichen Hofe eifrig betrieben. Ausschreitungen, wie sie bei solchen Gelegenheiten unter jenen vorkamen, daß „sie sich dabei ärgerlich bewiesen und in dem Hause, da sie ihr Gelag gehalten, sich verwettet, welcher unter ihnen die grausamsten, gotteslästerlichsten Flüche und Schwüre schwören können", waren natürlich hier unmöglich. Es darf vorausgesetzt werden, daß Anna in jüngeren Jahren solche Gelegenheiten wohl benützt haben mag, um „sich schön zu machen", wie ihr dann auch noch im Jahre 1574, als August bereits den Geschmack an solchen Lustbarkeiten verloren hatte, vom Erzherzog Ferdinand „Muster von der Maskara, wie

die Mannen und Frauen zu Ferrara in Fastnachtszeiten pflegen zu gebrauchen", zum Geschenk gemacht wurden.

Die grobe Unsitte des übermäßigen Trinkens, welche auch zu den Charakterzügen jenes Zeitalters gehört und von welcher sich kaum ein Einzelner frei hielt, wurde von Anna nach allen Kräften bekämpft. Kurfürst August selbst liebte zwar in späteren Jahren einen kräftigen Trunk reinen Weines — in den ersten Jahren seiner Ehe trank er den Wein meist nur mit Wasser vermischt — doch scheint er sich selten „übernommen" zu haben und wurde auch zu Anna's Befriedigung „nicht oft zum Trunke veranlaßt". Nicht wenig Sorge stand sie um ihren Sohn, den jungen Kurprinzen Christian aus, als dieser im Juni 1581 einen Ausflug nach Berlin unternahm, um sich mit der Markgräfin von Brandenburg zu verloben und bei dieser Gelegenheit mit einigen fürstlichen Herren zusammentreffen sollte, von denen sie befürchtete, sie möchten dem Prinzen „mit dem Trunke zusetzen". „Wir wollen aber D. L. hiemit nochmals mütterlich und freundlich erinnert haben", schreibt sie ihm am 24. Juni, „Sie wolle Ihres geliebten Herrn Vaters und unserer treuherzigen Vermahnung söhnlich eingedenk seyn, und sich derselben gemäß verhalten, Sich auch durch Niemand zu einem Trunke, ungeachtet was Sie etwa darüber verhören möchten, bereden lassen . . ." Zu ihrer Beruhigung erfuhr sie bald, daß die „fremden Herrschaften wieder abgezogen", da sie „nunmehr der Hoffnung seyn konnte, D. L. werde des Trunks halber desto weniger angefochten werden und künftig gute Ruhe haben".

Ihre Bekehrungsversuche nach dieser Richtung gehen aber schon auf viel frühere Jahre zurück. Einem dem Kurfürsten und Anna nahe befreundeten alten Fürsten Wolfgang von Anhalt, der eine besonders durstige Kehle hatte und unter den Folgen seiner Schwachheit bereits schwer leiden mußte, nahm Anna schon im Jahre 1557, also noch als ganz junge Frau, das Versprechen ab, sich ein Jahr lang des Trunkes zu enthalten, und versprach ihm als Preis und Be-

lohnung dafür ein „Perlenhemd", welche Prämie jedoch, nach den darüber gewechselten Briefen, der alte Zechbruder schwerlich gewonnen haben dürfte.

War Anna nicht so oft wie andere hohe Frauen veranlaßt, sich über „tüchtige Räusche" bei ihrem Gemahle zu beklagen, so bereitete ihr dafür dessen Passion für das edle Waidwerk viele Unbequemlichkeiten und Mühsale, da sie, wie bereits erwähnt, denselben auf seinen Jagdzügen zu begleiten und deren Freuden und Beschwerden mit ihm zu theilen hatte. Doch erging es ihr, Dank der Fürsorge des Kurfürsten für seine zartere Ehehälfte, nicht so schlimm wie anderen ihres Geschlechtes, die sich genöthigt sahen, die Nächte ohne Dach und Fach, nur von Zelten beschirmt, zuzubringen. Dem Kurfürsten und seiner Jagdgesellschaft standen „von der Torgauer Haide bis tief in's Innere des Gebirges" zahlreiche Jagdhäuser zu Gebote, wo man wenigstens nothdürftig hausen konnte; bisweilen wurde auch die Gastfreundschaft eines Rittergutsbesitzers oder eines Klosters in Anspruch genommen. Für den schlimmsten Fall aber, daß weit und breit kein Obdach zu finden war, wenn die Waidlust die Jagdgesellschaft allzuweit fortgerissen hatte, war durch August's Fürsorge wenigstens für ihn und Anna „ein Sommerstüblein, so er auf der Jagd zu gebrauchen Willens", in Bereitschaft; offenbar eine Art Pavillon, der auseinandergelegt und leicht transportirt werden konnte.

Wie tief die Jagdliebhaberei der großen Herren, in deren Leben sie einen wesentlichen Bestandtheil bildete, in alle socialen Beziehungen, ja in die Gesetzgebung, in die Landesverwaltung, in alle Zustände im Lande und in alle Verhältnisse der Unterthanen eingriff, hat Anna's Biograph am Beispiele ihres Gemahles trefflich nachgewiesen und ist der achte, diesem Gegenstande gewidmete Abschnitt mehrfach, so namentlich von Janssen, nach Gebühr gewürdigt worden. Wir können hier nicht des Näheren darauf eingehen und wollen nur bemerken, daß Anna dieser Passion August's viel-

mehr Vorschub leistete, als ihr hemmend entgegenwirkte. Ihr praktischer Haushaltungssinn wußte auch aus der stattlichen Jagdbeute jedweden Vortheil zu ziehen; auch das im Gebirge gefangene Federwild: Schnepfen, Haselhühner, Rebhühner, Krammetsvögel u. a. ließ sie, wenn der Hofstaat sich in Torgau befand, dorthin bringen; leider kam es jedoch „immer ganz wandelhaftig und verdorben dort an."

Recht gern möchte man erfahren, daß die edle Kurfürstin ihren Einfluß aufgeboten hätte, die armen Unterthanen einigermaßen gegen die furchtbare Schädigung, welche ihnen die Jagdpassion der fürstlichen Herren zufügte, zu schützen oder ihnen wenigstens zu einem entsprechenden Schadenersatz zu verhelfen. Wußte sie doch recht wohl, daß die Felder bei schwerer Strafe nicht umzäunt werden durften, damit das Wild sich nicht an den Pfählen spieße und desto bequemer in den fetten Saaten äsen möge, daß ganze Dorfschaften in der kurfürstlichen Wildfuhr auf dem Gebirg an der böhmischen Grenze hinweggeschafft werden mußten, weil sie der Wildbahn nachtheilig seyn oder sie stören konnten, daß alle Hunde abgeschafft werden mußten, die Kettenhunde ausgenommen, damit das Wild von ihnen nicht behelligt wurde, daß die Unterthanen durch die Frohnen beim Jagddienst, namentlich bei den sehr beschwerlichen Wolfsjagden und Bärenhatzen schwer belästigt wurden. Es verlautet nichts von einem wohlthätigen Eingreifen Anna's, woraus wir schließen dürfen, daß sie die eingerissenen Mißbräuche nicht als solche empfand, und beim Genusse der Privilegien ihres Standes Alles für erlaubt und berechtigt hielt.

Wie es aber als ein schweres, nicht hart genug zu bestrafendes Verbrechen betrachtet wurde, wenn die Jagdpassion der hohen Herrn von Seiten der Unterthanen irgend eine Beeinträchtigung erfuhr, bezeugen die ungeheuerlichen Strafen, welche Kurfürst August über die Wilddiebe verhängte; es herrschte dabei eine geradezu raffinirte Grausamkeit und war die Strafe, welche er direkt auszusprechen pflegte, meist härter

und grausamer, als jene, welche er später gesetzlich feststellte. Hier begegnen wir nun einmal dem versöhnenden und beschwichtigenden Eingreifen Anna's, indem es in manchem die Wilddieberei betreffenden Reskripte August's heißt: die Milderung der Strafen oder die Begnadigung sei „auf fleißiges Bitten unserer geliebten Gemahlin ertheilt worden". Es war an der Tagesordnung, daß die Wilddiebe „nach Urthel und Recht" gehangen wurden; eine Anordnung vom 14. September 1570 lautete: sie sollten stracks niedergeschossen und gestochen werden, wenn man ihrer immer mächtig werden könne. Einem Trabanten, der einen Wilddieb erschossen, ließ August im Jahre 1573 „aus Gnaden" hundert Gulden zahlen. Ein schreckliches Schicksal erlitten 1570 zwei Brüder Fabian und Gregor Zschirnstein. Der Kurfürst befahl, sie sollten „mit ewigem Gefängniß im Thurm zu Hohnstein bestraft werden, daß sie ihr Leben darin enden: der Schösser solle jedem nicht mehr als für 1 Pf. Brod täglich und sonst nichts daneben reichen, aber Wasser eine Nothdurft, er solle sie nicht aus dem Thurm heraufziehen lassen, es sei denn, daß sie das hochwürdige Sakrament des Altars begehrten, sobald sie solches empfangen, sollten sie wieder verwahrt werden".

Wenden wir uns von diesen Gräueln, deren Zahl sich außerordentlich vermehren ließe, einem andern, auch nicht gerade erquicklichen Blatte aus der Geschichte der Kurfürstin Anna zu!

Wie sie die unvermeidliche Gefährtin August's während der oft recht beschwerlichen Jagdvergnügungen war, „weil er es so wollte", so leistete sie demselben auch Gesellschaft in der Stille seiner Studirstube oder seines Laboratoriums, wenn er sich mit einer anderen Liebhaberei beschäftigte, die wieder eine Eigenheit jenes merkwürdigen Zeitalters war, nämlich bei seinen alchymistischen, astrologischen, geomantischen und cabbalistischen Studien und Experimenten. August war vollständig von dem Glauben oder vielmehr Aberglauben seiner Zeit beherrscht, strebte allen Mißerfolgen zum Trotz immer

wieder auf's neue die Goldmacherkunst zu erlernen, wollte vermittelst geheimer Mittel und Künste in der Zukunft lesen und verborgene Dinge ergründen und ließ sich nur allzugerne von verwegenen Gaunern und Betrügern an der Nase herumführen. Wehe aber solchen, die in ihrer Frechheit allzu weit gingen, das Mißtrauen August's erregten, seine Erwartungen täuschten und sich dann nicht rasch genug aus dem Staube machten! Selbst das wahrheitsgemäße Geständniß eines solchen Wichtes, daß er gar kein Geheimniß mitzutheilen habe, fand keinen Glauben bei dem nach Wunderbarem dürstenden Kurfürsten, sondern wurde als böswilliger Betrug geahndet, der das Geheimhalten der wunderbaren Kunst bezwecke, wie dieß einem gewissen Velten Merbitz geschah, der, nachdem er in August's Gegenwart aus einer geringen Quantität Merkur Silber bereitet hatte, dasselbe Zauberstückchen aber nicht in großem Maßstabe zu leisten vermochte, auf des erzürnten Kurfürsten Befehl zweimal auf das grausamste gefoltert wurde, nicht etwa um ihn wegen Betrugs zu bestrafen, sondern um ihm auf diesem Wege sein Geheimniß zu entreißen. Späterhin wurde August durch manche Erfahrung gewitzigt und ging auf keine betrügerischen Angebote mehr ein; dagegen behielt er die Schwäche für Schriften alchymistischen Inhaltes, auch für „Kunstbücher" bei, durch welche er immer noch Aufschluß über die Goldmacherkunst zu erhalten hoffte.

Anna's Biograph bezweifelt nicht, daß sie, auch hierin dem Geiste ihrer Zeit getreu, diese Liebhabereien ihres Gemahles und dessen, wenn auch bisweilen nach außen verläugneten Glauben an magische Künste, an Prophezeiungen, an die Möglichkeit, in den Sternen zu lesen und durch die Geomantie (Punktirkunst) Verborgenes zu erforschen, lebhaft getheilt habe. Die berüchtigtsten Namen solcher zweideutiger „Künstler", welche sich auf dem Gebiete des Wunderbaren und Uebernatürlichen bewegten, ziehen in diesem Abschnitt, als in Beziehung zu dem kurfürstlichen Hofe stehend, an

unserem Auge vorüber, so Johannes Hiller, ein Anhänger des Paracelsus, Leonhard Thurneißer zum Thurn, der Italiener Franciscus della Torre, Leonhard Röling, der Brandenburger Mag. Jakob Cuno, der Arzt und Astronom Ambrosius Magirius in Deventer und A. Beachtung möchte verdienen, daß die heutigen Tages in Mode gekommene Kunst des „Gedankenlesens“ oder Errathens auch damals schon durch einen geheimnißvollen Edelmann aus Piacenza, der am Hofe des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen verweilte, geübt wurde. Als August Kunde davon erhielt, meinte er: „Dieß ist fast mehr zu verwundern, als natürlich“, während ein geistreicher Erzherzog unserer Tage ähnlichen schwindlerischen Kunststücken gegenüber dachte: „dieß sei wohl mehr natürlich, als zu verwundern“.

Uebrigens begegnen wir in den aus den Correspondenzen und geheimen Papieren des sächsischen Archivs geschöpften Mittheilungen noch allem erdenklichen Hocus-Pocus, dem sonach von Seiten des kurfürstlichen Ehepaares immerhin soviel Werth und Bedeutung beigelegt wurde, daß man die Erzählungen davon nicht der Vergessenheit anheimgab: Wundergeschichten von vorkündenden Glocken, von geheimnißvollen Warnungen, von Wunderzeichen am Himmel und auf Erden, von Alräunchen und Alraunwurzeln, denen mystische und unheimliche Kräfte zugeschrieben wurden. Als auf Veranstaltung des Kurfürsten August und des Herzogs Johann Wilhelm von Altenburg vom Oktober 1568 bis März 1569 in Altenburg ein theologisches Colloquium abgehalten wurde, dessen Ergebniß ein „noch gräulicherer Streit war“, „setzte es selbst den Himmel in Bewegung“; der Kurfürstin kamen schreckhafte Berichte darüber zu: es habe „wiederholt gebrannt im Schloß, im Rathhaus, im Colleg; es habe etliche und große Fälle in der Kirche gethan; der Uhu habe im Schloß und in der Kirche geschrieen, die großen Raben hätten scheußlich getobt, ein andermal alle Hunde im Schlosse angefangen zu brüllen“; auch hätten „drei Spitzen auf dem Schloß zu Leuchten-

berg bei Kahla gebrannt, was aber kein natürliches Feuer gewesen".

Man darf wohl sagen: der Aberglaube in all seinen Spielarten war eine der schwächsten Seiten Anna's und ließe sich dieser Gegenstand noch weit erschöpfender behandeln. Sie war eben in Allem das Kind ihrer Zeit und spiegelt sich dieselbe in allen wichtigeren Erscheinungen hinwiederum in ihr.

Immerhin ließ sich weder August noch Anna durch diese ihre Vorliebe für die Nachtseiten der Natur so gänzlich beherrschen, daß sie den freilich damals noch sehr beschränkten Kreis der realen Naturwissenschaften ganz außer Augen gelassen hätten. Mochte auch den physiognomischen Studien, mit denen sich August eine Zeitlang beschäftigte, wieder mehr abergläubisches als physiologisches Interesse zu Grunde liegen, so war doch dagegen die Botanik, der sich namentlich Anna gerne zuwandte, ein Gebiet, aus dem sie Nutzen zog für ihren Gartenbau sowohl als für ihre Heilzwecke. Mit der Mineralogie befaßte man sich insoweit, als sie manche Rarität für die von August angelegte Naturalien- und Kunstsammlung bot, in welcher Alles nur einigermaßen Merkwürdige oder Seltsame Aufnahme fand. Komischerweise wurden Urnen aus den Grabstätten der heidnischen Vorzeit nicht in die Rubrik der Kunst oder der Antiquitäten, sondern in die Naturaliensammlung eingereiht, da Anna sie nach dem damals ziemlich allgemein verbreiteten Aberglauben für „selbstgewachsene, von keinem Menschen gemachte Gefäße" hielt, von denen sie glaubte, daß sie blos zwischen Ostern und Pfingsten jedes Jahres an die Oberfläche der Erde drängen und dann wieder in der Tiefe, unerreichbar bis zum nächsten Jahre, verschwänden! Wirkliche, in der Niederlausitz aufgefundene und ihr zugesandte Grabgefäße verursachten ihr eine starke Enttäuschung; die beiden alten zerbrochenen „Töpfle" hatten keinen Werth für sie.

Jener Sammlung reihte sich eine solche von Büchern aus allen Fächern der Wissenschaft an. Anna's Betheiligung

daran scheint sich nur auf eine dänische Chronik zu beschränken, welche sie sich von ihrem Bruder, dem König von Dänemark, erbat; näher erklärte sie sich über diesen Wunsch gegen den dänischen Rath Niels Koß dahin: „Wir begehren gnädigst, weil man in Publicirung der Historien und Geschichte bisweilen nicht alle Ding, wie die ergangen den Geschlechtern und Lande zu Glimpf, in Druck pflegt ausgehn zu lassen, ihr wollet uns zu einer geschriebenen wahrhaften dänischen Chronika, die auch bei uns wohl verwahrt und keine Gefährde daraus zu besorgen sein soll, beförderlich sein". Offenbar wünschte also Anna eine geheime Geschichte ihres Hauses.

Auch als Beförderer der Literatur bethätigten sich August und Anna, wobei sie namentlich theologische Schriften ansammelten und verbreiteten und dadurch zugleich der von ihnen auf den Schild gehobenen protestantischen Bewegung einen wesentlichen Vorschub leisteten. In einer eigenen, im Schlosse zu Dresden eingerichteten Druckerei, die auch durch gesinnungsverwandte Privatpersonen benützt werden durfte, wurden solche Schriften gedruckt. Aus dieser kurfürstlichen Offizin gingen u. A. Luther's Schriften „von den Sakramenten der Taufe und des Abendmahles" in vielen Exemplaren hervor. August veranstaltete auch im Jahre 1565 eine lateinisch-deutsche Prachtbibel, die in Wittenberg erschien. Einzelne besonders herrlich ausgestattete, auf Pergament gedruckte und „illuminirte" Exemplare wurden verschenkt. Unter den damit Beglückten befand sich der Erzbischof von Salzburg, Hans Jakob, dem Anna dazu schrieb: „Wir bitten Ew. Liebden auf die gute Zuversicht, die wir zu Ew. L. tragen, freundlich, Sie wolle uns solches unser wohlmeinlich aufrichtig Gemüth nicht allein nicht verargen, sondern auch diese Biblia um unsertwillen durchlesen, so werden sie ungezweifelt befinden, obwohl dieselbige gegen die Biblien, so Ew. L. haben, in etlichen Worten geändert sein mag, daß wir doch die rechte Biblia und rechten Verstand derselben haben".

Wenn nun auch der Erzbischof, der durch die Beigabe

von etlichen Flaschen des berühmten aqua vitae Anna's noch besonders günstig gestimmt werden sollte, in seinem Dankschreiben versprach: „Wir wollen die Biblia nach Gelegenheit wir darzue Mueß haben, durchlesen und hernach Ew. L. unseres Gemuets darauf auch verständigen" — so mußte Anna doch, nachdem sie den Säumigen vorher nochmals um seine schriftliche Meinung gedrängt hatte, zu ihrem Leidwesen sich mit der Antwort begnügen: „der überschickten Biblia halber, haben wir darin etwas gelesen, aber dieselbe des Autors halben bedenklich gefunden, unangesehn aber dessen, ist uns solche Schenkung ganz angenehm und wollen dieselbe von Ew. L. wegen behalten". Die „etlichen geänderten Worte" verfingen bei dem katholischen Bischofe nicht und so brachte er die Luther's reine und unverfälschte Lehre mit Hülfe ihres aqua vitae verbreitende Kurfürstin um den Triumph, den Erzbischof zum Proselyten gemacht zu haben.

Was wir von der Förderung der bildenden Künste durch August und Anna erfahren, ist nicht gerade Erhebliches; der einzige namhafte Künstler, der in ihrem Auftrage malte, war Lukas Cranach der Jüngere, der als Maler bekanntlich weit hinter seinem Vater zurückblieb; auch hatte er nur Familienporträts zu malen und scheint ihn Anna als Porträtmaler nicht sonderlich hochgestellt zu haben. Die kirchliche Revolutionszeit war der Kunst nicht förderlich.

Anna selbst hat sich vorübergehend im Zeichnen versucht, doch wie es scheint nichts Bemerkenswerthes zu Stande gebracht; dagegen hat sie die Musik nicht nur sehr geliebt, sondern auch mit Geschick betrieben. Ihr noch jetzt aufbewahrtes „Spinett", dessen Stahlsaiten durch Federspulen in Bewegung gesetzt wurden, war mit seinen siebenundzwanzig Tasten ein äußerst armseliges Instrument, auf welchem selbst ein Liszt oder Rubinstein vergeblich sein Genie zu einer Kunstleistung gezwungen haben würde. Dennoch drang der Ruf von Anna's Kunstfertigkeit auf demselben bis in das ferne Preußen und erwarb ihr von Seiten des Markgrafen Georg Friedrich von

Brandenburg als Geschenk ein Instrument, das ein Niederländer gefertigt hatte: „Dieweil wir dann wissen, daß Ew. L. zu dergleichen Instrumenten Lust haben und einen guten Organisten abgeben, so haben wir demnach nicht umgehn können, E. L. ermeldetes Instrument hiermit freundlichst zu überschicken, und in Derselben Zimmer zu verehren, in der Meinung, da E. L. etwa Langeweile hätten oder sonst melancholische Gedanken vorfallen sollten, daß sich E. L. auf demselben ergötzen und also die schweren Gedanken damit verjagen möchten".

Anna spielte aber nicht nur, sie sang auch. Dieser Vorzug dürfte ihr bei dem hohen Gemahl sehr zu statten gekommen seyn, da August der Musik sehr hold war, wenn er auch seine Gunst vorzugsweise der Kirchenmusik zuwandte, die er sich so angelegen seyn ließ, daß er ihrer selbst während des Kriegsgetümmels nicht vergaß, sondern wegen der von ihm nicht ohne Mühe errichteten „Cantorei" aus dem Lager von Gotha eingehende Bestimmungen erfolgen ließ.

Was wir über den Zustand der Industrie zu Anna's Zeit in Sachsen hören, überrascht nach mancher Seite. So lag z. B. die Uhrmacherkunst noch ganz im Argen, denn selbst eine zerbrochene Uhr konnte nicht im Lande reparirt, sondern mußte zu diesem Zweck nach Kassel geschickt werden; nichteinmal Uhrengläser waren vorräthig zu haben und konnten kaum in Dresden aufgetrieben werden. Die größten Schwierigkeiten waren zu überwinden, bevor August zu einer Brille gelangen konnte; er ersann selbst eine Vorkehrung zu einem auch auf der Jagd zu gebrauchenden Augenglase: er beauftragte den „Schraubenmacher" Paul Buchner, er solle ihm „einen Ring um's Haupt mit einem Hacken machen lassen, daß man die Brille daran hängen könne und nicht auf die Nase setzen dürfe, und zwar so, daß man den Hacken, darein man die Brille hängt, entweder zudrücken oder mit einem Schräublein, wie sich's am füglichsten schicken werde, zuziehen könne, damit die Brille beständig vor dem Gesicht hänge". Der „Schraubenmacher" brachte das Kunstwerk

nicht fertig und wandte sich deßwegen an einen Goldschmied. Die Hauptsache waren aber doch die Gläser, und diese fehlten; sie sich zu verschaffen, verursachte dem Kurfürsten unglaublich viele Mühe und kostete ihn viel Geld. Der expreß deßwegen nach Augsburg gesendete Lakai Georg Berl konnte auch auf diesem Haupthandelsplatz keine Brillengläser auftreiben, deßwegen begab er sich mit 15 ungarischen Dukaten versehen nach Venedig, wo er es aber wieder unglücklich traf, da er ebenfalls das Gesuchte nicht vorräthig fand und, weil dort das Brennen während der Hundstage eingestellt wurde, auch keine gefertigt bekam bis zum Oktober; und Anfangs des Sommers war er nach Augsburg abgegangen! Erst unter dem 6. Oktober konnte Berl melden, „der Kunstreichste im ganzen Lande, der das Glas machen könne, dadurch die Schrift scheine", habe versprochen, einige solcher Gläser zu fertigen; doch verlange der Künstler für das Stück 50 Thaler, für ein kleineres Glas 20 Thaler. Der Kurfürst trug indessen alle diese Kosten gern, um nur Augengläser zu bekommen „dadurch die Schrift scheine". Mittlerweile hatte er auch eine günstige Gelegenheit benützt, um aus England „etliche viereckige Brillengläser, die ganz klar und stark grossiren (vergrößern) ungefähr eines ganzen oder zum wenigsten halben Bogen Papiers groß zu bestellen"; der Auftrag blieb aber unausgeführt. Wenn August sich späterhin auch noch mehrere Brillengläser über Augsburg aus Venedig verschaffte, so begreifen wir dennoch nicht, wie er deßwegen nach Außen hin eine gewisse Berühmtheit erlangen konnte, so daß er im Jahre 1584 von der Herzogin von Mecklenburg gebeten wurde, er möge für ihren Gemahl, „weil seine Augen nunmehr etzlicher maaßen dunkel und finster werden, eine der Art Brillen mit dem Bügel oder Kranze, wie er solche gebrauche, verschaffen".

Wir sehen die Kurfürstin Anna vielfach bemüht, die in dem sächsischen Lande noch so auffallend darniederliegende Industrie durch von Außen herbeigeholte Lehrmeister in verschiedenen Zweigen zu heben: aus Nürnberg wurde ein ge-

schickter Buchbinder berufen; zur Fertigung des damals bei der feinen Toilette so häufig gebrauchten Golddrahtes ließ sie einen Italiener kommen, für die Perlenstickerei einen Lüneburger; die Seidenstickerei, die Näherei, die Seidenweberei, die Sammetfabrikation wurde gefördert, ebenso die Teppichwirkerei; auch das Wagenbauen wurde erst unter August rationell betrieben; „in Schweberollen hängende, verdeckte, sanfte Kutschwagen", welche von jener Zeit datiren, waren ein von anderen Fürstlichkeiten stark begehrter Artikel, mit dessen Schenkung August und Anna vielfach Freude bereiteten, namentlich wenn dazu ein Gespann von zwei, vier oder gar sechs Pferden gespendet wurde.

(Schluß folgt.)

XXXIV.

Zeitläufe.

Der bulgarische Staatsstreich und die russische Diktatur im Dreikaiser-Bunde.

Den 12. September 1886.

Das gedachte Ereigniß ist anderwärts auch als der bulgarische „Schurkenstreich" bezeichnet und behandelt worden. Aber es hat doch den guten Dienst gethan, daß die Schleier endlich zerrissen sind, welche bis dahin die heimtückischen Spannungen in Europa und insbesondere das Geheimniß

des Dreikaiser-Bundes, somit die Frage bedeckten, wo denn diese societas leonina eigentlich hinauswolle. Jedermann kann jetzt wissen, woran wir sind, und traurig genug ist die Antwort.

Zu einer Zeit, als zwar Oesterreich bereits aus Deutschland hinausgeworfen war, das neue Reich aber mit seinen zwei Millionen Soldaten noch nicht bestand, hat Fürst Bismarck vor versammeltem Parlament den stolzen Ausspruch gethan: das Wort „Furcht" stehe nicht in seinem Wörterbuch. Von Frankreich war damals die Rede. Und nun beachte man, wie die eigensten Organe des Fürsten durch Aufsätze, in welchen der bekannte „lange Bleistift" kaum zu verkennen ist, die unumgängliche politische Nothwendigkeit erwiesen, den Fürsten Alexander sammt dem Recht der europäischen Verträge bezüglich Bulgariens den meuchlerischen Verschwörern in Sophia und ihrem russischen Brodvater bedingungslos preiszugeben! Einmüthig gaben sie die besorglichen Pläne und Rüstungen Frankreichs als durchschlagenden Grund an.

Wenn, so sagten sie, die Kabinete von Berlin und Wien dem russischen Czaren seinen Willen bezüglich Bulgariens nicht lassen wollten, so stünde man unmittelbar vor der Gefahr und den Schrecken einer russisch-französischen Allianz; das Reich müsse aber den Rücken ganz frei haben gegen Frankreich; darum verlange die „Erhaltung des europäischen Friedens" die Preisgebung Bulgariens an den Willen des Czaren. Man könnte zunächst fragen, wer denn also fortan die „leitende Macht" in Europa sei und wo der Schützer der Verträge, die man in Berlin selbst gemacht hat? Aber diese Politik leidet überdieß an einem bedenklichen innern Widerspruch.

Nach allen Regeln der Logik gibt es nur ein Entweder-Oder. Hat der eingeschlagene Weg wirklich nur die Erhaltung des Friedens zum Zwecke, dann wird sich eben die Eventualität einer russisch-französischen Allianz wie eine ewige Krankheit forterben. Der Wille des Czaren ist eben im

Orient und, insoferne er von der „Slavischen Idee" untrennbar ist, überhaupt eine Schraube ohne Ende. Bulgarien ist nur das vorgebohrte Loch, in dem die Schraube ansetzt; folgerichtig müßte also zu jeder weitern Drehung der Schraube in Berlin und Wien ein zustimmendes Nicken des Kopfes erfolgen. Oder aber: wollte man Rußland nur für den Augenblick begütigen, um mit Frankreich heute oder morgen endgültig abzurechnen, dann würde Rußland inzwischen seine Geschäfte in aller Eile abwickeln, und es stünde am Ende der Krisis erst recht als der Gewaltige über den Continent da, im Rücken der zum Tode erschöpften Nachbarmacht.

Der erste Dreikaiser-Bund hätte als ernste Warnung vor einem zweiten gelten dürfen. Dieser wie jener hat den Ausschluß der einzigen natürlichen Allianz Mitteleuropa's, der mit England, bedeutet; und das war der Grund des Uebels. Es lag eine Ahnung davon in der gewaltigen Aufregung, in welche die Nachricht von der russisch-bulgarischen Schandthat des 21. August alle ehrlichen deutschen Gemüther versetzte, während die oberste Preß-Creatur in Berlin sofort eiskalt verkündete: was geht uns dieser Fürst Alexander an? „diese bulgarische Bewegung und andere bulgarischen Bewegungen berühren kein deutsches Interesse". Der Abscheu vor der infamen Kränkung des legitimen Rechtes eines wackern fürstlichen Mannes, der Grimm über den frechen Angriff auf die vertragsmäßig verbürgten Volksrechte in Bulgarien wirkten gewiß mit zu der Empörung des öffentlichen Gewissens in der Nation; vor Allem aber war es das instinktive Gefühl, daß in der großen Frage des Jahrhunderts, und entscheidend für die ganze Zukunft des Welttheils, im Schooße des Dreikaiser-Bundes ein Schritt bevorstehe, wie er verhängnißvoller nicht gethan werden konnte.

Die Fluth von Aeußerungen allgemeiner Entrüstung mag an dem Orte überrascht haben, wo man den politischen Sinn der Nation längst eingeschläfert und im Servilismus erstickt wähnen durfte. Es sah sich fast an, als ob irgend Je-

mand sich plötzlich in den Winkel gedrängt fühle. Das bewußte Organ schlug aus wie ein wildes Pferd, indem es die nationale Entrüstung als das alleinige Werk dreier „reichsfeindlichen" Parteien: der Ultramontanen, der Freisinnigen und der Polen, darzustellen suchte, der letzteren deßhalb, weil der verjagte Fürst auf seinem Wege durch Lemberg glänzend empfangen worden war. Was wollen diese Leute? fragte das Blatt. „Soll nicht sofort der Krieg an Rußland erklärt werden, so bleibt als einzige Demarche übrig, daß Deutschland an Rußland eine Note richtet, in der es dagegen Protest einlegt, daß der Fürst von Bulgarien seitens Rußlands irgendwie chikanirt werde, und vielleicht auch dagegen, daß Rußland irgendeinen weiteren Schritt nach Constantinopel zu mache. Eine solche Note würde nothwendig mit einer energischen Zurückweisung der deutschen Anforderungen seitens Rußlands beantwortet werden." In der logischen Entfaltung derartiger Stimmungen liege aber der Krieg, und zwar ein Krieg, schrecklicher und blutiger als alle bisherigen Kriege gewesen seien; das sei die „ruchlose Frivolität, mit der jene erbitterten Reichsfeinde auswärtige Politik treiben!" Zuviel Ehre für diese Reichsfeinde, denen überdieß noch die Genugthuung zu Theil wurde, daß von allen Seiten Reklamationen aus anderen Kreisen eintrafen, welche ebensowenig an eine deutschnationale Politik Arm in Arm mit Rußland zu glauben vermochten.

Diese „Blätter" haben sich seit Jahren viel mit dem Orient in der Gestalt, die der Berliner Vertrag demselben gegeben hatte, und insbesondere auch mit Bulgarien beschäftigt, vielleicht zum Ueberdruß ihres Publikums. Sie haben noch vor zwei Monaten dargestellt, daß und wie der vereinigte Balkanstaat nunmehr den Angelpunkt der europäischen Lage bilde.[1]) Sie haben auch in ihren früheren Betrachtungen über

1) „Die Wolkenansammlung in West und Ost; Griechenland und Bulgarien". „Histor.-polit. Blätter" vom 16. Juli d. Js. Band 98. S. 155 f.

die bulgarischen Krisen es immer als auffallend befunden, daß man in Berlin eine studirte Gleichgültigkeit gegenüber den russischen Attentaten auf die vertragsmäßige Stellung Bulgariens zur Schau trage. Aber was jetzt geschehen ist, die Beseitigung des Fürsten Alexander im Einverständniß Deutschlands und Oesterreichs mit Rußland, die Krönung des Drei-Kaiser-Bundes durch die Preisgebung der beiden Balkanstaaten an den Panslavismus — das hätte doch damals Niemand für möglich gehalten. Kurz vorher hatte selbst ein russischer Diplomat noch bemerkt: „Auf dem Wege der Diplomatie und des Friedens wird Rußland dieß nicht erzielen, und darin liegt das Kritische der Situation".[1])

Die Diplomatie hat es nun doch zuwege gebracht, und man braucht nicht lange zu fragen: welche? Es war auch nicht ein Werk von kurzer Hand. Die Vorbereitungen mußten in zwei Richtungen besorgt werden: erstens war das Einverständniß Oesterreichs herbeizuführen, zweitens mußte die Türkei eingefädelt werden; das Eine besorgte Fürst Bismarck, das andere Rußland selbst. Ganz Europa hat sich den Kopf zerbrochen, was aus den stundenlangen Besprechungen zwischen den Vertretern des deutsch-österreichischen Bundes in Kissingen und bei der dießmal unter ganz besonders feierlichen Formen veranstalteten Monarchen-Entrevue in Gastein herauskommen werde. Man weiß es jetzt: Oesterreich hat seine Orientpolitik nach den Bedürfnissen des deutschen Reichskanzlers eingerichtet, und darauf kam Alles an. Denn wenn man in Wien den Sonderling hätte spielen wollen, so hätte Rußland immerhin zu befürchten gehabt, daß England und die kleinen Balkanstaaten, vielleicht selbst die Türkei, sich wenigstens diplomatisch dem ersten Schritt Rußlands auf dem Vormarsch gegen Constantinopel in den Weg gelegt hätten.

Bekanntlich ging der großen Entscheidung wieder einmal eine wochenlange Hetze der russischen Presse gegen das deutsche

---

1) A. a. O. S. 168.

Reich voraus. Aufrichtig war diese Auflehnung gegen den Dreikaiser-Bund insoferne gewiß, als sich darin der die weitesten Kreise Rußlands beherrschende Deutschenhaß Luft machte. Ob man aber dort in den maßgebenden Kreisen nur einen Augenblick an der Dienstwilligkeit des Fürsten Bismarck zweifelte, ist eine andere Frage. Jetzt lesen sich die wüthenden Ausfälle jener Presse freilich fast komisch: zum Danke dafür, daß Rußland für Preußen die deutsche Machtstellung habe schaffen helfen, solle es nun unter Berliner Commando stehen und „in gleichsam hypnotischem Zustande vollständig fremdem Willen unterstellt seyn". Rußland sei der Sklave Deutschlands: so jammerte insbesondere das Leibblatt des Czaren; und den Schluß bildete jedesmal die Empfehlung Frankreichs als des natürlichen Alliirten Rußlands; nicht ohne die besondere Mahnung, daß man sich hoffentlich an der republikanischen Staatsform nicht stoßen werde; denn auf die Rückkehr der Monarchie unter den Orleans könne man bei der Lage der Dinge auf der Balkanhalbinsel nicht warten.

Da nun die russische Presse vollständig dem Belieben der Polizei preisgegeben ist, so bildete sich in weiten Kreisen die Meinung: die zwei Kaiser und ihre Minister in Gastein hätten mit einer ungewissen Haltung Rußlands zu kämpfen, von dem man nicht sicher sei, ob es an der Verbindung mit Deutschland und Oesterreich festhalte oder auf eine Trennung von den beiden Nachbarreichen und eine Annäherung an Frankreich ausgehe. Der gleichzeitige österreichische Besuch in Peterhof erweckte sogar den Verdacht, die Russen möchten Oesterreich dem deutschen Reichskanzler abspänstig zu machen und auf ihre Seite zu ziehen versuchen. Die Täuschung über die wahre Stellung der Mächte wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß der übliche Besuch des russischen Ministers von Giers bei dem deutschen Kanzler dießmal ausblieb. Er war nicht nach Kissingen gekommen, und ließ während der Gasteiner Tage alle Welt täglich rathen: kommt er oder kommt er nicht? Er kam wirklich nicht, sondern setzte

sich in Franzensbad fest. Aber da der Berg nicht zum Propheten kommen wollte, so ging der Prophet zum Berge: Fürst Bismarck zum Herrn von Giers — sobald der Schlag in Sophia gefallen war.

In Berlin hatte man die erste Nachricht davon über St. Petersburg erhalten, und an demselben Tage schrieb der Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" nach München: „Die Rache Rußlands für den bulgarischen Staatsstreich (von Philippopel im September 1885) hat nicht lange auf sich warten lassen. Fürst Alexander muß seine Selbstständigkeitsbestrebungen mit dem Verlust des Thrones büßen. Daß diese Aktion in demselben Augenblicke stattfand, wo die russisch-officiöse Presse die Wiederherstellung der Dreikaiser-Allianz verkündet, ist bemerkenswerth. Die Lösung der bulgarischen Frage im russischen Sinne erscheint so fast als der Preis dieser Aussöhnung". Noch deutlicher äußerte sich die sogenannte alte „Presse" in Wien, ein Blatt, das allgemein als officiös gilt: „Nach allen Nachrichten, welche über diese unblutige Revolution vorliegen, wird dieselbe über die Grenzen Bulgariens hinaus keine akute Bedeutung gewinnen. Sie ist vielmehr als eine Aktion aufzufassen, welche im Einvernehmen der maßgebenden Großmächte mit den bulgarischen Parteiführern (!) durchgeführt wurde; die Entrevues in Kissingen, Gastein und Peterhof sind jedenfalls als die Stationen anzusehen, welche zur Entthronung des Fürsten Alexander geführt haben. Die eigentliche Ursache der letztern ist selbstverständlich in' dem Unvermögen des Fürsten Alexander zu suchen, die Sympathien der russischen Regierung wieder zu gewinnen."[1])

In diese Erklärung eines so wohlunterrichteten Organs den leisesten Zweifel zu setzen, ist selbstverständlich unzulässig. Wenn dasselbe aber beifügte, es sei „charakteristisch

1) Auch dieses Citat ist der merkwürdigen Nummer der Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. August entnommen.

für den bulgarischen Volkscharakter, daß weder die Bulgaren, noch ihre Soldaten, die Alexander bei Slivnitza zum Siege geführt habe, für ihren Fürsten, den talentvollen Vertreter der wahrhaft nationalen Politik, auch nur mit Einer Hand sich erhoben hätten", so hat es sich ebenso übereilt wie die ganze verschworene Diplomatie. Seine Tinte war noch nicht trocken, als das bulgarische Volk sich in Masse gegen die nächtlichen Verräther und frechen Betrüger erhoben hatte. Nach 48stündiger Herrlichkeit war die Rebellen-Regierung ohne jedes Blutvergießen gestürzt und hinter Schloß und Riegel gebracht. Herr von Giers aber sagte einem Wiener Zeitungsschreiber, „augenscheinlich in der Absicht, daß dieß in die Oeffentlichkeit gelange":[1]) eine delikate Position würde für Rußland erwachsen, wenn der Fürst die Verschwörer hinrichten ließe; dazu könnte der Czar nicht schweigen. Natürlich, sie bilden ja sein künftiges Regierungspersonal in Bulgarien.

Den großen und kleinen Verräthern und Verschwörern gegen den Fürsten Alexander hatte sich mit einer plötzlichen Schwenkung auch die Türkei angeschlossen. Das hatte der Fürst wahrlich nicht verdient. Wenn Rußland nicht dazwischen gefahren wäre, so stünde Bulgarien seit einem halben Jahre sogar in einem förmlichen Schutz- und Trutzbündniß mit der Türkei, und daß die vereinigte Nationalversammlung nicht bald darauf das „Königreich Bulgarien" proklamirt hat, war nur dem mäßigenden Einfluß des Fürsten zu verdanken.[2]) Wie ist es nun den Russen gelungen, die Türkei auf ihre Seite zu bringen? Der Zobelpelz für den Sultan und der hohe Orden für den Vezier waren wohl nur die Besiegelung des neuen Bundes, der Angriff auf die bodenlose Sultanskasse wegen der ausständigen Kriegsentschädigung ein Neben-

---

1) Die officiöse Wiener Correspondenz der „Allg. Zeitung" vom 2. September bemerkt dieß ausdrücklich.

2) S. „Histor.-polit. Blätter" a. a. O. S. 164 f.

manöver. Der eigentliche Hebel war das „ostrumelische Statut," dessen Revision von der europäischen Conferenz in Sachen Bulgariens angeordnet worden war, und wozu eben die Commissäre zu ernennen waren.

Die russische Perfidie hatte dem Sultan mit der Aussicht geschmeichelt, daß er in der Lage sei, bei diesem Anlaß die thatsächlich bestehende Vereinigung der Verwaltung in Bulgarien und Ostrumelien wieder auseinander zu reißen und die Provinz unter die militärische und politische Gewalt des Sultans zurückzuführen. Dahin zielte auch die Instruktion, mit welcher die Pforten-Commissäre Anfangs August nach Sophia entsendet wurden. Rußland wußte sehr wohl, daß darüber Ein Schrei der Entrüstung auf beiden Seiten des Balkan sich erheben würde. Aber das wollte man ja gerade; die Entrüstung und der Verdacht ließ sich sogar gegen den Fürsten nutzbar machen, wie es auch sofort versucht wurde. Jedenfalls durfte unter dem Fürsten nichts Förderliches für die Ruhe und Ordnung der beiden Balkanstaaten zu Stande kommen. Wäre eine Einigung zwischen dem Fürsten und der Türkei erzielt worden, so hätte Rußland sein Veto nachträglich einlegen müssen, jetzt war zum voraus der Riegel vorgeschoben.

Gewissermaßen war ja das Revisionsobjekt sogar russischer Abkunft. Das parlamentarische System ist ein sehr lukrativer russischer Ausfuhrartikel, und das ostrumelische Statut, ein babylonischer Thurmbau von ungefähr 500 Artikeln, war ein solches Danaergeschenk. Man darf überhaupt begierig seyn auf die russischen „Revisionen", die bei der neuen Lage der Dinge zu Tage treten werden, und was die Signatarmächte dazu sagen werden. Denn von einem „legalen Einfluß", den Rußland in den beiden Bulgarien beansprucht, oder von irgendeiner bevorzugten Stellung dieser Macht am Balkan, steht keine Sylbe in dem Vertrag, wohl aber von der jedesmal nothwendigen Genehmigung der Mächte, und zwar der einstimmigen, bezüglich der vorbehaltenen Rechte.

Jedenfalls wird der verfaulten Türkei ihr verdienter Lohn nicht entgehen. Die Proklamation der 48stündigen Rebellen-Regierung erwähnt mit keinem Worte des Vasallenverhältnisses zur Türkei; sie wirft vielmehr dem Fürsten Alexander vor: er habe zwar auf dem Schlachtfelde Bulgarien große Dienste geleistet, habe aber in der Politik zu wenig Rücksicht auf die Stellung Bulgariens als „slavischer Staat" und auf das gute Verhältniß zu Rußland genommen. Sieben Tage vorher hatte das Hauptorgan der Verschwörer den Vorwurf damit begründet: wenn diese feindselige Stellung des Fürsten nicht bestünde, so würden „eines Tages, im Augenblicke einer für Rußland und die Slaven günstigen Constellation, wie sie sich schon zu wiederholten Malen eingestellt habe, durch einen Federstrich nicht bloß Rumelien, sondern auch ganz Macedonien dem Fürstenthum einverleibt werden." Die Pforte hat nach der Beendigung des griechischen Conflikts einen bedeutenden Theil ihrer Armee nach Macedonien verlegt; wird sie nun vielleicht abrüsten?

Schon aus Anlaß des ostrumelischen Staatsstreiches vom vorigen Jahre, der in St. Petersburg ganz genehm gewesen wäre, wenn er einer russischen Creatur zu Gute gekommen wäre, suchte Rußland den Fürsten Alexander in die Luft zu sprengen. Dahin zielte sein beharrlich festgehaltener Antrag auf einfache Wiederherstellung des status quo ante. Der Widerspruch Englands vereitelte die Finte, und seitdem war der Fürst als Vertreter englischer Interessen angeschwärzt. „Da hat er es nun", höhnten die bewußten Organe in Berlin auf den 21. August, „England mag ihm jetzt helfen". Was Rußland vom Berliner Vertrag hält, hatte es kurz zuvor bewiesen, indem der Czar den Artikel 59 wegen des Freihafens von Batum einfach ausstrich. England hätte guten Grund gehabt zu erklären, daß einem solchen unwidersprochen gebliebenen Verfahren gegenüber nunmehr der ganze Vertrag hinfällig erscheine. Wenn es aber den Fürsten Alexander in seinen Bestrebungen unterstützte, so hielt es sich an den Geist des

Vertrags, und dieser weiß, sowenig wie der Wortlaut, von einer Unterwerfung Bulgariens unter ein russisches Protektorat, sondern er wollte an die Stelle der mehr und mehr einschrumpfenden Türkei eine Anzahl nationaler Staaten gesetzt wissen, welche sich frei und unabhängig von jeder fremden Macht entwickeln sollten. Das war in den Augen Rußlands der böse Geist, den es nun aus dem Vertrage ausgetrieben hat. Damit ist aber jede andere Lösung der Orientfrage, welche nicht die Festsetzung Rußlands am Bosporus wäre, unmöglich gemacht, und dagegen war der Widerstand Englands und die Unterstützung des Fürsten Alexander mit vollem Recht gerichtet.

Es ist viel die Rede gewesen von der Vereinigung der Staaten und Völker der Balkanhalbinsel zu einem „Balkan-Bund", mit Einschluß des Restes von der europäischen Türkei. Gerade das ist es aber, was Rußland verhindern will, indem es ein von seinen Satrapen beherrschtes Bulgarien wie einen breiten Wall zwischen Serbien und Rumänien einerseits und Constantinopel andererseits legt. Ebenso ist auch die Rede gewesen von einer Abgrenzung der „Interessensphären" zwischen Oesterreich und Rußland in den Ländern der Balkanhalbinsel. Aber selbst wenn es wahr wäre, daß Oesterreich sich mit der Einverleibung der Occupationsländer und eventuell mit ihrer Ausdehnung bis Salonichi habe ködern lassen, so erübrigten noch mancherlei schwere Fragen. In welche Sphäre würde z. B. der russische Dynamitposten in Montenegro fallen? Oder: wenn in Serbien der König Milan den Abschied erhielte, könnte die nachfolgende Dynastie in die gleiche Sphäre hineingezwungen werden? Ja, die Haltung der czechischen Organe gegenüber den bulgarischen Schändlichkeiten legt sogar das Bedenken nahe, ob am letzten Ende der czarisch-panslavistischen Entwicklung die Abgrenzung der „Interessensphären" nicht mitten im Königreich Böhmen stattfinden müßte.

Es ist ein schlechter Trost, wenn man uns sagt, derselbe

Dämon niederträchtiger Wühlereien, dem jetzt ein, mit europäischer Sanktion von einem braven und tüchtigen Volke gewählter und trefflich bewährter, erblicher Fürst zum Opfer gefallen ist, werde sich schließlich am Czarenthrone selber rächen. Was würde uns Deutschen damit geholfen seyn?

XXXV.

Eine neue Biographie des heiligen Bernard.[1])

„Mein Loos ist mir auf Herrliches gefallen" (Ps. 15, 6), darf derjenige ausrufen, der, ausgerüstet mit den gehörigen Fähigkeiten und Hülfsmitteln, es unternimmt, „das Leben und Wirken des heiligen Bernard[2]) von Clairvaux" darzustellen. Wenn Janauschek das rasche Aufblühen des Cistercienserordens zum Theil damit begründet, „daß ihm beim Eintritt in die Welt eine providentielle Erscheinung zur Seite stand, wie sie kein zweiter Orden, weder früher noch später, aufzuweisen vermag" — der hl. Bernard[3]), so ist dieses Urtheil nicht etwa von begeistertem Ordensinteresse eingegeben, sondern stimmt vollkommen mit der Geschichte überein. Ein in solcher Frage gewiß unverdächtiger Zeuge,

1) Der heilige Bernard von Clairvaux. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von Dr. Georg Hüffer, Privatdocent der Geschichte an der königl. Akademie zu Münster. I. Band: Vorstudien. Münster 1886. Aschendorff. XV, 246 S. 8°.

2) „So ist der Name des Heiligen zu schreiben; denn dieser französischen Schreibweise folgt Bernard selbst, wie auch seine Freunde und Zeitgenossen in der Anwendung auf ihn sich derselben bedienen. Dabei bleibt natürlich bestehen, daß der Eigenname deutschen Ursprungs ist (Bernhart=Bärenstark.)" S. 1.

3) Der Cistercienserorden, S. 7.

W. Giesebrecht, läßt sich am Schlusse des 4. Bandes seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (S. 382) also vernehmen: „Man hat die Periode, an deren Ende wir stehen, nicht mit Unrecht das Zeitalter des heiligen Bernard genannt, denn in der That hatte dieser französische Mönch ein Menschenalter hindurch die Weltgeschicke mehr bestimmt, als irgend ein mit der Tiara oder der Krone geschmücktes Haupt. Wer die wunderbare Macht dieses außerordentlichen Geistes leugnen wollte, obwohl er überall ihre erstaunlichen Wirkungen wahrnimmt, der gliche einem Menschen, der Licht und Wärme der Sonne in Abrede stellte, deren belebenden Einfluß er doch rings um sich erkennt".

Und doch fehlte es bis zur Stunde an einer Biographie, die des großen Mannes auch nur annähernd würdig wäre.[1]) Eine glänzende Leistung war etwa von der Feder Montalembert's zu erwarten, wenn sein Plan zur Ausführung gekommen wäre, die Geschichte der „Mönche des Abendlandes" mit dem Leben des heil. Bernard abzuschließen.

Mit ungemeiner Freude begrüßen wir es, daß nun ein deutscher Historiker die Aufgabe übernommen hat, dem unvergleichlichen Abt von Clairvaux ein biographisches Denkmal zu errichten, das allen Anforderungen, die heutzutage an solche Arbeiten gestellt zu werden pflegen, genügen soll — und wird.

Im Gegensatze zu unzähligen Verfassern von „Heiligen-Leben", die fort und fort bauen und „auferbauen", ohne das Fundament ihres oft kühnen Gebäudes auf seine Festigkeit zu prüfen, hat Dr. Georg Hüffer vor allem dem Grund und Unterbau die sorgfältigsten, genauesten Untersuchungen gewidmet.

Seine „Vorstudien zum Leben und Wirken des heiligen Bernard von Clairvaux", die zuerst im V. und VI. Band des „Historischen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft" erschienen, sind mit gehöriger Erweiterung zu einem ersten Band vereinigt, der zwei weiter folgenden Bänden die Wege bereiten soll. „Die tiefergreifende, wissenschaftliche Behandlung eines so großen Vorwurfes hat eine genaue Kenntniß des Umfanges und Werthes der vornehmsten Quellen dieses Lebens zur nothwendigen Voraussetzung. Die gegenwärtige Arbeit verfolgt demgemäß den

1) Vgl. Kirchen-Lexikon 2, II, 427.

doppelten Zweck, diesen grundlegenden Stoff durch neue Funde abzuschließen, und seine geschichtliche Bedeutung an der Hand seiner gesammten Ueberlieferung endgiltig festzustellen". (Vorrede.) In der That hat der Verfasser keine Mühe und Aufopferung gescheut, um seine schwierige und umfassende Aufgabe in vollkommen befriedigender Weise zu lösen. Die Bibliotheken von Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien, England wurden von Dr. Hüffer im Interesse seiner Bernard-Studien durchforscht; jede Seite des ersten Bandes gibt Zeugniß von staunenswerthem Fleiß und musterhafter Akribie.

Die Quellen, auf welchen unsere Kenntniß vom Leben und Wirken des heil. Bernard beruht, sind einerseits die eigenen Schriften des Heiligen, vor allem seine Briefe, und andrerseits die in den Vitae Bernardi uns überlieferten Berichte seiner Zeitgenossen. „Den eigentlichen biographischen Grundstock bilden natürlich die Vitae Bernardi. In der ursprünglichen Anlage umfaßt das Leben Bernard's fünf Bücher, denen sich Tagebuch-Aufzeichnungen über die zahllosen Wunder, von welchen seine Kreuzpredigt in Deutschland bezeichnet war, frühzeitig als liber sextus zugesellten . . Von diesem ersten Leben hat man zwei andere unterschieden, die inhaltlich mit der vita I nahe zusammenhängen und beide noch dem 12. Jahrhundert angehören. Das Hauptgewicht ruht auf der vita prima. Die vitae Bernardi bieten ein außergewöhnlich reiches Material, ja es ist uns in ihnen der umfänglichste biographische Stoff erhalten, der über irgend eine Persönlichkeit des frühern Mittelalters vorliegt".

Eine willkommene Vorarbeit für Dr. Hüffer's Forschungen war die von Gg. Waitz († 24. Mai 1886) für den XXVI. Bd. der Monumenta Germaniae historica mit gewohnter Gründlichkeit besorgte kritische Theil-Ausgabe der Vitae Bernardi (soweit es sich um die Beziehungen zu Deutschland handelt). Waitz, der seinerseits die genauen Untersuchungen L. Bethmann's († 5. Dezember 1867) benützen konnte, hat zum erstenmale die Thatsache festgestellt, daß die fünf Bücher der vita prima in zwei Haupt-Recensionen erhalten sind. Jedoch lag es außer seiner Aufgabe, auf die Unterschiede der beiden Recensionen, auf ihre Verfasser, ihre Entstehungsweise und ähnliche Fragen näher einzugehen. Hier setzt nun die Forschung Hüffer's ein und

ruht nicht, bis alle von G. Waitz übrig gelassenen Fragen so vollständig als nur immer möglich gelöst sind.

Die vita I. ist durch 102 Handschriften vertreten, von denen H. 60 persönlich eingesehen hat. Alle Codices — 28 davon sind innerhalb der ersten 50 Jahre nach dem Tode des heil. Bernard verfaßt — gehören einer der beiden Recensionen (A oder B) an. A ist die ursprüngliche Hauptform des Bernard-Lebens, B deren Ueberarbeitung. Die erste Recension war um 1156—57 vollendet, als die Bischöfe und Aebte, welche beim Tode des Heiligen (20. August 1153) zugegen waren, abermal in Clairvaux zusammenkamen, um das bereits in fünf Büchern vorliegende Bernard-Leben zu prüfen. Das Hauptverdienst an der Abfassung der vita gebührt dem Notarius (Sekretär) des Heiligen, Gaufried von Auxerre, von welchem die Bücher III—V stammen, während das I. Buch Wilhelm von St. Thierry, das II. Ernaldus zum Verfasser hat. Gaufrid hat die erste Recension (A) noch selbst umgearbeitet (1162—1165), so daß die Recension B ihm ihre Entstehung verdankt.

Die von Alanus von Auxerre besorgte vita II. ist ein auf ein starkes Drittel verkürzter Auszug aus dem ersten Leben; ihre Abfassung fällt in die Jahre 1167—1170.

Eine eingehende Untersuchung widmet H. den im J. 1679 durch Chifflet zum erstenmal veröffentlichten Fragmenta ex tertia vita, in denen Chifflet selbst, sowie Mabillon, eine von Gaufrid verfertigte Vorarbeit für die vita (I) Bernardi zu erkennen glaubten. Auf Grund genauester Prüfung erklärt H.: „Die Fragmente sind (von Gaufrid i. J. 1145) als Vorlage für das Bernard-Leben Wilhelm's von St. Thierry geschrieben, an diesen eingesandt und von ihm der Bestimmung gemäß verwendet worden". (S. 65.) Nach dem Tode Wilhelm's schrieb Ernald das II. Buch der vita; mit dem III. Buch kehrten die Fragmente zu ihrem Verfasser (Gaufrid) zurück, der auch das IV. und V. Buch bearbeitete.

In einem eigenen Abschnitt (70—103) behandelt H. das VI. Buch der vita, den Bericht über die Kreuzpredigt in Deutschland. Die historia miraculorum in itinere Germanico patratorum (beste Ausgabe dieses in 11 Handschriften erhaltenen Berichtes jetzt von G. Waitz in den Monu-

menta XXVI, 121—137, wobei nur der über Frankreich handelnde Theil der Reise fehlt) „besteht aus drei selbständigen, durch Widmungsbrief eingeleiteten Theilen oder Büchern, welche im engen Anschluß an einander die verschiedenen Abschnitte der Reise erzählen. Die Verfasser aller drei Bücher haben den hl. Bernard auf seinem Umzug begleitet, und ihre Aufzeichnungen sind unter dem unmittelbaren Eindruck der Vorgänge selbst entstanden. Der Bericht über die deutsche Reise Bernard's erzählt lauter wirkliche und geschichtliche Vorgänge". Sehr ausführlich stellt H. die Thatsächlichkeit der vom heil. Bernard gewirkten Wunder fest. Eine unanfechtbare Instanz zu Gunsten der Wunderthätigkeit Bernard's bildet jedenfalls das der Bescheidenheit des Heiligen abgenöthigte Selbstzeugniß in der Schrift an Papst Eugen III., de consideratione (l. II, c. I).

Selbstverständlich konnte auch der hl. Bernard dem Schicksal nicht entgehen, daß — kaum ein Menschenalter nach seinem Tode — die Legende wie Epheu den Stamm der Geschichte umwand und überwucherte. Es ist keine erquickliche Aufgabe für den gewissenhaften Historiker, den geschichtlichen Kern der „alten Bernard-Legenden" aus den sagenhaften Zuthaten genau herauszuschälen. „Nach Inhalt und Umfang nicht gerade bedeutend" sind die von Johannes Eremita, einem Mönch von Clairvaux, zusammengestellten Erzählungen; die Abfassung dieser „vita Bernardi" fällt in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts. Eines bedeutenden Ansehens erfreute sich von Anfang an der von Herbert, späterm Erzbischof von Torres, um 1178 verfaßte liber miraculorum, dessen handschriftliche Ueberlieferung von Hüffer mit erschöpfender Sachkenntniß dargelegt wird. Das „Wunderbuch Herbert's" ist zugleich die reichste Fundgrube für das „Heldenbuch von Clairvaux", wie H. das von Abt Konrad von Eberbach verfaßte Exordium magnum Cisterciense bezeichnet.[1])

1) Die bekannte Erzählung, daß der heil. Bernard im Dom zu Speier (1146) dem Salve Regina den Schlußsatz: O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria hinzugefügt habe, „tritt erst am Ende des Mittelalters auf; die frühere Zeit, welche so eifrig alles auf den hl. Bernard Bezügliche sammelte, weiß nichts davon" (S. 71).

„Im vollen Gegensatz zu dem Dämmerlicht, welches auf den alten Bernard-Legenden liegt, stehen die Briefe des hl. Bernard — neben den vitae Bernardi die vornehmste Quelle zur Erkenntniß seiner Persönlichkeit und seines Wirkens.“ In vollem Maße gilt gerade von den Briefen Bernard's, daß in ihnen mehr als in den andern Urkunden die Gedanken und Bewegungen der handelnden Persönlichkeit offen liegen.[1])

Aber abgesehen von ihrem Werthe für die Beurtheilung Bernard's selbst, sind seine Briefe „von unvergleichlicher Bedeutung für die allgemeine Geschichte seiner Zeit.“[2]) Um so dringender wäre eine den heutigen Anforderungen entsprechende Ausgabe dieser Briefsammlung zu wünschen. Der Biograph des hl. Bernard vermißt vor allem die genaue chronologische Ordnung der Briefe — eine Aufgabe, die selbst Mabillon, der wie kein Anderer vor und nach ihm die Geschichte des 12. Jahrhunderts kannte, nur ungenügend gelöst hat.

Die bisher vollständigste Sammlung des Briefwechsels in dem Migne'schen Druck der opera Bernardi weist 495 Briefe auf, unter denen 37 von Andern an Bernard gerichtet sind. Hüffer's gründlichen Untersuchungen zufolge „stellt diese Summe keineswegs die wahre Ziffer der vorhandenen und gedruckten Briefe dar.“ (S. 186.) Zunächst fallen 22 Briefe weg, da von den 37 Briefen fremder Personen 10 nicht an Bernard gerichtet, ferner 5 Briefe mit Unrecht dem Heiligen zugeschrieben sind, und 5 (aus dem Funde Martène's) mit vorher aufgeführten zusammenfallen. „Dieser Ausfall wird jedoch mehr als gedeckt durch 36 zum Briefwechsel gehörige Stücke, welche an verschiedenen Orten veröffentlicht, sich der Achtsamkeit des Sammlers bei Migne entzogen haben. Von ihnen gehen 7 auf Bernard selbst als Verfasser zurück, 29 sind an ihn gerichtet. Mit Einrechnung dieser Nachzügler steigt also die Gesammtsumme der

---

1) Man vergleiche die goldenen Worte (Cardinal) Newman's über den Unterschied zwischen den Biographien und den eigenen Briefen der Heiligen, in der Einleitung zu: „Die letzten Jahre des hl. Chrysostomus“ (Historical Sketches II, 1876, p. 219 ff.)

2) Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, IV, 411. Vgl. Hüffer, S. 185.

gedruckten Briefe auf 509, von denen 56 auf andere Personen entfallen.“ (S. 187.)

Die von H. angestellte Durchforschung des handschriftlichen Materials ergab die im Verhältniß zur großartigen Correspondenz Bernards nicht sehr beträchtliche Ausbeute von 19 oder 20 Briefen des Heiligen und 4 Schreiben Fremder an ihn. „Diese kleine Zahl wird auch leider nicht durch sachliche, namentlich historische Wichtigkeit der unbekannten Stücke aufgehoben.“ Besondere Beachtung verdienen jedoch zwei Briefe, welche der berühmte Zeitgenosse des heiligen Bernard, Propst Gerhoh von Reichersberg an seinen Freund geschrieben hat. (In der ersten Serie der von Hüffer mitgetheilten „Ungedruckten Bernard-Briefe“ Nr. XI und Nr. XII.) In dem ersteren Briefe (XI.) widmet Gerhoh dem hl. Bernard die Schrift „de simoniacis“. Da derselbe Coder, in welchem Hüffer den erwähnten Brief entdeckte, auch die vollständige Schrift „de simoniacis“ enthält, konnte die Lücke glücklich ausgefüllt werden, welche Martène's Ausgabe[1]) am Anfang des Traktats gelassen hatte.[2]) Während die Abfassung des ersteren Briefes, sowie des Traktates, höchst wahrscheinlich in das Jahr 1135 fällt, muß der zweite Brief (XII), in welchem Gerhoh unter andern Wünschen dem Heiligen die Vollendung der Reden über das Hohe Lied an's Herz legt, in der Zeit vom Frühjahr 1147 bis 1148 geschrieben seyn.

Im „Anhang“ erhalten wir noch zwölf bisher unbekannte Bernard-Briefe aus England, auf welche H. durch den gelehrten Paläographen Edmund Bishop (gegenwärtig im Benediktinerkloster Downside, Bath) war aufmerksam gemacht worden, sowie eine von H. selbst in Brüssel aufgefundene Predigt des hl. Bernard über die Ehe. Da die im Anhange mitgetheilten Briefe dem Verfasser „erst nachträglich zugegangen waren“, fehlte die Zeit, um die Schriftcitate, von welchen die

1) Thesaurus Novus Anecdotorum T. V, 1459.

2) Gleichzeitig mit Hüffer (Histor. Jahrb. VI, 248 ff.) veröffentlichte Jacksch (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1885, VI, 2, 254 ff.) den Widmungsbrief Gerhoh's und den Anfang der Schrift de simoniacis, aus einem Klagenfurter Coder.

meisten dieser Briefe, der Gewohnheit des Heiligen gemäß, durchzogen sind, anzugeben. Aber auch in den vorher (S. 209 ff.) abgedruckten Briefen wären manche Lücken dieser Art auszufüllen. Ein Beispiel möge die Eigenart des heiligen Bernard illustriren, seine Gedanken durch Worte der hl. Schrift, die in ihm gewissermaßen Fleisch und Blut geworden war, auszudrücken. Wir wählen den S. 214 (Nr. VII) mitgetheilten Brief, ein — unvollständig erhaltenes — Glückwunschschreiben an den neugewählten Papst Eugen III., 1145.

Sicut *aqua frigida animae sicienti, ita nuntius bonus de terra longinqua.*[1]) Venientes a latere vestro fratres nostros Gg. et G. leti suscepimus et in verbis eorum *facti sumus sicut consolati.*[2]) Et iam dudum per alios audieramus hoc verbum quod factum est quod fecit dominus de puero suo. Sed *non dixerunt qui preteribant: benedictio domini super vos.*[3]) At ubi epistola revoluta est continens ymaginem tuae voluntatis, *de plenitudine eius omnes accepimus*[4]) verba bona, verba consolatoria, salutem et apostolicam benedictionem. Quo audito *revixit spiritus*[5]) *meus et gracias agens Deo*[6]) *cecidi pronus in faciem;*[7]) *et ego et fratres tui adoravimus te super terram.*[8]) Non hoc loquor, *ut inpinguem caput tuum oleo peccatoris,*[9]) sicut illi, qui *beatum dicunt,*[10]) ut *decipiant pauperem et inopem,* decepti et deceptores,[11]) sed qui benedicunt ei cui benedixit dominus. Nam et in aliis et in alia lingua *oportet me loqui*[12]) tecum. *Verba quae ego loquor*[13]) tibi, non sunt *blandientis oscula.*[14])

Möge es dem hochverehrten Verfasser beschieden seyn, durch glückliche Vollendung des so glänzend begonnenen Werkes seinen Namen zu verewigen!

P. Odilo Rottmanner.

---

1) Prov. 25, 25. 2) Ps. 125, 1. 3) Ps. 128, 8. 4) Joh. 1, 16. 5) Gen. 45, 27. 6) Act. 28, 15. 7) Num. 16, 4. 8) Gen. 37, 10. 9) Ps. 140, 5. 10) Js. 3, 12. 11) Ps. 36, 14. Vulgata: deiiciant. 12) Col. 4, 4. 13) Joh. 14, 10 14) Prov. 27, 6. Adulantium oscula hat Ambrosius, l. III. offic., c. 22, n. 127.

XXXVI.

S. Brunners Denk-Pfennige.[1])

Ein Siebziger mag wohl Rückschau halten auf ein arbeitreiches Leben. Noch hat der Name Brunner in der katholischen Literatur den alten guten Klang, und Gott sei Dank weilt der geistvolle Polemiker trotz seiner 70 Jahre noch rüstig und geistesfrisch in unserer Mitte; noch hat sein Schwert dieselbe satyrische Schärfe, welche es hatte, da Brunner als Redakteur der Wiener Kirchenzeitung stets unter den treuesten Kämpen für Recht und Wahrheit zu finden war, und dieß in einer Epoche, da die trügerische Fahne der Freiheit über den Barrikaden der revolutionären Welterneuerer flatterte. In die Stürme jener Zeit versetzt uns seinem Hauptinhalte nach sein neuestes Schriftchen zurück. „Denk-Pfennige" hat es der Autor genannt; Denkmünzen sind es auch, gesammelt auf einem reichbewegten Lebenswege, einen Commentar bildend zu seiner Autobiographie „Woher, wohin?" welche durch die Denk-Pfennige in vielen Punkten und mitunter in recht pikanter Weise ergänzt wird.

Wenn jene die Sitten, Menschen und Zustände im vormärzlichen Oesterreich illustrirt, so wollte er in den Denk-Pfennigen namentlich die durch Publikationen verschiedener Art entstellten kirchlichen Ereignisse des Jahres 1848 durch Aufweisung von Aktenstücken und durch Berichte von Thatsachen wahrheitsgetreu schildern, wobei die mannigfach eingeflochtenen

---

1) Denk-Pfennige zur Erinnerung an Personen, Zustände und Erlebnisse vor, in und nach dem Explosionsjahre 1848 von Sebastian Brunner. Würzburg und Wien 1886. (268 S.)

poetischen, biographischen und literarhistorischen Episoden „dem bisweilen trockenen Aktenmaterial als Gewürz" dienen sollen.

Fragen wir um den Inhalt. Poetica eröffnen den Reigen, von denen noch dasselbe gilt, was einst ein Kritiker in den „historisch-politischen Blättern" über Brunner geschrieben: „Er schwingt die poetische Geißel mit aller Lust und Kraft und ergeht sich über die Thorheiten und Laster seiner Zeit mit dem Ernst und Eifer des ehrlichen Deutschen, der weniger auf kunstvollendete Form und Anmuth der Darstellung als auf den geistigen Gehalt und die pragmatische Wahrheit den Hauptton zu legen gewohnt ist." In kurzen aber markanten Episoden denkt er weiters an solche, von welchen er selbst gesungen:

„Ich gab es ja auch wieder Manchem zu kosten;
Daß er etwas zu dürftig sei für seinen Posten;
Daß sich sein Werth dann hoch hinauf schnelle,
Liegt in den zwei Schalen: der Werth und die Stelle."

Daß dabei Figuren wie Bauernfeld, Anastasius Grün, Platen, Gentz, Julius von der Traun u. s. w. nicht gut wegkommen, läßt sich wohl denken, ist doch Brunner der erklärte Gegner der „Weltschmerz"- und revolutionären Dichter, der Dichter vom „Pfaffenthum und Pfaffenwahn."

Speziell über Schindler hat Brunner schon in den J. 1867 und 1868 in den Histor.-polit. Blättern satyrische Streiflichter entsendet, die diesen aus der Zeit des „Trinkgelderministeriums" berühmt und — reich gewordenen österreichischen Advokaten und „Volksmann" gebührend kennzeichnen. Den religiös-politischen Fanfaronnaden von Bauernfeld und Anastasius Grün hat er in der Zwischenzeit sogar ein eigenes Büchlein gewidmet unter dem Titel: „Don Quixote und Sancho Pansa auf dem literarischen Parnasse". (Würzburg und Wien 1886.)

Desto besser muthen uns Persönlichkeiten an wie die Dichtergestalten Pocci, Majlath, Grillparzer, geistliche Oberhirten wie Schwarzenberg, Rauscher, Haneberg rc., mit denen Brunner zumeist durch Gesinnungsgleichheit und Freundschaft eng verkettet war. Wie schön ist z. B. das Kapitel „Cardinal Rauscher's letzte Tage," in dem der Autor einen unverwelklichen Kranz auf das Grab des einstigen edlen Hirten der Wiener Erzdiöcese legt.

Von größerer Bedeutung sind natürlich die von Brunner geschilderten Episoden aus den Vortagen der Revolution wie aus dem Sturmjahre 1848 selbst. Die vornehme Gestalt des Fürsten Metternich tritt vor unser geistiges Auge; wir schauen in das Machinationsgetriebe seiner ränkevollen Feinde, jener „ehrenwerthen" Dunkelmänner, die das leichtgläubige Proletariat als Marionette für ihre Zwecke benützten. Einen großen Theil des Buches nehmen weiterhin Schilderungen der Zu- und Uebelstände im Klerus jener Tage ein. Die rasch aufeinanderfolgenden Tagesereignisse huschen gleich Schreckphantomen durch die von Aufruhr erfüllte Stadt, rathlos steht der gesammte Klerus dem wirren Treiben gegenüber, da ja selbst der Oberhirte gestützt auf ein vom Josephinismus durchwehtes Domkapitel und beeinflußt durch den Druck der Regierung nicht mehr Herr seines Willens ist.

Weitaus am interessantesten sind die eingeflochtenen Kapitel über das Schulwesen dieser Zeit. Mit scharfem Blick kritisirt Brunner, der früher schon in der „Prinzenschule zu Möpselglück" die moderne Pädagogik gegeißelt, die Erziehungsmethode jener Periode, welche ja in so Vielem ein Vorbild der heutigen Richtung geworden. Auch da gilt wieder das: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen;" leider ist die Wahrheit nur zu spät erkannt worden. Voll sarkastischen Humors sind die im Buche zerstreut eingelegten Episoden, welche den Autor persönlich berühren, sein Kampf gegen das Denunciantenthum, seine Erfahrungen als Kaplan, seine Conflikte mit höheren Behörden: Schilderungen, mit denen derselbe „der Wahrheit eine Gasse" gebrochen, in der sicheren Erwartung solcher die einst Lust bekommen sollten, den greisen Kämpen anzugreifen, wenn ihm der himmlische Lohn für seine Treue geworden.

Dieß in flüchtigen Strichen der Inhalt der originellen Arbeit Brunners. Sollten wir zum Schlusse einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, der Autor möge bei einer eventuellen Neuauflage an Stelle der Poetica noch weitere „Denk-Pfennige" setzen, deren gewiß noch mancher in seiner Sparbüchse liegt; das Buch wird als concretes Ganzes nur dadurch gewinnen.

XXXVII.

Skizzen aus den Revolutionsjahren 1848 bis 49.

Vorbemerkung.

Im Jahre 1869 erschien bei Friedrich Tempsky in Prag der erste Band einer „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848". Nach der Vorrede p. VI dieses Bandes war, „die Thatsachen einer der folgenreichsten Epochen seines Vaterlandes möglichst ins Reine zu bringen", der Hauptbeweggrund, der den Verfasser zur Herausgabe eines Werkes bestimmte, das sonst vorsichtiger für ein opus posthumum aufgespart bliebe. „Denn", so fährt die Vorrede fort, „entlehnt dasselbe der Historiographie die Form und das Streben gegenständlicher Darstellung, so theilt es insofern wieder die Natur von Memoiren, als persönliche Anschauung und Erfahrung des Verfassers und mehrerer seiner Freunde weder den geringsten noch den unwichtigsten Theil zu dem darin verarbeiteten Stoffe hergaben."

Der Verfasser des Buches, welches speziell „die Belagerung und Einnahme Wiens, Oktober 1848" behandelte, hatte sich nicht genannt, sondern nur als „G. v. S . . . . n" angedeutet. Sein Buch machte bei seinem Erscheinen geradezu Epoche. Da man den Verfasser nicht kannte, sondern aus dem Charakter der geschichtlichen Auffassung und des kritischen Urtheiles über Personen und Thatsachen nur dessen politische Parteistellung ahnen konnte: so war man genöthigt, sich an die Sache selbst, nämlich an das Buch, zu halten. Und da mußte die „öffentliche Mein-

ung“ von rechts und links einstimmig anerkennen, daß in dem Werke ein seltener Reichthum des Materials in anziehendster Form geboten werde. Man lobte mit Recht „die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher alle einschlagenden Quellen benützt wurden“; es war klar, daß dem Verfasser außer den gedruckten Quellen noch zahlreiche andere schriftliche und mündliche Behelfe und Mittheilungen zu Gebote standen. Man rühmte die „Lebendigkeit der Zeichnung“, den „Freimuth“ im Urtheile, die „Objektivität,“ mit welcher nicht bloß das weitschichtige Material gesichtet und geprüft wurde, sondern die sich auch in den Urtheilen über Menschen, Ideen, Verhältnisse und Tendenzen kundgab. Daneben sei „die Darstellung fließend und fessele sogar durch ihr lebhaftes Colorit“. Das Werk wurde als eine nach Inhalt und Form hervorragende Leistung der österreichischen Historiographie bezeichnet, der zugleich mit Bezug auf die noch im Flusse befindlichen politischen und nationalen Streitfragen eine große Bedeutung zukomme.

So hatte die Anonymität hier ihren beabsichtigten Zweck vollkommen erreicht. Beim Erscheinen des 2. Bandes i. J. 1870 nannte sich der Autor; es war der durch frühere geschichtliche Arbeiten, sowie durch seine hervorragende amtliche Stellung und politische Thätigkeit in weiten Kreisen bekannte Dr. Alexander Joseph Freiherr v. Helfert, der in genauer Kenntniß der traurigen Zustände in der Wiener Tagespresse und selbst in der sonstigen periodischen Literatur und Buchkritik seinen Namen deßhalb nicht genannt hatte, weil die „Kritik“ in diesem Falle hauptsächlich die Person des Verfassers und dessen politische Anschauung und Stellung, nicht aber das Buch selbst besprochen haben würde. Nachdem durch die gelungene Anonymität die Anerkennung des hohen Werthes dieser „Geschichte Oesterreichs“ von Freund und Feind unverholen constatirt worden war, gab es keinen weitern Grund zur Verschweigung des Autornamens.

Die ersten vier Bände des mit gleichgespannter Erwartung begrüßten Werkes erschienen in ziemlich rascher Aufeinanderfolge und boten fortgesetzt durch die Fülle ihrer Mittheilungen und durch die anziehende Art der Darstellung reichen Genuß und vielseitige Belehrung. Nach dem Erscheinen des 4. Bandes (1876) traf eine Pause von einem Decennium ein. Erst in diesem

Jahre 1886 erfreute der illustre Verfasser seine zahlreichen Freunde und Verehrer mit weiteren zwei Bänden, bereitete ihnen aber zugleich die Ueberraschung, daß er den Faden der geschichtlichen Erzählung in unerwarteter Weise mit den Ereignissen in der ersten Hälfte des Monats März 1849 abbrach. Hatte man doch nach dem Vorworte zum 2. Bande erwarten dürfen, daß der Verfasser seine Erzählung bis zur „Katastrophe von Világos und zur Uebergabe von Mohacs" führen werde.

So ist das Werk trotz des äußerlichen Abschlusses im Grunde doch nur ein Torso, allerdings ein solcher, der für die Geschichtswissenschaft wie auch für die praktische Staatspolitik in Oesterreich einen außerordentlichen Werth besitzt. Es liegt nicht in unserer Absicht, diesen Werth durch weiteres Eingehen in's Detail hier zu begründen, wohl aber werden wir versuchen, an der Hand dieser „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848", unter theilweiser Zuhilfenahme auch anderer literarischer Hilfsmittel, einige selbstständigen Skizzen aus jenen bewegungs- und entwickelungsreichen Tagen zu zeichnen.

I.

Die Wiener Oktobertage 1848.

Die Wiener Oktoberrevolution kam mit der scheußlichen Ermordung des Kriegsministers, Grafen Latour (6. Okt. 1848), öffentlich zum Ausbruche, nachdem der latente Anarchismus schon seit geraumer Zeit in der alten Kaiserstadt gewaltet hatte. Die nächste Wirkung der Greuelthat vom 6. Oktober war die neuerliche Flucht des kaiserlichen Hofes aus Wien (7. Oktober). „Niedergeschlagen und erschöpft, bestaubt und beschmutzt, in einem Aufzuge, der alle Mühseligkeiten und Entbehrungen einer vieltägigen beschleunigten Reise aufwies, von den eingeschüchterten Städtern mit Stillschweigen und von einzelnen Universitäts-Jungen mit Hohn und Zischen, und nur vom robotentlasteten Landvolk mit begeistertem Jubel empfangen," so war die kaiserliche Familie nach Olmütz an-

gekommen, wo ihr der Erzbischof seinen Palast, die Prälaten und Domherrn den größten Theil ihrer Wohnungen zur Verfügung stellten, sich selbst auf die nothdürftigste Behausung beschränkend. Die eilige Abfahrt von Schönbrunn hatte nicht viel mitnehmen lassen; erst in den Tagen darauf kam ein Theil der Hof-Equipagen und der Dienerschaft nach.

Während so hinter den schützenden Mauern von Olmütz der Hof „gebeugt und rathlos" saß, artete in Wien die freiheitliche Bewegung in förmliche Revolution aus. Von den leitenden Regierungsmännern war nur Minister Baron Philipp Kraus, ein Ehrenmann und treuer Staatsdiener, auf seinem schwierigen Posten geblieben und bald vereinigte er in sich alle Funktionen der Centralgewalt, da selbst die untergestellten Beamten in dieser wirrvollen Zeit ihre Bureaux flohen, um sich entweder an der Bewegung zu betheiligen oder aber außerhalb der Stadt Zuflucht zu suchen. Minister Kraus wurde ob seiner anscheinend schwankenden Haltung in den Oktobertagen von Freund und Feind viel getadelt. Baron Helfert weist die Grundlosigkeit dieses Tadels nach. „Mitten in der allgemeinen Verwirrung ließ er nicht einen Augenblick die Interessen seines Dienstes aus den Augen, besorgte die Finanzverwaltung wie im tiefsten Frieden, beschützte die öffentlichen Kassen und die Schätze der Nationalbank, aus denen in den wildesten Tagen nicht ein Kreuzer geraubt wurde. Mehr noch als des Guten, das er gethan, war des Uebels, das er verhütet. Um sein aufopferndes Verdienst nach vollem Maße zu würdigen, braucht man sich nur die Frage zu stellen, was geschehen konnte, wenn Kraus nicht in Wien zurückblieb und ausharrte?"

Den äußeren Anstoß zu den Schandthaten des 6. Oktbr. bot bekanntlich der anbefohlene Abmarsch der Grenadiere des Bataillons Richter nach Ungarn sowie die Ernennung des Feldzeugmeisters Baron Recsey zum ungarischen Premierminister. „Was focht das Wien an?" fragt Freiherr von Helfert mit Recht und er führt den Nachweis von der

Grundlosigkeit des Wiener Oktoberaufstandes in der überzeugendsten Weise. „Was Wien im Jahre 1848 gänzlich abging, war das lebendige Bewußtseyn, die Hauptstadt eines großen Reiches zu seyn und sich in dieser Stellung behaupten zu müssen." Der „gemüthliche Wiener" schwärmte für die Galizier, für die Italiener, für die Ungarn, und schrie sich heiser gegen die „Schwarzgelben", die ihn angeblich „in's Unglück gebracht hatten." Ein klares Bewußtseyn mangelte ebenso wie eine sichere politische Einsicht und Ueberzeugung.

Bei solchem Umstande hatten die Faktoren des Umsturzes ein leichtes Spiel. Unter ihrer Einwirkung trat an die Stelle der Ordnung und der Herrschaft des Gesetzes die Anarchie und der Terrorismus, obgleich die revolutionären Gewalten das Vorhandenseyn dieses Zustandes fast bis zum Ausgange des Aufstandes „mit Entrüstung" läugneten. Und doch sind Attentate gegen die Sicherheit der Person und des Eigenthums, Einschüchterungen, Erpressungen, Vergewaltigungen der Bürger ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes in reichlicher Anzahl beglaubigt. Die Folge davon war denn auch eine massenhafte Auswanderung der Wiener aus den Mauern ihrer dem Umsturze verfallenen Vaterstadt. Man schätzte die Zahl dieser Flüchtlinge auf mindestens 100,000 Seelen, in Baden allein hatten etwa 20,000 Wiener ihre Zuflucht gefunden.

Allein auch die in Wien Zurückgebliebenen waren mit dem Aufstande nur zum geringen Theile einverstanden. Baron Helfert unterscheidet die für Wien charakteristischen Kategorien in der Bevölkerung, nämlich die „Leichtfertigen" und die „Trübsinnigen". Die Erstern bilden bekanntlich zu allen Zeiten einen ausgiebigen Theil der Bevölkerung Wiens; sie wußten sich in den neuen Zuständen bald einzurichten; das leichtlebige Volk lustwandelte bei dem schönen Herbstwetter auf den Linienwällen unter den Kanonen wie in den Straßen zwischen den Barrikaden und den Lagern der Nationalgardisten, der Mobilen und der Legionäre, als ob all' das zum Ver-

gnügen und zur Zerstreuung dienen sollte. Auch die Weinstuben und Bierhäuser, die Kneipen waren nie voller als in der Zeit vor den letzten Oktobertagen. Den „Trübsinnigen" war freilich anders zu Muthe. Sie schwiegen aber aus Zwang und Furcht; denn „es gehörte Muth genug dazu, in kleinem vertrauten Kreise oder wohl gar vor wenigen Unbekannten seine Mißbilligung über die herrschenden Zustände auszusprechen."

Das sprechendste Bild, wie es mit der freien Meinungsäußerung in Wien stand, lieferte die Oktoberpresse. Baron Helfert hat über die „Wiener Journalistik im Jahre 1848" ein überaus interessantes Werk selbständig herausgegeben. Auf dieses Buch sei hier hingewiesen. Wir erwähnen bloß einiges Allgemeine. Die Blätter der entschieden conservativen Richtung (Böhringers „Geißel", der „Hans-Jörgel" von J. B. Weiß, Ebersbergs „Zuschauer") hatten gleich zu Anfang der Oktoberrevolution eingehen müssen. Andere Journale mehr besonnener Tendenz (wie z. B. Bäuerle's „Oester. Courier", Zang's „Presse", Kuranda's „Ostdeutsche Post") erhielten sich zwar, fanden jedoch nur geringen Einfluß und mußten äußerst vorsichtig auftreten. Um so ausgelassener benahmen sich die Organe der äußersten Partei; sie waren voll der pöbelhaftesten Ausfälle gegen den Hof, verherrlichten „das ewige große Volk", sprachen von „kaiserlichen Rebellen", von Jelacic dem „Räuberhauptmann" und von dessen kroatischen „Mordbrennern", von Windischgrätz dem „modernen Coriolan", „modernen Tamerlan", dem „Bombenfürst" u. s. w. Und diese „Organe der öffentlichen Meinung" gaben damals in Wien den Ton an.

Dabei erregten und unterhielten die buntesten Gerüchte die Gemüther der Wiener Bevölkerung in fortwährender Spannung. Allein die künstliche Aufregung erzeugte nur den Schein eines selbstbewußten, kraftvollen Lebens; sobald der Anreiz momentan nachließ, offenbarte sich sofort der eigentliche Zustand in den Gemüthern. Straßen und Plätze

…deten; Handel und Verkehr standen still, die Glocken und …geln in den Kirchen schwiegen: allmählig lagerte sich Stille … Trauer über die unglückliche, verführte Stadt.

…Wer waren denn nun aber eigentlich die leitenden Organe … Wiener Oktober = Aufstandes? War es der in Wien …ckgebliebene Rumpf=Reichstag? Anscheinend bildete aller…gs diese Körperschaft das geistige Haupt, gewissermaßen … legale Symbol der Bewegung. Dieser Reichstag hatte … dem 6. Oktober zur Vertheilung der Waffen die Er…htigung gegeben; er verbot den Bahnverwaltungen, kaiser… Truppen nach Wien zu befördern; er ertheilte dem …ional=Garden=Obercommando den Auftrag, die Stadt Wien …Vertheidigungszustand zu setzen; er sorgte für die Herbei…ffung der Geldmittel für den Aufstand u. s. w. Die …tutive des Reichstages war von der „permanenten Com…sion“ gebildet, die aus 25 Mitgliedern bestand. Allein …dem durch die Haltung und das Vorgehen des Oktober…chstages der Aufstand wesentlich gefördert wurde, so kann … ihn dennoch nicht als das eigentliche leitende Organ der …ner Oktober=Revolution betrachten. Noch weniger gilt … vom Gemeinderathe der Stadt Wien, der vielmehr unge…et seiner zahlreichen Mitglieder, welche mit dem Aufstande …pathisirten und sich an demselben betheiligten, dennoch im …zen die Sache der Ordnung und Gesetzlichkeit vertrat und …h geschicktes Laviren so manchen Plan der Umsturzpartei …itelte.

Ein bedeutsames Werkzeug der Bewegung war vielmehr … Wiener Studentenschaft, die „Akademische Legion“ und … permanente „Studenten=Comité“, in welchem jede Com…nie der akademischen Legion durch ein gewähltes Mitglied …reten war. „Dieser Studentenausschuß war in gewissem …ne der Mittelpunkt des militärischen Lebens und Treibens … aufständischen Stadt. Er sorgte für Alles oder mengte … wenigstens in Alles, stand mit dem Reichstags=Ausschusse … mit dem Nationalgarden=Obercommando in unausgesetztem

gnügen und zur Zerstreuung dienen sollte. Auch die Weinstuben und Bierhäuser, die Kneipen waren nie voller als in der Zeit vor den letzten Oktobertagen. Den „Trübsinnigen" war freilich anders zu Muthe. Sie schwiegen aber aus Zwang und Furcht; denn „es gehörte Muth genug dazu, in kleinem vertrauten Kreise oder wohl gar vor wenigen Unbekannten seine Mißbilligung über die herrschenden Zustände auszusprechen."

Das sprechendste Bild, wie es mit der freien Meinungsäußerung in Wien stand, lieferte die Oktoberpresse. Baron Helfert hat über die „Wiener Journalistik im Jahre 1848" ein überaus interessantes Werk selbständig herausgegeben. Auf dieses Buch sei hier hingewiesen. Wir erwähnen bloß einiges Allgemeine. Die Blätter der entschieden conservativen Richtung (Böhringers „Geißel", der „Hans-Jörgel" von J. B. Weiß, Ebersbergs „Zuschauer") hatten gleich zu Anfang der Oktoberrevolution eingehen müssen. Andere Journale mehr besonnener Tendenz (wie z. B. Bäuerle's „Oester. Courier", Zang's „Presse", Kuranda's „Ostdeutsche Post") erhielten sich zwar, fanden jedoch nur geringen Einfluß und mußten äußerst vorsichtig auftreten. Um so ausgelassener benahmen sich die Organe der äußersten Partei; sie waren voll der pöbelhaftesten Ausfälle gegen den Hof, verherrlichten „das ewige große Volk", sprachen von „kaiserlichen Rebellen", von Jelacic dem „Räuberhauptmann" und von dessen kroatischen „Mordbrennern", von Windischgrätz dem „modernen Coriolan", „modernen Tamerlan", dem „Bombenfürst" u. s. w. Und diese „Organe der öffentlichen Meinung" gaben damals in Wien den Ton an.

Dabei erregten und unterhielten die buntesten Gerüchte die Gemüther der Wiener Bevölkerung in fortwährender Spannung. Allein die künstliche Aufregung erzeugte nur den Schein eines selbstbewußten, kraftvollen Lebens; sobald der Anreiz momentan nachließ, offenbarte sich sofort der eigentliche Zustand in den Gemüthern. Straßen und Plätze

verödeten; Handel und Verkehr standen still, die Glocken und Orgeln in den Kirchen schwiegen: allmählig lagerte sich Stille und Trauer über die unglückliche, verführte Stadt.

Wer waren denn nun aber eigentlich die leitenden Organe des Wiener Oktober-Aufstandes? War es der in Wien zurückgebliebene Rumpf-Reichstag? Anscheinend bildete allerdings diese Körperschaft das geistige Haupt, gewissermaßen das legale Symbol der Bewegung. Dieser Reichstag hatte nach dem 6. Oktober zur Vertheilung der Waffen die Ermächtigung gegeben; er verbot den Bahnverwaltungen, kaiserliche Truppen nach Wien zu befördern; er ertheilte dem National-Garden-Obercommando den Auftrag, die Stadt Wien in Vertheidigungszustand zu setzen; er sorgte für die Herbeischaffung der Geldmittel für den Aufstand u. s. w. Die Exekutive des Reichstages war von der „permanenten Commission" gebildet, die aus 25 Mitgliedern bestand. Allein trotzdem durch die Haltung und das Vorgehen des Oktober-Reichstages der Aufstand wesentlich gefördert wurde, so kann man ihn dennoch nicht als das eigentliche leitende Organ der Wiener Oktober-Revolution betrachten. Noch weniger gilt dieß vom Gemeinderathe der Stadt Wien, der vielmehr ungeachtet seiner zahlreichen Mitglieder, welche mit dem Aufstande sympathisirten und sich an demselben betheiligten, dennoch im Ganzen die Sache der Ordnung und Gesetzlichkeit vertrat und durch geschicktes Laviren so manchen Plan der Umsturzpartei vereitelte.

Ein bedeutsames Werkzeug der Bewegung war vielmehr die Wiener Studentenschaft, die „Akademische Legion" und das permanente „Studenten-Comité", in welchem jede Compagnie der akademischen Legion durch ein gewähltes Mitglied vertreten war. „Dieser Studentenausschuß war in gewissem Sinne der Mittelpunkt des militärischen Lebens und Treibens der aufständischen Stadt. Er sorgte für Alles oder mengte sich wenigstens in Alles, stand mit dem Reichstags-Ausschusse und mit dem Nationalgarden-Obercommando in unausgesetztem

Verkehr, beschickte den Gemeinderath mit Anfragen und Vorschlägen, empfing von der einen Seite Denunciationen, von der andern Viktualien und Speisen aller Art, ließ von den Technikern Kugeln gießen, Zünder und Patronen anfertigen, rekrutirte Freiwillige in die verschiedenen Corps." Allein die Studenten waren im Grunde doch mehr mißbrauchtes Werkzeug als selbständig anregender Faktor des Aufstandes. Die eigentlichen Schürer der Revolution befanden sich im „Centralausschuß aller demokratischen Vereine", in welchem das Studenten-Comité nicht vertreten war. In diesem demokratischen Centralausschuß befanden sich viele Fremde: Polen, Sachsen, Bayern, Preußen, Schweizer u. a. Zu den geheimen Sitzungen wurden nur Auserwählte zugelassen. Das jüdische Element spielte dabei (wie in der Wiener Revolution überhaupt) eine tonangebende Rolle. Die Agitatoren Tausenau, Becher, Häfner, Jellinek, besonders aber Aarum Cheizes, „der sich in Wien Dr. Adolf Chaisés, auch wohl Dr. Chassé nennen ließ", führten daselbst das große Wort. Dem „Central-Ausschuß der demokratischen Vereine" war alles zu wenig und zu gelinde, was von Seite der Aufständischen geschah. Seine Zusammenkünfte wiederhallten von den schmählichsten Ausfällen wider den „schwarzgelben" Gemeinderath, von den wüthendsten Philippiken gegen den Reichstag. Hier hat man also den Herd der Wiener Oktober-Revolution zu suchen.

Diesen Umsturzorganen gegenüber besaß die Sache der Ordnung und Gesetzlichkeit in der Stadt nur unzureichende oder nicht gehörig verwendete Schutzwehren. Die Garnison der Stadt bestand bei Ausbruch des Oktoberaufstandes allerdings bloß aus vier Grenadier-Bataillons, aus drei Linien- und zwei Landwehrbataillons, aus einem Jägerbataillon, aus vier Compagnien Pioniere, aus zwölf Escadrons Kürassiere und Chevauxlegers und aus drei Geschütz-Batterien mit ebensoviel Brigaden Artillerie. Aber hätte diese geringe Truppenmacht am 6. Oktober mit Muth und Entschlossenheit eingegriffen: so wäre der Aufstand im Keime erstickt worden. Daß dieß

nicht geschah, muß theils der unzeitigen Nachgiebigkeit des ermordeten Kriegsministers, des Grafen Latour, theils der Rathlosigkeit des damaligen Commandirenden von Niederösterreich, FML. Graf Karl Auersperg, zugeschrieben werden. Letzterer sammelte seine Truppen außerhalb der innern Stadt und zog sich in den Schwarzenberg- und Belvedere-Garten wie in ein verschanztes Lager zurück. Außerdem waren noch die Polizeisoldaten, die k. k. Hofburgwache und die Wiener Municipalwache mit einigen Truppen im Militär-Transporthause und im k. k. Invalidenhause vorhanden. Graf Auersperg hatte sofort am 7. Oktober einen Courier an den Fürsten Windischgrätz um Hilfe gesandt. Inzwischen näherte sich dem vom Aufstande bedrängten Wien die befreiende Heeresmacht unerwartet von anderer Seite her.

Der kroatische Banus, FML. Graf Joseph Jelacic hatte mit seinem meist aus rasch angeworbenen Kroaten bestehenden Heere einen kühnen, siegreichen Zug gegen das aufständische Ungarn bis an die österreichische Grenze unternommen; hier erhielt er am 7. Oktober die Kunde von den blutigen Wiener Ereignissen des vorherigen Tages. Sofort brach er mit etwa tausend Mann auf und eilte gegen Wien, wohin ihm der übrige Theil seines Heeres in raschen Märschen zu folgen hatte. Der Ruf des Schreckens über die Kroaten ging ihm voran und der Reichstagsausschuß sandte ebenso an den kaiserlichen Hof nach Olmütz wie zu dem Banus Eilboten, damit die gefürchteten Kroaten nicht weiter vorwärts gehen mögen. Ja Minister Kraus selber ließ sich bewegen, dem Banus in „kategorischer Weise“ die Erklärung über die Absicht seines Zuges abzuverlangen und gegen diesen „eigenmächtigen Einmarsch nach Oesterreich sich energisch zu verwahren.“ Die Antwort des Banus verdient im Wortlaut mitgetheilt zu werden: „Ich bin“, schrieb Jelacic, „Staatsdiener und Soldat; in erster Hinsicht hatte ich mich verpflichtet, der Anarchie nach Möglichkeit zu steuern; als Militär an der Spitze einer Truppe gibt mir der Donner des Geschützes die

Marschdirektion. Von ungarischen Truppen werde ich nicht verfolgt; kämen sie und griffen sie mich an, so würde ich Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wissen. Uebrigens kenne ich auf österreichischem Boden keine kroatischen und ungarischen Truppen, sondern bloß kaiserliche, denen anzugehören die meinen die Ehre haben." Am 10. Oktober stand der Banus vor Wien und schon am folgenden Tage gab es ein Scharmützel zwischen seinen Vorposten und jenen der Städtischen. Durch weitere Zuzüge sowohl der Wiener Garnison als auch anderer Truppentheile war der Banus im Stande, Wien von Süden und Westen im Halbkreise zu umspannen und zugleich die ungarische Grenze zu überwachen.

Bald nahte aber der eigentliche Anführer der kaiserlichen Armee, der Feldmarschall Fürst Alfred Windischgrätz, der schon geraume Zeit vor dem Ausbruche des Wiener Oktober-Aufstandes militärische Vorkehrungen zu etwaigem raschen Eingreifen getroffen hatte. Als ihm am 8. Okt. von den Ereignissen in Wien die Kunde ward, gab er von Prag aus sofort Befehle zum Vorrücken der Truppen nach der Hauptstadt des Reiches. Nach Olmütz berufen, wurde der Fürst zum Obercommandanten sämmtlicher kaiserlicher Truppen, mit Ausnahme der Armee Radetzky's, ernannt (17. Oktober) und in einem allerhöchsten Manifest vom 20. Oktober als Zweck dieser Ernennung angegeben, sie sei geschehen, „um dem durch eine Faktion herbeigeführten gesetzlosen Zustande ein Ziel zu setzen, dem Bürgerkrieg Einhalt zu thun und durch die Herstellung des inneren Friedens die dauernde Begründung der constitutionellen Freiheit auf der Grundlage der Ordnung und allseitigen Rechtsfreiheit möglich zu machen."

Fürst Windischgrätz griff sofort mit aller Energie und Consequenz die Lösung der ihm gestellten schwierigen Aufgabe an. In erster Linie war der Wiener Aufstand zu bändigen. Der Feldmarschall zog zu diesem Behufe eine ansehnliche Heeresmacht zusammen, die er gegen Wien führte, wodurch

die Stadt allmählig auch von Osten und Norden her eingeschlossen wurde. Von Lundenburg aus erfolgte am 20. Oktober die Verhängung des Belagerungszustandes über Wien und damit begann der Ernst des Kampfes, dessen Ereignisse in die Spanne Zeit von zehn Tagen zusammengedrängt sind.

Wie war nun das aufständische Wien zur Gegenwehr gerüstet? Freiherr von Helfert entwirft von den leitenden Persönlichkeiten aller Parteien sehr anschauliche, quellenmäßige Charakterbilder. Daß er von Männern wie Fürst A. Windischgrätz und Banus Jelacic mit größerer Wärme und Sympathie spricht, ist wohl ebenso berechtigt als erklärlich; allein auch die Männer des Umsturzes werden unparteiisch geschildert. „Die militärische Vertheidigung Wiens wurde von zwei Männern geleitet, die im Voraus von der Erfolglosigkeit derselben überzeugt waren und die dadurch die ungeheure Verantwortung auf sich luden, Tausende von Menschenleben und Millionen an Güterwerth zwecklos dem Verderben entgegenzuführen, während ein Dritter, den beiden Leitern nächststehender, den Kampf nur mit Zuhilfenahme eines Schreckenssystems ohne Beispiel ausfechten zu können meinte.“ Zu den Leitern der Gegenwehr Wiens gehörte zunächst der Obercommandant der Wiener Nationalgarde, Wenzel Messenhauser, vordem ein mittelmäßiger Novellist, der auch als Obercommandant „nicht viel gehandelt, aber desto mehr geredet und geschrieben hat“; ein willensschwacher, gutmüthiger, kurzsichtiger Mann voll Ehrgeiz und Selbstliebe. Das gerade Gegentheil von Messenhauser, ein Mann von wenig Worten aber einschneidendem Handeln war der polnische Revolutions-General Joseph Bem, der am 16. Oktober die Inspektion und Organisation der Vertheidigung sämmtlicher Linien und Außenwälle der Stadt mit unumschränkter Vollmacht übernahm. Der dritte in diesem Bunde war der Tyroler Daniel Fenner von Fenneberg, der Feldadjudant Messenhausers, ein Mann von rücksichtslos entschiedenen Neigungen, den schärfsten Gewaltmaßregeln zugethan.

Als Vertheidigungskräfte standen diesen Männern zur Verfügung die Wiener Nationalgarde, ein bewaffnetes Bürger-Corps, das sich aus allen Schichten der ansäßigen bürgerlichen Bevölkerung rekrutirt hatte und militärisch wohl ausgerüstet, gut bewaffnet, zweckmäßig organisirt und eingeübt war. Außerdem vermehrte der Wiener Gemeinderath das Vertheidigungsheer durch das Corps der Mobilen, zu welchem sich geringere Handwerker, Arbeiter und Taglöhner, aber auch verkommene und verdächtige Leute einfanden. Es war eine bunt zusammengewürfelte Menge. Von der Kopfbedeckung bis zur Schuhbekleidung war keiner dem andern gleich; ebenso hatte diese Mobilgarde die verschiedenste Bewaffnung. Von militärischem Anstand und Auftritt war hier keine Rede. Die Errichtung dieser Mobilgarde war einer der folgenschwersten Mißgriffe des damaligen Wiener Gemeinderaths. Das dritte organisirte Corps war die „akademische Legion“, welche jedoch nicht bloß aus Universitätsstudenten bestand, sondern auch Techniker, angehende und ausübende Künstler, Schriftsteller umfaßte. Die „Aula“ der Universität bildete den Sammel- und Mittelpunkt dieses Corps, das bei der kaiserlichen Armee in ganz besonderem Verruf stand. Endlich gab es noch mehrere Freicorps unter besonderem Titel und Führern. Bem theilte alle diese Streitkräfte in die beiden Abtheilungen der Stabil- und der Mobilgarde ein. Die Stabilgarde, aus verheirateten Familienvätern bestehend, sollte „nur die Ruhe der Stadt Wien zu erhalten haben“; die Mobilgarde bestand aus „jüngeren und ledigen Männern“ und war für den äußeren Dienst bestimmt. Auch errichtete Bem eine polnische Lanciers-Escadron, während ein anderer Pole, Eduard Jelowicki, die Leitung des Artilleriewesens zu besorgen hatte.

Die Befestigungen der Stadt Wien bestanden aus den „Linien“ und aus den „Basteien“. Jene sind ein durch Mauerwerk unterstützter Erdwall in der Höhe von 10 bis 12 Fuß, vor welchem nach außen ein Graben sich befindet. Wo der Erdwall besonders niedrig ist, hatte man über der

Brüstung mehrere Fuß hoch Erdsäcke aufgethürmt. An den Linienthoren wurden stark und hoch gebaute Barrikaden angebracht. Die Donauübergänge vertheidigten Kanonenbatterien. Im Innern der Vorstädte hatte man gleichfalls Barrikaden angelegt, namentlich in der Mitte und am Ausgange der Jägerzeile nach dem Prater, wo die „Stern-Barrikade" ein Hauptbollwerk der Aufständischen bildete. Die Basteien, welche die innere Stadt umschlossen, waren ziemlich hohe Festungsmauern, mit Geschützen wohl versehen. Auf dem Stephansthurme hatte man ein militärisches Observatorium eingerichtet. Deßgleichen trug man Sorge für die Wohnung und Verpflegung der Streitkräfte, für Spitäler und Aerzte. Doch ergab sich gar bald einerseits die Unfähigkeit des Obercommandanten, andererseits der Mangel an Disciplin und Gehorsam bei den Untergebenen. „Der Gesammtcharakter des Vertheidigungswesens der Stadt war, um es mit einem Worte zu bezeichnen, lückenhafter Dilettantismus gegenüber dem geschulten Berufe der kaiserlichen Truppen."

Die letzteren hatten bis zum 22. Oktober ihren Aufmarsch um Wien beendigt; das Hauptquartier des Feldmarschalls befand sich anfänglich zu Stammersdorf, wo am 22. Morgens eine Gesandtschaft des Wiener Gemeinderathes erschien, um Schonung für die Stadt zu erbitten. Der Alterego des Kaisers empfing sie sehr ernst und forderte die Deputirten auf, ihm seine schwierige Aufgabe so schnell als möglich lösen zu helfen. Dazu gehöre die unbedingte Uebergabe der Stadt und die Ablieferung der Waffen; im andern Falle werde er zu „den energischesten Mitteln greifen, so schwer es ihm auch ankomme." Die Verhängung des Belagerungszustandes, noch mehr aber die Forderungen des Feldmarschalls hatten die Männer des Umsturzes in einen exaltirten Zustand versetzt, so daß selbst der Rumpfreichstag sich zu einer Resolution gegen diesen „ungesetzlichen" Belagerungszustand verleiten ließ. Die Hetzer und Wühler suchten die Bevölkerung durch Wort und Schrift möglichst aufzuregen. Allen that es der Phrasen-

held Messenhauser voran und der Chorus der radikalen Presse stimmte in verstärktem Maße in das Bramarbasiren sowie in das Schimpfen gegen Windischgrätz, Jelacic, die kaiserlichen Truppen. Das Maulheldenthum feierte damals seine Blüthezeit. Die aufgestachelten Leidenschaften stiegen mit dem Fortschreiten der Belagerung in's Unglaubliche und bald machten sich die Verhöhnung alles Rechtes und Gesetzes und die Vergewaltigungen an Personen und Eigenthum in ungestümer Weise bemerkbar. Die Anarchie war im Anbruche, noch ehe der eigentliche Kampf begonnen hatte.

Am 23. Oktober wurde die Beschießung der Linienwälle bei Hernals und Nußdorf und die Zurückdrängung der äußersten Vertheidigungsmannschaft in Angriff genommen. Wir können hier nicht den Einzelnheiten des Kampfes folgen und verweisen auch in dieser Beziehung auf die ebenso übersichtlichen wie eingehenden Schilderungen im Buche des Freiherrn von Helfert. Die Vertheidigung wurde auf einzelnen Punkten mit Geschick geleitet, namentlich durch Bem, und es hielten sich die Aufständischen hier und da tapfer; im Allgemeinen war jedoch mit der Wirklichkeit des Ernstfalles auch die ohnehin nicht große Kampflust der Wiener bald erkaltet, da überdieß das Vertrauen in die oberste militärische Leitung der Vertheidigungsanstalten fehlte. Würde Windischgrätz den Angriff auf die Stadt sofort unternommen haben, so wäre manches Unheil erspart worden. Baron Helfert bemerkt hiebei: „Windischgrätz gewann es nicht über sich, seine Aufgabe so leicht zu nehmen. Nach dem Ungeheuren, was in Wien geschehen war, erschien es ihm wie seines Berufes unwürdig, die Stadt in einem Anlaufe zu überrumpeln und ihr gleichsam das Geschenk zu bringen, was sie sich, weil durch eigene Schuld verscherzt, durch eigenes Zuthun erst wieder verdienen sollte: inneren Frieden und Sicherheit." Diese Auffassung beruhte auf einem Irrthum; denn die Mehrheit der Wiener Bevölkerung war nicht das, was Windischgrätz voraussetzte. Sie benützte die ihr gebotene Frist keineswegs zur Abschüttelung des

Terrorismus der Umstürzler, denn dazu fehlte zwar nicht die Neigung, wohl aber der moralische Muth.

Am 23. Oktober gab Windischgrätz der Stadt Wien eine Bedenkzeit von 24 Stunden zur unbedingten Unterwerfung und Geiselstellung. Deputationen des Reichstages und des Gemeinderathes erschienen im Hauptquartier des Fürsten zu Hetzendorf; der Bote des Reichstages, der ehemalige Minister Pillersdorff wurde schroff abgefertigt mit dem Bemerken: „Mit Rebellen werde ich nicht unterhandeln!“ Am 24. Oktober begann das angriffsweise Vorrücken gegen die Stadt; die Brigittenau und die Zwischenbrückenau wurde von den Truppen mit Waffengewalt besetzt. Am 25. Oktober versetzte Messenhauser auch seinerseits die Stadt in den Belagerungszustand und vermehrte damit nur die Angst, den Schrecken und die Verwirrung in der ohnehin tief erschütterten Bevölkerung. „Jetzt kamen für Wien fürchterliche Tage.“ Die Verletzungen der persönlichen Sicherheit, das gewaltsame Pressen der männlichen Bevölkerung zum Waffen- und Barrikadendienst; die Attentate auf Leben und Eigenthum, daneben die zunehmende Beschießung der Stadt, die zahlreichen Brände, die wachsende Anzahl der Todten und Verwundeten — all das schuf einen kaum beschreiblichen Zustand. Dazu kam die Zwietracht, die Parteiung und die Unfähigkeit bei den Leitern des Aufstandes. „Zwist und Hader, gegenseitiges Mißtrauen, Verdächtigung und Anfeindung waren tägliche Erscheinungen und selbst Thätlichkeiten blieben nicht aus. Befehle und Absagen, verschieden lautende Anordnungen, die sich kreuzten, legten die Meinungsverschiedenheit bloß, die in den oberen Regionen des Aufstandes herrschte. Die Partei der Extremen wollte von nichts wissen als von Kampf um jeden Preis, ohne alle Rücksicht auf das Wohl der Stadt und ihrer Bewohner.“

Eine friedliche Verständigung und Uebergabe kam nicht zu Stande; diese Absicht erreichten auch die vom deutschen Parlament in Frankfurt nach Olmütz entsendeten Commissare

Welcker und Mosle, nicht. Die bereits seit längerer Zeit in Wien anwesenden deutschen Reichstagslinken Robert Blum und Julius Fröbel, nahmen an dem Aufstande selbst aktiven Antheil und namentlich Blum trug auch durch seine öffentliche Ansprache zur Aufstachelung und Verhetzung der Gemüther nicht wenig bei.

Am 25. Oktober wurden die Aufständischen bis an die Umwallung zurückgedrängt, der Augarten besetzt und ein Ausfall Bem's blutig abgewiesen. Am 26. Oktober fanden ernste Kämpfe um den Nordbahnhof statt, ebenso an der Westseite von Wien. Die Aufständischen mußten überall weichen. Diese siegreiche Vorrückung der Armee entmuthigte auch die Schreier und Hetzer; es wurde schon die Frage, ob Capitulation oder Fortsetzung des Kampfes, in einer „Körperschafts-Versammlung" erörtert. Allein die Gemüther waren noch nicht hinreichend mürbe oder vielmehr der moralische Muth war noch nicht hinreichend kräftig, um die Beendigung des aussichtslosen Kampfes zu beschließen. Der „Vertheidigungskampf" wurde fortgesetzt. Am 27. Oktober gab es nur Scharmützel und Geplänkel. Dafür war der folgende Tag (28. Okt.) zum allgemeinen Angriff bestimmt. Er brachte den Aufständischen die entscheidenden Niederlagen bei. Am Abend des 28. Oktober befand sich die Matzleinsdorfer-, die Hundsthurmer- und Nußdorfer- sowie die St. Marxer- und Erdberger-Linie mit den daselbst liegenden Vororten und Vorstädten größtentheils in den Händen der Armee. Einen heißen Kampf kostete die Erstürmung der Barrikaden in der Leopoldstadt, ebenso rückten die Truppen auf der Landstraße siegreich vor. Noch spät am Abend wurden die Favoritenlinie, dann die Vorstädte Gumpendorf und Mariahilf besetzt; die Erstürmung des Südbahnhofes vollendete die blutige Arbeit des Tages. Vom Stephansthurm aus meldete man zwischen 6 und 7 Uhr Abends nicht weniger als 26 verschiedene Brandstellen. Es war ein erschreckender Anblick. Die Gräuel und

Verwüstungen wurden noch gemehrt durch die Plünderungs- und Zerstörungswuth der siegestrunkenen Soldaten.

Neun Stunden hatte der Kampf gedauert; Wien war so gut wie erobert. Nun begannen die Verhandlungen wegen Uebergabe der Stadt. Der frühern Exaltation machten Kleinmuth und Niedergeschlagenheit Platz. Alles sehnte sich nach Ruhe und am 29. Okt. herrschte in der innern Stadt wahre Sabbathstille. Windischgrätz gewährte eine vorläufige Waffenruhe von 12 Stunden; Messenhauser suchte in einer weitschweifigen Kundmachung die Bewohner Wiens auf die bevorstehende Capitulation vorzubereiten. „Während seine frühern Proklamationen nur Siegeszuversicht athmeten, erfuhr die Bevölkerung jetzt zu ihrem Erstaunen: der sie geleitet, habe eigentlich niemals einen günstigen Erfolg gehofft.“ Auf die vierte Nachmittagsstunde bestimmte Messenhauser die Zusammenkunft der Vertrauensmänner aller kämpfenden Abtheilungen, um einfach mit „ja“ oder „nein“ abzustimmen, ob Capitulation oder Fortsetzung des Kampfes „mit allen seinen unabsehbar schrecklichen Folgen“ stattzufinden habe. In dieser Versammlung kam es zu stürmischen Scenen und zu den heftigsten Angriffen gegen Messenhauser, der gleichwohl die Mehrheit der Anwesenden für die Capitulation gewann. Dieser Beschluß machte bei der schwer heimgesuchten Bevölkerung einen frohen, befriedigenden Eindruck. Allein die „Demokraten“, die Radikalen und Umstürzler um jeden Preis waren noch nicht geneigt, das Feld zu räumen. Sie versuchten neue Störungen. Mittlerweile wurde im kaiserlichen Hauptquartier zu Hetzendorf die Friedensdeputation um Mitternacht von Windischgrätz empfangen und die Uebergabe der Stadt festgestellt. Am Morgen des 30. Oktober verbreitete sich in der ganzen Umgebung Wiens mit froher Eile die Kunde, daß alle Feindseligkeiten beendet seien. Noch an diesem Tage sollten die kaiserlichen Truppen in die eroberte Reichshauptstadt einziehen.

Es kam anders. Während am 28. Oktober der heftige

Kampf um und in Wien tobte, hatte der ungarische Revolutionsgeneral Moga mit 25,000 Mann die Leitha überschritten, um nach seiner Proklamation vom 19. Oktober „für die Gesammtinteressen der Monarchie zu leben und zu sterben". „Wiener vertraut uns!" lautete der Zuruf und in der That bildete während der Oktobertage die Hoffnung auf das verheißene Herannahen der Ungarn den rothen Faden in dem revolutionären Gewebe. Allein diese Hoffnung wurde so oft getäuscht, daß zuletzt, als die Herannäherung der Ungarn zur Wahrheit wurde, die Botschaft bei den Meistinteressirten selbst keinen Glauben fand. Feldmarschall Fürst Windischgrätz übertrug dem Banus die Leitung der Schlacht gegen das ungarische Entsatzheer. Der Kampf endigte mit dem fluchtähnlichen Zurückdrängen der Ungarn über den Leithafluß (30 Okt.).

Der Kanonendonner von der Schlacht bei Schwechat rief in Wien alle Wirrnisse einer wüsten Pöbelherrschaft, deren man eben erst Herr zu werden begonnen hatte, wieder wach. Der Wiener Gemeinderath und Messenhauser waren damit beschäftigt, die mit dem Fürsten Windischgrätz abgeschlossene Capitulation zur Ausführung zu bringen, als unter dem Eindrucke erst unbestimmter Gerüchte, dann gewisser Nachrichten, daß die Ungarn zum Entsatze Wiens kommen, in den Kreisen des Proletariats eine bedenkliche Gährung und Widersetzlichkeit gegen die Uebergabe der Stadt entstand. Rotten wilder Gesellen und amazonenhafte Weiber durchzogen wieder die Straßen, lärmten und tobten und bedrohten Jeden, der von Nachgiebigkeit und Frieden sprach. Leider ließen sich auch andere Leute von der Hoffnung auf die nahende Hülfe der Ungarn bethören. Messenhauser stieg auf das Observatorium auf dem Stephansthurm und verfolgte von hier aus den Gang der Schlacht. Als gegen 1 Uhr Nachmittags die Ungarn im Vortheil zu seyn schienen, schickte der unglückselige Obercommandant der Wiener Nationalgarde die Weisung hinab: „Im Falle ein geschlagenes Heer sich den Mauern der Stadt

nähern sollte, so wird es Pflicht aller Wehrkörper seyn, sich auch ohne Commando unter das Gewehr zu stellen".

Damit war der Capitulationsbruch ausgesprochen und es begann neuerdings eine Zeit des Schreckens in Wien. Das bethörte Volk griff abermals zu den Waffen, alle besonnenen Einreden verhallten wirkungslos an den aufgewühlten Leidenschaften der Menge, die namentlich am Stephansplatz in der innern Stadt sich zu drohenden Massen geballt hatte. Blum und Fenneberg agitirten gegen Messenhauser, der zur Abdankung gezwungen wurde. Allein auch der neue Commandant, der ehrgeizige Fenneberg, konnte seiner Mobilen bald nicht mehr Herr werden. Die Nacht vom 30. auf den 31. Okt. war voller Schrecken und Gefahren und noch schauerlicher war es am folgenden Tage. Alle beschwichtigenden Kundmachungen des Fürsten Windischgrätz sowie des Gemeinderathes waren vergebens. Die Lawine war in's Rollen gekommen und riß Alles mit sich, was ihr entgegentrat. Das Schreckenswort Blums, das er auf dem Stephansplatze ausgerufen: „Ihr müßt noch Zweihundert latourisiren, dann wird's gut werden", steigerte die Wuth des Pöbels, dessen geheime Leiter überdieß durch Gerüchte von einer bevorstehenden sicilianischen Vesper, von dem nahen Einrücken der Ungarn, von der Gefangennahme des Banus die Aufregung und Verwirrung erhöhten. Der Ruf: „Zu den Waffen"! erscholl und wurde befolgt.

Als am 31. Oktober um 10 Uhr Vormittags die kaiserliche Armee der Capitulation gemäß nach der innern Stadt vorrückte, da wurden sie von den Basteien mit Gewehr- und Kanonenschüssen empfangen. Ein besonders hartnäckiger Kampf entwickelte sich am Burgthor, das förmlich in Stücke geschossen und erstürmt werden mußte. Eine heftige Beschießung der Stadt richtete ungeheure Verheerungen an, die Hofbibliothek, die Hofburg selbst und deren Umgebung gerieth in Brand und die Flammen arbeiteten sich rasch weiter. Erst gegen Abend war der Widerstand gebrochen, das Bombardement hörte auf,

die Soldaten des Kaisers hielten ihren Einzug in die verwüstete Stadt und wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Freilich, die Urheber dieses ebenso heimtückischen als frevelhaften verrätherischen Widerstandes erfüllte ein ebenso namenloser Schrecken. Am 1. November hielt der schon längst vertagte Rumpfreichstag seine letzte Sitzung, an welcher 136 Abgeordnete theilnahmen. Den Deputirten, die sich aus Wien entfernen wollten, wurden Passierscheine ertheilt; denen, die in Wien blieben, wurde nicht das Geringste in den Weg gelegt.

Die Belagerung und Erstürmung Wiens hatte zahlreiche Menschenopfer gekostet. Wie viele auf Seite der Aufständischen gefallen oder verwundet worden sind, läßt sich genau nicht bestimmen. Nur allein vom 31. Oktober zählte man im Hofe des allgemeinen Krankenhauses mehr als 400 Leichen auf dem Boden hingestreckt. Der Gesammtverlust des Militärs betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten 56 Offiziere und 1142 Mann, dann 70 Pferde.

In der Stadt herrschte nun das Martialgesetz und die Kriegsgerichte eröffneten ihre Thätigkeit. Schon am Abend des 31. Oktober und am Morgen des 1. November fanden zahlreiche Verhaftungen statt. Es waren meist Mobile, Proletarier, abgefallene Soldaten, aber auch einzelne Legionäre. In den folgenden Tagen kamen nur Einzelverhaftungen vor, theils auf unmittelbare Veranlassung der Militärbehörden, die sich der compromittirtesten Personen zu bemächtigen suchten, theils auf offene oder geheime Angeberei, die vom ersten Augenblicke nach Besetzung der Stadt ihr Unwesen zu treiben begann. Der Belagerungszustand mit dem Standrecht wurde neuerdings verkündet, die Thätigkeit aller Behörden unter Militärgewalt gestellt und eine gemischte Centralgewalt zur obersten Leitung der durch den Belagerungszustand bedingten Geschäfte niedergesetzt, an deren Spitze Generalmajor Freiherr Franz Cordon stand.

Als ein trübes Nachspiel des Wiener Oktoberaufstandes erscheinen zunächst die Tage vom 1. und 2. November in

Lemberg und dann die kriegsgerichtlichen Verurtheilungen und Hinrichtungen, von denen der Tod des deutschen Reichstags-Abgeordneten Robert Blum (9. Nov.) und des Obercommandanten der Wiener Nationalgarde, Wenzel Messenhauser (16. Nov.) weithin bedeutenden Eindruck hervorriefen.

In Wien selbst war der Stimmungs- und Gesinnungswechsel mindestens im äußerlichen Gebahren der Bevölkerung ein auffallend rascher. Am 2. Nov. zwischen 2 und 3 Uhr Nachm. hielt Jelacic seinen Einzug in die Stadt, wo er in der Hofburg sein Hauptquartier aufschlug. Er kam hoch zu Roß, von einem prächtigen Schimmel getragen, von einem zahlreichen Stabe begleitet, vor ihm ein Trupp Sereschaner (berittene Grenzsoldaten in malerischer Tracht), hinter ihm eine Abtheilung von Mengen-Kürassieren. Die Straßen waren überfüllt, lauter Zuruf empfing den Banus; wo er vorbeikam, hoben die Männer grüßend die Hüte in die Höhe und schrien endlose Hochs, während aus Fenstern und von Balkonen die Frauen mit weißen Tüchern wehten und der Gefeierte sich dankend nach allen Seiten verneigte.

Woher dieser Umschwung? Freiherr v. Helfert meint: „Es hatte sich eben das Blatt gewendet. Die früher hatten schweigen müssen, denen war nun die Zunge gelöst und aus den Schreiern von ehedem waren stumme Leute geworden." Doch auch von diesen letzteren suchten nicht Wenige ihre dermalige „Gutgesinntheit" recht ostentativ zu zeigen, damit sie ihre bedenkliche Vergangenheit verdecken könnten. Die constitutionellen Freiheiten waren allerdings suspendirt; aber der Mißbrauch dieser Freiheiten in den letzten Wochen hatte der Bevölkerung dieselben arg verleidet.

„Wem gebührte das Verdienst, daß der bessere Theil der Gesellschaft sich mit dankbarem Behagen unter den Schutz der Bajonnette stellte? daß der Bauernstand in allen Theilen des Reiches, zufrieden die Befreiung von der frühern Robot erreicht zu haben, nach den sonstigen constitutionellen Freiheiten nichts fragte? daß der Student, der sich Monate hindurch als

den Bringer und Träger derselben hatte lobpreisen und feiern lassen, jetzt auf dem Land kaum geringerem Widerwillen begegnete als in der Stadt, die er an den Rand des Verderbens gebracht hatte? daß endlich alle Klassen der Bevölkerung wetteiferten, den vergeblich lange Monate hindurch verläumdeten, verwünschten und verlästerten ‚Soldknechten der Tyrannei' alles mögliche Gute zu erweisen"?

„Die Oktober-Revolution", sagt Schütte, einer der Vielgenannten jener Tage, „errang mit den Strömen Blutes, die vergossen, mit dem werthvollen Eigenthum, so zerstört, mit der monatlangen Lähmung alles Verkehres, mit dem unermeßlichen Maße von Kräften, die aufgeboten wurden, keinen Zoll auf dem Gebiete der Freiheit und der Entwicklung, wohl aber momentane Aufhebung derselben durch Bürgerkrieg, Belagerungszustand und durch Suspendirung jener Gewalten, die bei ruhigen Verhältnissen das Gesetz zu hüten, die Ordnung zu erhalten und den organischen Bau des Staatsgebäudes zu vollführen haben." In ähnlichem Sinne äußerte sich ein Correspondent der „Times" vom 4. November: „Die Sache liberaler Institutionen hat durch die Unfähigkeit und Ueberschwänglichkeit der deutschen Demokraten und der ungarischen Rebellen einen schwereren Schlag erlitten, als ihn die Kanonen des Fürsten Windischgrätz beizubringen vermochten. Die unglückliche Wirkung aller dieser Gräuel und Thorheiten wird seyn, daß ein furchtsames Volk, das als Errungenschaften der Freiheit nur Stürme, Ruin und Blutvergießen gesehen hat, sich verleiten lassen dürfte, zur Militärgewalt als der letzten Schutzwehr der Staatsgesellschaft hinzuneigen."

Trotzdem wagen es sogenannte Historiker unserer Tage jene bedauerliche Verirrung der Wiener im Oktober 1848 als eine gloriose That hinzustellen und Einzelne, wie z. B. Rogge,[1])

---

1) „Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart". 3 Bände (mit Nachträgen). Leipzig, 1872 ff.

haben den traurigen Muth zu behaupten, „der Reaktion (!) sei es gelungen, auch in Wien die Anarchie in ihrer scheußlichsten Gestalt heraufzubeschwören". Und doch sagt derselbe angebliche Historiker selbst, der österreichische Reichstag von 1848 habe „gar keinen Rückhalt an der Masse der Bevölkerung in Wien gehabt". Er gesteht, daß „die einzigen Elemente, auf die für einen ernsthaften militärischen Widerstand zu rechnen, Bem mit seinen Mobilen und der Studentenlegion waren." Also: Fremdlinge, Revolutionäre von Profession, Nichtwiener, Proletarier, unreife Jünglinge und selbst lichtscheues Gesindel der bedenklichsten Art — das waren die Helden der Oktobertage. Und es kennzeichnet völlig diese Art der liberalistischen Geschichtsverdrehung, wenn die von uns in den Hauptzügen angedeuteten, tief beklagenswerthen Ereignisse als das berechnete Werk der „Camarilla" und der „Soldateska" hingestellt und die abscheulichen Thaten der Revolutionsmänner und ihrer Werkzeuge als Ausflüsse des „Geistes der Freiheit und der Menschlichkeit" glorificirt werden.

Angesichts solcher Attentate auf Wahrheit und Gerechtigkeit muß man immer wieder Protest einlegen und durch geschichtstreue Darstellungen der Lüge und Verläumdung entschieden entgegentreten.

XXXVIII.

Eine deutsche Fürstin des 16. Jahrhunderts.

(Ein Culturbild.)

III.

(Schluß.)

Doch haben wir Anna noch nicht von der wichtigsten Seite betrachtet, in der ihre charakteristische Eigenthümlichkeit am bedeutendsten hervortrat, nämlich von der religiösen, und als eine Hauptvertreterin des lutherischen Bekenntnisses zu jener Zeit. Es ist hier nicht der Ort, die damals herrschenden religiösen Wirren und dadurch hervorgerufenen unglückseligen Zustände in unserem Vaterlande des Näheren darzulegen; befindet sich doch das Werk, in welchem gerade dieser Zeit Schritt für Schritt nachgegangen und ihre Schäden mit der Loupe und dem Secirmesser wissenschaftlicher Forschung bloßgelegt werden, Janssens „Deutsche Geschichte" in Jedermanns Händen und kann sich Jeder daselbst gerade über den Kurfürsten August von Sachsen als einen der vornehmsten Vertreter der zur neuen Lehre übergetretenen Fürsten die eingehendste Belehrung holen. Man wird daraus ersehen, ein wie großer Theil der unheilvollen Religionswirren jener Tage mit dem Namen August's von Sachsen verknüpft ist, während der Biograph seiner Gemahlin Anna zeigt, wie viele

dieser wirren Fäden insgeheim ihre feinen Finger festhielten, zusammenzogen oder wohl auch zerrissen.

Wir können also ohne weitere Umschweife zum eigentlichen Gegenstande unserer kurzgefaßten Darstellung zurückkehren und Anna's persönliches Wesen und Wirken auch in dieser Beziehung näher ins Auge fassen.

Anna theilte unbedingt des Kurfürsten Ueberzeugungen und nahm denselben Standpunkt ein; sie glaubte ihr und der Menschheit Heil in einem unantastbaren Lutherthum zu finden; bei dessen Buchstaben man unbeweglich stehen zu bleiben habe, das leiseste Tasten daran sollte nicht geduldet werden. Deßhalb war Anna, wie ihrem Gemahle, das Gezänk der Theologen, der innere Zwiespalt, der sich unter den protestirenden Sekten bis zur bittersten Anfeindung der Gegner steigerte, in tiefster Seele verhaßt. Beide waren ingrimmige Feinde des Calvinismus, nachdem es sich herausgestellt, daß der Augsburger Reichstag, von welchem die Lutheraner gleich den Katholiken „die Ausrottung des calvinischen Giftes“ in der Kurpfalz erwartet hatten, vielmehr zu dessen weiterer Verbreitung auch in vielen anderen Städten und Territorien gedient. Wenn August nach dem von ihm veranstalteten Religionsgespräch zu Altenburg, von dem er sich eine Aussöhnung zwischen den Wittenberger und den Jenaer Theologen versprochen, dessen Ergebniß aber, wie wir bereits gehört, „ein noch gräulicherer Streit war“, seinen Grimm gegen die Flacianer aller Orten Ausdruck gab, unter anderm auch durch die Inschrift auf einer neugegossenen Kanone:

„Die Flacianer und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten“ —

so konnte Anna's Zeitgenosse, der Hofprediger Mirus von ihr rühmen, daß sie „einen brennenden Eifer gehabt wider die jetzt schwebende calvinische Lästerung.“ Anna stand so wenig, wie August, über den Parteien; sie hatten die ihnen von den lutherischen Theologen und Prädikanten zugedachte „gottselige Mission“, zunächst in Sachsen, „wo durch Luther,

Gottes Werkzeug, zuerst das reine Evangelium aufgekommen, die wahre Lehre zu erhalten und den eingestreuten vielfältigen Teufelssamen des Calvinismus von Grund auszureuten", mit fester Entschlossenheit auf sich genommen, und es ist gewiß, daß „Anna in kirchlichen Angelegenheiten einen großen Einfluß auf den Kurfürsten übte" und ihn in der von ihm eingeschlagenen Richtung bestärkte. Ein so warmer Verehrer Anna's Biograph von ihr ist, so kann er doch den Zweifel nicht unterdrücken: „ob ihr Wirken in dieser Beziehung segensreich und fruchtbar gewesen sei. War sie doch von einem Gebrechen ihrer Zeit, der Unduldsamkeit gegen Alle, die nicht ihren religiösen Glauben vollständig theilten, angesteckt." In Folge dessen machte sie sich mancher mit der sonst an ihr gerühmten Milde unvereinbaren, fast unerhörten Härte schuldig und stiftete viel Unheil. Einen der bedeutendsten Belege dafür bietet die Geschichte des ehemaligen kurfürstlichen Leibarztes Dr. Kaspar Peucer. Derselbe, ein sehr geschickter Arzt und vielseitig gebildeter Mann, der Schwiegersohn Melanchthon's, hatte sich allerdings durch Mißbrauch des von Seiten des kurfürstlichen Ehepaares fast unbegrenzt in ihn gesetzten Vertrauens in mehr als einer Hinsicht schwer vergangen; erstlich hatte er August jahrelang über seine wirkliche religiöse Richtung geflissentlich getäuscht, da er Kryptocalvinist war und als solcher heimlich wirkte, auch in Briefen, die sich später auffanden, die Absicht aussprach, den Kurfürsten und Anna allmählich der calvinistischen Lehre zuzuführen, während ihm sein Herr die wichtigsten und einflußreichsten Aemter und Funktionen anvertraute; ferner hatte er, zu dem sich der Kurfürst weit mehr als Freund denn als Herr verhalten, sich wiederholt in hämischer und spöttischer Weise über ihn und Anna brieflich geäußert, sich namentlich über „das Weiberregiment", „die Gynäkokratie", lustig gemacht. Mit Recht dürfte Anna geklagt haben, „sie sei nie von Jemand so betrogen worden, als von Peucer", nachdem sich, wie sie an die Herzogin von Mecklenburg schrieb, bei Peucer „viele

Briefe und Händel gefunden", aus denen sich ergeben, daß sonderlich sie „wohl leiden, ihnen weidlich über die Zunge springen und durch die Feder gehen müssen". In einem ergreifenden Schreiben hält August dem falschen Mann seinen Undank, seine Treulosigkeit und politischen Verrath vor und nachdem er das Vorhaben aufgedeckt, das darauf abgezielt, „ein Blutbad in diesen Landen, wie in Frankreich und den Niederlanden jetzt vor Augen, anzurichten und dadurch Bequemlichkeit zu ersehen, wie ihres alten Herrn Kinder durch diese Gelegenheit wiederum zu ihren Landen und Leuten kommen möchten und ich und die Meinigen derselben entsetzt... weil denn das Sachen wären, so ich ungestraft nicht dächte, noch wollte hingehen zu lassen, so möchte er selbst einen Tod wählen, welchen er vermeint verdient zu haben, denn daß er sterben müßte, wäre endlich beschlossen."

Unserer Meinung nach darf August's Strenge in diesem Falle des wirklich treulosen Verhaltens des Kryptocalvinisten wegen nicht gleich jener beurtheilt werden, welche er mit Gutheißung von Seiten der sächsischen Räthe gegen die Ketzer, d. h. gegen die Andersgläubigen, im Allgemeinen ausübte, die „mit Ernst capitaliter zu strafen seien," wie in Sachen einiger Pfälzer Geistlichen entschieden wurde; da dieselben den herrschenden Zuständen entsprechend neben der Ketzerei auch wieder politischer Felonie sich schuldig gemacht, so sollten sie „im Falle des Widerrufs nicht wie sonst solche verdammte Ketzer mit dem Feuer, sondern mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet werden."

Was den ehemaligen Leibmedicus Peucer betrifft, so ließ August die über ihn verhängte Todesstrafe nicht executiren, verurtheilte ihn aber zu strenger Kerkerhaft. Hr. von Weber fügt bei: „Wenn übrigens auch August's Zorn gegen Peucer sich im Laufe der Jahre gemildert haben mag, so soll doch Anna ihm nie vergeben haben, und ihr mißt es die Geschichte bei, daß Peucer, so lange sie lebte, im Kerker schmachten mußte."

Eine der schmerzlichsten Kränkungen wurde Anna von Seiten der gegnerisch gesinnten protestantischen Geistlichen durch die Ausbreitung des Gerüchts verursacht: August sei katholisch geworden. Das war nicht nur der ärgste Unglimpf, der ihm zugefügt werden konnte, es lag in der „Verleumdung" auch wieder der politische Hintergedanke: das Vertrauen der „evangelischen", der streng lutherischen Fürsten und Unterthanen zu ihm zu untergraben und sein Ansehen unter ihnen zu schmälern.

Um dieses unerquickliche Kapitel der religiösen Streitigkeiten, in deren Mittelpunkt Kurfürst August als eine der Hauptstützen der „reinen, unverfälschten, christlichen Lehre" stand, nicht weiter auszudehnen, wollen wir es mit einer Episode abschließen, welche sich auf die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen mit Margarethe von der Saal bezieht. Unter Anna's Correspondenz, die über viele Fragen und Verhältnisse jener Zeit noch manche vermuthlich auch jetzt noch unbekannte Thatsachen enthält, kommt auch ein Brief ihrer Tochter Elisabeth vor, der von Luther's Antheil an der das höchste Aergerniß bei Hoch und Niedrig erregenden Bigamie Philipp's handelt.[1])

Elisabeth war mit ihrem Gemahl zu Besuch beim Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen gewesen und schrieb über eine Unterredung, die sie mit Letzterem gehabt hatte, Folgendes: „Er fing mit mir an, von Dr. Luther zu reden und schalt Dr. Luther einen Schelm, denn er hätte seinen Herrn Vater überredet, daß er zwei Weiber nehmen solle, und machte Dr.

1) Janssen hat in seinem IV. Bande p. 343 auch diesen Brief gebracht. Es findet sich auch in seinem III. Bande p. 425 ff. eine übersichtliche Darlegung des Verhaltens der protestantischen Theologen in dieser widerwärtigen Geschichte. Die ganze Doppelzüngigkeit, Heuchelei, Fürstendienerei, neben niedriger Habgierde des „Mannes Gottes" und seiner Verbündeten, tritt dort ungeschminkt zu Tage.

Luther gar übel aus, da sagte ich, es wäre nicht wahr, daß der Luther sollte das gethan haben und könnte ich es auch nicht glauben, man gebe es ihm Schuld, weil er todt wäre, da könnte er sich nicht verantworten, wenn er noch leben sollte, so würde Niemand das Maul gegen ihn aufdürfen thun, da sagte der Landgraf, er habe seine eigene Handschrift, die weise es aus: ich darauf sagte, man könne wohl ein anderes Schreiben in seinem Namen gestellt haben und daß er wohl nichts davon gewußt hätte; da hat der Landgraf gesagt, er wolle mir das Schreiben weisen, da sagte ich, ich begehre es nicht zu sehen; so sagte er, ich müsse es sehen und versperrte mich in die Stube und mußte in der Stube bleiben und gab es mir, ich solle es lesen; ich sagte, ich wolle es nicht lesen, und mein Herr war dabei und sonst noch ein zwinglischer Doktor und die halfen redlich auf den Dr. Luther schelten und sagten, wir hielten ihn für einen Abgott, er wäre unser Gott. Der Landgraf gab das Schreiben und ließ den Doktor es laut lesen, daß ich es hören sollte" u. s. w.

Diese Mittheilung mußte bei Anna's tiefbegründeter Auffassung von der Heiligkeit der Ehe, bei ihrer strengen Sittlichkeit und ihrer hohen Verehrung vor Luther nothwendig einen Zwiespalt und eine lebhafte Verstimmung hervorrufen, und es ist zu bedauern, daß uns ihr Antwortschreiben an ihre Tochter nicht auch vorliegt; wir hätten dadurch jedenfalls einen höchst interessanten Einblick in ihr Inneres erhalten.

Anna's keuschem Sinn war jede Sünde gegen das sechste Gebot ein Gräuel; wiederholt sehen wir, wie sie sich mit sittlichem Abscheu wehrt, in irgend welche Berührung mit unreinen Dingen zu kommen, wie sie ihr Ohr gegen solche verschließt. Sie lehnt sogar einmal mit den Worten, „daß wir aller Untugend und leichtfertigem, unzüchtigen Wandel und Wesen von Herzen feind sind", die Beschwerde der Gattin des Doktor Justus Jonas ab, als diese über Beschimpfungen, welche ihr Frauen zugefügt, denen sie ein unzüchtiges Leben Schuld gegeben, sich beschwert; sie will „solche und dergleichen

Händel nicht auf sich nehmen," sie auch nicht „für ihre Person an ihren herzliebsten Herrn und Gemahl bringen"; dagegen „was wir dann daneben zur Beschützung und Erhaltung christlicher Zucht und ehrbarer Sitte bei S. L. befördern können, das sind wir zu thun schuldig und ganz geneigt".

Wie Anna von reger Theilnahme für die kirchlichen Zustände beseelt war, so stand auch die Schule ihrem tiefinnersten Wesen nahe und es liegen viele Beweise ihres thatkräftigen Handelns zu Gunsten dieses hochwichtigen Faktors für das Wohlergehen eines Volkes und Landes vor. Ihre Bemühungen, mit Hülfe wahrscheinlich früher katholisch gewesener und zum Protestantismus übergetretener Ordensfrauen „Jungfrauenschulen" in's Leben zu rufen, scheinen von schlechtem Erfolg gekrönt worden zu seyn; kaum entstanden, sind dieselben auch schon wieder eingegangen, was zu Schlußfolgerungen mancherlei Art auffordern könnte. Auch über einen Verwalter der Fürstenschule St. Afra, Hans Faust, wurde i. J. 1567 Klage geführt. Uebrigens scheint die Meißner Fürstenschule sich eines bedeutenden Rufes erfreut zu haben und strebten namentlich Ausländer, ihre Söhne zu wissenschaftlicher Ausbildung dort unterzubringen. Sowohl August als Anna boten armen, talentirten Knaben die Gelegenheit, die Schulen ihres Landes kostenlos zu besuchen; wie sie sich denn überhaupt keine Versäumniß einer Pflicht in dieser Beziehung hingehen ließen.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Anna durch die Errichtung einer Hebammenschule; hatte sie selbst doch unter dem Mangel an tüchtigen Geburtshelferinen genug gelitten. Das Unternehmen scheint aber mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen zu seyn; denn nachdem Anna schon im Jahre 1566 eine solche Schule in Zwickau errichten wollte, gelang es ihr doch erst in den siebenziger Jahren, eine „alte Wehemutter zu Olbernhau" nach Dresden zu berufen, „daß sie etliche Weiber zu sich ziehe und dieselben allenthalben unterrichten solle".

Daß die Kurfürstin Anna das Loos aller begabten, energischen und in glücklicher Ehe lebenden Frauen theilte und von dem Vorwurfe betroffen wurde, sie habe ihren Gemahl zu beherrschen gestrebt, haben wir bereits erwähnt. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie den Einfluß, den ihr August auf sein Thun und Lassen, auf seine Entscheidungen privater wie öffentlicher Natur einräumte, gern und umfassend geltend machte, so müssen wir uns doch dem Urtheile ihres Biographen anschließen, daß sie sich dabei streng innerhalb der richtigen Schranken hielt, sich nicht in die Staatsgeheimnisse und in die Staatsverwaltung eindrängte, wohl aber ihrem Gemahl mit verständigem Rathe zur Seite stand und oftmals seine Strenge mildernd zu mäßigen suchte — mit der leidigen Ausnahme in den Religionsangelegenheiten, wodurch ein dunkler und entstellender Schatten auf das sonst ächt weibliche und lichte Bild geworfen wird. Wie sehr sie sogar den Schein der Herrschsucht zu meiden beflissen war, geht aus der großen Empfindlichkeit hervor, mit der sie z. B. die darauf zielenden Anspielungen des Dr. Peucer aufnahm. Kurfürst August scheint aber auch nicht der Mann gewesen zu seyn, der sich dem Pantoffelregiment geduldig unterworfen hätte.

Ein sehr originelles Kapitel in der Lebensgeschichte Anna's bildet jenes über ihre medicinische Thätigkeit. Dieser, aus speciellster Liebhaberei hervorgehend, mochte sich gerade in ihrem Zeitalter ein weites Feld eröffnen; denn wenn es auch bereits geschulte Aerzte gab und der fürstliche Hof selbst verschiedene Doktores zur unmittelbaren ärztlichen Pflege und Behandlung besaß, außerdem mit auswärtigen Aerzten von Ruf fortwährend in Beziehung stand, so gab es damals, wie heute noch, eine große Menge von Kranken und Leidenden, denen ein gewisses mäßiges medicinisches Wissen, verbunden mit warmer Sympathie und einer offenen, hülfreichen Hand mehr Vertrauen einflößten, als Gelehrsamkeit und Kunst allein. Wie weit Anna's medicinisches Wissen nun ging, läßt sich nicht genau feststellen. „Könnten wir“, meint ihr Biograph,

„dessen Umfang bemessen nach dem Umfang ihrer ärztlichen Praxis, so müßten wir allerdings unsere Anna zu den ersten Aerzten aller Zeiten rechnen.“ In der That finden sich unter ihren Correspondenzen eine ganze Menge schriftlicher Consultationen von hohen und niedrigen Personen wegen aller erdenklichen Gebresten und Leibesnöthen, für welche die im Rufe großer Erfahrung in der Heilkunst stehende Kurfürstin Hülfe und Rath schaffen sollte. Da schreibt die Herzogin Katharina Sidonia von Teschen für ihres Sohnes Gemahlin, die „gar hart die schwere Krankheit habe“, und bat, Anna möge ihr „davor ein Bulfer sigken;“ aber auch für ihre eigene Person erbittet sie sich Hülfe, da sie fürchtet, daß „ein berüchtigtes und loses Weib“, das mit dem Herzog „gebuhlt“ und dessen erste Gemahlin „vermittelst Zauberinnen zum Tod verholfen habe“, auch ihr „gern was zurichten wollt“, denn sie „beginne bereits bei einem halben Jahr zu verdorren.“ Eine „Anganisa Reussin von Plauen, Fräulein“, bittet, „weil ihr rechter Arm ein wenig schwindet“, um „Schwindwasser“, das bereits ihrem Vater geholfen. Ein Heinrich von Gleissenthal leidet an Appetitlosigkeit und Gelbsucht. Eine Frau Anna von Hassenthal wird belobt: „daß ihr uns nun alle eure Sachen so vertraulich und ungescheut berichtet;“ dann aber gar huldreich um Entschuldigung gebeten „des Verzugs halber“, der ausführlich begründet wird. Ihren Bruder, den König Friedrich II. von Dänemark, behandelt Anna wegen des Quartanfiebers und Appetitlosigkeit. Der Beispiele sind zahllose. Erwähnen wir schließlich den vornehmsten aller ihrer Patienten, den Kaiser Maximilian II. Einen Bericht über das Leiden des bereits todkranken Kaisers ließ die Kaiserin durch Donna Sophia de Toledo an Anna gelangen, weil sie wohl wisse, „daß sie soviel gueter Kunst kenne, auch einen gutten Radt geben . . . . ir Kais. Maj. sein leidt, das sy nit teitsch kunen und euer durchleichtigkeit selber schreiben kundten.“

Wenn Anna's Biograph die Grundlagen prüft, auf denen ihr ärztliches Wissen beruhte, so muß er gestehen, daß sie sehr

mangelhaft waren; ihre Hauptlehrmeisterin dürfte die Erfahrung gewesen seyn, vermittelst deren ihr hülfebereites Mitleid Recepte, wie sie deren eifrigst sammelte und ganze Bücher davon besaß, auf analoge Fälle anwandte. Manches riecht dabei stark nach Quacksalberei, vieles ist mit Aberglauben untermischt; aber mit höchst anerkennenswerther Hingebung bereitete die hohe Dame Säfte, Latwergen, Thee u. dergl.; ihre vorzüglichste Heilkunstleistung jedoch war das aqua vitae, „ein Trank, der als ein wahres Lebenselixir, als das trefflichste Medicament zur Stärkung und Erhaltung des Körpers und Geistes betrachtet ward". Anna betrieb dessen Fabrikation im großartigsten Maßstab; sie hatte ein Hauptdestillirhaus in Annaburg mit einem großen Laboratorium, in welchem vier Oefen standen. Der Versandt ihres aqua vitae, dessen Bereitungsweise sie sehr geheim hielt, war aber auch ein immenser; arm und reich, vornehm und gering, geistlich und weltlich im In- und Auslande wurde damit bedacht, wie sowohl tausende von Bittgesuchen als Dankschreiben bezeugen.

Viele der von Anna ordinirten Medicamente waren aus äußerst seltsamen Bestandtheilen zusammengesetzt: Märzen- und Maienthau, Thauwasser am Walpurgistag gefangen und ein Jahr lang in der Sonne gereinigt, Elennsklauen, Wolfsherz und -Leber gedörrt, Fett von jungen mit Milch und Semmel aufgezogenen Hunden, Milz von Pferden und Eselsfüllen — ein Mittel gegen die fallende Sucht, die auch „das Gott behüte schwere Gebrechen" hieß, — Kohlen, auf den Johannisabend unterm Beifuß gefunden u. s. w. Immer aber fügte die hohe Aerztin ihren Ordinationen und Rathschlägen eine fromme und demüthige Hinweisung auf Gott, den Allmächtigen bei, „der seine Gnade und seinen Segen dazu verleihe".

Ueberschauen wir nach diesem flüchtigen Umriß die Thätigkeit der Kurfürstin Anna, so muß man sich wundern, woher sie Zeit und Kraft nahm zur Erfüllung so vielfacher, sie immer ganz persönlich und direkt beanspruchender Obliegenheiten.

Als Gattin ist sie die beständige Gefährtin des Kurfürsten, zu Hause wie auf der Jagd und auf Reisen, vielfach für ihn thätig als Correspondentin, ihn unterhaltend, durch Musik erfreuend; fünfzehnmal trägt sie die Beschwerden der Mutterschaft, überwacht die Kindererziehung bis in's Kleinste, leitet ein großartiges Hauswesen mit einer Umsicht und Ordnungsliebe, welche der Gattin eines großen Hotelbesitzers Ehre machen würde, ist passionirte Oekonomin, als welche sie oft eigenhändig schafft und arbeitet, hat eine außerordentliche Correspondenz, bewahrt sich dabei eine rege Antheilnahme an allen politischen und religiösen Zeit- und Tagesfragen, kurz: es dürfte nicht viele Frauen geben, welche ihr in Benützung der Zeit und rastloser Thätigkeit zur Seite gestellt werden könnten. Trotz ihrer robusten Gesundheit scheint sie das Maß ihrer Kräfte doch überschritten zu haben, denn schon verhältnißmäßig frühe, als zweiundvierzigjährige Frau, schreibt sie einmal: „Uns hat eine Zeit her eine große Mattigkeit und Ohnmacht zugehangen, welche uns am vergangenen Sonntag dermaßen hart zugesetzt, daß wir nicht anders gemeint, wir würden unsre vom lieben Gott bestimmte Zeit in dieser Welt gelebt haben". Doch erholte sie sich wieder soweit, daß sie im Dezember 1577 die Pocken leicht überstand; es war ihr, „die auf ihr Aeußeres Werth legte," eine wesentliche Beruhigung, daß die böse Krankheit „keine Narben noch Gruben" zurückließ. Vom Jahre 1580 an kehren jedoch bedenkliche Krankheitsanfälle wieder und sie trägt sich, wie aus vielen ihrer Briefe hervorgeht, beständig mit Todesahnungen. Ihr Hauptleiden verursachten ihr Steinbeschwerden, die mit großen Schmerzen verbunden waren und oft bedenkliche Zufälle herbeiführten, so daß während der letzten vier Jahre ihres Lebens die Nachrichten über ihr körperliches Befinden fast nur betrübend lauten.

Eine von den Aerzten empfohlene Kur in Schwalbach, die unter eigenthümlichen Reisevorbereitungen angetreten wurde, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Trotz fortwährender

Steinbeschwerden finden wir sie jedoch im August 1582 abermals als Begleiterin ihres Gemahles auf einer Jagdreise. Im Oktober scheint sie sich wieder soweit wohlgefühlt zu haben, um mit ihrem Gemahl dem Kurfürsten von Brandenburg die ihm längst zugedachte Ueberraschung eines Besuches zu bereiten; dieselbe gelang denn auch so vollkommen, daß, als sie gänzlich unangemeldet in Cottbus eintrafen, sie „beide Liebden" (den Kurfürsten und dessen Gemahlin) noch im Bett befunden". Anna revanchirte sich damit, „wie sie oft und vielmal gedacht", dafür, daß der Kurfürst von Brandenburg ihr und August einmal ähnlich in Annaburg mitgespielet. Trotz ihres leidenden Zustandes erstarb die Lust zum Scherzen noch nicht völlig in ihr und es gereichte ihr zu großer Erheiterung, „daß sie ihn wo nicht mit besserer, doch mit gleicher Münze ihres Verhoffens wohl bezahlt".

Auch im Sommer des folgenden Jahres (1585) raffte sich die starkmüthige Frau nochmals auf, mit dem Kurfürsten „der Ergötzlichkeit willen ein wenig auf dem Waidwerk herumzuziehen" — man weiß, welcher Art diese Ergötzlichkeiten waren! Sie erschöpften denn auch den letzten Rest ihrer Kräfte.

„Unter den Schauern des herannahenden Todes" widmete sie ihre letzten Kräfte noch der Erfüllung einer theuren Mutterpflicht und vollendete die Ausstattung ihrer Tochter Dorothea. Es täuschte sich wohl Niemand mehr über den hoffnungslosen Zustand der hohen Frau, als sie von ihrer Tochter Abschied nahm, um dieselbe mit dem Kurprinzen Christian zu der für den 26. September anberaumten Vermählung mit Herzog Heinrich Julius von Braunschweig fortziehen zu lassen. Am wenigsten scheint sich in dieser Hinsicht die Braut Illusionen hingegeben zu haben. „Sie hatte sich beim Abschied sehr übel gehabt und gar jämmerlich geweint", so daß ihr der Kurfürst einen Trostbrief in das Nachtquartier nach Nassau nachsandte.

Als ob sie sich, so lange noch eine ernste Pflicht zu er-

füllen gewesen, nicht die Zeit zum Sterben gelassen, nun aber desto ungesäumter der ewigen Ruhe entgegen gehen wolle, ordnete sie alsbald selbst das Kirchengebet für sich an: „Es wird begehrt, ein gemein christliches Gebet zu thun für eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden ist, Gott wolle ihr gnädig seyn um Jesu Christi seines Sohnes willen. Amen." Der letzte Brief, den sie in die Feder diktirte, war noch an ihre Tochter Dorothea gerichtet.

Bis zum 30. September hatte der Kurfürst zwar schon ernsten Besorgnissen Raum gegeben, doch immer noch die Hoffnung auf Besserung gehegt; von diesem Tage an konnte er sich aber über Anna's Zustand nicht mehr täuschen. „Ew. L. mögen mit bekümmertem Herzen nicht verhalten", schrieb er dem Kurfürsten von Brandenburg, „daß unsere freundliche liebe Gemahlin noch sehr schwach ist und so von Kräften kommen, daß J. L. fast weder Speise noch Labsal mehr brauchen können, daher wir in großer Sorge stehen, der Allmächtige möchte J. L. aus diesem vergänglichen Leben abfordern, derhalben wir sehr bekümmert und betrübt sind".

Schon am folgenden Tage, den 1. Oktober 1585 Abends nach sieben Uhr, sollte diese Befürchtung zur Wahrheit werden: wie ein Brief besagt, ist sie „endlich fast in sich selbst erloschen". Kurfürstin Anna von Sachsen hatte noch nicht ganz das 53. Lebensjahr und das 37. Jahr ihres Ehestandes vollendet.

Ihre sterblichen Ueberreste wurden mitten in der mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Schloßkirche in Dresden unter der Kanzel „mit einer langen schwarzen Sammetschaube und sonst allenthalben angethan, wie J. Ch. G. im Leben täglich zu gehn hat pflegen, in der rechten Hand ein Büchslein grüner Rauten haltend", zur Schau gestellt und erst am 2. November in Freiberg in der Domkirche neben den Ahnen des sächsischen Königshauses beigesetzt.

In Anna von Sachsen starb eine originelle Frau und Fürstin des 16. Jahrhunderts.

XXXIX.

Zur Göthe-Literatur.[1])

Es ist ein bekanntes Wort von Lessing, der Recensent eines Buches solle die Anhaltspunkte zur Beurtheilung desselben nirgends anderswo empfangen als aus diesem selbst; nur auf diesem Wege sei ein objektives, unbefangenes und gerechtes Urtheil möglich. Neuere Kritiker, vor Allem der in Frankreich viel gefeierte Sainte-Beuve, haben eine geradezu entgegengesetzte Methode gewählt, um in den Geist und Charakter eines Schriftstückes einzudringen und ihm den Puls zu fühlen. Sie analysiren dasselbe nicht bloß nach seinen wesentlichen Gedanken, sie legen nicht bloß jeden Satz, jede Redewendung auf die Goldwage und messen jeden Ausdruck an den Gesetzen der so hoch ausgebildeten französischen Prosa; den Schriftsteller selbst suchen sie bis in das Innerste seiner Seele hinein zu studiren, um das Werk seines Geistes vollständig zu begreifen. Seine Geburt und sein Herkommen, Vater und Mutter, der Ort, wo er lebte, alle Verhältnisse, unter denen er sich entwickelte, die fördernd oder

---

1) Göthe. Sein Leben und seine Werke. Dritter Band: Deutschlands Nothjahre. Der alte Göthe. Faust. (Von 1808 bis 1832.) Von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg, Herder 1886. (SS. 456.)

hemmend und mannigfaltig bestimmend auf ihn einwirkten, werden sorgfältig durchforscht, und geben die wichtigsten Züge, aus denen sich das Charakterbild mit seinen hellen Lichtern und tiefen Schatten gestaltet, dessen Reflex sodann in den Werken erscheint.

Ein schweres und mühevolles Unternehmen ist es, in solcher Weise uns einen Schriftsteller einzuführen; und um so größer ist die Aufgabe, wenn es gilt, einen Meister der deutschen Poesie und Sprache zu zeichnen, wie es der Verfasser des vorliegenden Buches versucht hat. Das gerade ist ja das Eigenthümliche der Göthe'schen Natur, daß sie in allen Farben schillert, daß der Dichter, wie kaum ein Zweiter, es verstand, in die verschiedensten Stimmungen und Lebensanschauungen sich hineinzuversetzen, ihnen Form und Gestalt und die reizende Schönheit der Poesie zu verleihen, dabei zugleich von seinem angebornen Sinne für Maß und Harmonie geleitet, in alle Gebilde seiner Phantasie jenen Zauber der Unmittelbarkeit und Naturwahrheit zu legen, der bei der Betrachtung der Werke der Antike uns eine so hohe Befriedigung gewährt. So ist es in der That eine große Aufgabe, die Baumgartner sich gestellt hat; daß er sie glücklich gelöst, deß werden freilich gar Manche nicht Wort halten wollen. Darüber wollen wir uns nicht wundern; denn Göthe bedeutet in einem gewissen Sinne eine ganze geistige Welt; wie darum der Einzelne zu ihr sich gestellt hat, wie seine gesammte Weltanschauung, seine ganze Lebensrichtung, wie seine höchsten Ideale und letzten Ziele sind, so werden auch seine Urtheile über Göthe seyn, mit jenen stehen und fallen.

Der Verfasser hat sich nicht, wie Wolfgang Menzel zu Anfang der vierziger Jahr, in ein unbedingt feindseliges oder auch nur ablehnendes Verhältniß zu dem Dichter gestellt. Seiner Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Literatur ist er gerecht geworden, seinem gewaltigen Genie hat er Anerkennung gezollt, seine Verdienste um die Ausbildung unserer Sprache, der er aus den Literaturen alter und neuer Völker

fruchtbare Bildungselemente zugeführt, und jene Reinheit, jene Durchsichtigkeit, jenen Adel verliehen, der trotz Allem den Epigonen doch ein stets bildendes Muster bleiben wird, dem sie nachstreben müssen: das Alles hat Baumgartner wohl erkannt und ausgesprochen. „An Schönheit der Form", bemerkt er (S. 425), „übertrifft Göthe nicht bloß in seiner Lyrik und in seinen größeren Werken, sondern oft in seinen geringsten Fragmenten alle übrigen deutschen Dichter. Was er mit seinem Zauberstab berührt, das wird schön. Hierin zeigt sich sein Genius — und nicht nur sein Genius, sondern auch der Fleiß des ächten Künstlers. Er wurde sein ganzes Leben lang nicht müde, die Schönheit der Form wie ein Juwel zu achten, zu pflegen und weiter zu bilden. Wäre die schöne Form das Höchste in Kunst und Leben, so wäre Göthe, trotz seiner vielen unvollendeten Pläne, wirklich als ein Ideal deutscher Bildung zu betrachten."

Indem so der Verfasser hervorhebt, was des Dichters eigenstes Verdienst ist, verschweigt er nicht die günstigen Bedingungen und fördernden Einwirkungen, die dessen Geistesgang von Anfang an begleiteten; waren doch die Lebensverhältnisse des Frankfurter Kindes die denkbar günstigsten. „Jahre lang hat er die Talente, die er sich nicht selbst gegeben hatte, theilweise oder fast ganz brach liegen lassen, oder an unbedeutende Ziele verschwendet. Die Begründung und erste Gestaltung der neueren classischen Literatur ist nicht sein Werk. Die mühsame, schwierige Pionierarbeit haben Andere, vorab Klopstock und seine Schüler, Wieland, Lessing und Herder vollzogen. Die bedeutendsten und fruchtbarsten Impulse hat Göthe selbst von Herder empfangen. Auch untergeordnete Talente, wie Lavater und Merck haben mächtig auf ihn eingewirkt, Lenz, Klinger und die übrigen Sturm- und Drangpoeten ihn wesentlich gefördert, Wieland und Knebel seine Thätigkeit bis ans Ende anregend begleitet. Als er im Hof- und Geschäftsleben in Weimar fast der Prosa anheimfiel, rief ihn Schiller in das Reich der Poesie zurück und dem

anregenden Verkehr mit ihm verdankt er großentheils seine zweite Blüthenperiode. Noch ehe dieselbe vorüber war, eröffneten die Romantiker den Blick in die gesammte Weltliteratur. Göthe konnte sich nur hinsetzen und die schon gereiften Früchte sammeln. Sein Ruhm als Kunstforscher und Archäologe ruht großentheils auf Johann Heinrich Meyer's Kenntnissen und Papieren, und soweit es die christliche Kunst betrifft, auf den Mittheilungen Boisserée's. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten waren von einer ganzen Schaar dienstbarer Geister bedingt, die er als Günstling des Herzogs, Minister und Präsident der Oberaufsicht zur Verfügung hatte, wie von einer Menge von Gelehrten, die er in seinen Dienst zu ziehen wußte. Dafür, daß das weimarische Staatsschiff unter seiner Leitung nicht strandete, sorgten Schmidt, Voigt, Fritsch, Gersdorff und andere erprobte Leute. Die Hauptlast der Theaterverwaltung trugen Kirms, Vulpius und andere Subalterne. Novitäten lieferten erst Iffland und Kotzebue; ihren idealen Aufschwung erhielt die Weimarer Bühne durch Schiller. Schiller organisirte die Horen, die Xenien und den Musenalmanach; Göthe erntete wiederum die Früchte. Iffland machte es ihm möglich, durch seinen Epimenides die Schlappe gut zu machen, die er sich durch seinen Mangel an Patriotismus zugezogen hatte. A. von Humboldt war artig genug, seine Geologie nicht auf eine ernstere, wissenschaftliche Probe zu stellen. Durch sein Verhältniß zu Jena kam ihm nicht bloß der Ruf der Romantiker, sondern auch jener der deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel zu Gute. Er war nicht, wie Schelling meinte, ein Pharos, der ganz Deutschland mit seinem eigenen Licht erleuchtete, sondern nach Bulwers richtigerem Vergleich ein großer Refraktor, der von überall her Licht empfing und es, allerdings verstärkt und vereinigt, dann weithin in die Ferne sandte." (S. 422.)

Nichts dünkt uns bezeichnender für Göthe's Wesen und Wirken, als eben dieses Bild; es stellt ihn uns in seiner

ganzen bewunderungswürdigen Größe dar, und enthüllt zugleich den Grund des mächtigen Einflusses, den er weithin auf seine Zeitgenossen übte. Alle geistigen Bestrebungen der Nation — nur die patriotischen nicht — hatte er in sich aufgenommen, mit der Energie seines plastischen Geistes geklärt, gestaltet, geeint, so daß diese in ihm gewissermaßen sich selbst wieder fand. Ein bekannter griechischer Vater sprach von dem λόγος σπερματικός, der aus den Stimmen der Heiden zu uns redet und ewige Wahrheiten verkündet. Es ist dieß die gesunde Menschennatur, die durch alle religiösen und sittlichen Verirrungen sich hindurch ringt, und ihrer Gottähnlichkeit sich erinnert. So war es auch bei Göthe. Oft hat er große Wahrheiten ausgesprochen, „Eigenes und Fremdes", wie er selbst bekennt, oft hat er dem common sense Ausdruck gegeben, wenn diese gleich — ob mit ob ohne seine Schuld, wer will dieß entscheiden — sie nicht zur Entfaltung in ihm gelangen konnten. Und so mag er auch, trotzdem daß er nicht in der christlichen Wahrheit stand, nicht selten ihr ein Zeuge werden jenen gegenüber, die sie leugnen, denen aber sein Wort mehr gilt als ein evangelischer Ausspruch.

Dazu kam ein Anderes, was keinem der Epigonen, und wäre er ein zweiter Göthe, in gleichem Maße mehr widerfahren wird. Das Deutschland unserer Väter bewohnte ein anderes Volk, als das deutsche Volk der Gegenwart. Damals ging, trotz Voltaire und den Encyclopädisten, ein hoher, idealer Zug durch die Nation; noch hatte die materialistische Strömung, wie sie selbst mehr oder weniger die Geister beherrscht, die Gemüther nicht ausgetrocknet und den Sinn für das Höhere abgestumpft, noch hatte der Pessimismus nicht seine eisige Hand auf die Herzen gelegt und jeder Begeisterung Hohn gesprochen. Wer jene Männer noch kannte und mit ihnen Umgang pflog, die zu Anfang unsers Jahrhunderts diese geistige Bewegung miterlebten und selbst mitten in derselben standen, der mußte staunen über das Interesse, das damals ganz Deutschland seinen Dichtern und Denkern ent-

gegentrug. „Jedes neue Werk, das von diesem Dichterkreise ausging", erzählte mir vor mehr als einem Menschenalter Einer, der selbst ein Fürst der Wissenschaft war, „ward für uns wie ein Ereigniß, und in ganz Deutschland fand es freudigen Widerhall." So begleitet von den Sympathien einer ganzen Nation, mochte wie von mächtigen Wogen getragen des Dichters Genius mit vollen Segeln dahinsteuern.

Die literarische Periode, welche in diesem letzten Bande zur Darstellung kommt, beginnt mit den „Wahlverwandtschaften" und schließt mit „Faust".

Ein neuerer Kritiker will behaupten, daß alle Männer von gewaltigem, künstlerischem Schaffungsvermögen länger und tiefer, als die andern Sterblichen, in leidenschaftlicher Liebe glühen, ja daß dieß mit ihrer bewunderten Begabung in innigem, unlösbaren Zusammenhange stehe. Von Göthe berichtet der Verfasser: In einem Alter, wo selbst den zähesten Lebemännern mit Kraft und Muth auch die Thorheiten der Jugend zu vergehen pflegen, an der Schwelle des Greisenalters begann er abermals von Neuem jenes Spiel der Liebe, dem er nahezu sein ganzes Leben lang nachgehangen, und machte noch einmal „Werthers Leiden" durch, allerdings nicht mehr in jenem brausenden, stürmischen Ungestüm, aus welchem die Dichtungen der Genieperiode hervorgequollen waren, doch mit einer Tiefe der Leidenschaft, welche immerhin noch an jene Gluth der Jugend erinnert. Die „Wahlverwandtschaften" zeichnen das Bild seines Seelenzustandes; „es war kein Strich darin, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden".

An sich die Sache betrachtet, wollen wir mit der Behauptung des eben genannten Kritikers nicht rechten. Nur wo eine große, mächtige Liebe in der Seele wohnt, da wird das Herz warm, da brechen auf und strömen die Quellen des inneren Lebens, da empfängt der Wille starke Impulse, da vermag der Mensch an große Aufgaben heranzutreten, Unglaubliches zu schaffen und das Schwerste zu tragen. Alles

kommt aber darauf an, wer den zündenden Funken in die Seele wirft. Selbst das Weltkind Göthe hat dieß wohl gefühlt; der Hymnus „Veni sancte Spiritus“, sagt er einmal, ist so recht der Ruf des Genius. Wer die Sonette eines Michel Angelo gelesen, wer Dante kennt, der fühlt den Pulsschlag einer liebeglühenden Seele; die irdische, menschliche Liebe hatten sie zur ewigen, göttlichen erhoben und verklärt. Dahin konnte Göthe sich nicht erschwingen; so groß und umfassend auch der Geist seyn mochte, der unter dieser hohen, schönen Stirne wohnte, der Kuß des himmlischen Eros hat sie nicht berührt. So bewegt sich denn der Dichter durchaus nur in der Sphäre der Natur, das Uebernatürliche kennt er nicht; wohl hat er ihre Grenzen nicht so eng gezogen, wie Andere, will er ja doch sein Ich zum Ich der Menschheit, „sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, ihr Wohl und Weh auf seinen Busen häufen“; auch die christlichen Ideen, wenn sie ihm in menschlich schöner Gestalt entgegentraten, wußte seine Muse zu würdigen ebenso gut, wie die classischen Formen der Antike, und er hielt sich durchaus nicht ablehnend denselben gegenüber. Aber entführt ihrer ewigen Heimath, der sie entstammen, mußten sie es sich gefallen lassen, in seinem Pantheon neben den Göttern Indiens und Griechenlands ihren Platz einzunehmen. So ist Göthe der eigentliche Prophet der Humanitätsreligion geworden; für Alles hatte er einen offenen Sinn, von Allem ließ er sich befruchten, Alles nahm er auf in den Kreis seiner Anschauungen, aber Alles hat er auch vermenschlicht; das tiefe Wort „transumanar“, das einmal Dante ausspricht, das den Kern und Stern der Dichtung des großen Florentiners bildet, kannte er nicht, und hätte es auch nie verstanden.

Das ist es auch, was uns im „Faust“ eher abstößt als anzieht; die katholischen Ideen sind ihm nur künstlerische Motive, ohne welche er seine Richtung nicht wohl zum Abschluß bringen kann, da das Heidenthum sowohl wie der Protestantismus hier ihn verlassen. Scheinbar ist es ein

christlicher Himmel, in den wir hineinblicken; sehen wir aber näher zu, so ist alles dieses nur ein Puppenspiel, ein Auftreten von Symbolen, die aus dem Reichthume des katholischen Cultus sich ein Scheinleben geborgt haben; aber es sind nur hohle Schemen, die in Nichts zerrinnen in dem Augenblicke, da wir sie fassen wollen, die im Geiste des Dichters etwas ganz Anderes bedeuten, als ihr Name besagt. Das Problem des Lebens, das Geheimniß des Uebels hat „Faust“ am allerwenigsten gelöst; er überläßt es schließlich doch jedem Einzelnen, sich die Antwort nach seinem Gutdünken zurecht zu legen.

Baumgartner müßte den religiösen und sittlichen Ernst nicht besitzen, den wir von einem wahrhaft gebildeten Manne und ächten Priester fordern, hätte er bei aller Bewunderung des großen Dichters nicht den Finger gelegt auf den „schwachen Punkt in Göthe's gesammter Dichtung und schriftstellerischer Thätigkeit“, seine sensualistische Grundrichtung, und besonders seine abwehrende Stellung gegenüber dem positiven Christenthume. Manche wollen des Verfassers Kritik nach dieser zweifachen Beziehung hin zu tief einschneidend finden. Ob er Recht hat oder nicht, darüber wird man vergebens streiten, da gerade hier so recht ein Wort des Dichters selbst seine Anwendung findet: „Man wende die Sache hin und her, schließlich kommt doch Alles auf die Persönlichkeit an“. Von Mozart wird erzählt, daß schon in seinem zarten Kindesalter eine Dissonanz ihn so schmerzlich berührte, daß er darüber in Thränen ausbrechen konnte; kein Andrer hatte sie so empfunden, Mancher vielleicht sogar schön gefunden. Es gibt geistige und sittliche Mißtöne, die eine harmonisch organisirte Seele ebenso und noch schmerzlicher berühren, die darum auch um so heftiger dagegen reagirt. Der ungesunden Göthemanie gegenüber bildet deßwegen sein Buch ein Gegengewicht und mahnt zur Besonnenheit und Maßhaltung. Und sollte ein Wort zu scharf gesprochen seyn, so hat der Dichter ja selbst erklärt:

> Dahin und dorthin flattert ein Wimpel,
> Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Mit Recht bemerkt der Verfasser (S. 438). „Ferne sei es, Göthe in Bausch und Bogen aus der Schule verdrängen zu wollen. Seine Werke enthalten nach Form und Inhalt manigfaltigen Bildungsstoff, welcher in der Hand und unter der Leitung eines gewissenhaften Lehrers der Jugend zum Nutzen gereichen kann. Aber ein Dichter für die Jugend einfachhin ist Göthe nicht. So viel Schönes er in den einzelnen Werken und in der Form überhaupt bieten mag, den eigentlichen Kern seiner Welt- und Lebensanschauungen müssen wir entschieden von uns weisen, wenn christlicher Sinn und christliche Sitte nicht völlig untergehen sollen. Die einseitige, in hohem Grade lächerliche Geistestyrannei, welche sein Ansehen auf den heutigen Unterricht ausübt, muß deßhalb gebrochen werden. Und das gilt nicht bloß von Schule und Unterricht, es gilt auch von den weiteren Kreisen des Lebens ... Hat man einmal gewagt, nicht Alles an und von Göthe für göttlich zu halten, sondern das Einzelne nach objektiven Normen zu prüfen, Form und Gehalt, Idee und Ausdruck, Vorzüge und Schwächen, Gutes und Verwerfliches zu unterscheiden, so wird man seine bedeutenderen Kunstleistungen mit mehr Urtheil, mit mehr Verständniß und deßhalb auch mit mehr geistigem Gewinn in sich aufnehmen".

Ob Göthe in der That eine Geistestyrannei auf den heutigen Unterricht ausübt, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen; in den früheren Jahren, zu Lebzeiten Göthe's selbst, war dieses nicht der Fall, er konnte vielmehr damals nur den zweiten Platz neben Schiller in den jugendlichen Geistern sich erobern. Wie sollen nun aber diese in seine Schriften eingeführt werden? denn sie ihnen vorenthalten ist nicht nothwendig durch die katholischen Grundsätze geboten, ist nicht zweckmäßig, ist nicht möglich.

Es ist schwierig, sagt Baumgartner, „Grenzen anzugeben, innerhalb deren Göthe's Schriften, unbeschadet christlicher Wahrheit und Sitte, Zutritt und Einfluß finden mögen". Uns dünkt, es ließe sich auch in dieser Beziehung eine christliche

Methode befolgen, wie sie von jeher in den christlichen Schulen statt hatte bei Erklärung der alten Klassiker. Der Lehrer, welcher den Geist des Alterthums in sich aufgenommen und zugleich für die unendliche Größe und Erhabenheit des Christenthums einen offenen Sinn sich bewahrt hat, wird gegenüber dem Adel der Form, dem Ebenmaß in der Darstellung, dem ursprünglich Schönen und Mustergültigen in den Werken der Antike sich nicht mit puritanischer Engherzigkeit verschließen; es wird in dem Wirken und Walten des menschlichen Geistes selbst da, wo die Sonne des höheren Lebens ihm noch nicht aufgegangen, noch ein schwaches Bild seiner Gottähnlichkeit erkennen; er wird in ihren Werken Gedanken finden, Fragen begegnen, die das Christenthum erst klar entwickelt, auf welche die Offenbarung einst die Antwort gegeben hat. Was die Alten in der Literatur geschaffen, sind ihm wie die Ruinen eines Wunderbaues; begonnen haben sie wohl, und mit kunstfertiger Hand daran gearbeitet; aber im Fortgange des Werkes hat ihr Geist sich verwirrt, ist ihre Kraft erlahmt; finstere Mächte haben sich den Bauleuten zugesellt, sie gehemmt, ihre Thätigkeit vielfach irre geleitet, und auch das Schönste und Beste daran entstellt, besudelt und beschmutzt. An dem Einen freuen wir uns, das Andere beklagen wir und halten es uns ferne.

Und nun noch Eines. „Weimar ist nicht die Welt", wie der Verfasser sagt, „und Göthe nicht ihr alleiniger Gott und König". Nichts dürfte darum so sehr geeignet seyn, unsere katholische Jugend von einer Ueberschätzung Göthe's zu bewahren, als ein Sichvertiefen in die großen katholischen Dichter des Mittelalters wie der neueren Zeit. Allerdings bedarf es einer ganz andern Geistesarbeit, um den tiefen Sinn, den Gedankenreichthum und den poetischen Werth der „Göttlichen Komödie" würdigen zu können, als dieß die Lesung Göthe'scher Lieder und selbst des „Faust" fordert. So soll es aber auch seyn; denn nichts haben die Götter ohne große Arbeit den Sterblichen gegeben — auch die Musen nicht.

XL.

Fallmerayer beim bayerischen Kronprinzen.

(1844—1847.)

In dem Heft vom 16. Januar 1885 (Bd. 95 S. 129 f.) haben diese „Blätter" eine Schilderung des niederdrückenden Fiasko's, das der berühmte „Fragmentist", Professor Fallmerayer, als Münchener Abgeordneter zur Frankfurter Nationalversammlung davon getragen hat, aus seinen eigenen vertraulichen Mittheilungen veröffentlicht. Nachstehend folgt ein Gegenbild, der Fragmentist bei Hof: gleichfalls aus Briefen, die an einen „Freund aus seiner Tyroler Jugendzeit" gerichtet sind. Eines Commentars bedürfen die Briefe, pikant wie immer, an sich nicht; sie wollen nur genau gelesen seyn. Wie Fallmerayer dritthalb Jahre nach dem letzten Datum der Briefe als steckbrieflich verfolgter politischer Flüchtling in der Schweiz seine politische Laufbahn abgeschlossen hat, ist Eingangs erwähnten Orts verzeichnet.

Hohenschwangau den 15. Nov. 1844.

Φίλων κράτιστε. Ganz zu Grunde gerichtet hat mich die Sommer-Wanderfahrt zwar nicht, aber der Riß war doch zu bedeutend, um bei der in der zweiten Septemberhälfte erfolgten Heimkunft nicht auf Arbeit und Reparation zu denken. Doch auch in dieser Bestrebung kann ich das Geschicke nicht loben: Gfrörer mit seinen sechs Bänden Kirchengeschichte wollte einen Artikel; Lesung und Arbeit liefen bis gegen 18. Oktober und

am Ende legte der Censur-Tyrann sein Veto auf das Compositum. Nicht genug, der Kronprinz schickte eine publicistische Frage von Umfang und Bedeutung und in drei Tagen sollte Antwort seyn: „Wie sich der Begriff der Souveränität in Europa seit dem 17. Jahrhundert bei Publicisten und Regierungen ausgebildet, zu welchen Verirrungen der Gewalt er geführt und wie er sich historisch und staatsrechtlich bis auf den heutigen Tag festgesetzt und begründet habe?" Welche Mühe! welcher Zeitverlust! Indessen, das Argument lief zur gesetzten Frist vom Stapel und seit vorgestern bin ich auf 14 Tage als Gast dahier im Schloß des wißbegierigen Fürsten. Zwei Tage vor der Abreise war ich auch ex abrupto und praeter omnium opinionem beim Prinzen Luitpold zu Tische geladen und sehr gütig behandelt. Ohne Thorheit könnte man die freundlichen Worte dieser Herren nicht wiederholen. An und für sich sind das natürlich lauter Richtigkeiten, aber sie geben in München viel zu reden und zu glossiren: „Der lange vernachläßigte und schlecht behandelte F . . . wird plötzlich bemerkt und hervorgezogen." Die rücksichtslose Freimüthigkeit gewisser Fragmente und Artikel hat diese Umkehr bewirkt; der Prinz hat das Meiste davon gelesen und Einiges sogar in sein Notizenheft eingetragen, wie ich es gestern Abends bei einer langen und sehr freundlichen Abendconferenz remotis arbitris, ministris atque aulicis omnibus selbst gesehen habe.

Du kannst denken, mit welch schonungsloser Derbheit ich seine Fragen über öffentliche Zustände und Volksstimmung, über Bedürfnisse der Zeit, über Cultur und Pfafferei beantwortet und insbesondere die Heuchelei der Staatsfrommen, die Schurkerei der vornehmsten Instrumente der öffentlichen Gewalt, die stupidpfäffischen Bedrückungen der Presse und des ersten Organes deutscher Oeffentlichkeit ausgemalt und geschildert habe. Es war ein Luxus von Invektiven und lange verhaltenen Zornes, der qua data porta hervorbrach.

Der Prinz meinte, solche Reden hätte er noch nicht oft gehört, er öffnete sein Herz, malte seinerseits Studien, Streben, Ringen, delicate Stellung, Sinn, Vorhaben und Gefühl, er war in der heitersten Laune, wir schlossen quasi einen Bund (was ihm vermuthlich schon öfter auch mit andern begegnete)

und schieden amicissime von einander, um uns im Salon der Princessin bald wieder zu treffen. Ueber gewisse Dinge bat er um unverbrüchliches Stillschweigen, was natürlich heilig und unverletzlich gehalten wird. Daß aber dessenungeachtet die Sache weder von Folgen, noch auch von langer Dauer ist, kann Dir nicht entgehen, weil erstens fürstlicher Sinn unbeständig ist und dann meine Unwissenheit vieler Dinge bald genug, das Ungenügsame und Ungeübte der Rede nach und nach zum Vorschein kommen muß. Freie Reden, Ironie und Epigramme ermüden fürstliche Leute noch schneller als Privaten. Ich bin zu alt, zu müde, zu gleichgültig, um von solchen Constellationen Nutzen und Gewinn zu ziehen; Ruhe, Arbeit und Einsamkeit liegt mir allein im Sinne. Vale.

tuissimus F—r.

PS. Finanziell betrachtet ist diese Gastladung ein neuer, nachhaltender, großer Ruin. Eleganz der Kleidung, Fracht und pourboire verzehren den ganzen Cassarest . . . timeo Danaos et dona ferentes!

Hohenschwangau 2. Dez. 1844.

Φίλων κράτιστε. Wie die vierzehn Tage vorüber waren, bat der Burgherr gleichsam um Verlängerung des Termins und ich möchte, wenn es die Umstände gestatten, erst am 10. oder 11. Dezember das Schloß verlassen. Was wollte ich machen? Als geborner Fürstenknecht, wie wir Deutsche alle sind, sagte ich zu, obwohl mir indessen zu Hause die Wirthschaft zugrunde geht. Du kannst wohl denken, daß ich bei aller Muße und Freiheit hier im Handwerk doch nichts arbeite und nebenher das neue Gewand gräulich verknittere, abnütze und zerschleiße, weil man bei Tische und Abends bei der Cour im Salon der Princessin sowohl als des grand Seigneur in strengster Gala zu erscheinen hat.

Gerade November, Dezember, Januar rc. sind meine besten Arbeitsmonate und das zu bringende Opfer ist für einen Menschen, der Solitudo und Silentium als die höchsten Güter betrachtet, wahrhaft kein geringes. Wenn nicht alle Hoffnung wäre, daß man des rücksichtslos redenden Tyrolergesellen bald

satt sein werde, lief am Ende noch die unabhängige Stellung der letzten 13 Jahre selbst Gefahr. Denn hie und da ist der hohe interlocutor ganz vergnügt und bisweilen sogar noch etwas mehr. Eine, zwei bis 2½ (Stunden) sitzen wir bisweilen im hellerleuchteten Prunkgemach am Atlas, examiniren und verbessern die Welt. Er producirt die geheimsten Concepte, theilt die vertrautesten Gedanken mit, zeigt einen Durst nach Kenntniß der Vergangenheit, der heutigen Weltlage, der vermuthlichen Catastrophe des Orients und thut Fragen, die wohl einen besser Unterrichteten, als mich in Verlegenheit brächten. Ein langes Memoir über die Europäische Türkei ist jetzt in Folge der Unterredungen quasi ganz zu Papier gebracht und wird als Vademecum dem *Βασιλεὺς τῶν Ἑλλήνων* überschickt. „Ach könnte nur Otto bei unseren Abend-Conferenzen zugegen sein, und sagte ihm doch jemand, was Sie mir jetzt hier sagen und auseinandersetzten!" Die Diplomaten, meint er, haben sich wenigstens in der griechischen Sache als geistlose und jämmerliche Ignoranten des neuen Terrains gezeigt.

Bis Ende Dezember hätten die „Fragmente" vollendet und druckfähig, item auch mancher Artikel „von der Eisack" mit andern für das akademische Litteraturblatt fertig daliegen sollen. Geschehen aber ist — nichts. Man füttert hier zu stark und ist immerfort courgespannten Geistes. Vale.

tuissimus F—r.

Hohenschwangau den 17. Dez. 1844.

Φίλων κράτιστε. Ich bin noch immer hier. Am Ende des zweiten Termins schlug der Burgherr noch eine weitere Verlängerung vor: „ich solle bleiben, bis er selber gehe". Statt kürzer und matter werden die Abendlichen Colloquien immer länger und wärmer, wie ich Dir schon neulich geschrieben und wenn ich nicht irre, auch das Inhaltliche näher bezeichnet habe. Die Hoffnung, den interlocutor tandem zu langweilen, ist zwar nicht aufgegeben, aber auf der Skala bedeutend gesunken. Es fielen sogar Worte, als dürfte man sich auch in München zu Zeiten sehen, um das begonnene Spiel fortzutreiben. Mein Herumstreichen im Orient und das „multorum hominum Mores

dit et Urbes“ kommt einem in solchen Augenblicken gut zu
tatten. Daß beiderseits aller Zwang abgelegt und nach und
ch die größte Freiheit, wo nicht gar vertrauliche Ergießung
rrschend wurde, war unter den Umständen kaum zu vermeiden.
h bin selbst begierig, wie das noch enden wird! Verlassen
onfidere) kann man sich nach dem bekannten Bibelspruch auf die
incipes ohne Nachtheil in keinem Falle. Solitudo und Silentium
d und bleiben meine theuersten Güter, wenn auch seit Wochen
s Gegentheil zur Tagesordnung ward. Zum Glück geht der
inz noch im Jäner-Monat nach Berlin und mit ihm alle
rge wie alle Störung meiner Ruhe. Daß ich hier in meinen
enen Dingen soviel als nichts gearbeitet und soviel als zwei
tbare Monate verloren habe, ist ein Umstand von ernsterer
trachtung, da die Zeit mein Kapital und das Tagwerk die
nsen bildet. Von Abnützung des neuen Gewandes durch täg-
he Cour in Gala will man gar nichts erwähnen, obgleich in
iner Lage auch dieses von Bedeutung ist. Ein fünf Bogen
rkes Memoir über die politischen Zustände der Türkei und des
ien Griechenlands mit anderen Compositionen minderer Art
d hinlängliche Arbeit in freien Stunden. Eine Copie wurde
m Nutzen des Königs Otto gefertigt, „weil auch der Hellenen-
nig mehr als irgend jemand in solchen Dingen richtigere Be-
iffe als den communis error nöthig habe“. „Kein Diplomat
acht ihnen diese Arbeit nach.“ Glaub aber ja nicht, es werde
ßwegen in Graecia vernünftiger und besser gehen. la sottise
révandra encore contre le sens commun!

Wenn der Prinz am 21. Dezember das Schloß verläßt,
ehe ich am 20. und komme nach zweitägigem Aufenthalt zu
Augsburg gegen den Heiligen-Abend in meine stille Wohnung
zurück. Vale.

tuissimus F—r.

München, 6. Jänner 1846.

. . . . . . Das Band ist fester als je und erst gestern
Abends hatten wir eine „intime“ fast dreistündige Conferenz
über die wichtigsten Interessen der Gegenwart und über die ver-
muthliche Gestaltung der Dinge in der nächsten Zukunft. Zeit

muß ich freilich opfern, Haufen Bände durchsehen, um die legenda anzumerken, um die durchlauchtigsten Zeitmomente so weise und ökonomisch als möglich verzehren zu helfen. „Ueber Studien, Politik und Operationsbasis — wenn einmal die Zeit komme — möge er mit Niemanden mehr verhandeln als mit dem Fragmentisten. Und ich soll es nur wissen: das jetzo zwischen uns bestehende Verhältniß sei ganz sein motu proprio geschaffenes Werk; jedermann sei bei ihm gegen mich gewesen und Er selbst habe olim die bittersten Gefühle gegen mich gehabt. Wie sich das geändert habe!"

München, 10. März 1846.

. . . . . . Mit dem hohen Gönner hatte ich unmittelbar vor seiner Abreise Nachts 8—10 noch eine warme Unterredung, ob wir gleich mehrere Tage früher schon Abschied genommen hatten. Er konnte dem Verlangen, „seinen" interlocutor „nocheinmal zu sehen", nicht widerstehen. Man kann unmöglich freundlicher, annähernder und „versprechender" sein, als der junge Princeps es in der letzten Conferenz war. Bei ihm sei jedermann gegen mich gewesen und das jetzt bestehende Verhältniß sei ganz sein eigenstes Werk. Bei alledem rechne ich doch auf nichts und bin alle Tage auf Erkältung und Abschied bereit, der über kurz oder lang nicht fehlen wird. In Berlin bleibe er drei Monate, komme Ende Mai nach Bamberg und werde mich wissen lassen, wohin es weiter gehe. Ich habe das schönste Leben; frei, bedürfnißlos und mehr als verdient geehrt und anerkannt. Was will ein armseliger, aus Brixnerstaub gekneteter Proletarier weiter verlangen und erstreben am späten Nachmittag des Lebens? Vale.

tuissimus F—r.

München den 6. Januar 1847.

Φίλων κράτιστε!

Die Freude am Bodensee dauerte kaum vier Tage und am 8. Oktober rückte ich in Hohenschwangau ein. In Lindau und München warteten Briefe auf den Abwesenden und für das

lange Herumschweifen und Müssiggehen mußte man strenge Pönitenzen thun. Vier Stunden täglich, auch fünf und am letzten Tage gar sieben Stunden in drei Abtheilungen saßen wir beisammen vor Landkarten und Papier, res humanas skizzirend vom Anbeginn der historischen Kenntniß bis auf die Gegenwart. Es war ein vollständiger Cursus über Philosophie der Geschichte, Politik und Religion in großen Umrissen, gedrängt, energisch, um zu begreifen, wie das heute in Europa cirkulirende Kapital politischer und religiöser Ansicht und Praxis sich aus der Vergangenheit erzeugt, entwickelt und gestaltet hat. Der Eifer war auf beiden Seiten gleich und auch die Zufriedenheit exacto labore auf beiden Seiten dieselbe: O quoties et quae nobis Galatea locuta est! An Unterhaltungen war — besonders unter Tags — freilich wenig zu denken und sogar die Abreise nach Palermo war um fünf Tage aufgeschoben, bis das Thema vollendet war. Freundliche Grüße aus verschiedenen Reisestationen und selbst wiederholt aus Sicilien fehlen freilich nicht; aber ein voller Monat ward nach der Abreise noch aufgezehrt, um Alles in fere sechs Wochen Gesagte skizzenhaft zu Papier zu bringen. Zwanzig Bogen im Lapidarstil mit studirter Kürze überschrieben, nur Mark und Gedanken! Der Sekretär mußte Copie nehmen und das Original nach Palermo senden als Vademecum für die Winterzeit. Vale.

XLI.

Zur Geschichte der nordischen Missionen.

Die Reste der Katholiken, welche sich nach der sogenannten Reformation im lutherischen Norden erhielten, haben gleich Anfangs von Seite des Oberhauptes der Kirche und seitens glaubenseifriger Missionäre ein reges Interesse gefunden. Mit großem Eifer, harten Entbehrungen und beträchtlichen Geldopfern sind die Reste conservirt worden. Aber auch seitens der Geschichtsschreibung ist den nordischen Missionen namentlich in der Neuzeit ein ziemlich reges Interesse entgegengebracht. Le Bret[1]) versuchte 1792 zum ersten Male uns eine Geschichte derselben zu schreiben, ihm folgte 1836 Klinkhart mit seinen Nachrichten über die beiden apostolischen Vicariate des Nordens.[2]) Wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse über die katholischen Missionen im Norden erhielten wir dann durch Dreves, welcher in seiner vortrefflichen Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg und Altona (1866) die „Litterae annuae" der Hamburger Jesuiten ausbeutete, die er später dann edirte.[3]) Ihm folgte Woker mit seiner so fleißigen, auf archivalischen Studien be-

---

1) De missione septentrionali. Tübingen 1792.

2) Archiv des historischen Vereines für Niedersachsen, Hannover 1836, S. 14 bis 36 und 515 bis 519.

3) Freiburg bei Herder 1867. — Von Dr. Dreves sind auch die „Aphorismen aus dem deutsch-dänischen Missionsgebiet" in den Histor.-polit. Blättern Bd. 46 S. 391 ff. und Bd. 47 S. 138 ff. (1860 und 1861). A. d. Red.

ruhenden Geschichte der norddeutschen Franziskanermissionen,[1]) welcher auch von allen Seiten für seine Arbeit das verdiente Lob erntete. Weitere Beiträge zu einer Geschichte der nordischen Missionen lieferten Plenkers in der Monographie über Nikolaus Steno[2]), und Lesker in der Schrift über die Mecklenburger Missionen.[3]) Auch Goldschmidt in seiner Lebensgeschichte des Cardinals Wartenberg[4]) und Tibus in seiner Geschichte der Münsterer Weihbischöfe[5]) geben werthvolle Nachrichten über die Verhältnisse der nordischen Missionen. Der Vollständigkeit halber wollen wir noch auf die verschiedenen Aufsätze hinweisen, welche E. Müller im „Bonifaciuskalender" über die Katholiken in der Mark geschrieben hat, sowie auf die Artikel dieser Blätter über „die katholische Diaspora Norddeutschlands", welche aus Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Diasporagemeinden eines großen Theiles von Norddeutschland umfassende Nachrichten bringen. Dieselben harren noch ihrer Fortsetzung und Vollendung. In einem anderen Sinne als die bisher angeführten Autoren behandelte Otto Mejer die nordischen Missionen in seinem Buche über die Propaganda[6]). Neuerdings hat nun die Görresgesellschaft durch zwei Vereinsgaben von Pieper[7]) und Woker[8]) unsere

1) Freiburg bei Herder 1880.

2) Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt entworfen von Wilhelm Plenkers, S. J. Freiburg b. Herder 1884.

3) Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Historische Skizzen von Bernhard Lesker, Pfarrer von Zellhausen. Regensburg 1880.

4) Lebensgeschichte des Cardinal-Priesters Franz Wilhelm Graf von Wartenberg. Gekrönte Preisschrift von Bernhard Anton Goldschmidt. Osnabrück 1866.

5) Geschichtliche Nachrichten über die Weihbischöfe von Münster. Münster 1866.

6) Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Göttingen 1853. Thl. II, S. 248 ff.

7) Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im 17. Jahrhundert. Zweite Vereinsschrift für 1886. Köln bei Bachem. (S. 112)

8) Franz Wilhelm Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Franziskaner, Dominikaner und andere Missionen. Erste Vereinsschrift für 1884. Köln. (S. 114.)

Literatur über die nordischen Missionen wesentlich bereichert. Beide Schriften beruhen auf neuen archivalischen Forschungen.

Pieper, ein Schüler Janssen's, hat in seiner Schrift die Studien verwerthet, welche er von 1879 bis 1882 in römischen Archiven und Bibliotheken, besonders aber im Propaganda-Archive machte. Dieses Archiv bewahrt nämlich die aus den Missionen eingelaufenen Berichte und Briefe sowie die Beschlüsse und Antwortschreiben der Congregation. Pieper will die Verdienste der Propaganda-Congregation um die nordischen Missionen und die Geschichte dieser während des 17. Jahrhunderts darlegen. Seine Arbeit ist somit eine werthvolle Ergänzung der bisher über die nordischen Missionen erschienenen Literatur, da diese nur auf einheimische Quellen sich stützt. Die Sorge für die Katholiken jener Länderstriche des Nordens, welche durch die Reformation ihrer Bischöfe beraubt waren, oblag dem Kölner Nuntius seit Ende des 16. Jahrhunderts. Als dann Gregor XV. am 6. Januar 1622 die Propaganda errichtete, wurden auch die nordischen Missionen ihrer Leitung unterstellt, welche die besondere Aufsicht und Berichterstattung den Nuntien in Brüssel, Köln und Polen übertrug. Zur polnischen Nuntiatur kam Schweden, zur Brüsseler Dänemark und Norwegen, die deutschen Gebiete verblieben dem Kölner Nuntius. Der Brüsseler Nuntius ließ 1622 eine Erforschungsreise durch den deutschen Norden und Dänemark anstellen. Merkwürdiger Weise hatten sich im Bremischen noch einige Klöster gehalten. So bei Burtehude die beiden Benediktinerinenklöster Altkloster und Neukloster[1]), ferner die Abteien Harsefeld und Zeven und das Frauenkloster Osterholz. In Lübeck waren nur noch zwei Canonikate des Domes in den Händen der Katholiken. Im Uebrigen war überall die ganze ansässige Bevölkerung lutherisch und die wenigen Katholiken, welche sich fanden, waren nur eingewanderte Kaufleute oder Gelehrte. Am 11. April 1622 beschloß die Propaganda acht Jesuitenmissionäre nach Dänemark und Norwegen zu schicken, gleichzeitig gelang es ihr den Katholiken in Altona die freie Religionsübung wieder zu erlangen. Indeß hatten die Bemüh-

1) Erst 1705 starb die letzte katholische Klosterfrau in Altkloster.

ungen der Propaganda in Norwegen, Schweden und Dänemark keinen andern Erfolg, als daß die Gesetze gegen die Katholiken noch umso strenger wurden und alle als katholisch verdächtigen Leute das Land verlassen mußten. Auch in Altona-Hamburg wurde 1623 die katholische Mission vernichtet. In Hamburg gelang es 1624 nochmals dem P. Dominikus Jansenius auf Grund eines Schutzbriefes des Kaisers festen Fuß zu fassen. Es gab damals 176 Katholiken in der Stadt. Selbst nicht einmal der private Gottesdienst wurde indeß dauernd zugestanden, so daß Jansenius nach vielen Mühsalen und Verfolgungen 1637 wieder weichen mußte. Seine Brüder Nikolaus und Cornelius wirkten seit 1624 in der neuerbauten Friedrichsstadt. Mit dem Tode des Nikolaus (1634) blieb auch Friedrichsstadt einstweilen ohne Geistlichen. Im Jahre 1634 kam dann die Mission Nordstrand noch hinzu.[1]) Drei Jahre später sandte die Propaganda auch den Martin Rhugius als Missionär nach Norwegen.

Ein Mann von ganz besonders apostolischem Eifer für die nordischen Missionen war der Convertit Martin Stricker, Canonikus der Collegiatkirche zum hl. Kreuze in Hildesheim,[2]) welcher von 1609 bis 1650, also über vierzig Jahre unverdrossen als apostolischer Missionär im Norden wirkte und überall pastorirte, wo Katholiken sich fanden. Ja er war zeitweilig wohl der einzige katholische Priester, welcher sich der zerstreuten Katholiken annahm. Ohne ihn würden viele Gemeinden nicht erhalten seyn. Im Jahre 1611 finden wir ihn als Spiritual im Altkloster bei Burtehude, seit 1612 fungirte er in Hamburg,[3]) als 1624 Dominikus Jansenius nach Hamburg kam, begab er sich nach Magdeburg und suchte von hier aus die katholischen Reste im magdeburger und halberstädter Sprengel zu conserviren, 1627 erhielt er die Anstellung als Missionär für die Katholiken des Bisthums Bremen und Lübeck, 1629 treffen wir ihn in Mecklen-

1) Vgl. diese Blätter Bd. 90. S. 414: „Die katholische Diaspora Norddeutschlands."

2) Pieper nennt ihn des öftern fälschlich „Domherr".

3) Vgl. diese Blätter. Bd. 90 S. 411.

burg, seit 1637 fielen ihm noch Hamburg, Friedrichsstadt und Glückstadt zu.[1]) So erhielt der wackere Mann diese katholischen Reste bis zu der Zeit, wo es möglich war, daselbst eigene Seelsorger anzustellen.

Diese Zeit kam, als nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges nach Hamburg, Lübeck, Bremen, Stade und anderen Städten Residenten des Kaisers, der Franzosen oder Spanier geschickt wurden, unter deren Schutze katholische Geistliche vor der Ausweisung sicher waren. Jetzt wurden Jesuitenpatres überall angestellt, welche bis zur Aufhebung des Ordens mit großer Sorgfalt und der dem Orden eigenen Klugheit daselbst gewirkt haben. Eine neue Aera begann für die nordischen Missionen durch die Erhebung derselben zu einem apostolischen Vikariate, welche bereits seit 1644 geplant und berathen war, aber erst 1667 ausgeführt wurde. Die Gelegenheit dazu bot die Conversion des Herzogs Johann Friedrich von Calenberg, welcher nach seiner Thronbesteigung (1665) wünschte, daß die Jurisdiktion über seine Katholiken einem im Lande selbst wohnenden Prälaten übertragen werde. Als apostolischen Vikar schlug er seinen Rath und Almosenier Valerio bei Maccioni vor, welcher dann auch als Bischof von Marocco vom Kurfürsten zu Mainz die Consecration erhielt. Außer Hannover wurde ihm noch Bremen, Magdeburg und Halberstadt, Mecklenburg, Altona und Glückstadt unterstellt (1670). Eingehend hat Pieper die Visitationen dieses Bischofs im Halberstädtischen und Magdeburgischen,

1) Von Interesse ist es, daß um diese Zeit der Papst an der Lübecker Cathedrale noch immer das Collationsrecht der in den sogen. päpstl. Monaten erledigten Canonikate ausübte. Stricker schreibt: „Ich kann als sicher behaupten, daß das ganze Capitel an der Cathedrale zu Lübeck katholisch wäre, wenn die seit einigen Jahren in den päpstlichen Monaten vakant gewordenen Stellen an taugliche Personen vergeben wären.“ Von 1640 bis 1643 sind sechs in den päpstlichen Monaten vakant gewordene Pfründen an Protestanten vergeben. Offenbar war der päpstliche Stuhl nicht genügend über die Erledigungen und Competenten unterrichtet. (Pieper 33). Nur 3 Pfründen sind bis 1810 katholisch geblieben.

sowie die Verhältnisse der Katholiken in Hannover und den nördlichen Stationen geschildert. Besonders interessant sind die Mittheilungen, welche über die seelsorgerische und literarische Thätigkeit des Bischofs Valerio gemacht werden. Als dieser 1676 starb, folgte ihm Nikolaus Steno, mit welchem wir unsere Leser anläßlich der Besprechung der Plenkers'schen Monographie[1]) bekannt gemacht haben. Sein Wirken in Hannover war nur von kurzer Dauer, da der Herzog Johann Friedrich am 18. Dezember 1679 mit Tod abging, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Ihm folgte Ernst August, welcher die öffentliche Ausübung des katholischen Cultus noch bis Mai 1680 gestattete. Das private Exercitium wurde ungehindert fortgesetzt. Auch Hameln und Celle wurden um diese Zeit Missionsstationen.

Pieper verfolgt die Schicksale der nordischen Missionen und seiner Leiter und Arbeiter genau bis zum Tode Steno's. Die übrige Zeit (1686 bis 1709) bis zur Theilung des Vikariates erhält nur eine kurze Uebersicht. Auf Steno folgte der Hildesheimer Weihbischof Friedrich von Hörde[2],) Bischof von Joppe (1686 bis 1696), dann der Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck zu Hildesheim, nach dessen Tode (1702) der Weihbischof Otto von Bronkhorst zu Osnabrück. 1709 trennte Clemens XI. das Vikariat in ein Vikariat von Hannover oder Ober- und Niedersachsen und in Vikariat des Nordens (Dänemark, Schweden, Lübeck, Hamburg, Altona und Schwerin). Ersteres erhielt Agostino Steffani zum Oberhirten, letzteres behielt den Weihbischof von Osnabrück.

Wir wollen von Pieper nicht scheiden, ohne noch einige Bemerkungen zu machen. Zunächst würden ihm die lit. annuae der Hamburger Jesuiten noch manche Notizen über die Katholiken diesseits der Elbe, über Butslot und Nordstrand geboten haben.[3]) Ferner hätten auch die Artikel über „die katholische

1) Vgl. diese Blätter Bd. 95. S. 629 ff.

2) Bislang wurde allgemein (so auch bei Gams, Series ep. S. 326) Hortensius Mauro als Weihbischof und apost. Vikar angegeben. Pieper berichtigt diesen Irrthum S. 107.

3) Vgl. diese Blätter, Bd. 90 S. 414.

Diaspora Norddeutschlands" beachtet werden können, welche über Hameln und Celle besser unterrichten. Ferner irrt Pieper, wenn er Seite 66 schreibt: „Die Katholiken des Herzogthums, übrigens nur wenige, hatten in Nordheim eine Collegiatkirche mit katholischen Canonikern, welche den Glaubensgenossen in der Stadt und Umgebung geistlichen Beistand leisteten." Es liegt hier offenbar eine Verwechslung mit Nörten vor, eine ganz katholische Ortschaft, welche sich mit ihrem Collegiatstifte, weil zum Mainzer Territorium gehörend, im katholischen Glauben gehalten hatte. Diese Enclave hat aber mit den hannoverschen Landen und den nordischen Missionen nichts zu thun[1]). S. 26 schreibt Pieper von Stricker: „Anstatt, wie so viele Andere seine Pfründe ruhig zu verzehren, u. s. w." Solche vorwurfsvolle und jedenfalls unbegründete Bemerkung konnte wegbleiben, ohne Stricker's Verdienst irgendwie zu schmälern. Nebenbei sei noch bemerkt, daß Piepers Arbeit auch wieder werthvolle Mittheilungen für die Geschichte der Convertiten und Conversionen liefert. Convertiten, welche Räß entgangen sind, finden sich folgende bei Pieper: Christian Culemann, Prediger in Westense bei Hamburg im Jahre 1630 (S. 19), ein nicht genannter Calviner von Adel (S. 19), Joachim von Litzau nebst seiner Frau Dorothea Haim (S. 24), Christian Becker, Senator in Friedrichsstadt mit seiner Familie 1628 (S. 24), Martin Nessel, Rektor zu Bremen nebst Familie 1666 (S. 41), Hartwich Wiffeld, norwegischer Edelmann, Martin Rhugius, der Prediger Johann Steinmann aus Quedlinburg mit seinem Sohne 1670 (S. 65), Johannes Becker, später Missionär in Hameln, und einige nicht genannte Adelige. —

Wo Pieper seine Darstellung abbricht, beginnt Woker. Jedoch will letzterer nicht eine systematische Geschichte der nordischen Missionen geben, sondern nur Mittheilungen aus ihnen machen. Auch hat er nicht gleich Pieper das Archiv der Propaganda, sondern bloß einheimische Archivalien benützt. Seine

---

1) Ausführlich handelt über Nörten und sein Collegiatstift Johann Wolf, Diplomatische Geschichte des Peters-Stiftes zu Nörten. Erfurt 1799.

Schrift zerfällt in vier Kapitel. Im ersten wird über den Missionär Markus Verkühlen in Halle gehandelt. Das zweite Kapitel (S. 31 bis 54) schildert uns die Dominikaner-Missionäre in Berlin, das dritte (S. 54 bis 78) gibt unter dem Titel „Missionarii vagabundi" Nachrichten über gewisse abgefallene oder anrüchige Geistliche, welche in Norddeutschland erschienen. Das letzte Kapitel (S. 78 bis 91) handelt über die Jesuiten-Missionäre in Dresden und Leipzig. Das Wichtigste in der Schrift ist die Statistik des Jahres 1709 über die Stationen Hannover, Bremen, Kopenhagen, Friedrichsstadt, Glückstadt, Lübeck, Schwerin, Schleswig, Otterndorf, Fridericia, Hamburg und Neustadt-Gödens, welche der Bischof Agostino Steffani aufnehmen ließ und die hier Woker zum Abdruck bringt. Die Mission Otterndorf war durch eine Pest arg decimirt. Sie scheint bald eingegangen zu seyn; gegenwärtig findet daselbst nur periodischer Gottesdienst statt. Die Zahl der damaligen Katholiken anbetreffend, so werden für Hannover c. 1200 mit c. 120 Familien, für Bremen 320 mit c. 40 Familien, für Kopenhagen c. 100 mit c. 24 Familien, für Friedrichsstadt 70 mit 20 Familien, für Friedericia 80 mit 8 Familien, für Glückstadt 72, für Lübeck 60 mit 14 Familien, für Schwerin 70 mit 9 Familien, für Otterndorf 200, für Hamburg-Altona 3000 mit 250 Familien und für Neustadt-Gödens 98 mit 23 Familien angegeben. Außerdem werden noch auswärtige Katholiken angegeben, welche oft zahlreicher sind als die einheimischen. So befanden sich außerhalb Friedrichsstadt c. 400 Katholiken, außerhalb Neustadt-Gödens c. 163. Vergleichen wir damit die Statistik, welche unsere Artikel über die katholische Diaspora Norddeutschlands gebracht haben, so sehen wir, daß nicht bloß die Seelenzahl der einzelnen Stationen, sondern auch die Zahl der Stationen selbst sich bedeutend gemehrt hat und täglich mehrt. Wenn wir diese Thatsache auch nicht als Vermehrung der Katholiken überhaupt und als Wachsthum der katholischen Kirche ansehen können, da die Zahl der protestantischen Missionsstationen in rein katholischen Ländern ebenso schnell sich gemehrt hat und einzelnen Conversionen vielleicht die zehnfache Zahl von Perversionen entgegensteht, so können wir doch darüber unsere Freude aussprechen, daß zur Erhaltung der Katholiken im protestantischen Norden seit der

sogenannten Reformation soviel geschehen und so vieles auch thatsächlich erreicht ist.

Zum Schlusse wollen wir noch kurz auf eine zweite Schrift Wokers hinweisen,[1]) weil sie viel Interessantes über Agostino Steffani bietet, welcher apostolischer Vikar von Hannover war, und somit, obgleich sie über die nordischen Missionen selbst nichts oder wenig meldet, doch in gewisser Beziehung zu ihnen steht. Die Publikation Woker's bezieht sich auf Steffani's Thätigkeit als kurpfälzischer Minister. Da Steffani ein bedeutender Mann seiner Zeit, welcher in alle bedeutenden Verhältnisse mit eingriff, auch äußerst schreibselig war, und uns seine Correspondenzen und Schriftstücke aufbewahrt sind, so hat Woker die Absicht, noch mehreres „aus den Papieren“ herauszugeben, besonders aus der Zeit seines apostolischen Vikariates. Indeß würde es sich empfehlen, nicht alles, was Steffani geschrieben hat, bloß in extenso abzudrucken, sondern vielmehr zu verarbeiten und etwa zu einer Geschichte der nordischen Missionen zu seiner Zeit umzugestalten. Uebrigens sind wir dem überaus fleißigen Freunde, der bei der Pastoration einer zahlreichen Gemeinde und dem Baue von Kirche und Schule, wozu viele Schriftbettelei nothwendig ist, noch mit solchem Eifer der literarischen Thätigkeit sich widmet, für jede Gabe, welche er zur Aufhellung der norddeutschen Kirchengeschichte uns bietet, doppelt dankbar.

Steinbrück. K. Grube.

---

1) Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani Bischofs von Spiga, später apost. Vikars von Norddeutschland. Deutsche Angelegenheiten. Friedensverhandlungen zwischen Papst und Kaiser 1705—1709. Erste Vereinsschrift für 1885. S. 124.

LXII.

Eine Skizze über den „allgemeinen Nothstand".

Der jetzige Nothstand ist eine ganz besondere Erscheinung, wie sie kaum jemals in der Geschichte vorgekommen. Namentlich sind es zwei Eigenschaften, welche ihn vor allem Aehnlichen auszeichnen. Er ist dem ganzen Abendlande allgemein, umfaßt alle der modernen Gesittung theilhaften Länder. Zweitens herrscht, zugleich mit diesem Nothstand, allgemeiner Ueberfluß an Geld wie an Waaren, so daß Beides billiger ist als je zuvor.

Mehrere große Staaten, namentlich auch Deutschland, haben dem Nothstand durch Wiedereinführung mäßiger Zölle zu begegnen gesucht. Geholfen hat dieß nur für einige Zeit und bis zu einem gewissen, nicht sehr hohen Grade. Die starrsten Schutzzollstaaten, wie Rußland, befinden sich genau ebenso tief im Nothstande wie das freihändlerische England und die Schweiz. In den Vereinigten Staaten herrscht trotz hoher Schutzzölle, trotz der ungeheuren Einfuhr an nichtskostender Arbeits- und Geldkraft (durch die Einwanderung), trotz des ebenfalls nichtskostenden fruchtbaren Bodens und riesiger Ausfuhr der amerikanischen Erzeugnisse, ein Nothstand, der vielfach noch schlimmer ist als in Europa. Die günstigsten Vorbedingungen einer allseitigen wirthschaftlichen Entwicklung sind offenbar in den Vereinigten Staaten gegeben. Diese Länder vermögen alle Nahrungsmittel, sowohl

die der gemäßigten als der heißen Zone zu erzeugen, besitzen in den vielen Wasser- und Schienenwegen, in den reichen Kohlen- und Erzlagern, in dem Baumwollenbau und allen Produktionsmitteln Alles, was zur Entwickelung einer umfassenden Gewerbthätigkeit nur gewünscht werden kann. Geschulte Arbeiter für alle Fächer sowie Geld schickt ihnen Europa massenhaft umsonst zu. Und doch Nothstand, furchtbarer Nothstand!

Angesichts des Nothstandes verschwinden alle Unterschiede der einzelnen Länder. Ob hier die natürlichen Hülfsquellen und Vortheile, die gegebenen Verhältnisse etwas günstiger oder ungünstiger sind als dort, erscheint ganz als Nebensache. Der Nothstand ist deßhalb nicht kleiner, zeigt höchstens einige äußerlichen Abweichungen. Die Frage, ob Schutzzoll oder Zollfreiheit, über welche so lange und hitzig gestritten und dabei soviel moderne wirthschaftliche Gelehrsamkeit aufgewendet wurde, zerfällt daher in Nichts, ist ein überwundener Standpunkt, eine finanzpolitische Frage, aber sociale Nebensache. Wenn darüber noch gestritten, geschrieben und gesprochen wird, so geschieht es aus Gewohnheit und Kurzsichtigkeit, anderntheils auch um dem Volke etwas vorzumachen.

Nicht viel ernstlicher ist die Währungsfrage, welche jetzt allenthalben auf die Tagesordnung gebracht wird. Gewiß, die Einführung der Goldwährung in Deutschland hat die Entwerthung des Silbers sehr beschleunigt. Die Länder, welche bei der Silberwährung stehen geblieben, haben dadurch den Vortheil, daß ihr Gold billiger geworden, und dieß noch ferner werden dürfte. Aber keines dieser Länder ist deßhalb vom Nothstand verschont geblieben. Ebensowenig hat die Einführung der Goldwährung es verhindert, daß das Geld auch in Deutschland immer billiger geworden, der Zinsfuß daher heute niedriger steht als jemals.

Das besondere Kennzeichen unseres jetzigen Nothstandes besteht ja gerade darin, daß von Allem, obenan vom Geld, Ueberfluß vorhanden ist. Alle Börsenberichte bestätigen, daß

Geld stets über Bedürfniß vorhanden, deßhalb alle Werthpapiere hoch stehen und im besten Falle nur noch zu vier vom Hundert sich verzinsen. Die guten Papiere bringen meist nur 3 Procent oder wenig darüber. Anlagesuchendes, brachliegendes Geld ist massenhaft vorhanden. Man hört nur klagen, daß es so schwierig ist, etwas damit anzufangen, ein landwirthschaftliches oder gewerbliches Unternehmen zu beginnen, da überall dieselbe Ueberfülle herrscht, daher kein Gewinn zu erzielen sei. Es ist eben Alles sehr billig heutzutage, und tagtäglich wird noch über Sinken der Preise, besonders der verarbeiteten Waaren, geklagt. Von irgend einem Mangel ist daher nicht die Rede. Getreide ist im Ueberfluß vorhanden, das Brod daher jetzt billiger als vor dreißig Jahren, wo der Werth des Geldes noch viel höher war. In den Lagern der Kaufleute liegen Vorräthe, welche genügten, um die gesammte Bevölkerung, selbst wenn sie von Allem entblößt wäre, sofort vollständig mit Kleidern, Hausrath und jedem Bedürfniß auszustatten.

Auch über Arbeitslosigkeit kann nicht zu sehr geklagt werden. Selbst wenn wirklich 200,000 Personen bettelnd Deutschland durchstreichen und ebenso viele oder noch mehr ohne Beschäftigung sind, so bildet diese halbe Million immer erst einen kleinen Theil der gesammten Arbeiterschaft Deutschlands. Denn wir müssen rechnen, daß im neuen Reich mindestens 20 Millionen Personen über 15 Jahren arbeiten, die Ackerbauer, Hausfrauen und Mädchen inbegriffen. Denn als Handarbeiter im weitesten Sinne müssen alle diejenigen gezählt werden, deren Beschäftigung hauptsächlich in körperlicher Anstrengung beruht. Könnte man die Arbeiter einstellen, welche beim Ackerbau mangeln, anderntheils das Tagewerk der Beschäftigten auf das vernünftige Maß beschränken, so würde die besagte halbe Million schwerlich ausreichen. Von Mangel an Arbeit kann da eigentlich nicht die Rede seyn.

Ein weiterer Beweis, daß es nicht an Arbeit fehlt. Hin und wieder werden wohl die Löhne herabgesetzt oder sonstwie

Beschränkungen aufgelegt. Aber trotzdem herrscht im Allgemeinen sogar ein Steigen der Löhne. Dasselbe ist manchmal etwas langsam, bleibt um einen Ruck zurück, hält aber nichtsdestoweniger an. Einzig und allein der Ackerbau dürfte hiebei, wenigstens im größeren Theile Deutschlands, eine Ausnahme bilden.

Also höhere Löhne, billige Lebensmittel, billige Kleidung, und trotzdem wird allgemein über theures Leben und Nothstand geklagt. Wie ist das zu erklären? Die Thatsache, daß die Bevölkerung sich vielfach an Bedürfnisse gewöhnt hat, welche sie vor 20 bis 30 Jahren nicht kannte, ist zwar richtig, genügt aber nicht zur Erklärung.

Die erwähnte Thatsache des überflüssig vorhandenen Geldes aber dürfte hier eine Andeutung gewähren. Seit mehr als einem halben Jahrhundert haben die Lehren der Manchesterschule Fleisch und Blut angenommen in allen Staaten. Diese Art Volkswirthschaft hat aber nicht das Volk, den Menschen, im Auge, sein Wohlbefinden zum Zweck. Sie zielt vielmehr auf Capitalbildung, auf Geldansammlung; sie ist die eigentliche Geldwirthschaft. Deßhalb spielt der Zins die große Rolle bei ihr. Das Geld hat bei diesem System den Zweck, wiederum Geld zu erzeugen, und immer mehr Zinsen zu schaffen. Deßhalb wird jedes wirthschaftliche Unternehmen mit möglichst viel Geld ausgestattet, was natürlich die Zinsenlast vergrößert. Die Steigerung der zinstragenden Nennwerthe wird in jeglicher Weise bewirkt, ist ein Hauptzweck des wirthschaftlichen Lebens. Man hat es zu einer wahren Meisterschaft gebracht, ohne wirkliche Mehrung des Nutzwerthes höhere Zinswerthe herauszuschlagen.

Wie dieß bei den jetzt so zahlreichen Aktienunternehmungen gemacht wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Einfach durch Börsenmache wird ein Bergwerk, eine Bahn und dergleichen, was 10 Millionen werth ist, auf 25 und mehr Millionen gesteigert und mit der Zahlung der entsprechenden Zinsen belastet. Bei Grund und Boden geschieht dasselbe

durch verschiedene Künste. Im Erbgang wird der nachfolgende Besitzer gezwungen, sein Gut mit zwei Drittel und mehr seines Werthes zu belasten. Anstatt der 100,000, welche sein Gut werth ist, muß er nun 150 bis 170,000 Mark verzinsen. Wie soll er da seine Rechnung finden? Die Schuldknechtschaft ist sein Loos.

Beim städtischen Grundbesitz wird die Uebertheuerung planmäßig von den Geldleuten betrieben. Eines der glänzendsten Beispiele dieser Art ist Berlin. Dort ist fast aller Boden im Umkreis einer Meile und selbst noch weiter rings um die Stadt in den Händen der Grundwucherer. Die Stadt mag sich noch so schnell vergrößern und ausdehnen, die Neuanbauenden müssen den Boden von den Wucherern kaufen, welche ihnen die Preise vorschreiben. Berlin besitzt, neben dem weltumspannenden Geldring an der Börse, auch den die Bevölkerung der Stadt einschnürenden Grund- oder Bodenring. Die Baustellen kosten ebensoviel und noch mehr als das darauf errichtete Haus, welches doch allein den Nutzwerth bildet. Wer 1000 Mark Miethe trägt, zahlt davon 500 an den Grundwucherer, oder ungefähr 300 zu viel. Thatsächlich sind auch alle Miethen zu Berlin um 30 bis 35 Procent zu hoch. Unter solchen Verhältnissen sind billige Wohnungen unmöglich. Bei den kleinen und ärmeren Leuten, welche ja überall die große Mehrheit der Einwohner bilden, nimmt die Miethe im günstigsten Falle nur ein Viertel, meist aber ein Drittel und selbst noch mehr von dem Einkommen vorweg in Anspruch. Eine Familie mit 2000 Mark Einkommen gehört zu den Bessergestellten unter den kleinen Leuten. Sie zahlt keinenfalls unter 5 bis 600 Mark Miethe, wovon ungefähr 200 an den Grundwucherer fallen. Durch diesen Wucher allein ist sie also um ein Zehntel ihres Einkommens geschmälert.

Die Miethsteuer beträgt $6^2/_3$, die Haussteuer $2^2/_9$ Procent des Miethwerthes, zusammen also fast 9 Procent der Miethe. Für 600 M. Miethe also 45 Mark. Von 2000 Mark Einkommen fordert der Staat (mit 3 Procent) 60 als

Einkommensteuer, die Stadt ebensoviel, indem sie 100 Procent Zuschlag auf die staatliche Steuer erhebt. Macht also 45 + 60 + 60 = 165 M. Steuern auf ein Einkommen von 2000 Mark, oder 8 Procent, während, wie gesagt, durch den Grundwucher schon vorweg eine Belastung von 10 Proc. geschaffen ist. Die Steuern sind hoch, aber die Belastung durch den Grundwucher ist noch höher.

Der Vortheil billiger Lebensmittel und anderer Bedürfnisse ist da schon von vornherein aufgewogen. Nun rechne man noch einige Verluste hiezu, welche, wie dieß bei den meisten Leuten mehr oder weniger der Fall ist, durch zeitweilige Geldverlegenheit entstehen können. Säumniß in der Entrichtung von Miethe und Steuer wird sofort durch eine Mehrausgabe von 10 bis 20 Mark gebüßt. Sei es, daß die Beträge gerichtlich eingetrieben werden, sei es, daß der Miether sich das nöthige Geld durch Anlehen oder beim Pfandleiher verschaffen muß.

Wir haben der herrschenden volkswirthschaftlichen Richtung insoferne Rechnung tragen müssen, als wir in dem Miether eine ihrem Ideal entsprechende Familie hinstellten. Nämlich eine solche, welche von festem, gesichertem Einkommen, Zins oder Gehalt, lebt. Also eine Familie, wie sie unsere Steuerpolitiker ihrem Systeme zu Grunde legen, obschon diese Gattung von Familien nur eine kleine Minderheit ausmachen. Die große Mehrheit der städtischen Miether besteht thatsächlich aus Personen, die an der Herstellung und Verarbeitung von Nahrungsmitteln, Kleidern, Hausrath, überhaupt an Lebensbedürfnissen mitwirkt, also von der allgemeinen wirthschaftlichen Lage abhängt. Auf Wirthen, Schuhmachern, Schneidern, Tischlern u. s. w. lastet also der Druck des Grundwuchers erst recht. Diesem müssen sie frohnen, die billigen Preise ihrer Erzeugnisse stehen im schreienden Gegensatze zu der Verpflichtung.

Aber der Grundwucher ist für den kleinen und großen Geschäftsmann, Gewerbetreibenden nicht das Einzige. Er hat

Betriebsgeld, Reservemittel nöthig. Die Gewerbtreibenden, welche blos mit eigenem Gelde arbeiten, bilden eine Ausnahme, jedenfalls die Minderheit. Die anderen sind mehr oder minder auf die Dienste der Geldhändler, der Banken, angewiesen. Nur den großen Geschäftsleuten steht dort billiges Geld zur Verfügung. Die mittlern und kleinen Leute haben keine offene Rechnung auf der Bank, sondern müssen sich, da es sich bei ihnen ja meist auch nur um bescheidenere, in den Geldkleinhandel fallende Beträge handelt, an die kleinen Geldleute wenden. Wenn diese auch keine eigentlichen Wucherer sind, vermögen sie doch keine billigen Bedingungen zu stellen. Sechs bis sieben Procent ist der niedrigste Satz, meist kommt dem kleinen und mittlern Geschäftsmann das fremde Geld auf 8 bis 9 und selbst 11 bis 12 Procent zu stehen, trotz des herrschenden Geldüberflusses.

Der Geschäftsmann, der Gewerbtreibende muß nun heutzutage billigere Waaren liefern, dabei dem Grundwucherer und Geldhändler hohe Zinsen zahlen. Er mag sich da einrichten, wie er will, sein Einkommen, sein Reingewinn wird ein sehr bescheidener seyn. Folglich muß er sich mit seinen Ausgaben für sich und seine Familie möglichst einschränken. Deßhalb führt er knappen Tisch und kauft an Kleidern, Hausrath u. s. w. nur das Unentbehrlichste. Die Billigkeit seiner Erzeugnisse zwingt ihn zu möglichster Mehrung derselben. Ebenso zwingt ihn sein durch die herrschende Geldwirthschaft herabgedrücktes Einkommen, möglichst wenig selbst zu verbrauchen. In dieser Lage befindet sich unser gesammter Nährstand, sowohl Ackerbauer als Handwerker, Gewerbtreibende und Fabrikanten. Sie erzeugen viel, verbrauchen aber wenig. Das nöthige Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch besteht nicht mehr. Wie soll da kein Nothstand herrschen!

Die Vernichtung dieses Gleichgewichtes ist das Werk der modernen Volkswirthschaft, mit ihrem Grundsatz des unbeschränkten Wettbewerbes aller Völker und Staaten gegeneinander. Gerade dieser Wettkampf hat die Geldherrschaft her=

beigeführt. Denn der wirthschaftlich Starke, d. h. der am meisten Geld besitzt, bleibt schließlich immer Sieger, nachdem die eigentlichen Erzeuger, durch gegenseitiges Unterbieten, bis an die äußerste Grenze der Billigkeit angelangt sind. Wenn die größte Billigkeit erreicht wird, dann ist die Herrschaft des Geldes festbegründet. Der Erzeuger ist ganz in der Hand des Geldmannes, muß ihm den besten Theil seines Gewinnes vorweg überlassen. Der Erzeuger ist dann kein entsprechender Verbraucher mehr und der Absatz der Erzeugnisse muß stocken, denn die Geldleute sind, trotz ihrer Zahl, immer nur der kleinere Theil von der Gesammtheit der Verbraucher. Für die Geldleute besteht freilich der Nothstand nicht. Sie genießen die Vortheile der allgemeinen Billigkeit, vermögen sich noch ein Gehöriges über das Nothwendige hinaus zu vergönnen. Deßhalb sehen wir, inmitten des Nothstandes, die Paläste aus der Erde schießen und in kostbaren Kleidern, Schmuck, Hauseinrichtungen ungewöhnliche Pracht und Ueppigkeit entfalten.

Das Geld ist aber nur billig, wenn der kleine Besitzer seine Ersparnisse, seine paar Hundert oder Tausend Mark gut anlegen will. Er trägt sein Geld auf die Bank, wo es den Geldleuten billig zur Verfügung steht, die es dann theuer bei dem kleinen Geschäftsmann verwerthen. Oder der kleine Mann legt sein Geld in Staats= und sonstigen sichern Papieren an, welche höchstens vier Procent einbringen. Aber der Großgeldbesitz verdient 10 bis 12 Procent und mehr bei der Unterbringung dieser Papiere, die er nur vorübergehend gleich einem Waarenvorrath im Besitze hat.

Um diesem Nothstand zu begegnen, müßte dafür gesorgt werden, daß den Erzeugern unserer Bedürfnisse, den Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbtreibenden, der gerechte Lohn, der volle Ertrag ihrer Arbeit zu Gute kommt, und nicht der beste Theil davon dem Geldmann in den Schooß fällt. Dieß suchen die Volksbanken, die Darlehens= und Raffeisenschen Kassen zu bewirken, welche freilich erst in den Anfängen

liegen, und bis jetzt noch keine durchgreifende Wirkung auf die wirthschaftlichen Verhältnisse auszuüben vermochten. Eine Einschränkung des allgemeinen Wettkampfes wäre unbedingt geboten, wenn die schaffende Arbeit von der Aussaugung durch die Geldkraft befreit werden soll.

Ein unbedingt wirksames Mittel hiezu ist die Beschränkung der Arbeitszeit auf das der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter entsprechende Maß. Gewiß werden bei kürzerer Arbeitszeit der Betrieb vervollkommnet, die Leistungen größer und besser. Aber es kann doch nicht soviel erzeugt werden als bei längerer Arbeitszeit. Wenn aber die Massenerzeugung eingeschränkt wird, muß sich der Gewerbtreibende nothwendig auf Verbesserung seiner Waaren verlegen. Diese mögen etwas höher im Preise stehen, aber sie finden deßhalb nicht weniger Käufer. Es steigt der Absatz im Verhältniß zu dem Waarenbestand, indem dieser durch die Einschränkung etwas kleiner ausfällt. Der höhere Preis entspricht vollständig der besseren Beschaffenheit der Waare, er wird meist mehr als ausgeglichen durch die Qualität.

Von christlichen Socialpolitikern, namentlich auch in diesen Blättern, ist zuerst die Forderung aufgestellt worden, eine internationale Regelung der Arbeitszeit und Arbeiterschutzgesetze anzubahnen. Aber auch ein einzelner Großstaat, wie Deutschland, könnte hierin getrost vorgehen. Denn die dadurch erreichten Vortheile überwiegen bei weitem, trotz des allgemeinen Wettbewerbes, die Nachtheile. Wenn durch entsprechende Schutzgesetze die Kraft des Arbeiters geschont und einige Sicherung für seine alten Tage geboten wird, verringert sich die Zahl der Unbeschäftigten, Invaliden und Hülflosen aller Art, welche jetzt doch auf Kosten des Ganzen miterhalten werden müssen. Der Arbeiter, welcher durch die Schutzgesetze einige Jahre länger leistungsfähig bleibt, ist auch um so viel länger ein Kunde für diejenigen, bei denen er seine Bedürfnisse entnimmt. Bessert sich sein Lohn, so gibt er auch etwas mehr aus, erspart sich mehr für das Alter. Die Be-

sorgniß wegen des ausländischen Mitbewerbes, wie sie Fürst Bismarck gegen ein gesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit geltend gemacht hat, ist in jeder Hinsicht hinfällig. Einmal verbrauchen wir den größten Theil unserer erzeugten Waaren selber; zweitens vermögen wir uns durch Zölle und gesetzliche Vorkehrungen doch einigermaßen gegen diesen Mitbewerb zu schützen. Drittens aber vergrößert der durch Ueberanstrengung schneller abgenützte Arbeiter nur unsere allgemeinen Lasten.

Schon früher ist hier nachgewiesen worden, daß während der letzten fünfjährigen Periode bloß unsere gewerbliche Bevölkerung sich gemehrt und ungefähr um 1,600,000 Seelen zugenommen hat. Wenn man annimmt, daß der Ackerbau treibende Theil der Bevölkerung zwei Drittel der ganzen bilden soll, fehlen uns also im Verhältniß zu früher jetzt drei Millionen Ackerbauer, gegenüber jenem Mehr von 1,600,000 Seelen. Dieß ist schon eine bedeutende Lücke. Sorge man also dafür, daß sie nicht noch größer, sondern möglichst ausgefüllt werde. Hebung des Ackerbaues ist zur Bekämpfung des Nothstandes unerläßlich.

Der Einwand, der Staat vermöge nichts dagegen, daß die Vereinigten Staaten, Rußland, Indien, Australien billiger Getreide, Vieh und andere Produkte der Landwirthschaft zu erzeugen vermögen, ist nicht stichhaltig. Da der Ackerbau ein unerläßlich nothwendiger Erwerbszweig in unserm Staatswesen ist, muß dafür gesorgt werden, daß er bestehen kann, trotz des ausländischen Wettbewerbes. Daß es hiezu Mittel geben muß, ohne durch zu hohe Zölle die Lebensmittel zu vertheuern, ist außer Zweifel. Freilich ist der jetzige Staat, so lange er an dem überwundenen Standpunkte der Manchesterlehre festhält, hiezu nicht im Stande.

Denn diese Lehre ist es ja eben, welche den Nothstand herbeigeführt hat. Das Elend wird auch nicht aufhören, sondern höchstens seine Entwicklung durch vorübergehende Milderungen unterbrochen werden, wenn nicht gründlicher Wandel geschaffen wird. Die Manchesterlehre bedeutet die

Geldwirthschaft, die Herrschaft des beweglichen Besitzes in seiner ausgedehntesten, verwegensten Gestalt. Alles ist dem Gelde geopfert und untergeordnet. Die Produktion des Ackerbaues und Gewerbfleißes steigt fortwährend, aber der beste Theil des Ertrags fällt dem Geldmanne, dem Wucherer zu. Die Mehrheit des Volkes erzeugt immer mehr Waaren, vermag aber weniger dieselben zu verbrauchen, weil ihr der gerechte Lohn, der ehrliche Gewinn ihrer Anstrengungen entgeht. Eine Aenderung und Besserung ist nur möglich, wenn an Stelle des herrschenden Systems wiederum der christliche Grundsatz tritt: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Anstatt der Geldmacherei muß die Sicherung des menschenwürdigen Daseyns aller Mitglieder der Gemeinschaft die Grundlage, der Ausgangspunkt der wirthschaftlichen Neuordnung werden. Dieß wird nur allmählig zu erreichen seyn; aber die Regierungen haben überhaupt noch kein Verständniß für die Sache. Sie schleppen sich noch alle, selbst die vielgepriesenen großen Staatsmänner, auf den ausgetretenen Bahnen der Manchesterlehre herum. Um so entschiedener müssen die Katholiken für die Forderungen einer christlichen Weltordnung einstehen, und dadurch beweisen, daß wenigstens sie ihre Zeit verstehen.

XLIII.

Alte Schwankbücher in neuer Gestalt.

An den mittelalterlichen Höfen hielt man sich Schalksnarren. Die verstanden es prächtig, dem verborgenen und sorgfältig gehüteten Narren der vernünftigen Leute zu Leibe zu gehen. Aehnlich machen es die Schwankbücher des deutschen Volkes. Es muß eine Nation kerngesund seyn, wenn sie mit kräftigem Humor sich selbst zu Leibe gehen kann. Welcher Unterschied herrscht da zwischen der „gebildeten" Komik und dem naturfrischen Humor! Dort allgemeine Scherze ohne alle Individualität, mit hergebrachten Mienen und Sprüngen, die an ein französisches Menuett gemahnen, wobei man vor lauter künstlichen Anstalten zum Lachen niemals zum Lachen selber kommt, hier der specielle Schwank, wie die Lust des Augenblickes, wie die ernste lange Lebenserfahrung ihn eingeben, wobei die Thorheit uns unmittelbar und keck in's Gesicht lacht, daß uns recht das Herz vor Freiheit aufgeht. Und ja, wie das Volkslied, so geht auch der Schwank unmittelbar aus dem Volk hervor, ist doch sein Leben interessanter denn alle Bücher. In ihm fällt die Dummheit komisch über die eigenen Füße, und die Weisheit legt die bunte Schalksjacke an, und unter der Dorflinde zündet Geschichte die Geschichte. Mag da auch Dülken, das rheinische Schilda, auf die Frage nach seinen Narren und Schalksknechten antworten: ei, die kämen zu ihnen, die Kletten lustiger Schwänke fliegen doch durch die Luft, wie sie's schon im alten Abdera thaten, und bleiben hängen. Freilich ist's seit der Reformation auch darin in Deutschland nicht besser geworden: der religiöse Zwist, der alle Lebenslust verdarb, hat bald antinomistisch gewirkt, bald nahm er das

Herrnhuterhäubchen auf. Aus friedlichem Herzen nur fließt der Quell gesunder Lebensfrische, die geduldig im Leid, auch ihre salomonische Lachzeit hat. Das buntbewegte Leben zum Schluß des Mittelalters mit dem Humor der Vaganten und Landsknechte war so recht dafür angethan. Es gibt Geister und Zeiten mit kühlem Verstand und äußeren Formen, die sind wie der schnurgerade kahle Bach; aber wenn die klarkühlen Wellen in Windungen sich durch die Wiesen hinziehen, hier silberglitzernd, dort im Dunkel der Büsche und Erlen, das ist doch ein anderer Anblick. Mögen dann meinetwegen der Pfaffe Ameis und sein Sancho Pansa, Till Eulenspiegel, mitunter überderbe Streiche ausgeführt haben, mag auch manche Antwort des persiflirenden Bauern Morolf zu Salomos Weisheit gar schlecht stimmen, wir nehmens eben mit in den Kauf, fahren mit dem Finkenritter in alle Lande und kehren dann auch zeitweilig bei den Lalenbürgern ein, guter Aufnahme sind wir sicher. Weniger will uns der Schwank gefallen, wenn er es verschmäht vom Volk auszugehen und statt lebendig zu seyn, ledern wird; am wenigsten, wenn er sich in den Dienst schmähsüchtigen Hasses begibt, und in Auftischung von mehr anekdotischen Geschichten vom „Frankfurter Mönch" und Aehnlichem das Aeußerste leistet. Ja leider, so ungern man es auf gewisser Seite hören mag, wir wiederholen es: seit dem Augustinermönch und seitdem man sich gerade die guten treuen Mönche denkt nach Art der alten Kretenser als „volle Bäuche", ist der Humor, der gerade in den Klöstern seine Wohnstätte aufgeschlagen, stark zurückgegangen. Mag man Luthers Humor rühmen, es ist der des Einbecker Bieres, dem bald ernüchternde Verzweiflung folgt; das gute Gewissen fehlt ihm eben. Und bezeichnend ist es auch heute wieder gerade der Volksmönch, der sich volksthümliche Humorart gewahrt, ebenso wie die gelehrten Orden nicht bloß das griechisch-lateinische Classikerthum, sondern auch die ersten dichterischen Blüthen am Baum germanischer Dichtung wie „Walther von Aquitanien" erhalten und gezeitigt haben.

Wir haben auch bei den anderen Völkern Witz und Scherz, ja es berühren sich nicht wenige Schwänke. Aber bald ist außer Deutschland aus dem Schwank das ätzende Scheidewasser der Satyre geworden, während in Deutschland der Humor beim

bessern Theil der Nation immer so eine Art Hauskobold geblieben ist, der bald auf J. Wickrams „Rollwagen“ uns nachgefahren kommt, bald aus den Commentaren deutscher Sprichwörter wie von Agricola und Frank schelmisch hervorlugt, ja dem selbst der gefühlsreiche Simon Dach („Kurzweiliger Zeitvertreiber“) nicht aus dem Wege gehen kann. Vom Schwank gilt vollständig was J. Görres von den Volksbüchern sagt: „Diese Volksbücher leben ein unsterbliches, unverwüstliches Leben; viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein unermeßliches Publikum beschäftigt; nie veraltend, sind sie tausend- und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände pulsirend, und von unzähligen Geistern aufgenommen und angeeignet, sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben.“

Wer aus dem Volk im Volke lebt, weiß, welch' zähes Leben diese Schwänke haben, ob sie ein „Schriftsteller“ in längst zerlesenen Schriften aufgeschrieben, ob die mündliche Tradition sie weitergetragen. Eine der besten H. Sachs'schen Schwankgeschichten ist sicher die von dem fahrenden Schüler, der aus dem Paradies zu kommen vorgibt — nun, in Gebirgswinkeln, wo man kaum lesen kann, jedenfalls vom Nürnberger Schusterpoeten nichts weiß, kannst du sie frischer und lebendiger erzählen hören. Kein Wunder, daß dergleichen nicht Mumie wird. Da ist keine abstrakte Weisheit, die mehr die „gebildete“ Fabel sucht, meinetwegen mit dem Haarschwanz Gellert'scher Moralisirungen, nein das ist Fleisch und Bein vom Volk mitten aus dem interessanten Menschenleben, und das altert nicht. Daher hat der ernste Mönch Cäsarius von Heisterbach im „Wunderspiegel“ auch eine Reihe ächter Volksschwänke, die wunderbar dessen Wesen wiederspiegeln. Es wird dann zur Wechselwirkung wie bei Regen und Nebel: was niederfällt, steigt wieder auf. Nach Pauli kommt Sachs und bringt den Vorgänger in Verse, allerdings mit Quellenangabe; während heute selbst Dichter wie Chamisso nicht verschmäht haben (z. B. „der rechte Barbier“, den nicht erst Hebel erdacht, „Hans im Glück“, „Vetter Anselmo“, der nach einem Schwank bei Don Juan Manuel) zuzugreifen, und wie viele Kärrner haben seitdem davon gelebt, was allerdings keine Könige gebaut, was aber wie eine reiche Ernte dalag.

Waizen und Unkraut bunt durcheinander, Weisheit, nicht bloß von der Gasse, sondern aus aller Welt; denn das rastlose Wanderleben, der rege Austausch ist trotz unserer Eisenbahnen damals (13. 14. und 15. Jahrhundert) relativ viel größer und lebhafter gewesen.

Wie sehr der Schwank alle die Verhältnisse beherrschte in den Zeiten, als deutsches Gold und deutsche Treue galten, dafür ist bester Beleg, daß nicht bloß Pauli's Lehrer Geiler von Kaisersberg, sondern noch viele Prediger ihre „Ostermärlein" von der Kanzel ohne Anstoß zum Besten gaben und daran ernst heilsame Ermahnungen knüpften. Nicht H. Sachs gab dem Schwank Geist und Gluth, die Meister, die mit wenigen Strichen kräftige Bilder malten, sind in der gutkatholischen Zeit und sogar vorzüglich beim Klerus zu finden. So ist „Petrus mit der Geiß" viel tiefsinniger im Schwank, wie Christus den die Vorsehung bekrittelnden Petrus belehrt, gegeben.

Und hier kommen wir zu einem zweiten schlimmen Moment, welches zwar schon einige Jahrzehnte vor Luthers Auftreten durch die beiden Nürnberger Hänse — Voltz und Rosenblüt — in den Schwank getragen worden, welches aber seine Stinkblüthen so recht im Zeitalter der Reformation entfaltet. Die unverhüllte Lust an der Sinnlichkeit macht sich schon beim „Großhans" Sachs unendlich breit. In dieser kothigen Weise haben die Jungen fortgesungen. Wer alte Ausgaben dieser Schwankleute in der Hand gehabt, der weiß, was da in stiller Beschauung an Guano sich aufgehäuft hat.

Da ist unser Straßburger Franziskanermönch, der bekehrte Jude J. Pauli[1]), noch „ein Spiegel der Ehren". Er kann als Seitenstück seines zeitgenössischen Landsmannes Seb. Brant bezeichnet werden. Schrieb der eine Culturgeschichte aus Narragonien, wohin das Narrenschiff mit allerlei curiosen Passagieren fährt, so entrollt der andere uns deutsches Volksleben nach allen Seiten in Glimpf und Schimpf. Und Alles ist knapp, dramatisch lebendig, interessant, auch wohl pikant, doch ohne hautgoût, den man heute so liebt. Gerade der feinen Minnedichtung

1) Schimpf und Ernst von Bruder Johannes Pauli. Ausgewählt und sprachlich erneuert von H. A. Junghans.

und dem mehr sprunghaften Volkslied gegenüber ist es doppelt anziehend, das Volk auch hier zu belauschen, wo es wohl eulenspiegelt, aber dabei über einen tiefen Fond verfügt, der aus der Narrenkappe hervor mit tiefsinnigen Augen schaut. Da ist kein Verhältniß übergangen, ob die Ritterburg, ob das Bürgerhaus mit Kind und Ingesind, sie thun sich auf, die Narragonia tota liegt mit ihren Bergen und Gefilden da und in das herzliche Lachen reden gute Wahrheiten, die für jeden Stand als Geleitsbrief für die Zeit in die Ewigkeit gespendet werden: „Schimpf und Ernst findest du in diesem Buche kurzweilig und auch also, daß ein jeglicher Mensch sich selber davon ein Exempel und Lehren nehmen mag, die ihm gut und nützlich sind."

Bei Abraham a Sankta Clara finden wir eine ergötzliche Predigt, wie übel es von je der Frau Wahrheit auf Erden ergangen sei. So beginnt auch Pauli damit, wie die Wahrheit bittere, doch heilsame Arznei und von der Thorheit verschmäht, von der Lüge gehaßt sei. Tiefpoetisch ist z. B. der Schwank von den vier Jungfrauen, die auf Bergeshöhe zusammenkommen: „aber wenn wir einander gern wiederum hätten, wo finden wir dich?" fragt eine die andere und jede gibt ihren Fundort an, nur die Wahrheit muß sprechen: ich habe leider kein eigen Haus; Niemand will mich beherbergen; ich bin von Jedermann gehaßt. Ferner sind vortreffliche Erziehungsmaximen da, theils wie später bei G. Pfarrius („Reinecke und seine Kinder") in Thiermärchen gehüllt, wie sie die Gebrüder Grimm nicht schöner haben; da ist die Rede von klugen Narren und närrischen Weisen, und manche Anekdote, die später sich breit gemacht wie die von Karl V. und den zwei hoffärtigen Damen, die sich um den Vortritt zanken, finden sich schon hier. So hätte Bürger Percy's altenglische Balladen nicht nöthig gehabt, der Stoff des „Abtes von St. Gallen" hat älteres Gewebe. Durch Gruppe's Schwank vom Offizier, der einem geizigen Roßtäuscher sein vorzüglich Pferd für sechs Hiebe verkauft, von denen fünf sofort kräftiglich applicirt und der sechste, da ja die Zeit dafür nicht ausbedungen sei, bis zum jüngsten Tag mit dem Roß vorbehalten bleibt, ist gleichfalls gutes altes Gold neugeprägt. Absonderlich ist „vom harten Orden der Ehe," von guten und bösen Weibsen und ihrem Einfluß sunderliche Mähr', aus der gerade Sachs

seine besten Schwänke, aber keine gute Lehr' gezogen, dieweil er „weiß wie eine Taube" nochmals eine Sechszehnjährige geehlicht. Bodenstedts Gedicht von den römischen Frauen, welche so schweigsam seyn wollen und doch so laut toben, und so vieles „Alte und Neue" ist in diesem Hausschatz des Volkes. Schließlich wollen wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß der Teufel wie im Märchen gewöhnlich als dummer Teufel über den Löffel barbirt wird, aber manchmal auch wie in der Geschichte vom Teufel und dem „Schuldboten", die Grimme trefflich erneuert hat, auch als Werkzeug Gottes dient; das ist für eine Zeit begreiflich, die den Bösen zu leugnen kein Interesse, ihn zu fürchten keine Ursache hatte und ihn deßhalb neckisch am Bocksschwanz fassen darf.

In unübertrefflicher Weise hat Aurbacher aus alten Gruben gediegenes Gold geholt und es in der angemessenen Präge wieder auf den Markt gebracht[1]). Man ist geradezu erstaunt über die Hülle und Fülle des Reichthums, der sich in allerlei erbaulichen und ergötzlichen Historien wie in der Höhle Xa Xa vor Aladin's Wunderring aufthut. Legenden und Schnurren, Heiliges und Schalkstreiche mischen sich; tiefe Poesie und in Maß gebrachte Lust an Naturwüchsigkeit reichen sich die Hände und fragen dann wohl kindlichtreuherzig: „was hab' ich gesagt?" Doch auch Lehrhaftes, nur nicht mit Magistermienen, aber auch Boshaftes, wie die „Adelsprobe", nur so, daß man nicht böse werden kann, und niedliche Vogelgeschichten wie „die Raben", wie ähnlich im „Graf Lucanor", finden sich. Das ehrsame Handwerk in Meistern und Lehrlingen, in Schustern und Schneidern muß natürlich Spießruthen laufen. Absonderlich kommen aber auch hier die Hausfrauen zu ihrem Recht. Wie prächtig ist zum Exempel die folgende Historie: „Einer heirathet darum und der andere darum, und ein dritter weiß gar nicht warum. Jener Tagwerker wußte es aber, warum er heirathe; denn obwohl er selbst nicht viel mehr erübrigen konnte die ganze lange Woche hindurch, als daß er am Sonntag ein wenig Fleisch in der Schüssel hatte und eine halbe Maß Bier

1) Ein Volksbüchlein von Ludwig Aurbacher. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

im Krug, so wollte er doch fast lieber selbander hungern, als allein reichlich satt werden. Ich muß eine haben, sagte er zu denen, die ihm das Heirathen aus dem Kopf reden wollten, ich muß eine haben, zu der ich sagen kann: Frau, ich bring' es dir! und sie: Mann, Gott gesegne es dir! — Das sind einfältige Worte, die aber viel Meinung haben; und wer eine liebe Hausfrau hat, der wird's verstehen." Dann kommts von Winzern und Bauern, von Krämern und Schlemmern und allem Möglichen, kurz eine Lebenserfahrung und Lebensweisheit, von der mancher trockene Kathedermann am wenigsten weiß. Der Schwank mag zuweilen derb seyn, nie ist er roh. Was der Sammler von Hebel rühmt, möchten wir erst so recht auf ihn selbst anwenden: „er trifft immer und sicher den rechten Ton, der in dieser und jener Erzählung vorherrschend seyn sollte, und weiß hier liebliche Heiterkeit zu verbreiten, dort zarte Empfindung für's Schöne und Gute. Nur wo es Noth thut, lehrt er, und dann allzeit kurz und gut. Sein Witz ist natürlich, seine Laune fröhlich, seine Satyre gutmüthig und seine Empfindung wahr. Und so denn auch die Sprache. Seine Worte sind ungesucht und seine Sätze einfach und kurz, auf daß sie dem Geistesauge des gemeinen Mannes überschaulich seien." Was er sich vorgesetzt, hat er auch erreicht. „Im Wesentlichen darf die Poesie daran nichts verändern, nichts dazu, nichts hinweg thun; sie darf nur die zarte Pflanze, wie sie dieselbe gefunden, in Grund und Boden der Phantasie versetzen, daß sie in ihrem Lichte und an ihrer Wärme Gedeihen und Wachsthum gewinnen."

Die Tage sind voll Leid, die Welt ist hoffärtig geworden. Wenn der heilige Paulus wünscht: ich wollte, daß ihr im Bösen Kinder bliebet, so wäre heute zu wünschen, daß man zu den ächten Kindern des Volksgeistes mit hohen Gedanken in einfältiger Weise heimkehrte. Daß man das Bedürfniß darnach hat, ist ein Symptom herannahender Genesung.

F. A. Muth.

XLIV.

Die Subsidien des Papstes Innocenz XI. zur Führung des Krieges gegen die Türken.

Es dauerte nicht hundert Jahre, daß die Türken, nachdem sie in Europa festen Fuß gefaßt hatten, Ungarn und dann auch Oesterreich verheerend überflutheten, bis endlich die Mauern Wiens ihrem Zuge, der mehr ein Zerstörungs- als Siegeszug genannt werden kann, ein von ihnen nicht geahntes Ziel setzten. War nun auch Wien frei, war auch Oesterreich seiner Verwüster ledig, so blieb dennoch der größte Theil Ungarns in der Gewalt der Feinde, die nun durch anderthalb Jahrhunderte eine beständige nahe und große Gefahr für Oesterreich bildeten, dem sie in dieser Zeit noch manche schwere Wunde beibrachten. Es fehlte ihnen zu diesem Zwecke selbst unter den Christen nicht an Helfershelfern, wozu vorzüglich die Könige von Frankreich Franz I. und Ludwig XIV. gehörten. Ohne Zweifel hätten die Habsburger dieser Uebermacht erliegen müssen, wenn nicht auch ihnen Bundesgenossen zur Seite gestanden wären. Die vorzüglichsten dieser Helfer waren die Päpste, die damit nur ihre Pflicht zu erfüllen glaubten, indem sie das Habsburger-Reich in diesem Kampfe unterstützten, weil dieses die Vormauer der europäischen Christenheit gegen das asiatische Osmanenthum bildete, die Päpste aber wohl wußten, daß das Christenthum und die Cultur in Europa gefährdet sei, sobald auf dem Wiener Stephansthurm statt des christlichen Kreuzes der türkische Halbmond leuchtete.

Unter den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. hatten die Türken den Frieden gehalten; auch noch in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Leopold I. Im Frühlinge des Jahres 1663 kamen die wilden Horden unter dem Großvezier Köprili wieder in Bewegung. Oesterreich war wieder ihr nächstes Ziel. Wieder wurde der Papst um Hülfe gegen die drohende Gefahr angerufen. Es fanden in Rom Unterhandlungen statt zwischen dem Papste, dem Kaiser und den Königen von Frankreich und Spanien und der Republik Venedig. Papst Alexander VII. führte auf die Bitten des Kaisers hin die Unterhandlung. Die Abreise des französischen Gesandten vereitelte den Abschluß eines Bündnisses. Die Franzosen sandten aber doch den Venetianern Hilfe, während die Engländer den Türken die Bomben und Granaten gegen die Venetianer auf Candia lieferten und die Holländer dem Feinde Ingenieure zur Verfügung stellten. Der Papst leistete dem Kaiser eine bedeutende Hilfe. Anfangs versprach er 10,000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie nach Ungarn zu senden, kam aber von diesem Plane, dem sich Hindernisse in den Weg stellten, wieder ab und sandte dafür an seinen Nuntius am Kaiserhofe, an Cardinal Caraffa, „sieben tonnen goldes, welche dem Kayser zu bezahlung seiner armee wohl zustatten kamen", wie uns der Biograph des Kaisers Leopold I., Gottlieb Rink, erzählt.[1]) Man hätte es in Wien lieber gesehen, Alexander VII. hätte so wie Clemens VII. gehandelt, der eine ganze Armee in Ungarn unterhalten hatte. Die Festung Peterwardein hatte er mit dreihundert Soldaten versehen und rüstete 1526 noch 500 Mann zu Fuß und 200 Hußaren aus, verschaffte dreißig Stück Kanonen und vierzig Stück große Prager Musketen, was er alles dem Kalocsaer Erzbischof und Obercapitän Paul

1) Leopolds des Großen Röm. Kaysers wunderwürdiges Leben und Thaten. Cölln, gedruckt im jahr 1713. S. 506.

Tomori zur Verfügung stellte. Zur weiteren Bestreitung der ungarischen Kriegsvorbereitungen sandte der Papst noch 50,000 Dukaten. Er wies ferner seinen Nuntius an, die von den ungarischen Prälaten an den heiligen Stuhl zu entrichtenden Taxen gleichfalls für die Vertheidigung des Landes zu verwenden; zu dem gleichen Zwecke gestattete er die Besteuerung der kirchlichen Beneficien und den Verkauf der Hälfte der Kirchenschätze und der liegenden Güter der Kirche in Ungarn. Endlich fertigte er eine Bulle zur Verkündigung des Kreuzzuges gegen die Türken aus. Der König Ludwig II. rüstete ein Banderium aus, wozu ihm aber die dazu nöthigen 30,000 Gulden fehlten. Der päpstliche Nuntius Borgio brachte sie durch sein Beispiel, indem er als erster 500 Dukaten gab, bei den Prälaten und Magnaten zusammen. Als die Absichten des Sultans gegen Ungarn offenkundig wurden, da überließ der Nuntius dem König wieder 25,000 Stück Dukaten zur Ausrüstung der Truppen. Die Kirchenschätze hatten wenig ergeben, das Meiste blieb in den Taschen der königlichen Commissäre hängen. Die Säcularisirung oder Confiskation liefert überall den gleichen Erfolg. Als die Türkengefahr stets größer geworden, rüstete der Nuntius im Juli und August 1526 wieder je 2000 Mann Fußvolk und bezahlte an diese 4000 Soldaten sofort einen dreimonatlichen Sold. Man anerkannte offen, daß die Soldaten des Papstes auserlesene Leute und am besten ausgerüstet waren. Hervorragende Persönlichkeiten sprachen es aus, daß der Papst das Land erhalte und daß es ohne ihn schon zu Grunde gegangen wäre. Dennoch war das im Innern zerrüttete Ungarn nicht mehr zu retten und am 29. August 1526 wurde es in der Schlacht bei Mohacs vernichtet. Sein schwacher König ertrank auf der Flucht im Bache Csele.[1])

---

1) Monumenta Vaticana Hungariae, wo auch noch andere frühere Beispiele päpstlicher Subsidien für den Krieg Ungarns gegen die Türken mitgetheilt werden.

Kaiser Leopold I. errang, Dank der Hülfe des Papstes Alexander VII., durch seinen Feldherrn Montecuculi einen großen Sieg über die Türken bei St. Gotthard 1664, der dem Vordringen der Türken vorläufig wieder ein Ende machte, ja sie sogar kurz darauf zum Abschluß des Friedens von Vasvar (1664), der für zwanzig Jahre Geltung haben sollte, bewog. Freilich brachte dieser Friede dem Kaiser wenig Gewinn, aber er zog ihn aus nicht unbegründetem Mißtrauen gegen Frankreich dem weiteren Kriege vor. So unkriegerisch und friedensfreundlich Kaiser Leopold I. gesinnt war, so war er dennoch genöthigt, durch die Mehrzahl seiner achtundvierzig Regierungsjahre Krieg zu führen und das mit zwei Gegnern, deren jeder von ihm ohne Bundesgenossen nicht zu überwinden war. Ueber den Charakter des Kaisers Leopold I. sind sowohl die Berichte seiner Zeitgenossen, besonders die der venetianischen Botschafter, als auch die der unparteiischen Geschichtsschreiber des Lobes voll. Hören wir nur den Protestanten Rink.[1] „Mit dem frommen und gottesfürchtigen Pabst Innocentio XI. stunde der Kayser in genauer verständniß, und wie dieser Pabst selbst die frömmigkeit herzlich liebte, so konnte es nicht fehlen, daß nicht beyder freundschaft beständig und aufrichtig seyn mußte. Es hat sich selbiger öffters gegen Cardinäle und andere Minister verlauten lassen, daß er kein bedenken trüge, Leopolden noch bey seinem leben zu canonisiren, so ungeheuchelt wäre seine frömmigkeit, wenn nur die gerechtigkeit in Oesterreich etwas genauer und schärffer beobachtet würde. So nennete er ihn allezeit den heiligen Kayser, und es ist kein zweiffel, daß er, der nunmehro für Gottes angesicht stehet, nicht noch einst von den menschen sollte unter die heiligen gerechnet und canonisiret werden. Gewiß ist es, daß unter allen denen Kaysern, die den titul der heiligen erlanget, solchen keiner mit so viel aufrichtigkeit des hertzens verdienet, weil die meisten selbigen allein durch frey-

1) l. c. S. 148.

gebigkeit gegen die priesterschafft erworben. Solcher massen pranget Oesterreich, welches sonst aller ehren voll, mit zweyen heiligen, die beyde Leopold heissen, welches man schwerlich bey einer andern nation antreffen wird. Es ist höchst merkwürdig, daß ihm schon bey seinen lebzeiten eine capelle in Rom auferbauet worden. Denn ein spanischer priester ließ bei S. Bibiana eine aufrichten, stellete des Kaysers bildniß hinein und schrieb diese Worte dazu:

> Hic Leopoldus, hic est pietate Augustus et armis
> His terrae, illa astris intulit imperium."

Diesem frommen und schwergeprüften Monarchen war es beschieden, den stärksten Anprall der türkischen Macht gegen Oesterreich aushalten und abwehren zu müssen. Als ihm dieß gelungen war, konnte er aus der Defensive zur Offensive übergehen, wobei er wieder nicht minder glänzende Erfolge errang. Alle diese ungeahnten Resultate der manchmal, z. B. von Philippson, als schwächlich dargestellten Regierung Leopold I. konnten nicht durch die gar nicht so große Hausmacht des Kaisers und ebensowenig durch seine Macht als deutscher Kaiser errungen werden, sondern diese wurden ihm nur ermöglicht durch seine Verbündeten und besonders durch das Haupt und die Seele dieses gegen die Türken gerichteten Bundes: durch Papst Innocenz XI., über welchen der schon erwähnte Rink schreibt[1]): „Vielleicht hat unter allen Päbsten kein gottesfürchtigerer und frömmerer mann der catholischen Kirche vorgestanden als er. Unter die proben seines gerechten wandels gehöreten absonderlich diese drey stücke: daß er den nepotismum abgeschafft, die verfallene policey und gerechtigkeit wieder in Rom eingeführet, dann drittens, daß er sich dem König in Frankreich in seinem arroganten und bösen vornehmen allezeit männiglich widersetzt."

Innocenz XI. trug die Tiara vom 21. Septem-

---

1) l. c. S. 749.

ber 1676 bis 12. August 1689. In seiner Jugend war er Soldat gewesen. Als solcher verweilte er längere Zeit in Komorn.[1]) Es ist schon von Anderen hervorgehoben worden, daß damals auf diesen gewaltigen Türkenkrieg, den Kaiser Leopold durch fünfzehn Jahre zu führen hatte, drei Geistliche, welche früher selbst dem Kriegerstande angehört hatten, einen großen Einfluß ausübten, nämlich Innocenz XI. (früher Benedikt Odescalchi genannt)', Cardinal Leopold Graf von Kollonitsch, der in seiner Jugend als Malteserritter tapfer bei Candia und in den Dardanellen gegen die Türken stritt, so daß er trotz seines jugendlichen Alters zum Castellan von Malta gemacht wurde, und P. Marco d'Aviano, der früher Offizier gewesen, später aber den Waffenrock mit dem Kapuzinerhabit vertauscht hatte. — Benedikt Odescalchi kam im Alter von fünfundzwanzig Jahren nach Rom, um dort in den Kriegsdienst zu treten. Ein Cardinal brachte ihn von diesem Vorhaben ab und Odescalchi widmete sich dem geistlichen Stande. Aus ihm wurde einer der würdigsten Päpste. Gegen den Nepotismus trat er strenge auf; die Käuflichkeit der Aemter hob er auf; er eiferte gegen den Luxus, die Schwelgerei und die Unsittlichkeit; ebenso eifrig trat er für die Beobachtung der canonischen Vorschriften ein. Mit dem „allerchristlichsten" König Ludwig XIV. konnte der Papst nicht eines Sinnes seyn. Der König trug die Schuld daran, denn er zog eigenmächtig geistliche Güter ein oder belastete sie mit hohen militärischen Pensionen, er säcularisirte religiöse Orden, er nahm bei Erledigung der Bisthümer das Spolienrecht in Anspruch und dehnte das Regal- oder Ernennungsrecht zu erledigten Stiften auch auf Provinzen und Kirchen aus, wo es früher nie gegolten hatte. Wenn Ludwig XIV. sich dadurch schon nicht die Freundschaft des Papstes erwor-

1) Brevis historia conventuum ordinis S. Francisci Ser. reformatorum provinciae S. Mariae Hungariae per Odonium Balazsovits, vicar. Posonii, 1869, p. 156.

ben hatte, so geschah dieß noch weniger als Ludwig XIV. 1682 die gallikanischen Artikel beschließen ließ, welche der Papst so wenig anerkennen konnte, als er die Urheber derselben, als sie Ludwig XIV. zu Bischöfen ernannt hatte, bestätigen konnte. Den Versuch des Königs, die Hugenotten mit Waffengewalt zu bekehren, mißbilligte Innocenz XI. Ludwig XIV. ging in seinen Angriffen gegen den Papst immer weiter. Eine neue Gelegenheit dazu bot die Aufhebung der sogenannten Quartierfreiheit oder des Asylrechtes der Gesandten nicht bloß für das Gesandtschaftspalais, sondern auch für die benachbarten Straßen. Als besondere Rücksicht und Gunst hatte der Papst dieses Asylrecht für den französischen Gesandten, Herzog von Estrees, noch bestehen lassen. Als dieser starb, hob der Papst dieses Recht auch für den französischen Gesandten auf, was den Zorn Ludwig XIV. erregte. Er schickte einen neuen Botschafter, den Marquis von Lavardin, der mit zahlreicher bewaffneter Mannschaft in Rom einzog, aber vom Papste nicht vorgelassen wurde. Die Kirche des hl. Ludwig, die Lavardin betrat, belegte der Papst mit dem Interdikte und so war Lavardin in seinem zur Festung umgewandelten Palast Farnese in Rom ohnmächtig. Er wurde zurückgerufen. Der König aber appellirte an ein allgemeines Concilium, ließ Avignon besetzen und den Nuntius Ranucci in Frankreich gefangen halten. Der Tod Innocenz XI. befreite Ludwig XIV. aus dieser für ihn schon unangenehmen Lage und er beeilte sich, dem neuen Papste, Alexander VIII., erklären zu lassen, daß er das gethane Unrecht wieder gutmachen wolle. Aber über den Tod hinaus war Frankreich dem Papste Innocenz XI. feindlich gesinnt; denn als Benedikt XIV., dann Clemens XI. und auch Clemens XII. ihn canonisiren wollten, hintertrieb das Frankreich. Je mehr Unrecht dem Papste Innocenz XI. von Ludwig XIV. angethan wurde, desto mehr schloß er sich an den Kaiser Leopold an, der zu solchen Klagen keinen Anlaß gab und mit dem er einen Lieblingswunsch gemein hatte: die Christenheit gegen

die Türken zu schützen. Beide hatten diesen Wunsch als ein Vermächtniß von ihren Vorgängern überkommen, da bisher die Päpste und die Habsburger die festesten Schutzwehren der Christen gegen die herantosende türkische Sturmfluth gewesen. Und Innocenz XI. wie Leopold I. widmeten sich dieser ihrer Pflicht mit dem größten Eifer und mit hoher Begeisterung, und dadurch erreichten sie dann Vieles, mehr als sie beim Beginne des Krieges mochten gehofft haben. Die Türken hatten vom Papste so ziemlich die richtige Meinung, wenn sie glaubten, was darüber der venetianische Botschafter Civrano nach seiner Heimkehr aus Constantinopel vor dem Senate berichtet: „In besonderer Beachtung steht bei den Türken der Papst. Ihn halten sie für fähig, die christlichen Potentaten zu einem Bunde wider sie zu einigen, als dem einzigen Bollwerke wider ihre Macht, das sie fürchten."

Innocenz XI. begnügte sich aber nicht bloß die christlichen Staaten zu einigen, indem er den Kaiser Leopold, den König von Polen und die Republik Venedig zum gemeinsamen Handeln aneiferte; er trachtete ferner, da er Frankreich, diesen Feind der Habsburger, nicht für den größten Kampf der europäischen Christenheit gewinnen konnte, es doch wenigstens anzuhalten, daß es seine Feindseligkeiten gegen den Kaiser unterlasse so lange dieser im Kampfe mit den Türken um die Erhaltung der christlichen Cultur stritt; und nicht am wenigsten trug der Papst zum Gelingen des Kampfes dadurch bei, daß er das zu jedem Kriege so unentbehrliche Geld, an dem aber gerade der Kaiser und sein Bundesgenosse der König von Polen Mangel litten, in reichlichem, bis dahin unerhörtem Maße beisteuerte und dadurch recht eigentlich erst dem Kaiser und dem Könige die Möglichkeit bot, den Krieg nachdrücklich und siegreich führen zu können, wie sie es dann thaten.

Ein großes Verdienst erwarb sich Innocenz XI. dadurch, daß er sich Mühe gab Ludwig XIV. während des Türkenkrieges in Frieden zu erhalten. Ja er wollte ihn sogar dazu bewegen, thätig im Kriege zu Gunsten des Kaisers einzugreifen.

Er schrieb ihm am 20. Jänner 1683 unter Anderem: Wir flehen Dich an, daß Du „Deine siegreichen Waffen erhebest wider die Barbaren, die so verwegen dem Volke Gottes Hohn sprechen, und die Grausamkeit, mit welcher sie den Fluch ihrer Treulosigkeit in die christlichen Länder zu tragen bereit stehen, mit dem Arme Deiner königlichen Kraft niederschlägst. Wenn jedoch der Zustand Deines Königreiches, wider unser Verhoffen, Dir dieß nicht gestatten sollte, so wirst Du wenigstens Dich so verhalten, daß in einer solchen Zeit der Bedrängniß Deutschland und die anderen christlichen Länder sich frei fühlen von der Furcht vor Deinen Waffen, damit der allerchristlichste, unser in Christo geliebter Sohn Leopold, der römische Kaiser und die übrigen Fürsten, mit ihm geeinigt, vermögen, ihre Kraft wider den gemeinsamen Feind zu wenden, wie es in ähnlichen Fällen geschehen ist, wo die Fürsten mit Hintansetzung und Beilegung ihrer Privatstreitigkeiten einmüthig und wetteifernd eingetreten sind für das Gemeinwohl.“[1]) Der Papst fügte auch hinzu, daß der König dadurch seinen und den Wünschen der gesammten Christenheit, die durch ihn rede, entspreche. Der König entsprach dem ersten Verlangen des Papstes, selbst gegen die Türken zu kämpfen, nicht, dem zweiten aber wohl, indem er am 12. Februar 1683 schrieb: „Eure Heiligkeit wird in der That aus der Haltung, die wir seit länger als einem Jahre beobachten, erkannt haben, mit welcher Aufrichtigkeit wir verfahren, und mit welchem Verlangen wir wünschen, alle Differenzen zu beenden, aus denen wieder eine Theilung der Christenheit hervorgehen könnte.“ Gar so aufrichtig, wie der König schrieb, waren diese Versicherungen nicht, denn in demselben Schreiben beklagt er sich über den bösen Kaiser, der ihm nicht willig Alles geben wolle, was er verlange, so daß man dabei nur zu sehr an den Wolf erinnert wird, der sich über das Lämmlein, das ihm das Wasser trübe, beklagte. Denn Ludwig XIV. wußte schon

1) Onno Klopp, „Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg“. Graz 1882. S. 150. 151.

seit 1676, daß die Türken einen Kriegszug gegen den Kaiser planten, welchem Ludwig XIV. nicht in den Weg trat, sondern den er förderte, und auf den er sein Raubsystem, Reunionen genannt, aufbaute. Jetzt hielt ihn freilich die Gesinnung der ganzen Christenheit zurück, während des Türkenkrieges gegen den Kaiser etwas zu unternehmen.

Der Papst wendete sich auch an die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier', daß sie dem Kaiser in dieser Türkennoth zu Hülfe kommen. Allein französischer Einfluß und französisches Geld war an den Höfen dieser Fürsten so mächtig, daß sie dem Kaiser keine Hilfe leisteten. Der Bischof von Straßburg, Fürstenberg, der in Köln das große Wort führte, hatte beim Einzuge der Franzosen blasphemisch das Gebet Simeons im Tempel gebetet: „Nun o Herr lasse deinen Diener in Frieden scheiden, da meine Augen das Heil der Welt gesehen.“ Glücklicher war der Papst bei einem anderen Herrn, der wichtiger als alle diese drei Kurfürsten mitsammen war, beim Könige von Polen, Johann Sobieski, den er und der Kaiser vom französischen Einflusse losmachten und für ihre hohen Pläne gewannen. Freilich war auch für Polen die Türkengefahr eine große. War aber auch der König gewonnen, so hatte noch der Reichstag ein entscheidendes Wort mitzureden. Dessen Mitglieder für die Pläne Ludwigs XIV. zu gewinnen, hatte sein Gesandter in Warschau, Vitry, den Kaiser verdächtigt, und auch das französische Universalmittel für solche Fälle — das Geld nicht gespart. Er ließ sich die Sache 50,000 Thaler kosten und wollte noch mehr dafür aufwenden. Der Kaiser war in seiner Bedrängniß genöthigt den Feind mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, und sein Resident in Warschau, Baron Zierowsky, vertheilte 66,419 Gulden an Reichstagsmitglieder und Würdenträger.[1]) Marquis Vitry suchte die Oesterreicher zu über-

1) Die Vertheilungsliste veröffentlichte zuerst Viktor von Renner aus den Akten des k. k. Hofkammer-Archives in seinem Werke „Wien im Jahre 1683“. Wien 1883. S. 82.

bieten und ging so weit, daß er sogar das Silbergeräth seiner Tafel hergab, um den Plan seines Königs, die Allianz zwischen dem Kaiser und dem Könige von Polen zu verhindern, zu erreichen. Was dem Abschlusse der Allianz auch förderlich war, das war das unermüdliche Bemühen des päpstlichen Nuntius, der zuletzt so krank wurde, daß ihm die Stimme versagte. Im Namen des Papstes hatte er Subsidien für den Krieg versprochen. Am 16. April 1682 stimmten endlich alle Mitglieder des Reichstages für die Allianz, die gar oft in Frage gestellt war. Unter den Bedingungen der Allianz war eine ganz eigenthümliche, nämlich die, der Kaiser und der König sollten den Eid auf die treue Haltung des Vertrages in die Hände des Papstes leisten. Die Forderung stellten die Polen, da ihnen Ludwig XIV. betheuert hatte, der Kaiser würde sie allein lassen, wenn nur Polen angegriffen würde. Statt der beiden Herrscher legten später die Cardinäle Pia und Barberini, welche beim heiligen Stuhle die deutsche und die polnische Nation vertraten, im Namen des Kaisers und des Königs in die Hände des Papstes den vereinbarten Eid ab. In dem Vertrage aber lautete eine Stelle: „Ganz besonders aber trat diese Nothwendigkeit (des Bündnisses) ihnen nahe, da die väterliche Sorgfalt des gemeinsamen Vaters der Christenheit, des Papstes Innocenz XI., bereits seit einigen Jahren nicht abgelassen hatte, den hochherzigen Sinn des Königs und die Frömmigkeit der Reichsstände von Polen durch seine warmen, eifrigen und häufigen Mahnungen zu diesem heiligen Kriege anzufeuern und zur Führung desselben seine Subsidien zu verheißen."[1]) Der Kaiser sollte dem Bündnisse gemäß 60,000 Mann in's Feld stellen, der König aber 40,000 Mann; sollte aber Wien oder Krakau belagert werden, so sollte der Eine dem Andern mit seinem Heere zu Hilfe kommen. Für die polnischen Rüstungen

---

1) Onno Klopp, l. c. S. 172,

sollte der Kaiser 1,200,000 Gulden polnischer Währung
schießen, ohne sie jedoch von Polen wieder zu verlan
Ersatz dafür dürfe er sich aus den einlangenden päpstl
Geldern verschaffen. Der Kaiser versprach auch sich sog
beim Könige von Spanien zu verwenden, daß der geist
Zehent aus dem Königreiche Neapel und dem Großher
thume Neapel, den der Papst ausschreiben werde,
schließlich für das Königreich Polen verwendet würde u. z
bis wieder Frieden geschlossen würde. Für ein
schätzte man diesen Zehent auf 300,000 Thaler. Auf
Forderungen, die der Kaiser aus dem schwedisch-polnis
Kriege her noch an Polen zu stellen hatte, mußte er
zichten. Die Freude des Papstes über den Abschluß
Allianz, die er als sein Werk betrachtete, war eine gr
Er ließ sogleich dem Kaiser durch den Nuntius Buon
100,000 Kronen übergeben. Auch nach Polen sandte
Subsidiengelder. Es war nicht das erstemal, daß der P
dem Kaiser für den drohenden Türkenkrieg Geld sandte.
der kaiserliche Gesandte Georg Adam Graf Martinitz
Papste die herannahende Gefahr schilderte, trug der Papst
Sache einer Cardinalscongregation vor, welche beschloß,
von Rom für diesen Krieg wider die Türken als erster
trag 200,000 Kronen gesendet werden sollten. Bereits
Februar 1683 langte diese Summe beim Nuntius Buon
in Wien ein, welcher nach der ausdrücklichen Bestimm
der Cardinäle die Verwaltung darüber zu führen hatte,
man wenig Vertrauen in die Ehrlichkeit der Beamten
Kaisers hatte.[1])

Der Papst sah sich noch nach anderen Geldquellen um, w
er dem Kaiser kräftig beispringen konnte. Er ließ der früh
Königin Christina von Schweden durch den Cardinal Azz
erklären, daß er ihr das Jahrgeld von 12,000 römis

1) O. Klopp, l. c. S. 148 aus dem Theatrum Europaeum,
S. 607.

Thalern, das sie in Rom vom Papste bezog, nicht mehr geben könne, da er dieses Geld nothwendig zur Beisteuer zur Führung des Türkenkrieges in Ungarn brauche. Die Königin war über diese Ankündigung keineswegs ungehalten, da sie erklärte, der Wunsch des Papstes sei auch ihr Wunsch, und sie hätte schon auf ihr Jahrgeld verzichtet, wenn sie nicht gefürchtet hätte, damit die Großmuth des Papstes zu verletzen. Damit hatte die Königin Christine nur einen früheren Fehler gutgemacht. Sie hatte dreißig Jahre früher, als sie noch auf dem schwedischen Thron gesessen, als Erbin der Gesinnungen ihres Vaters Gustav Adolf die Türken zum Kriege wider den Kaiser aufzuhetzen gesucht. Nun nahm sie als gute Katholikin den lebhaftesten Antheil am Kriege des Kaisers gegen die Pforte und überschüttete nach dem Siege von Wien den König von Polen mit ihrem Lobe und Dank.

Der Papst suchte auch auf die ihm zunächst liegenden italienischen Fürsten einzuwirken, daß sie den Kaiser Leopold in seinem Kriege wider die Türken mit Geldmitteln unterstützten. Er schrieb am 12. Mai 1683 an den Großherzog Cosmus von Toscana, daß er hoffe, er werde dem Kaiser mit Geld zu Hilfe kommen, da ihn schon die der Christenheit drohende Gefahr dazu bewegen werde. An demselben Tage richtete der Papst ein gleiches Schreiben an den Herzog von Savoyen. Zugleich schrieb er auch an die Mutter des Herzogs von Savoyen, indem er sie bat, sie möge ihren Sohn bewegen, daß er dem Kaiser zu Hilfe komme. Unter demselben Datum richtete Innocenz XI. ähnliche Breven an den Herzog von Parma, an Franz von Este, an den Herzog von Massa, an den Herzog von Mirandola und an die Republiken von Lucca und Genua.[1])

Da der kaiserliche Gesandte Graf Georg Adam Martinitz nach Hause reiste, so gab ihm der Papst ein Schreiben, auch

1) Augustin Sauer, Rom und Wien im Jahre 1683. Wien 1883. S. 5. 6.

sollte der Kaiser 1,200,000 Gulden polnischer Währung vorschießen, ohne sie jedoch von Polen wieder zu verlangen. Ersatz dafür dürfe er sich aus den einlangenden päpstlichen Geldern verschaffen. Der Kaiser versprach auch sich sogleich beim Könige von Spanien zu verwenden, daß der geistliche Zehent aus dem Königreiche Neapel und dem Großherzogthume Neapel, den der Papst ausschreiben werde, ausschließlich für das Königreich Polen verwendet würde u. zwar bis wieder Frieden geschlossen würde. Für ein Jahr schätzte man diesen Zehent auf 300,000 Thaler. Auf die Forderungen, die der Kaiser aus dem schwedisch-polnischen Kriege her noch an Polen zu stellen hatte, mußte er verzichten. Die Freude des Papstes über den Abschluß der Allianz, die er als sein Werk betrachtete, war eine große. Er ließ sogleich dem Kaiser durch den Nuntius Buonvisi 100,000 Kronen übergeben. Auch nach Polen sandte er Subsidiengelder. Es war nicht das erstemal, daß der Papst dem Kaiser für den drohenden Türkenkrieg Geld sandte. Als der kaiserliche Gesandte Georg Adam Graf Martinitz dem Papste die herannahende Gefahr schilderte, trug der Papst die Sache einer Cardinalscongregation vor, welche beschloß, daß von Rom für diesen Krieg wider die Türken als erster Betrag 200,000 Kronen gesendet werden sollten. Bereits im Februar 1683 langte diese Summe beim Nuntius Buonvisi in Wien ein, welcher nach der ausdrücklichen Bestimmung der Cardinäle die Verwaltung darüber zu führen hatte, da man wenig Vertrauen in die Ehrlichkeit der Beamten des Kaisers hatte.[1])

Der Papst sah sich noch nach anderen Geldquellen um, womit er dem Kaiser kräftig beispringen konnte. Er ließ der früheren Königin Christina von Schweden durch den Cardinal Azzolini erklären, daß er ihr das Jahrgeld von 12,000 römischen

---

1) O. Klopp, l. c. S. 148 aus dem Theatrum Europaeum, XI. S. 607.

Thalern, das sie in Rom vom Papste bezog, nicht mehr geben könne, da er dieses Geld nothwendig zur Beisteuer zur Führung des Türkenkrieges in Ungarn brauche. Die Königin war über diese Ankündigung keineswegs ungehalten, da sie erklärte, der Wunsch des Papstes sei auch ihr Wunsch, und sie hätte schon auf ihr Jahrgeld verzichtet, wenn sie nicht gefürchtet hätte, damit die Großmuth des Papstes zu verletzen. Damit hatte die Königin Christine nur einen früheren Fehler gutgemacht. Sie hatte dreißig Jahre früher, als sie noch auf dem schwedischen Thron gesessen, als Erbin der Gesinnungen ihres Vaters Gustav Adolf die Türken zum Kriege wider den Kaiser aufzuhetzen gesucht. Nun nahm sie als gute Katholikin den lebhaftesten Antheil am Kriege des Kaisers gegen die Pforte und überschüttete nach dem Siege von Wien den König von Polen mit ihrem Lobe und Dank.

Der Papst suchte auch auf die ihm zunächst liegenden italienischen Fürsten einzuwirken, daß sie den Kaiser Leopold in seinem Kriege wider die Türken mit Geldmitteln unterstützten. Er schrieb am 12. Mai 1683 an den Großherzog Cosmus von Toscana, daß er hoffe, er werde dem Kaiser mit Geld zu Hilfe kommen, da ihn schon die der Christenheit drohende Gefahr dazu bewegen werde. An demselben Tage richtete der Papst ein gleiches Schreiben an den Herzog von Savoyen. Zugleich schrieb er auch an die Mutter des Herzogs von Savoyen, indem er sie bat, sie möge ihren Sohn bewegen, daß er dem Kaiser zu Hilfe komme. Unter demselben Datum richtete Innocenz XI. ähnliche Breven an den Herzog von Parma, an Franz von Este, an den Herzog von Massa, an den Herzog von Mirandola und an die Republiken von Lucca und Genua.[1])

Da der kaiserliche Gesandte Graf Georg Adam Martinitz nach Hause reiste, so gab ihm der Papst ein Schreiben, auch

1) Augustin Sauer, Rom und Wien im Jahre 1683. Wien 1883. S. 5. 6.

vom 12. Mai 1683, an den Dogen und den Senat von Venedig mit, worin der Papst die Republik zur Hilfeleistung für den Kaiser aufforderte und dabei den Ehrgeiz der Venetianer reizte, indem er behauptete, nun sei die schönste Gelegenheit, die reichen Provinzen, die sie an die Türken verloren hatten, wieder zu gewinnen. Da sich die Rückreise des Grafen Martinitz verzögerte, richtete Innocenz XI. am 22. Mai 1683 wieder ein Schreiben an die Republik Venedig, um sie dringend aufzufordern dem Kaiser beizustehen, da die Türken, wenn sie in Ungarn siegreich wären, sicher über Venedig herfallen würden.[1]) Die Venetianer beantworteten die beiden päpstlichen Breven am 29. Mai 1683 mit dem Glückwunsch zu der zwischen Wien und Warschau abgeschlossenen Liga und mit einer allgemeinen Versicherung, für die Religion Gut und Blut einsetzen zu wollen. Sonst aber blieben sie in ihrer zuwartenden Stellung. Mehr, wenn auch keinen großartigen Erfolg hatte der Papst bei den kleinen italienischen Fürsten. Sie bewilligten nach ihren bescheidenen Kräften Subsidien. Die Republik Genua sandte 30,000 Thaler, — sie wurden am 14. August beim kaiserlichen Heere zum Ankaufe von Mehl verwendet; der Fürst von Castiglione gab im Juli 30,000 Gulden von seinem kleinen Fürstenthume; der Fürst von Mirandola gab 1974 Gulden, der Herzog von Massa 5850 Gulden, die Republik Lucca 1158 Gulden, die „foedatarii" im Genuesischen 3466 Gulden, zusammen also 15,448 Gulden, welche für die Miliz in Kroation verwendet wurden.[2]) Der Papst gab nicht nur als Souverän des Kirchenstaates seine Beisteuer, er ließ auch noch für den Türkenkrieg in seinem Lande sammeln. Der Papst hatte seine Unterthanen zu dieser freiwilligen Kriegssteuer begeistert. Die Cardinäle beeilten sich dem Kaiser beizustehen, Ludovisi ließ fast sein sämmtliches Silbergeschirr

1) Sauer, l. c. SS. 6—8.
2) B. v. Renner, l. c. S. 71.

in Münzen umprägen. Aehnliches thaten Marescotti, Acciogli, Prinz Chigi.

Schon im April hatte der Papst gesorgt, daß auch außer Italien von den Geistlichen Alles zur Unterstützung des Türkenkrieges gethan werde. Am 29. April meldet der Nuntius Buonvisi, daß die Breven, welche die Aufforderung zu Beiträgen enthielten, angekommen seien. Er, der Nuntius, wolle sich an die Bischöfe wenden, daß sie in ihren Diöcesen die Gläubigen zu Beiträgen auffordern, und auch besonders an die reichen Abteien. Der Papst genehmigte auch eine Anleihe, für welche die Salzamtskasse Sicherheit gab, sowie den Verkauf der Herrschaft Janowitz; den Erlös gab der Erzbischof von Prag als Darlehen zur Erhaltung des Heeres.[1])

Der Kaiser hatte für den Krieg eine neue Umlage auf die Kirchengüter ausgeschrieben. Seine Minister hatten durch die hiebei gewählte ungewöhnliche Form und dadurch, daß sie sich hie und da, z. B. in Trient und an anderen Orten Eingriffe in die kirchlichen Freiheiten und Rechte erlaubten, die Opposition des Klerus hervorgerufen. Um die Sache wieder beizulegen, gab der Nuntius den Rath, der Kaiser möge um die nachträgliche Gutheißung seines Schrittes von Seiten des Papstes ansuchen. Der Nuntius Buonvisi legte auf Wunsch des Ministeriums den Entwurf eines Schreibens an den Papst vor. Aber durch den langsamen Gang der Geschäfte bei den kaiserlichen Behörden geschah es, daß diese Bitte erst am 29. Mai 1683 an den Papst gerichtet wurde. Am 16. Mai 1683 hatte Nuntius Buonvisi auch schon die päpstliche Vollmacht in der Hand, die heiligen Gefäße der Kirchen herzugeben, um der Noth zu steuern. Er wollte aber nicht eher von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, bis nicht der Hof und der Adel sich allenthalben opferwillig gezeigt hätten.[2]) Der Papst wendete sich auch an den König von Portugal und an alle

1) Sauer, l. c. S. 125.
2) Sauer, l. c. S. 128.

vom 12. Mai 1683, an den Dogen und den Senat von Venedig mit, worin der Papst die Republik zur Hilfeleistung für den Kaiser aufforderte und dabei den Ehrgeiz der Venetianer reizte, indem er behauptete, nun sei die schönste Gelegenheit, die reichen Provinzen, die sie an die Türken verloren hatten, wieder zu gewinnen. Da sich die Rückreise des Grafen Martinitz verzögerte, richtete Innocenz XI. am 22. Mai 1683 wieder ein Schreiben an die Republik Venedig, um sie dringend aufzufordern dem Kaiser beizustehen, da die Türken, wenn sie in Ungarn siegreich wären, sicher über Venedig herfallen würden.[1]) Die Venetianer beantworteten die beiden päpstlichen Breven am 29. Mai 1683 mit dem Glückwunsch zu der zwischen Wien und Warschau abgeschlossenen Liga und mit einer allgemeinen Versicherung, für die Religion Gut und Blut einsetzen zu wollen. Sonst aber blieben sie in ihrer zuwartenden Stellung. Mehr, wenn auch keinen großartigen Erfolg hatte der Papst bei den kleinen italienischen Fürsten. Sie bewilligten nach ihren bescheidenen Kräften Subsidien. Die Republik Genua sandte 30,000 Thaler, — sie wurden am 14. August beim kaiserlichen Heere zum Ankaufe von Mehl verwendet; der Fürst von Castiglione gab im Juli 30,000 Gulden von seinem kleinen Fürstenthume; der Fürst von Mirandola gab 1974 Gulden, der Herzog von Massa 5850 Gulden, die Republik Lucca 1158 Gulden, die „foedatarii“ im Genuesischen 3466 Gulden, zusammen also 15,448 Gulden, welche für die Miliz in Kroation verwendet wurden.[2]) Der Papst gab nicht nur als Souverän des Kirchenstaates seine Beisteuer, er ließ auch noch für den Türkenkrieg in seinem Lande sammeln. Der Papst hatte seine Unterthanen zu dieser freiwilligen Kriegssteuer begeistert. Die Cardinäle beeilten sich dem Kaiser beizustehen, Ludovisi ließ fast sein sämmtliches Silbergeschirr

1) Sauer, l. c. SS. 6—8.
2) V. v. Renner, l. c. S. 71.

in Münzen umprägen. Aehnliches thaten Marescotti, Acciogli, Prinz Chigi.

Schon im April hatte der Papst gesorgt, daß auch außer Italien von den Geistlichen Alles zur Unterstützung des Türkenkrieges gethan werde. Am 29. April meldet der Nuntius Buonvisi, daß die Breven, welche die Aufforderung zu Beiträgen enthielten, angekommen seien. Er, der Nuntius, wolle sich an die Bischöfe wenden, daß sie in ihren Diöcesen die Gläubigen zu Beiträgen auffordern, und auch besonders an die reichen Abteien. Der Papst genehmigte auch eine Anleihe, für welche die Salzamtskasse Sicherheit gab, sowie den Verkauf der Herrschaft Janowitz; den Erlös gab der Erzbischof von Prag als Darlehen zur Erhaltung des Heeres.[1])

Der Kaiser hatte für den Krieg eine neue Umlage auf die Kirchengüter ausgeschrieben. Seine Minister hatten durch die hiebei gewählte ungewöhnliche Form und dadurch, daß sie sich hie und da, z. B. in Trient und an anderen Orten Eingriffe in die kirchlichen Freiheiten und Rechte erlaubten, die Opposition des Klerus hervorgerufen. Um die Sache wieder beizulegen, gab der Nuntius den Rath, der Kaiser möge um die nachträgliche Gutheißung seines Schrittes von Seiten des Papstes ansuchen. Der Nuntius Buonvisi legte auf Wunsch des Ministeriums den Entwurf eines Schreibens an den Papst vor. Aber durch den langsamen Gang der Geschäfte bei den kaiserlichen Behörden geschah es, daß diese Bitte erst am 29. Mai 1683 an den Papst gerichtet wurde. Am 16. Mai 1683 hatte Nuntius Buonvisi auch schon die päpstliche Vollmacht in der Hand, die heiligen Gefäße der Kirchen herzugeben, um der Noth zu steuern. Er wollte aber nicht eher von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, bis nicht der Hof und der Adel sich allenthalben opferwillig gezeigt hätten.[2]) Der Papst wendete sich auch an den König von Portugal und an alle

1) Sauer, l. c. S. 125.
2) Sauer, l. c. S. 128.

Bischöfe Deutschlands, um sie zu bewegen, Mittel zum Türkenkriege zu verschaffen. In ganz Italien ordnete der Papst öffentliche Gebete an, diese wollte der Kaiser auch in seinen Landen abhalten lassen und deßhalb bat der Nuntius, der Papst möge hiefür einen vollkommenen Ablaß gewähren, damit der Eifer der Gläubigen desto mehr angespornt werde.

Am 23. Mai konnte der Nuntius den Empfang von 100,000 Gulden, welche für die Polen gehörten, bestätigen. Der Kaiser legte auf die Kirchengüter eine Umlage von 500,000 Gulden. Die Regierung und der Nuntius sollten dieselbe austheilen.[1]) Unter dem 3. Juli 1683 ertheilte der Papst dem Nuntius in Wien, Cardinal Franz Buonvisi, die Vollmacht, in den kaiserlichen Erblanden eine Steuer auf den Kirchengütern (ein Percent) für den Türkenkrieg zu erheben, um welche Vollmacht der Kaiser nachträglich am 29. Mai 1683, nachdem die Steuer bereits ausgeschrieben war, aber vielfache Bedenken besonders bei den Prälaten Böhmens hervorgerufen, gebeten hatte.[2])

Am 2. Mai 1683 meldete der Nuntius, daß am Wiener Hofe man damit umgehe, sich neue Bundesgenossen in den Herrschern von Moskau und von Persien zu verschaffen, und daß auch der Papst Briefe mit der Aufforderung, sich dem Bündnisse des Kaisers und des Königs gegen die Türken anzuschließen, an diese Fürsten richte. Der Papst richtete, in dem Bestreben den Bund gegen die Türken so viel als möglich zu stärken, wirklich unter dem 19. Juni 1682 ein Schreiben an den König von Persien, in welchem er ihn ermuntert, er möge den Kriegszug der Türken nach Ungarn zu einem Einfalle in das türkische Reich benützen, da alle übrigen Reiche gegen diesen gemeinsamen Feind zusammenhalten müßten.[3]) Erzbischof Knab von Nachschiwan in Armenien wurde mit

1) Sauer, l. c. S. 130.

2) Sauer, l. c. SS. 10 und 15.

3) Sauer, l. c. SS. 126 und 14.

Beglaubigungsschreiben und mit Geld ausgerüstet, um Persien dem Unternehmen günstig zu stimmen. Für dieses Jahr kam man aber schon zu spät. Am 5. August erst wurden die nöthigen Papiere und das Geld von Passau aus nach Polen gesendet. Bis dann Erzbischof Knab damit an den Hof des Schah von Persien gelangte, war der Feldzug des Jahres 1683 bereits zu Ende.[1])

Als der kaiserliche Gesandte, Graf Martinitz, auf der Heimreise über die verschiedenen italienischen Höfe endlich aus Italien hinaus nach Tirol gekommen war, berichtete er aus Innsbruck am 18. Juli 1683 dem Staatssekretär, Cardinal Alderano Cybo, daß der Kaiser nach Linz sich geflüchtet und eine so vielfach überlegene Armee, 240,000 Streiter zählend, Wien bedränge. Der Papst möge also durch neue Hilfeleistung den gänzlichen Ruin der kaiserlichen Erblande verhindern.[2])

Der Papst selbst spähte auch nach allen Seiten um Hilfe aus und klopfte an, wo er nur hoffen konnte, gehört zu werden. So schrieb er am 18. Juli 1683 dem spanischen Könige Karl II. wieder und bat ihn, er möge in dieser Zeit mithelfen, den Frieden unter den christlichen Fürsten wieder herzustellen, und dann lieber thätigen Antheil am Kriege gegen die Türken nehmen. Er erinnerte ihn an die Verträge, die seine Vorfahren mit dem heiligen Stuhl geschlossen, demgemäß er nun eine Flotte von sechszig Dreiruderern ausrüsten sollte außer den Schiffen, die bereits ausgerüstet, um seine Besitzungen auch zu Wasser vor den Ueberfällen der Türken zu schirmen.[3])

Der Großherzog von Toskana wollte seine Flotte mit der Malta's vereinigen, um gegen die Türken zur See etwas zu unternehmen. Nach der Meinung des Nuntius wäre aber dem Kaiser mit baarem Gelde zur Ausrüstung des Heeres

1) B. v. Renner, l. c. S. 85.
2) Sauer, l. c. S. 17.
3) Sauer, l. c. S. 24.

mehr geholfen, welches zu erlangen sich daher der Papst, wenn er derselben Meinung sei, verwenden möge.[1]) Da die Türken in Ungarn immer weiter vordrangen, die Polen aber noch keine Miene machten in's Feld zu ziehen, viel weniger Ungarn zu schützen, so meinte der Nuntius in Wien unter dem 4. Juli 1683, daß das Bündniß für den Kaiser eher nachtheilig als vortheilhaft seyn würde, wenn nicht die Polen bald gewaltige Heeresmassen gegen die Türken senden würden, da man um die großen Summen, die bereits nach Polen gesendet worden, auch ein mächtiges deutsches Heer hätte anwerben können.

Der Nuntius Buonvisi war am 7. Juli mit dem Kaiser aus Wien abgereist und am 14. Juli in Linz eingetroffen. Da aber bis dorthin selbst die Tartaren und ungarischen Rebellen streiften, so reiste der Kaiser nach Passau, wohin ihm jedoch Buonvisi nicht sogleich folgte. Von Mattighofen aus sandte er am 18. Juli eine Schilderung[2]) der grenzenlosen Nothlage, in der sich der Kaiser befand, der weder Geld für seinen Hofhalt und noch weniger für seine Armee hatte. In dieser traurigen Lage schlug der Nuntius zwei Mittel vor, um sogleich das so nöthige Geld herbeizuschaffen. Nur die ihm bekannte opferwillige Gesinnung des Papstes konnte ihn dazu bewegen, zwei außerordentliche Wege, um zu Geld zu gelangen, vorzuschlagen und zwar durch die Ernennung von vier oder sechs Kämmerern, wodurch sogleich auf etwa 200,000 Scudi zu rechnen war, oder es sollte der Papst mit Zustimmung des Cardinalcollegiums eine Summe aus dem Schatze geben,

---

1) Sauer, l. c. S. 133.

2) Er schrieb unter Anderem: „Suppongo che la Corte non habbia con se denaro per vivere, e molto meno per mantenere l'esercito, e per far le provisioni necessarie, e però senza un gran sforzo di S. Stà. corre rischio tutta la Christianità di perdesi". Daß der Nuntius die Noth des Kaisers nicht übertrieben, das werden wir bald sehen.

den Sixtus V. in der Höhe von 5½ Millionen Scudi in der Engelsburg deponirt hatte.[1]) Natürlich sollte diese Summe in bestimmter Zeit zurückgezahlt werden. Diese Summe würde ja ohnehin auch nur zur Vertheidigung Roms verwendet, denn Rom könne nicht vertheidigt werden, wenn Wien verloren geht, dessen Fall den Verlust dieser Staaten zur Folge hat, weßhalb in diesem äußersten Falle auch die äußersten Hülfsmittel anzuwenden seien.[2])

Die bedrängte Lage der eingeschlossenen Stadt Wien ließ den besorgten Nuntius noch weniger zur Ruhe kommen, und er richtete deßhalb von Braunau am 21. Juli 1683 wieder flehentliche Hülferufe nach Rom, von wo er allein Hülfe hoffte. Sachsen und Brandenburg hatten zwar Hülfe geboten, aber unter den härtesten Bedingungen und besonders zum Nachtheile der Religion (ma con condizioni durissime, e particolarmente in pregiudizio della religione); eben deßhalb hofft der Nuntius, daß der Papst die äußersten Kräfte anstrengen werde, Hülfe zu bringen, damit nicht auf einer Seite die Türken triumphirten und auf der andern die Häresie. Um in der Nähe gleich in der Noth das Geld zu nehmen, wo man es fand, hatte der Nuntius dem Kaiser gestattet, alle Silbergeräthe und den Schatz des berühmten Wallfahrtsortes Maria Zell[3]) zu nehmen und auszuprägen, die Kleinodien

1) Sauer, l. c. SS. 136—137. Nach der Taxe, welche Sixtus V. festgesetzt hatte, wurden für das Amt des Camerlengo und des Schatzmeisters 50,000 bis 70,000 Scudi, für Kammerklerikate bis 40,000 Scudi gezahlt.

2) „Sò bene, che quel denaro con vincoli strettissimi è destinato solo per la difesa di Roma, ma non potrebbemo difendere Roma, se Vienna si perdesse, perche porterebbe in consequenza la perdita di tutti questi stati, onde per i casi estremi ci vogliano estremi rimedii". — Es scheint, daß keines von den beiden vom Nuntius vorgeschlagenen Mitteln angewendet wurde.

3) Bei Sauer, l. c. S. 137 steht im Texte richtig Maria Zell (Madonna di Zell), in der Ueberschrift aber irrig Maria-Hilf.

aber in Venedig zu verpfänden, was er für Gott angenehm hielt, weil dadurch Millionen von Seelen gerettet würden und zugleich der Adel angeeifert würde, dem Kaiser nach Kräften beizuspringen. Zugleich bat der Nuntius, der Papst möge bald in einem Breve dem Kurfürsten von Bayern die Vollmacht geben, Beiträge von den Kirchengütern in seinem Staate einzufordern, damit er seine Armee vergrößern könne. Und eifrig wie er war, bat der Nuntius den Papst, er möge sich nochmals mit Breven an die katholischen Fürsten Deutschlands um Kriegsbeiträge wenden, den König von Frankreich zum Frieden auffordern und Venedig mahnen, daß es der Liga beitrete und Hülfstruppen nach Steiermark sende. Die Ungarn gäben mit sich viel zu thun, und wenn der König von Polen nicht persönlich mit einem großen Heere käme, so sei Wien nicht mehr zu retten. Der König solle persönlich kommen, um das Heer zu befehligen, denn die Folgen einer verlornen Schlacht wären gefährlich, da es dann keine Hoffnung auf eine Wiedererhebung gebe (con che non ci sarebbe piu speranza di risorgere).

(Fortsetzung folgt.)

Dort war bis 1683 nur eine kleine hölzerne Kapelle, die mit Ausnahme des in die Stadt geretteten Marienbildes 1683 ein Raub der Flammen wurde. Der Palatin Ungarns, Paul Esterhazy, ließ dort 1686 der Patronin Ungarns eine Kirche erbauen, die in drei Jahren vollendet wurde. Am 14. August 1689 wurde in feierlicher Procession, unter Führung des Cardinals Kollonitsch, das alte Bild Mariahilf an seine frühere Stelle wieder zurückgebracht. O. Klopp, l. c. S. 400.

XLV.

Die ältesten Biographen des hl. Bernhard.

Aus Anlaß von Dr. Hüffer's „Vorstudien". [1]

Bekanntlich hatte Montalembert die Absicht gehegt, ein Leben des hl. Bernhard zu schreiben; die „Mönche des Abendlandes" sollten nur das Piedestal abgeben, auf das er seinen Helden zu stellen meinte. Unser Landsmann Dr. Hüffer hat, zum Behufe seiner eigenen groß angelegten Bernhard-Biographie, den literarischen Nachlaß des edlen Grafen einsehen können und „aus dem Vorhandenseyn einer Fülle von einschlägigen Correspondenzen mit französischen und ausländischen Gelehrten, von zerstreuten Quellenbelegen und Literaturvermerken" erkannt, „wie tief Montalembert seine Aufgabe ergriffen hatte, von wie hohen Gesichtspunkten aus und mit welcher Beherrschung des weitschichtigen Materials er dieselbe zu lösen gedachte."

Dennoch dürfte Dr. Hüffer, obwohl er dieß in begreiflicher Pietät nicht ausspricht, aus dem freundlich gewährten Einblick in diesen Nachlaß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich Montalemberts Arbeit vielfach in wesentlich anderen Geleisen würde bewegt haben, als diejenigen sind, welche

1) Dr. G. Hüffer, der hl. Bernard von Clairvaux. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Erster Band 1886. — Die Bedeutung dieser umfassenden Forscherarbeit wird es rechtfertigen, wenn wir der kurzen Besprechung des Werkes im 6. Heft noch eine zweite ausführlichere hier folgen lassen. A. d. R.

jetzt deutsche Forschung einzuschlagen für gut findet. Von beiden Werken, dem deutschen wie dem französischen, liegt so zu sagen der Prodromus vor: Montalemberts begeisterte und begeisternde, farbenprächtige Schilderung des alten Mönchthums bis auf St. Bernhard, eine Schilderung, die, hätte sie gleichmäßig können ausgeführt werden, wohl fünfzehn Bände und mehr möchte gefüllt haben, und anderseits Dr. Hüffers gediegene, abgeschlossene und abschließende „Vorstudie" über die ältesten Bernhard-Leben. Mit dieser einfachen Gegenüberstellung ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Unternehmen angedeutet. Montalemberts geplante Biographie ist nicht über die Einleitung hinaus gekommen (Hüffer fand „keine eigentlichen Ansätze zu systematischer Bearbeitung" der Lebensgeschichte selbst vor); unseres Landsmanns wohlbemessener Anfang läßt uns mit Sicherheit die baldige Vollendung eines Meisterwerkes erwarten.

„Vorstudien" in dem Sinne, wie sie Dr. Hüffer zu bearbeiten scheint, möchten allerdings dem Nichtfachmann als kaum zur Veröffentlichung geeignet erscheinen. Und in der That, wenn es sich dabei bloß um Buchstabenkritik und Aehnliches handelte, so würden wir selbst auch die dafür aufgewandte Mühe für wenig verdienstlich ansehen. Indeß bietet Dr. Hüffers nicht eben starker Band ganz Anderes und wesentlich Werthvolleres, einen Einblick nämlich in das Werden und Wesen der ursprünglichen Vitae St. Bernhards und damit endlich den Maßstab für ihre relative Bedeutung und Glaubwürdigkeit. Auch nach Mabillon, Pinius und Waitz war eine derartige Untersuchung angezeigt und nothwendig; der Geschichtsforscher wird mit größter Befriedigung[1]) von ihren Resultaten Kenntniß nehmen und an der Hand derselben die bald erscheinende Biographie beurtheilen, aber

---

1) Vgl. bereits Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (1886) II. 233.

auch für weitere Kreise dürfte das anmuthige Bild aus dem Klosterleben und Schriftwesen des 12. Jahrhunderts Interesse bieten.

Es ist von jeher aufgefallen, daß die ersten Versuche einer Lebensgeschichte des hl. Bernhard [1]) nicht von den Mönchen seines eigenen Klosters unternommen wurden, obwohl dieselben dazu Anregung und Beihülfe gewährten. Wilhelm von St. Thierry, der erste in der Reihe der Biographen, damals Mönch von Signy in der Champagne, bemerkt gleichsam entschuldigend, daß er nur auf den Wunsch der dem Heiligen näher stehenden Mönche und ihrer Unterstützung ans Schreiben gehe. (P. L. 185, 225). Ausführlicher spricht sich sein Fortsetzer, der Benediktiner Ernald, über der Brüder von Clairvaux Zurückhaltung aus. „Sollten nicht," so heißt es in seiner praefatio (ibid. 267), „so viele hervorragende Gelehrte, welche sich in Clairvaux einem Leben der Beschaulichkeit und Selbstverleugnung geweiht haben und die wahrlich keiner natürlichen oder übernatürlichen Gabe, keines Vorzugs ermangeln, sollten sie nicht vor Allem berufen seyn, diese Arbeit statt meiner auf sich zu nehmen und ihrem glorreichen Vater ein würdiges Denkmal zu errichten? Aber ihre Seelengröße nimmt stets nur das Geringste und Verborgenste für sich in Anspruch; erhabene Seelen, verschmähen sie ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen und ziehen Schmach uud Verachtung jeder Auszeichnung vor, die ihrer Demuth Eintrag thun könnte. Daher liegt ihnen literarischer Ehrgeiz fern und selbst so angemessene Aufgaben, wie die Verherrlichung ihres geistlichen Vaters, überlassen sie Anderen." Auch nach dem Abschluß der Arbeiten Wilhelms und Ernalds traten die Mönche von Clairvaux noch nicht gleich als selbstständige Lebensbeschreiber des Heiligen auf,

---

1) Dr Hüffer schreibt „Bernard", indeß will uns seine Rechtfertigung dieser Neuerung nicht stichhaltig erscheinen.

obwohl ihre Betheiligung von da an erkennbarer wird. Zuletzt erst erscheint dann Gaufrid, der ehemalige Notar Bernhards und jetzige Abt von Clairvaux, als der gleichsam officielle Biograph, an den sich andere Ordens- und Klostergenossen anschließen.

Dieser Gaufrid ist aber nun, wie bereits Chifflet und Mabillon vermuthet, zugleich auch der Urheber der (mit Unrecht so genannten) „Fragmenta de vita et gestis S. Bernardi,“ auf deren eigenthümliche Bedeutung Dr. Hüffer jetzt zum ersten Male aufmerksam macht. Die einzige bekannt gewordene Handschrift dieser lose aneinander gereihten Mittheilungen aus dem Leben des Heiligen befand sich in Orval und ist jetzt verschollen; Abschriften sind in Brüssel und Paris. Der Jesuit P. Fr. Chifflet († 1682) veröffentlichte 1679 die ersten Excerpta ex collectaneis de vita etc.; Mabillon und Pinius brachten Ergänzungen, welche Hüffer vervollständigt. Da sich aber die Nachrichten dieser skizzenhaften und lückenreichen Vita meist in dem ersten, zweiten und vierten Buch der bekannten Vita prima vorfanden, so hatte man ihnen bis zuletzt nur geringe Bedeutung zugemessen. Dr. Hüffer weist nun überzeugend nach, daß das Werkchen Gaufrids noch bei Lebzeiten des Heiligen (1145) verfaßt wurde und zur Instruktion des Biographen Wilhelm von St. Thierry bestimmte Aufzeichnungen enthält.

Wilhelm erwähnt in seiner oben erwähnten Vorrede (P. L. 185, 225), die immerwährend um den Heiligen befindlichen Brüder hätten ihm manches durch eigene Erfahrung oder durch eifrige Nachforschung gewonnene Material zur Verfügung gestellt (ingerentis quaedam diligenti inquisitione investigata, plura etiam, quibus cum fierent interfuerunt et viderunt et audierunt etc.). Der Verfasser der „Fragmenta“ dagegen richtet sich an zwei Stellen direkt an eine nicht genannte Persönlichkeit, welche wiederum nur Wilhelm von St. Thierry seyn kann. Dazu kommt, daß gerade die Mittheilungen der sogenannten Fragmente unver-

kennbar in Wilhelms Darstellung hinein verarbeitet erscheinen, und wieder, daß Bernhards Verhältniß zum Bischof von Champeaux, in Bezug auf welches sich Gaufrid auf des Adressaten eigene Kenntniß beruft (melius ipse nostis) in Wilhelms Buch ausführlich geschildert wird. Anderseits ist anzunehmen, daß nicht Gaufrid allein, sondern auch andere Mönche von Clairvaux unserem Biographen schriftliche Mittheilungen gemacht haben; so vermuthlich über des Heiligen erste Zeit im Orden, welche Periode Gaufrid fast gänzlich mit Stillschweigen übergeht.

Wilhelm von St. Thierry begann sein Werk noch 1145 und starb bald nachher, ohne Gaufrids Mittheilungen ganz verwerthet oder des Heiligen Leben bis zu jenem Zeitpunkt fortgeführt zu haben. Die Fragmente gingen jedoch viel später an den Fortsetzer der Biographie, Abt Ernald von Bonneval, über, der wiederum unverkennbar von denselben Gebrauch macht. Unter Anderm hat Ernald seinen werthvollen Bericht über das im November 1137 zu Salerno zwischen Bernhard und dem Cardinal Peter von Pisa (dem berühmten Geschichtschreiber der Päpste) stattgehabte Gespräch (vgl. Wattenbach II 246), wie wir jetzt wissen, Gaufrid entnommen, der selbst nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen berichtet zu haben scheint.[1]) Nach Ernalds Tode wurden die durch die Ereignisse seither überholten Fragmente noch für das vierte Buch der Vita benutzt, wovon später.

Fragen wir nun nach dem eigenthümlichen Werth der so in ihrer ursprünglichen Bestimmung erkannten Fragmente, so leuchtet ein, daß sie als direkte Zeugnisse Gaufrids, des

---

1) Dr. Hüffer druckt den bezeichneten Passus der Fragmente auf S. 37—39 ab, unseres Wissens zum ersten Male, wie er überhaupt zuerst eine vollständige Einsicht in die interessante Quelle gibt. Eine augenscheinlich falsch interpunktirte Stelle S. 38 möchten wir in folgender Weise lesen: „Scit dominus Petrus, inquit (ad milites siquidem loquebatur) nec duas etc.“ Danach ist auch ein Ausdruck auf S. 68 zu modificiren.

Notars und fast ständigen Begleiters unseres Heiligen, die in der Vita selbst gegebenen Berichte sowohl bestätigen als auch gelegentlich zu deren Controle und Ergänzung dienen können. Zwei kleine Züge, die uns Gaufrids Notizen allein aufbewahrt, seien hier gleich erwähnt. Ueber die früheste Jugend des Heiligen heißt es dort, derselbe habe in weltlichen Dingen eine überaus rührende Einfalt und kaum glaubliche Schüchternheit gezeigt („fuit — simplicitatis inaestimabilis et incredibilis verecundiae"); er habe nur höchst ungern mit Anderen geredet oder sich Fremden vorstellen lassen, und später habe er nicht ohne Schmerz erzählt, daß ihn die unzarte Behandlung seitens der Lehrer um einen Theil seines angebornen Zartsinnes gebracht habe (quod multum ei inditae a natura verecundiae abstulerit violentia magistrorum). Man vergleiche damit die entsprechenden Ausdrücke des ersten und dritten Buches (n. 3 u. 22; P. L. 185. 228. 316). Ebenso verdanken wir den Fragmenten die Kenntniß der von dem Vater Tezelin den scheidenden Söhnen ertheilten Mahnung: „ut in omnibus modeste agerent; denn, sagte er, ich kenne euch und weiß, daß ihr euch in eurem Eifer kaum oder gar nicht mäßigen laßt." Interessant ist auch, daß die Brüder Bernhards, um ihn zu zerstreuen, eine Reise „in Alemanniam" geplant hatten, und Anderes mehr, das in der Biographie selbst Verwendung finden dürfte. Anderseits läßt sich nicht verkennen, daß Gaufrids Werk „bei dem schlichten Nebeneinander der Erzählungen und der Ursprünglichkeit seiner Schreibweise durchaus die Merkmale einer Vorstudie, einer bloßen Materialiensammlung" zeigt und durch die nachfolgenden Bearbeitungen wesentlich überholt worden ist.

Soviel über die zeitlich ersten[1]) Aufzeichnungen aus dem Leben des heiligen Thaumaturgen. An sie schließt sich,

---

1) Abgesehen etwa von dem Briefe über die Legationsreise nach Toulouse P. L. 185, 400.

wie schon erwähnt, zeitlich und sachlich das erste Buch der „Vita prima“, die bekannte Berichterstattung Wilhelms an, „ein voll ausgereiftes Werk mit reichem Stoff in guter Anordnung und breiter aber nicht ungewandter Form“ (S. 53). Wilhelm, Abt von St. Thierry bei Rheims, war jedenfalls 1128 auf der Synode zu Arras, wenn nicht früher schon, mit dem hl. Bernhard bekannt geworden und hatte sich 1135, allerdings gegen den Rath des Heiligen, als einfacher Mönch in die Abtei Signy zurückgezogen.[1]) Dort gelangte an ihn die Aufforderung der Brüder von Clairvaux, eine Biographie ihres noch lebenden Abtes zu unternehmen, zu deren Behuf ihm dann Gaufrid und Andere Material zur Verfügung stellten. Ueber Vieles konnte Wilhelm als Augenzeuge berichten. Leider ereilte ihn der Tod lange vor dem hl. Bernhard selbst (um 1147) und seine Arbeit fand erst viel später einen Fortsetzer.[2])

Noch in die Lebzeit des Heiligen fällt eine andere Materialiensammlung oder besser eine Art Wunderprotokoll, Liber miraculorum, das jetzt das sechste Buch der Vita prima bildet. Die Kreuzpredigt des hl. Bernhard in Deutschland „bezeichnet ohne Zweifel einen der Höhepunkte seines Lebens“. Gegen Ende Oktober 1146 kam der Heilige über Worms und Mainz nach Frankfurt, von da auf rascher Fahrt durch Alemannien und kehrte im Januar 1147 über Köln, Lüttich und Cambrai nach Frankreich heim. Im März desselben Jahres kam er wieder nach Frankfurt, über welche Reise nur ein paar dem liber miraculorum lose angehängte

---

1) Um dieselbe Zeit oder wenig nachher zogen sich in das gleiche Kloster zwei andere Aebte zurück, der selige Gerhard von Florennes und Arnulph, Abt von Gembloux (früher Mönch in St. Nikasius).

2) Wilhelm starb nicht am 14., sondern am 12. Januar. Dr. Hüffer irrt auch, wenn er meint, die Anmerkungen zu ep. Bern. n. 3 beziehen sich auf unsern Wilhelm.

Kapitel berichten. Dagegen enthält dasselbe über die erste große Rundreise einen vollständigen und überaus eigenartigen Bericht, der natürlich auch in Deutschland gebührende Würdigung gefunden hat (vgl. Wattenbach II. 233; Hüffer 71 u. a.). In dem ersten Theile legen zehn unmittelbare Begleiter des hl. Bernhard, darunter der Bischof von Constanz und sein Caplan, Abt Frowin von Salem und der Kölner Domherr Alexander, später Abt von Citeaux, Zeugniß ab über die wunderbaren Ereignisse, die sie auf der Reise vom 1. Dezember 1146 bis zum Ende des Monats mit eigenen Augen geschaut haben; im zweiten geben fünf Zeugen, welche sich zugleich noch auf die Aebte von Kamp und Steinfeld berufen, Kunde von den im Verlauf der Reise bis zur Ankunft in Lüttich geschehenen Wunderzeichen, während das dritte Buch Gaufrid allein zum Verfasser hat, der übrigens auch die beiden andern redigirt zu haben scheint. Erst nachträglich wurden die drei Bücher durch Philipp von Lüttich zu einem Ganzen verbunden und in dieser Form dem Erzbischof Samson von Rheims gewidmet; ursprünglich war der erste Theil an den Prinzen Heinrich, Novizen in Clairvaux, und die dortigen Mönche, der zweite an die Kölner Geistlichkeit, der dritte an Bischof Hermann von Constanz gerichtet. Einige lose angefügte Notizen, welche Waitz als selbständiges Buch abtrennen wollte, beziehen sich, wie gesagt, auf eine wenig spätere Reise des Heiligen nach Deutschland.

Mehr noch als die Fragmente Gaufrid's und die zum Theil auf Augenschein beruhenden Mittheilungen Wilhelm's, enthalten diese Wunderberichte, besonders die beiden ersten Bücher, ein unmittelbares und streng beglaubigtes Zeugniß für Bernhard's Wunderleben. Die vielen und hochstehenden Berichterstatter, die gleichsam amtliche Form und Kundgebung, die Widmung des 2. Theils an die Kölner Kirche, welche selbst von den darin erzählten Begebenheiten Zeuge gewesen war, und Anderes mehr geben diesen Protokollen eine unanfechtbare Autorität. Dr. Hüffer ist sich der exceptionellen

Bedeutung dieser Quelle so sehr bewußt, daß er gerade an ihre Besprechung seinen grundlegenden Excurs über die bei der Kreuzzugspredigt gewirkten Wunder des Heiligen und ihre Verbürgung anschließt, eine verdienstliche und für den jungen katholischen Gelehrten höchst ehrenvolle Arbeit. „Gott hat Wunder gewirkt durch die Hand des hl. Bernhard," so lautet sein wohlbegründeter Schluß, der sich unmittelbar auf das Zeugniß der eben genannten Quelle, subsidiär aber auf andere Zeitgenossen und zuletzt auf das des Heiligen selbst aufbaut, da wo dieser in seiner Schrift de consideratione (II. 1.) seine Wunderkraft indirekt bekundet. „Man wird mich fragen, sagt er, auf welche Wunder gestützt, ich Glauben fordere? Heiliger Vater, was soll ich darauf erwidern? sprich Du für mich und für Dich selbst, gemäß dessen, was Du gehört und gesehen; parcendum verecundiae meae." Der Bericht über die deutsche Reise wird so für Dr. Hüffer der Ausgangspunkt, der feste Grund, von dem aus er des hl. Bernhard eigenthümliche Erscheinung begreift und gleichsam apologetisch sicher stellt.

Die nächste von Dr. Hüffer besprochene Quellenschrift ist der „planctus" Odo's von Morimond, eine unmittelbar nach dem Tode des Heiligen niedergeschriebene Todtenklage eines seiner Schüler. Odo (der nicht mit dem berühmten Bischof von Freising verwechselt werden darf), Prior und später Abt von Morimond (1160—61) arbeitete eben am 3. Buche seines großen Werkes über Zahlenmystik, als aus dem nahen Clairvaux die Botschaft kam, daß „der Patriarch und zweite Stifter des Ordens, die Leuchte und das Orakel seines Jahrhunderts, daß Abt Bernhard unaufhaltsam seinem Ende entgegengehe." Prior Odo eilt nach Clairvaux und wohnt dem glorreichen Tode des Heiligen bei, und zurückgekehrt nach Morimond, am Oktavtage des erschütternden Ereignisses, schreibt er mitten in seine Zahlenspekulationen den merkwürdigen „planctus"; „arripit sibi calamum, quae et animum praeripit, rememoratio ejus, cujus memoria in memoriam evasit

aeternam". Den Bericht, welchen Kervyn de Lettenhove 1862 theilweise veröffentlichte, gibt Dr. Hüffer zum ersten Male ganz und auf Grund sämmtlicher bekannter Handschriften; wenn er denselben sogar vor allen andern Dokumenten abdruckt und bespricht, so gab dazu allerdings weder seine zeitliche Entstehung noch sein innerer Werth Veranlassung, sondern eher seine singuläre Stellung außerhalb der bekannteren Ueberlieferung und sein rhetorischer Charakter, der ihn als eine Art Prolog zu benutzen gestattet. Der selbständige Werth der Klage ist in der That gering; sie bietet nur ganz wenige concrete Züge und ist daher von den Späteren kaum beachtet worden, dagegen ist sie schätzbar als unmittelbares Zeugniß von dem Eindruck, den des Heiligen Tod auf einen ihm persönlich Nahestehenden machte. Interessant ist, daß sowohl Odo, als auch die übrigen Berichte vom Tode Bernhard's darauf Gewicht legen, daß man Hände und Gesicht der Leiche unbedeckt gelassen habe. (S. Hüffer 14. 22. 26). Nach allgemein klösterlichem Brauche wurden Haupt und Hände des verstorbenen Mönches sonst immer verhüllt, wie u. A. die bei Martène de ritibus monach. l. V. c. 10 n. 89 angezogenen Quellen beweisen. Bloß in der Vita des hl. Stephan von Obazine († 1159) wird berichtet: „sola manus osculanda cunctis patebat" (Baluz. Miscell. ed. 1683 t. IV. 183).

Außer Odo's Klage besitzen wir einen zweiten unmittelbaren Bericht über Bernhard's Tod und zwar aus der Feder des Notars Gaufrid. Der Text in mehrfacher Redaktion erhalten und bisher wenigstens nicht als selbständiges Werk gedruckt, findet sich fast ganz in Gaufrid's fünftes Buch aufgenommen. Der schriftgewandte Notar hatte die ausführliche und lehrreiche Berichterstattung ohne Zweifel gleich nach dem Ereigniß selbst niedergeschrieben und vermuthlich an einzelne Freunde und Klöster versandt; u. A. ging ein von ihm eigenhändig geschriebens Exemplar an den ehrwürdigen Erzbischof Eskil von Lund, den Freund des hl. Bernhard. Wie gesagt, ging das Schriftchen nachher fast ganz in Gaufrid's

Fortsetzung der Vita prima über; Dr. Hüffer gibt aber auch aus der selbständigen Redaktion eine Reihe werthvoller Ergänzungen zu den bisher bekannten Thatsachen. Leider können wir hier auf diese Einzelheiten nicht eingehen noch auch auf die mannigfache Belehrung, welche unser Forscher aus den Manuskripten selbst über deren Ursprung und Vorgeschichte schöpft.

Bis jetzt haben wir erst das eine erste Buch der Vita vor uns entstehen sehen, durch Wilhelm von St. Thierry im Jahre 1145. Wilhelm, der um 1147 gestorben war, hatte das Werk unvollendet gelassen und fand auch zunächst keinen Fortsetzer, bis die Mönche von Clairvaux sich nach dem Tode ihres Heiligen an den Benediktiner-Abt Ernald von Bonneval (in der Diöcese Chartres) wandten und ihn um Uebernahme der Arbeit baten. Gaufrid's ursprüngliche Noten gingen in seine Hände über und wurden, wie schon erwähnt, nachweislich benützt. Ernald's ungewöhnliche Begabung und theologische Reife, welche die Bewunderung der Zeitgenossen erregten, erhellen noch jetzt für uns aus seinen erhaltenen Schriften; seine persönliche Heiligkeit bezeugt u. A. sein freundschaftlicher Verkehr mit dem hl. Bernhard, der an ihn, schon auf dem Sterbebette, sein letztes ergreifendes Schreiben richtete. So erschien Ernald wie ehemals Wilhelm wohl geeignet, die lohnende Aufgabe der Lebensbeschreibung eines so großen Heiligen auf sich zu nehmen und zu glücklichem Ende zu führen. Leider kam auch Ernald nicht über die Abfassung eines Buches, des zweiten, hinaus, welches die Geschichte des Heiligen bis zum Ende des Jahre 1137 fortführt. Der fromme Abt starb und zum zweiten Male drohte die begonnene Vita ein Bruchstück zu bleiben, als endlich der vor allen Anderen berufene Gaufrid das Erbe der verstorbenen Aebte anzutreten sich entschloß oder besser wohl von seinen Oberen ermächtigt wurde. Die Bücher III., IV. und V. der Vita sind sein eigenstes Werk; dazu hat er auch, wie wir gleich sehen werden, die beiden älteren Bücher in etwas neu überarbeitet.

Im Jahre 1156 oder 57 traten viele Aebte und Bischöfe, welche bei dem Tode des Heiligen gegenwärtig gewesen waren, in Clairvaux zusammen, um das in fünf Büchern vollendet vorliegende Leben desselben zu prüfen. Erst Waitz hat in den Monumenta Germaniae (XXVI. 109) das merkwürdige Aktenstück veröffentlicht, welches die erlauchte Versammlung den drei letzten Büchern als Prolog voranschickte und worin sie sich sowohl über die Arbeiten Wilhelm's und Ernald's als über die Fortsetzung des Werkes ausläßt, ohne indeß Gaufrid zu nennen oder auch nur anzudeuten, daß ein Einzelner hervorragenden Antheil an letzterer gehabt habe. Dennoch kann ein Zweifel daran nicht bestehen, daß Gaufrid in der That der selbständige Verfasser der drei Bücher ist, deren erstes eine Art Charakterbild des Heiligen, das zweite die Erzählung bis zu den letzten Lebenstagen, und das dritte den Abschluß des Lebens enthält. Der also von den Bischöfen und Aebten bestätigte Text des Bernhardlebens nun ist die von Waitz und Hüffer so bezeichnete Redaktion A, welche der Karthäuser Surius seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hatte.

Es existirt aber noch eine zweite Redaktion desselben Werkes, B, welche hauptsächlich Merlo-Horsts und Mabillons Ausgaben wiedergeben und welche, wie nun nachgewiesen ist, Gaufrid, vermuthlich als Abt von Clairvaux (1162—65), veranstaltet und mit dem bekannten Prologe „Clarissimi patres“ versehen. So erscheint Gaufrids hervorragender Antheil an der Bernhard-Literatur bis in's Einzelnste genau nachweisbar; auf den Werth der verschiedenen Recensionen und Verbesserungen können wir hier nicht eingehen, glauben aber, daß die zu erwartende Biographie reichen Gewinn aus diesen scheinbar so trockenen „Vorstudien“ ziehen wird.

Als sechstes Buch der Vita prima wurde später der erwähnte Bericht über die Reise in Deutschland angefügt, obwohl sein Kern schon im vierten Buche Verwendung gefunden hatte. Somit lag die gleichsam offizielle Biographie des hl. Bernhard um 1156 endgiltig abgeschlossen vor, ein

würdiges Denkmal der Pietät und Sorgfalt seiner Ordensbrüder und neben den eigenen Briefen des Heiligen die wichtigste Quelle für seine Lebensgeschichte. Die handschriftliche Ueberlieferung dieses Werkes ist natürlich ungemein reichhaltig; Dr. Hüffer weist etwa 50 Handschriften der Recension A und ebenso viele der Recension B nach. Eine kritisch genaue Ausgabe versuchte zuerst Mabillon, ohne sich indeß von der relativen Bedeutung der beiden Redaktionen Rechenschaft zu geben. Erst Waitz classificirte einen Theil der Handschriften und bahnte so dem neuesten Forscher den Weg.

Der also charakterisirten Vita prima steht eine Vita secunda zur Seite, deren Entstehungsgeschichte ebenfalls nicht ohne Interesse ist. Bischof Alanus von Auxerre, der früher als Mönch von Clairvaux Schüler des Heiligen gewesen war, hatte im Jahre 1167 auf seinen Stuhl verzichtet und sich wieder in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen. Bis zu seinem etwa 1181 erfolgten Tode lebte er abwechselnd in Clairvaux, wo er auch begraben liegt, und in der ehemals von ihm geleiteten Abtei Ripatorium (Arivout) den Uebungen der klösterlichen Regel und frommer Beschauung. Ihm hatte sein Genosse und Freund, Bischof Gotfried von Langres, einer der ersten Begleiter und Schüler des hl. Lehrers, öfter über Mängel und Lücken der vorliegenden Lebensbeschreibung geklagt und seine Absicht ausgesprochen, eine Verbesserung derselben zu versuchen. Indeß vor der Ausführung dieser seiner Absicht aus dem Leben abberufen, hatte er seine Aufzeichnungen dem Bischof v. Auxerre übergeben, damit dieser davon geeigneten Gebrauch mache. Alanus, der nicht minder wie Gotfried Bedenken hatte gegen einzelne Stellen der offiziellen Vita, gibt uns in dem noch erhaltenen Prolog Rechenschaft über die Gedanken, welche ihn bei Abfassung seiner Arbeit leiteten; demnach wollte er, dem Wunsche des verstorbenen Freundes gemäß, nicht sowohl ein neues Werk schreiben, als vielmehr das ältere überarbeiten, ergänzen und hie und da corrigiren, zugleich auch bedeutend kürzer fassen. „Godefridus, sagt er,

venerabilis Lingonensis sedis antistes, ejusdem patris Bernardi secundum carnem propinquus, secundum spiritum in conversione socius et in laboribus coadjutor, quaedam in pagina, quam breviandam suscepimus, minus veritati consona denotabat... Sed et in serie ipsa descriptionis multiplex sensuum recapitulatio est, dum plures eadem saepe dixerunt, etsi aliquando dissimilibus verbis etc. (P. L. 185, 469). Sehr bescheiden widmet er sein Werk dem Abte Pontius von Clairvaux und ersucht diesen, dasselbe beurtheilen und verbessern zu wollen; wenn es aber der Weiterverbreitung nicht würdig erscheine, „nostrae humilitatis est idem opusculum penes nos potius occultare quam prodire."

Abgesehen von dem fast gänzlichen Mangel an Wunderberichten (Alanus glaubte deren für seinen besonderen Zweck nicht zu bedürfen) charakterisirt unsere Vita secunda besonders ein unverkennbares Streben, gewisse scharfe Wendungen, wie sie Gaufrids und der frühern Biographen Erzählung vielfach bietet, „abzutönen". Des hl. Lehrers lebhaftes Temperament war nicht ohne natürliche Härten, welche einen Geisteslehrer unserer Tage zu der Aeußerung veranlaßten, St. Bernhard habe nicht sowohl die weise Diskretion, die „mater omnium virtutum", zu lehren den Beruf gehabt. Die herrliche Briefsammlung bietet an nicht wenigen Stellen „unverkennbare Wallungen des Uebereifers", etwas von jener „nimietas sancti fervoris", auf welche Wilhelm von St. Thierry hinzudeuten nicht unterlassen hat. Aber gerade diese „leichten Schatten" im Bilde des geliebten Meisters wollte Alanus wenigstens in seiner Biographie möglichst zurücktreten lassen; vielleicht hatte auch Wilhelm, wie Dr. Hüffer vermuthet, zuweilen „übertreibenden Aeußerungen der Brüder sein Ohr geliehen." Für Alanus unmittelbaren Zweck waren solche Züge jedenfalls zu entbehren. So sind Wilhelms Andeutungen über die im Anfang oft allzu große Strenge des Heiligen gegenüber seinen Schülern, über seine „excessus sancti fer-

voris“ (n. 40. 41) und viele einzelne Redewendungen der Vita prima bei Alanus ausgefallen oder doch gemildert worden. Ob und inwiefern diese nachträglichen Retouchen eines nicht uncompetenten Schriftstellers das Charakterbild unseres Heiligen in wesentlichen Zügen zu modificiren geeignet sind, wird sich erst später bei der Ausarbeitung der Biographie selbst ergeben. Dr. Hüffer beweist eingehend, daß Alanus seiner Arbeit nicht die erste Redaktion der Vita prima, sondern Gaufrids definitive Ueberarbeitung (B) zu Grunde gelegt hat; damit stimmt der Umstand überein, daß das Werk dem Abte Pontius, der 1165—70 regierte, gewidmet wurde. Dasselbe entstand daher in den Jahren 1167—70. (Alanus hatte, wie bemerkt, sein Amt erst 1167 niedergelegt.)

An diese beiden authentischen Biographien, deren Verfasser sämmtlich den Heiligen gekannt hatten und daher aus den besten und sichersten Quellen schöpften, reiht sich eine weitere Klasse von alten Bernhard-Leben, welche Dr. Hüffer als „Legenden“ bezeichnet. Allein auch diese bieten manche wichtige Mittheilung und sind für die Lebens-Darstellung des Heiligen nicht zu entbehren. Die erste dieser „Legenden“ schrieb ein Mönch, vielleicht Prior, Johannes in Clairvaux kurz nach 1180; Chifflet veröffentlichte dieselbe 1660 nach der einzigen jetzt verlorenen Handschrift. An zweiter Stelle, nach Erwähnung des sogenannten chronicon Claravallense, dessen Nachrichten ebenfalls von Werth sind, reiht Dr. Hüffer den „Liber miraculorum“ ein, den der Mönch und spätere Erzbischof Herbert 1178 in Clairvaux verfaßte und dessen Erzählungen im Mittelalter wie in neuerer Zeit vielfach verwerthet worden sind. Auch dieses Werk wurde von Chifflet zuerst edirt, und zwar nach einer seither verlorenen Handschrift, die sich jetzt als mangelhaft erweist. Bereits Dr. Scheffer-Boichorst hatte sich 1874 für das Vorhandenseyn einer weit reicheren Redaktion ausgesprochen; Dr. Hüffer hat eine Reihe Handschriften eingesehen und seines Landsmannes Annahme vollauf bestätigt gefunden. Ueber die Details dieser werth-

vollen Bereicherung der Bernhard-Literatur gibt der gelehrte Forscher einzelne vorläufige Andeutungen, Ausführliches ist wohl zu erwarten.

Noch wichtiger vielleicht als Quelle ist das berühmte „Exordium magnum Cisterciense“ des deutschen Abtes Konrad von Eberbach, über welches Dr. Hüffer ebenfalls eingehende Forschungen angestellt hat und vielfach neue Resultate bietet. Bekanntlich hatte zuerst Dr. Otto 1881 im VI. Bande des Wattenbach'schen Neuen Archivs Kunde gegeben von den wichtigen Ergänzungen, welche eine wiederaufgefundene Eberbacher Handschrift dieses Werkes in die Hand gibt (vgl. Wattenbach Geschichtsquellen II. 374); seine Hypothesen finden indeß nicht in Allem den Beifall des neuesten Forschers.

Alle diese so bezeichneten Legenden bieten, wie gesagt, zahlreiche werthvolle Mittheilungen, geben aber auch Zeugniß von der „verhältnißmäßigen Raschheit,“ mit welcher sich die Legendenbildung einer so hervorragenden Persönlichkeit, wie der hl. Bernhard war, zu bemächtigen versuchte. Sage und Wirklichkeit gebührend zu scheiden, muß in einem solchen Falle für den Forscher eine überaus schwierige, aber zugleich auch verlockende Aufgabe seyn.

Im Anschluß an diese kritischen Untersuchungen veröffentlichte Dr. Hüffer die verhältnißmäßig bescheidene Ausbeute seiner Nachforschungen nach ungedruckten Bernhardbriefen. Zwölf solcher Briefe, theils an, theils von dem Heiligen, hat er selbst in verschiedenen Bibliotheken entdeckt, worunter die des Abtes Gerhoch von Reichersberg die meiste Beachtung zu verdienen scheinen. Zwölf weitere Briefe stellte dem Verfasser nachträglich der durch seine hochherzige Unterstützung deutscher Gelehrten und durch eigene literarische Arbeiten bekannte Engländer Edmund Bishop zur Verfügung, der seither zu Downside in den Benediktinerorden getreten ist. Dr. Hüffer beschränkt sich zur Einführung dieser letzteren Schreiben auf wenige Worte, während er die vorher schon entdeckten mit einem eingehenden Commentar begleitet. Beide

Reihen dürften, wenn erst gehörig durchforscht, manch werthvollen Beitrag zur Biographie des Heiligen und überhaupt zur mittelalterlichen Geschichte geben. So bezieht sich n. 10 der Bishop'schen Briefe unverkennbar auf das Priorat Sart-les-Moines zu Gosselies (bei Charleroi), einer Dependenz von Liessies, und auch die darin genannten Persönlichkeiten sind anderweitig bekannt.[1]) Dr. Hüffer spricht mit unverkennbarer Berechtigung von der Nothwendigkeit einer Neuordnung der sämmtlichen Bernhard-Briefe; möchte es ihm gegeben seyn, im Anschluß an sein biographisches Werk auch diese Aufgabe selbst zu Ende zu führen.

Maredsous. P. B. W.

XLVI.

Ueber die Naturvölker.

Eine Lieblingswissenschaft unserer Tage ist die „Völkerkunde". Den großartigen Aufschwung in neuerer Zeit verdankt sie den staunenswerthen Forschungen, welche kühne und gelehrte Reisende in unbekannten Erdtheilen angestellt haben, und der wissenschaftlichen Verwerthung derselben durch geistvolle Fachmänner, aus deren Zahl ich nur die Namen eines O. Peschel, Fr. Ratzel, Th. Waitz anzuführen brauche. Und

---

1) Vgl. Miraeus Opp. diplom. III. 327; Le Glay Revue des Opp. diplom. (1836) p. 153. 4; Wauters Table chronolog. (1868) II. 193; Miracula S. Guiberti n. 5. ap. M. G. SS. X. 520 et P. L. 160. 685; Gall. christ. III. append. 127 etc.

welche Theilnahme man in gebildeten Kreisen gerade der ethnographischen Wissenschaft entgegenbringt, zeigen die vielen Zeitschriften und Vereine zur Förderung der Erdkunde. Freilich ist es zunächst und zumeist der Unglaube gewesen, der aus den Ergebnissen derselben sich Gewinn zu ziehen suchte. Im Hasse gegen das Christenthum war man bestrebt, aus fernen Ländern die Beweise zu erbringen, wodurch der Bericht Mosis über die Uranfänge des Menschengeschlechtes über den Haufen geworfen werden sollte. Fand man in irgend einem Winkel der Erde ein Volk ohne Gott, ohne religiöse und sittliche Ideen, das aber trotzdem ein glückliches Daseyn führte, wer wollte dann noch Rousseau und seinen modernen Nachbetern gegenüber die Entbehrlichkeit des Christenthums, ja jeglicher Religion läugnen? Dann ist es klar, daß Religion und Sittlichkeit nur Produkte der Cultur sind und nicht im Wesen des Menschen begründet liegen. Andererseits wenn es gelang, irgendwo den „Affen-" und „Urmenschen" zu finden, da konnte man der staunenden Welt den lebendigen Beweis vorführen, welch tiefsinnigen Blick die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts mit der Affentheorie in längstvergangene Jahrtausende gethan habe.

Für diese zwei Lieblingshypothesen, an denen die ungläubige Wissenschaft glücklich angelangt war, suchte sie nun in der „Völkerkunde" nach den nothwendigen Beweisen. Allen Schmutz aus dem Culturleben der Wilden scharrte man zusammen, führte Mißgestalten und Mißgeburten vor, und ließ es an tendenziösen Lügen und Entstellungen nicht fehlen; aber wie immer mußte auch hier schließlich der Irrthum dazu beitragen, die Wahrheit um so glänzender und unanfechtbarer hervortreten zu lassen. Mit unerbittlichem Ernste, weil gestützt auf unanfechtbare überreiche Thatsachen, lehrt uns die „Völkerkunde": „Es gibt keine religionslosen, keine culturlosen Völker; keine Wesen, welche als Binde- oder Mittelglied zwischen Menschen und Thier angesehen werden könnten." Der Mensch kann zwar entsetzlich tief sinken, aber nie

den Besitz des Geistes, seiner gottgeschaffenen Seele verlieren oder verläugnen.

So gestaltet sich die „Völkerkunde", solange sie auf dem Boden der Thatsachen bleibt und nicht Fabeln statt der Wahrheit vorgebracht werden, von selbst zu einer Apologie des Christenthums. In den Werken der namhaften Ethnographen findet man nun allerdings mehr oder minder scharf jene Angriffe zurückgewiesen, welche wie oben gesagt, die ungläubige Forschung gegen die christlichen Lehren erhoben. Ein besonderes Verdienst aber hat sich um die katholische Wissenschaft Hr. Dr. W. Schneider dadurch erworben, daß er in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen" (Paderborn 1885 und 1886) ausführlich und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die apologetischen Momente dargelegt hatte, welche die Ethnographie bietet. Mit Freude begrüßen wir in diesem Werke den Grundstein zu einer christlichen „Völkerkunde". Mit der Kenntniß eines Fachgelehrten verbindet der Verfasser eine scharfsinnige Kritik und fesselnde Darstellungsgabe. Durchgehends schöpft er aus bewährten Quellen und soweit man aus vorliegenden Kritiken ersehen kann, zollen selbst akatholische Fachzeitschriften dem hohen Werthe des Schneider'schen Werkes ihre Anerkennung, wenn sie auch mit dem religiösen Standpunkt desselben weniger sympathisiren.

Nach einer geistreichen Einleitung über „die Stellung der Naturvölker in der neueren Ethnographie im allgemeinen", die Bedeutung, welche ihnen die verschiedenen naturwissenschaftlichen Systeme der Darwinisten, Polygenisten u. s. f. für ihre Hypothesen beilegen, zeigt Dr. Schneider im ersten Theile seines Werkes („der Naturmensch kein Idealmensch") die Unhaltbarkeit jener durch Rousseau eingebürgerten „idealen" Anschauung von dem glückseligen Zustande der „von Religion und Cultur noch unberührten" Naturvölker. „Diese gefeierten Repräsentanten des paradiesischen Urmenschen waren nicht nach der Natur gezeichnet, sondern eine Ausgeburt schwär-

merischer Phantasie“ (S. 75). Die angeblichen Vorzüge von goldener Freiheit, von Kindlichkeit, von Schönheit erweisen sich als lächerliche Erfindungen; unselige Knechtschaft unter wahnwitzige Gebräuche und Einbildungen, unnatürliche Grausamkeit und Schamlosigkeit sind die traurige Wirklichkeit. Für die tiefe Versunkenheit der Naturvölker auf religiösem und sittlichem wie socialem Gebiete bringt der Verfasser eine überreiche Fülle von Belegen. „Laster und Verirrungen des Naturmenschen“ — welch trostloses Bild menschlicher Verworfenheit eröffnen nicht die einzelnen Abtheilungen dieses Abschnittes! Was da derselbe über Menschenfresserei und Menschenopfer, über die schauerlichen Hinschlachtungen am Grabe, um dem Verstorbenen Diener und Begleiter ins Jenseits mitzugeben, über die Gräuel des wilden Geisterglaubens und Zauberwesens, über die Stellung und Mißachtung des Weibes, über Faulheit, Sinnlichkeit, Sittenlosigkeit, Kindermord vor und nach der Geburt, aus den verschiedensten Ländern des Heidenthums vorführt, das beleuchtet einen so unheimlichen Abgrund geistiger Finsterniß, daß wohl Niemand dieß Alles lesen kann, ohne das tiefste Mitleid mit jenen Millionen zu empfinden, welche unter dem Einflusse dämonischer Schreckensmacht und schaurigen Fluches stehen.

Nach diesen traurigen Berichten greift man mit wehmüthiger, fast hoffnungsloser Stimmung zum zweiten Theile des Werkes, in welchem die „Lichtpunkte“ im Leben der Naturvölker behandelt werden. Daß der Naturmensch kein Idealmensch sei, zeigte der erste Theil in furchtbarer Wahrheit; er ist aber auch kein „Affenmensch“, nicht der „Urmensch“ der neueren Descendenztheorie; das beweist der zweite. Der Naturmensch steht nicht unter, sondern nur hinter uns Culturmenschen, er ist nicht culturlos sondern culturarm, zwar weit weg von Gott, aber doch nicht ganz von ihm verlassen; die Schranken der Sittlichkeit sind zwar bei ihm niedergerissen, aber dieselbe ist doch nicht ganz verloren gegangen. Aus dem religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Leben der Wilden

bringt Hr. Schneider eine Fülle von Belegen, welche Fortschritte unter günstigen Verhältnissen sie gemacht, besonders aber wie viel sie aus einer längst vergangenen Zeit durch die Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Nicht in einer thierähnlichen geistigen Anlage, sondern wie Ratzel (Völkerkunde I. 14) sagt, „in der Unzuverlässigkeit ihrer unvollkommen entwickelten Hilfsquellen sehen wir eine Kette, die ihnen schwer am Fuße hängt, und ihre Bewegungen in einen engen Raum bannt.“ Und wir dürfen hinzusetzen: wenn der Fluch der Sünde einmal von diesen unglücklichen Völkern hinweggenommen seyn wird durch die Segnungen des Christenthums, dann wird auch, das lehrt die bisherige Erfahrung, die Cultur dieselben aus ihrem jetzigen Zustand herausheben. Wie lange das noch anstehen wird, ist allerdings vorderhand eine harte Frage.

Vor allem weist der Hr. Verfasser die Fabeln von „monströsen und affenartigen Horden“, von „Schreck- und Zerrbildern der Menschheit“, welche schon seit alten Zeiten eine Rolle spielen, zurück mit jener Kürze, welche solche Phantasien verdienen. Was die verschiedenen Eigenthümlichkeiten im Körperbau der menschlichen Rassen betrifft, so bestätigt die anatomisch-physiologische Wissenschaft, daß der menschliche Typus dadurch nicht alterirt werde, da sie nicht wesentliche Abweichungen seien; mit andern Worten: die Einheit des Menschengeschlechtes ist wissenschaftlich unanfechtbar. Wenn Darwin und sein begeisterter Schüler Hellwald lieber zu einem Tschimpanse „Vetter“ sagen als zu einem Pescheräh „Bruder“, oder wenn Kretschmar eine Affenfratze zehnmal schöner findet als ein Hottentottengesicht (vgl. S. 8), so beweist diese unglaubliche Geschmacksverirrung nichts gegen die Zugehörigkeit der Pescheräh und Hottentotten zum menschlichen Geschlechte; de gustibus non est disputandum.

Um das Vorrecht, die versunkensten Völker der Welt seyn zu dürfen, streiten in den ethnologischen Werken mehrere Stämme, Lappländer, Eskimo, Hottentotten, Botocuden, Feuerländer u. s. f.; aber auch bei ihnen finden wir Spuren reli-

merischer Phantasie" (S. 75). Die angeblichen Vorzüge von goldener Freiheit, von Kindlichkeit, von Schönheit erweisen sich als lächerliche Erfindungen; unselige Knechtschaft unter wahnwitzige Gebräuche und Einbildungen, unnatürliche Grausamkeit und Schamlosigkeit sind die traurige Wirklichkeit. Für die tiefe Versunkenheit der Naturvölker auf religiösem und sittlichem wie socialem Gebiete bringt der Verfasser eine überreiche Fülle von Belegen. „Laster und Verirrungen des Naturmenschen" — welch trostloses Bild menschlicher Verworfenheit eröffnen nicht die einzelnen Abtheilungen dieses Abschnittes! Was da derselbe über Menschenfresserei und Menschenopfer, über die schauerlichen Hinschlachtungen am Grabe, um dem Verstorbenen Diener und Begleiter ins Jenseits mitzugeben, über die Gräuel des wilden Geisterglaubens und Zauberwesens, über die Stellung und Mißachtung des Weibes, über Faulheit, Sinnlichkeit, Sittenlosigkeit, Kindermord vor und nach der Geburt, aus den verschiedensten Ländern des Heidenthums vorführt, das beleuchtet einen so unheimlichen Abgrund geistiger Finsterniß, daß wohl Niemand dieß Alles lesen kann, ohne das tiefste Mitleid mit jenen Millionen zu empfinden, welche unter dem Einflusse dämonischer Schreckensmacht und schaurigen Fluches stehen.

Nach diesen traurigen Berichten greift man mit wehmüthiger, fast hoffnungsloser Stimmung zum zweiten Theile des Werkes, in welchem die „Lichtpunkte" im Leben der Naturvölker behandelt werden. Daß der Naturmensch kein Idealmensch sei, zeigte der erste Theil in furchtbarer Wahrheit; er ist aber auch kein „Affenmensch", nicht der „Urmensch" der neueren Descendenztheorie; das beweist der zweite. Der Naturmensch steht nicht unter, sondern nur hinter uns Culturmenschen, er ist nicht culturlos sondern culturarm, zwar weit weg von Gott, aber doch nicht ganz von ihm verlassen; die Schranken der Sittlichkeit sind zwar bei ihm niedergerissen, aber dieselbe ist doch nicht ganz verloren gegangen. Aus dem religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Leben der Wilden

unverlierbares Eigenthum der menschlichen Natur sind Religion und Sittlichkeit; wenn auch schwach und armselig finden sie sich doch auch bei den Wilden und erheben ihn unendlich weit über das Thier.

Mit dieser kurzen Inhaltsangabe des Werkes müssen wir uns hier begnügen. Einen doppelten Wunsch möge man uns schließlich auszusprechen gestatten. Wie wenig Andere hätte Hr. Dr. Schneider die wissenschaftliche Befähigung, ein Hauptbedürfniß der katholischen Literatur, nämlich eine „Völkerkunde" vom christlichen Standpunkt zu verfassen, das sich den ausgezeichneten Werken von Peschel und Ratzel an die Seite stellen ließe. Möge er uns mit einer solchen erfreuen! Möchte aber zweitens in katholischen Kreisen dieses vorliegende Werk über die Naturvölker die verdiente Theilnahme finden, damit endlich einmal der ethnographischen Wissenschaft auch auf unserer Seite begeisterte Pflege und Liebe zu Theil werde!

XLVII.

Andreas Schmeller.

Am 16. August 1885 fand in dem sonst so stillen oberpfälzischen Städtchen Türschenreut eine Feier statt, welche des Gefeierten ebenso würdig war, als sie für die Festgäste ein ehrendes Zeugniß ablegte. Galt dieselbe ja einem Manne, der als Charakter groß, als Gelehrter und als Beamter nicht nur untadelhaft, sondern mustergiltig dasteht, einem Manne, der von seinen Zeitgenossen ebenso geschätzt und geachtet war, als ihn die kommenden Geschlechter ob seines Strebens, seines Wissens,

seiner Leistungen und seiner staunenswerthen Thätigkeit hoch halten werden. Zu diesem Centenarfeste ist eine Schrift erschienen, welche das Wesen und Wirken des Gefeierten in einem abgerundeten Lebensbild vor Augen führt und in sachkundiger Entwicklung seine Bedeutung erkennen läßt. Sie hat den Titel: „Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers von Johann Nicklas". München, M. Rieger. 1885.

Schmellers Jugend war eine harte Kampfeszeit, galt es ja für des armen Kürbenzäuners Sohn, der am 6. Aug. 1785 zu Türschenreut das Licht der Welt erblickte, von Jugend auf sich selbst durchs Leben zu kämpfen und unter Sorge, Noth und Enttäuschung auf eigenen Füßen zu stehen. Welche Umwege und Irrungen hatte er durchzumachen, um der Schöpfer des bayerischen Idiotikons zu werden! Schmeller verlebte nur die beiden ersten Lebensjahre in seinem Geburtsorte; 1787 siedelte der Vater nach dem Weiler Rimberg bei Pfaffenhofen an der Ilm über, dessen freundliche Umgebung auf den Knaben günstig einwirkte. Wegen Mangels einer Schule im Orte gab der Vater selbst dem jungen Andreas den ersten Unterricht, der es mit neun Jahren schon so weit gebracht hatte, daß er unter der Aufsicht seines Vaters die Kinder Rimbergs und der Umgegend im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten konnte. In einer solchen Unterrichtsstunde überraschte den jungen Lehrer der treffliche Pfarrer Anton Nagel[1]) von Rohr, der die seltene Begabung des Knaben erkannte. Durch seine Vermittlung gelang es, daß Schmeller 1795 in das Seminar zu Scheyern aufgenommen wurde. Da aber im folgenden Jahre das Seminar in Folge der französischen Einmärsche aufgehoben wurde und nach dessen Wiedereröffnung der Abt dem kleinen Studenten die

1) Ueber das Leben und Wirken dieses verdienten Mannes, den Schmeller „den Bildner und Mentor seiner Jugend" nennt (geb. 6. Mai 1742, † 20. Juli 1812 zu Moosburg), sei hier auf J. v. Obernbergs Reisen I, 3. 1816, S. 15—24, A. Nagel's Abschnitzeln von dem häuslichen Leben eines Schneidermeisters, 1820, S. 5—13 u. auf C. A. Baader's Lexikon bayer. Schriftsteller I, 2. 1824, S. 66—68 verwiesen.

Wiederaufnahme in das durch die Plünderung hart mitgenommene Kloster versagen mußte, war guter Rath theuer. Vergeblich suchte der Vater um Aufnahme in Freising und Landshut nach; erst in Ingolstadt gelang es seiner Beharrlichkeit, den kleinen Andreas, wenn auch kümmerlich, im dortigen Gymnasium unterzubringen. Sein gestrenger aber tüchtiger Lehrer war der Benediktinerpater Othmar Weiß[1]) von Ettal, der das Lateinische und Griechische lehrte. Da aber bald darauf das Gymnasium aufgelöst wurde, mußte der Jüngling auf eigene Faust sich eine Unterkunft suchen. Er pilgerte nach München und fand im alten Gymnasium Aufnahme. Noth, Kummer und Sorgen waren seine ständigen Begleiter, da er trotz seiner guten Noten es zu keinem Stipendium bringen konnte. Nach zweijährigem Aufenthalte in München waren Gymnasium und Lyceum absolvirt, aber es fehlten die Mittel, die Universität beziehen zu können. In dieser trostlosen Lage lockten ihn Pestalozzi's Bestrebungen und Erfolge. Der Entschluß war bald gefaßt. Am 4. Juni 1804 warf er München den letzten Scheideblick zu und pilgerte mit einer großentheils erborgten Baarschaft von 12 Gulden und dem Manuskripte: „Ueber Schrift und Schriftunterricht, ein A B C = Büchlein in die Hände Lehrender" in der Reisetasche der Schweiz zu. Bei Pestalozzi fand er wegen seines damaligen Umzuges von Burgdorf nach Kloster München-Buchsee nicht die erwünschte Aufnahme, und da auch diese Hoffnung geschwunden, folgte er in Solothurn einer Werbung in spanische Dienste. In großer Gesellschaft zog er im September 1804 in Tarragona ein und machte hier als gemeiner Soldat alle Mühen und Demüthigungen des Söldlinglebens durch.

---

1) P. Othmar Weiß, geb. 24. April 1769 zu Bayersoyen, † 26. Januar 1843 zu Isenwang, arbeitete 1811 den Text zum Oberammergauer Passionsspiele, nach welchem dasselbe bis zum Jahre 1840 aufgeführt wurde. Eine ausführliche Biographie von ihm findet sich im Deutschen Schulboten von Floßmann und Heißler, 1844. S. 78 ff.; eine kritische und bibliographisch genaue Angabe seiner literärischen Thätigkeit gibt Aug. Lindner: „Die Schriftsteller des Benediktinerordens in Bayern". II. 1880. S. 18—20.

Ein Stern erglänzte ihm in dieser dunklen Nacht: es war der treffliche Schweizer, Hauptmann Franz Voitel, dessen Bekanntschaft er hier machte, der ihm sein hartes Geschick vielfach erleichterte und mit dem er bis zu seinem 1839 erfolgten Tode auf dem freundschaftlichsten Fuße blieb. Nach einem fast vierjährigen Soldatenleben verließ er am 26. Februar 1808 Madrid, um über die Schweiz vielleicht wieder in die Heimath zu gelangen. Schon am 29. März war er in Yverdun bei Pestalozzi und gründete dann mit den ihm gleichgesinnten Samuel Hopf und Friedrich Studer eine Privatlehranstalt in Basel, deren Zweck in dem Programme mit folgenden Worten bezeichnet war: „Nicht für die Welt, wie sie wirklich ist, sondern wie sie bei einer allgemein guten, das Menschliche und Göttliche unserer Natur umfassenden Erziehung werden kann, soll das Kind gebildet werden.“ So groß auch Anfangs der Zudrang von jungen Leuten war, so löste sich die Anstalt doch zu Anfang des Jahres 1813 wieder auf. Inzwischen hatte in Deutschland der große Befreiungskrieg begonnen, und mit dem Rieder Vertrag trat auch Bayern den alliirten Mächten bei. Der Aufruf König Maximilians ließ ihn nicht länger ruhen; am 23. Dezember 1813 erhielt er von dem bayerischen Gesandten Olry seinen Paß und ein Empfehlungsschreiben an den Kronprinzen Ludwig, und am Sylvesterabende 1813 traf er nach 10jähriger Abwesenheit wieder in München ein. Am 4. Januar wird er dem Kronprinzen vorgestellt, am 6. Februar erhält er das Anstellungspatent als Oberlieutenant beim freiwilligen Jägerbataillon des Illerkreises und ohne Verzug eilt er zu seiner Garnison nach Kempten. Als aber die Botschaft einlief, daß am 31. März die „Capitale du monde“ genommen sei, und bald darauf Napoleon abgesetzt war, da trat wieder die Existenzfrage an ihn heran. Fortwährend mit literarischen Arbeiten beschäftigt, entschloß er sich, Soldat zu bleiben. Das abermalige Auftauchen des corsischen Abenteurers in Paris erweckte neue Hoffnungen in dem jungen Offizier, im Frühling 1815 ging der Marsch über Augsburg an den Rhein und am 30. August ist er auf fünf Tage in Paris. Nach dem Frieden bezog Schmeller mit seinem Bataillon in Salzburg ständiges Quartier.

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Frankreich

verfolgte er seine literarischen Pläne, studirte das Volk und seine Sprache. Als Salzburg an Oesterreich gefallen war, eilte er nach München, nicht ohne Vorgefühl, welch große Aufgabe ihn dort erwarte. Schon frühe hatte Schmeller sich angewöhnt, seine Gedanken zu Papier zu bringen, und bereits von 1808 an sehen wir ihn in Zeitschriften literarisch thätig. 1815 erschien als erste selbständige Schrift: „Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?" Dabei war er beständig aufmerksam auf die Sprache des Volkes, mochte er in der heimischen Oberpfalz, in München, in Madrid oder in Burgdorf weilen; jede Sprache und jeder Dialekt gab ihm neuen Stoff zum Nachdenken und Verarbeiten. Als Schmeller mit seinem Bataillon von Salzburg nach München kam, trat eine entschiedene Wendung in seinem Geschicke ein. So sehr bisher die Philologen ihre Studien den alten classischen Sprachen zugewendet hatten, so wenig war bis vor ganz kurzer Zeit für die Erforschung unserer deutschen Muttersprache geschehen. Nur allmählig fing man an diesem Mangel abzuhelfen. Wie Richey 1743 für den Hamburger, Strodtmann 1756 für den osnabrückisch-westfälischen, Dähnert 1781 für den plattdeutschen, Höfer 1800 für den österreichischen und Stalder 1806 für den schweizerischen Dialekt recht brauchbare Arbeiten geliefert hatten, so ward auch in München durch Zaupser, Radlof, Westenrieder, Docen und Delling die Anregung zur Durchforschung der bayerischen Mundart gegeben, und der für alles Gute und Schöne begeisterte Kronprinz förderte diese Bestrebungen, so viel in seiner Macht stand. Die bayerische Mundart war es, welcher Schmeller seine Liebe zuwandte und die seine ganze Thätigkeit für die nächste Zeit in Anspruch nahm.

Am 15. Februar 1816 legte er der Akademie einen Plan zur Bearbeitung der bayerischen Volkssprache vor und wurde darauf hin mit der erwählten Aufgabe betraut. Er erhielt einen 6 monatlichen Urlaub mit dem vollen Bezuge seiner Gage von 36 fl. monatlich, und Kronprinz Ludwig bewilligte ihm aus seiner Privatkasse zwei Jahre lang jährlich 500 fl. In dieser wenigstens für 2 Jahre sorgenlosen Stellung ging es nun tüchtig an die Arbeit. Wiederholt durchwanderte er die meisten Gegenden des Vaterlandes und sammelte allenthalben aus dem Munde

des Volkes, für dessen mundartliche Eigenthümlichkeiten er ein feines Ohr mitbrachte; in die Hauptstadt zurückgekehrt, hatte er von der Militärbehörde die Erlaubniß erhalten, an den aus den verschiedenen Gegenden neu eingetretenen Rekruten seine Sprachstudien zu machen. Dieß befähigte ihn, nach zwei Jahren den „Versuch einer grammatischen Darstellung der baierischen und oberpfälzischen Mundart als Beitrag zur vergleichenden deutschen Sprachkunde“ herauszugeben, und 1821 waren auch „die Mundarten Baierns grammatisch dargestellt“ erschienen.

Seine unverdrossenste und intensivste Arbeitskraft aber galt fortan dem Riesenwerk des „bayerischen Wörterbuchs“, das sein eigentliches Lebenswerk seyn sollte. Unsägliche Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Im Jahre 1827 konnte endlich der erste Band des Wörterbuchs ans Licht treten, 1828 erschien der zweite, 1836 der dritte und unmittelbar darauf 1837 der vierte Theil, mit welchem das ganze großartige Unternehmen seinen Abschluß fand. Als Schmeller am 10. Juni 1837 den letzten Correkturbogen durchgesehen hatte, schrieb er: „So ist denn doch etwas gethan — das ich übrigens nicht wieder thun möchte, nicht wieder thun könnte. Nicht ganz umsonst habe ich gelebt, wenn gleich aus dem Gesetzgeber, Weltverbesserer, Dichter der Jünglingsjahre nur ein Wortklauber, ein Pedant geworden ist.“ Die Sendung an seinen alten Schicksalsgefährten, Oberst Franz Voitel in Solothurn, aber begleitete er mit den charakteristischen Worten: „Endlich, edler Freund, habe ich den größten Stein, den ich mir vor 21 Jahren selbst aufgeladen, und der mich hinlänglich gedrückt und gehemmt, von mir abgewälzt, wie Figura zeigt. Man glaubt nicht, was auf jeder Seite so einer an sich wenig bedeutenden Sammlung für eine Arbeit steckt. Alles will belegt, begründet, vielfältig verglichen seyn, und am Ende steht es doch für neunzig Leser unter Hunderten ungenießbarer da, als der einfältigste Roman. Wer mir vor 30 Jahren gesagt hätte, daß mein Lebenswerk in solch einem kahlen Idioticon bestehen würde, der hätte mich wahrlich nicht erbaut. Und dennoch bin ich, der Zweiundfünfziger, froh, wenigstens diese Spur meines Daseins zurückgelassen zu haben. Ich meine mich dunkel zu erinnern, daß es ein gemüthlicher Ausflug nach dem Park bei Madrid war, den ich in Deiner Gesellschaft machte, wo ich

in der Schweizer Zeitschrift Isis, die du hieltest, neben den schnurrigen Einfällen des Philosophen von Langenthal Proben von Stalders Idioticon sah und in ihnen die erste Idee von solch einer Arbeit erhielt. Sieh, so mußtest Du an Allem mit Schuld sein. Gott vergeb es Dir!"

Inzwischen hatten auch seine äußeren Verhältnisse allmählig sich günstiger gestaltet. Bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München hatte er am 9. November 1826 die Aufforderung zu Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Sprache und Literatur erhalten, und am 19. Oktober 1828 wurde dem bisherigen Docenten der Charakter und Rang als außerordentlicher Professor der altdeutschen Literatur und Sprache verliehen. In das richtige Fahrwasser lief aber Schmeller erst am 27. März 1829 ein durch seine Ernennung zum ersten Custos der k. Hof- und Staatsbibliothek an Docens Stelle, mit welchem Amte die bibliothekarische Bearbeitung des lateinischen und deutschen Handschriftenschatzes verbunden war. Hier fand er ein überreiches Arbeitsfeld vor.

Die Bibliothek, welche 1803, vor der Secularisation, kaum 1000 Handschriften besaß, gewann durch die Klosteraufhebung einen Zugang von nahezu 18,000 Nummern, die im Laufe der Zeit bis auf 22,000 Bände anwuchsen. Vorarbeiten zu einem Kataloge fand Schmeller nur wenige vor: über die alte kurfürstliche Bibliothek waren J. Hardt's Kataloge da, über die meisten Klosterbibliotheken waren gute oder weniger gute Verzeichnisse vorhanden, aber das Ordnen, Sichten und Numeriren war eine Arbeit für sich allein, an der ein weniger scharfer Kopf als Schmeller zu Grunde gegangen wäre. Mit richtigem Takte schied er die vorhandene Masse nach Sprachen und ordnete sie unter sich in fortlaufender Reihe nach ihren früheren Aufbewahrungsorten, beginnend mit den Handschriften der alten kurfürstlichen Bibliothek; daran reihte er in einer Auswahl aus den Klosterhandschriften eine Folge speciell Bayern betreffender Codices; nach diesen stellte er die Handschriften aus den einzelnen Klöstern nach der alphabetischen Ordnung der Orte, woher sie stammten und in jedem Orte nach der alten Nummernreihe, die sie früher in jeder einzelnen Bibliothek hatten, auf, woran er als Schluß noch jene Handschriften fügte, deren Abstammung

er nicht mehr feststellen konnte. Dann ging es an das Beschreiben der einzelnen Codices für die Repertorien, mit welcher Arbeit er einen alphabetischen Katalog über die Handschriften in so ausführlicher und genauer Weise herstellte, daß derselbe für die meisten Fragen, welche man an ihn stellt, eine mehr als genügende Auskunft gibt. Denn der eifrige Bibliothekar (seit 1844 hatte er auch den Titel und Rang erhalten) begnügte sich nicht damit, für die einzelnen Schriftstellernamen gewissenhafte Indices herzustellen; in seinem Katalogwerke spielt namentlich das Materienregister eine Hauptrolle und hier findet man nicht nur genau verzeichnet, was die Bibliothek handschriftlich über einen bestimmten Gegenstand enthält, sondern in vielen Fällen hat Schmeller zugleich die gedruckte Literatur, die er ja zur Bearbeitung seines Katalogs nöthig hatte, eingetragen.

Er war indeß nicht bloß in Bearbeitung der Handschriften thätig; um andere Arbeiten zu übergehen sei hier der großen Bibliothekrevision gedacht, welche er nach dem Einzuge in den neuen Prachtbau allein leitete und fertig stellte. Seine Stellung an der Universität, die ihm am 8. März 1827 den Doktorgrad verlieh, war nur eine vorübergehende. In späteren Jahren nahm er sie als Honorarprofessor wieder auf und hielt seine Vorlesungen bis vier Tage vor seinem Tode. Es war rührend, wie der schwer kranke und durch seinen unglücklichen Sturz auf dem Jaufen seit dem 28. September 1847 so sehr am Gehen behinderte Gelehrte noch wenige Tage vor seinem Tode morgens vor 7 Uhr pünktlich wie immer auf der Bibliothek erschien und mit tief bewegter Stimme seinen Zuhörern sagte: „Ich kann nicht mehr, gehen Sie nach Hause. Ich muß in's Bad reisen." Mit der Badereise wurde es nichts mehr, schon am 27. Juli 1852 erlag er im 66. Jahre einem Choleraanfalle.

Mannigfach sind Schmellers literarische Arbeiten, germanistische und historische Forschungen. Seine Ausgaben altsächsischer und althochdeutscher Sprachdenkmale, des Heliand, Muspilli &c., lateinischer Gedichte wie des Ruodlieb, der **Carmina Burana** sind bekannt. Auch mit eigenen poetischen Produktionen hat er sich im Leben viel versucht und beschäftigt. Was aber seinem Namen bei der Nachwelt ein unvergängliches Gedächtniß begründet, sind die beiden großartigen Leistungen, von denen

oben die Rede war. In erster Linie also das Bayerische Wörterbuch, von welchem Jakob Grimm nach Schmellers Tode urtheilte, es sei das beste, was von irgend einem deutschen Dialekt bestehe: „ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn wie durch reiche, nach allen Seiten hinströmende Sacherläuterung, ein Muster für alle solche Arbeiten, von dem unwandelbaren Trieb seines emsigen, strebenden Geistes durchdrungen und belebt.“ Wie bekannt, ist es seitdem mit Benützung seines reichen Nachlasses von K. Frommann 1869—1877 in zwei stattlichen Großoktavbänden neu herausgegeben worden. Aber auch der unübertreffliche Katalog der Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, ein Werk, bei welchem man zweifelhaft seyn kann, ob man mehr die staunenswerthe Gelehrsamkeit oder den richtigen bibliothekarischen Takt bewundern soll, wird ein dauerndes Denkmal männlichen Fleißes, Schmeller'scher Umsicht und Gewissenhaftigkeit bleiben.

Als Schmeller aus dem Leben schied, waltete ein unglücklicher Stern über seinem Nachlaß. Da sich Niemand desselben annehmen wollte, kaufte ihn der Freiherr Gustav Anton von Lerchenfeld, von dem ihn endlich der Staat ablöste. Von da geriethen die vielen Nachträge zum bayerischen Wörterbuch in die unglücklichen Hände des Professors Chr. Frdr. Ludw. Wurm, dem er erst durch einen Beschluß der Akademie, die neue Ausgabe des Wörterbuchs in die bewährte Hand Frommanns zu legen, entrissen wurde. Mit dem Handschriftenkataloge ging's verhältnißmäßig noch mißlicher. Er kam in die Hand des Philologen K. Halm, den die Hof- und Staatsbibliothek 1856 als Vorstand erhielt. Der zuerst erschienene 7. Band (1858) wurde von Bibliothekar Dr. G. M. Thomas bearbeitet, der in der richtigen Würdigung Schmeller's in der Vorrede sagt: „Quamquam codices in volumine nunc in lucem prodeunte descripti numero non ita multi sunt, tamen haec operis pars tam brevi tempore perfici non potuisset, nisi Andreas Schmeller, vir immortalis memoriae, viam aut egregie munivisset aut provida cura praemonstrasset: illi tribuas quidquid in hoc opere bonae frugis plenum ac sollerter institutum videbitur; si quid humanitus peccatum aut parum bene digestum, haec mea culpa esto . . .“ Ein Urtheil, welches ebenso gut für

jeden Band des gedruckten Kataloges gelten konnte. Halm war von dieser Bescheidenheit weit entfernt, er betrieb fast fabrikmäßig die Herausgabe des Katalogs zu seiner eigenen Verherrlichung und so konnte es denn kommen, daß, um von vielen anderen Irrthümern und Ungereimtheiten zu schweigen, der 5. und 6. Band, der Katalog der deutschen Handschriften, im Jahre 1866 ebenso herausgegeben wurde, wie ihn Schmeller 1851 bearbeitet hatte. Die Fortschritte der germanistischen und historischen Wissenschaft der letzten 15 Jahre waren an einem Halm spurlos vorübergegangen, kam ja keine für Cicero verwerthbare Conjektur darin vor. —

Außer der Monographie von Nicklas hat Schmellers Jubiläum noch verschiedene andere Schriften an's Licht gefördert, deren wir noch kurz gedenken wollen. Bei der akademischen Feier hielt Konrad Hofmann die Denkrede, in welcher er das Leben und Wirken Schmellers in kurzen und gut markirten Zügen schildert. Die im Anhange der Rede nochmals gedruckte Ordnung des gesammten Münchener Handschriftenkatalogs, welche Hofmann schon 30 Jahre vorher bei Gelegenheit der Ehrenrettung Schmellers gegen die Angriffe Böhmers in den Münchener Gelehrten Anzeigen erscheinen ließ, wornach sie das Intelligenzblatt zum Serapeum wieder abdruckte, wird allen Benützern des reichen Handschriftenschatzes der k. Hof- und Staatsbibliothek willkommen seyn.

Ueber die Festlichkeit in Türschenreut hat der Gymnasialprofessor Jos. Mayer in Burghausen im 40. Bande der Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz unter dem Titel: „Die hundertjährige Geburtstagsfeier des Sprachforschers Johann Andreas Schmeller in Tirschenreuth am 15. und 16. August 1885“ eine ausführliche Beschreibung geliefert. Professor Mayer führt hiebei auch die Festschriften auf, welche von einzelnen Theilnehmern übergeben wurden. Neben der besprochenen Nicklas'schen Biographie, der sich von demselben Autor die Herausgabe des Schmeller'schen Dramas „die Ephesier“ anreiht, sind noch erschienen: „Saalbuch des Stiftes Niedermünster in Regensburg, herausgegeben von Höger“; „die Gründung des Klosters Waldsassen, herausgegeben von Fried. Keinz“; „die analog vergleichende Etymologie in Beispielen erläutert von S. Zehetmayer“ und die gleichfalls von

Nicklas herausgegebene Schmeller'sche Schrift: „Gedanken über das vaterländische Moment in Erziehung und Unterricht" (Blätter für das Bayerische Gymnasialschulwesen XXI, 353—368).

Der historische Verein von Oberbayern, dessen langjähriges Mitglied Schmeller war, beging seine Schmellerfeier am 1. August 1885. Die Festrede hielt der I. Vereinsvorstand Herr geh. Hofrath Dr. von Rockinger über die Entstehung des bayer. Wörterbuchs. Bei dem reichen handschriftlichen Materiale, welches dem Vortragenden zu Gebote stand, war natürlich die kurze Spanne Zeit, die dem Redner vergönnt war, nicht ausreichend; er war gezwungen sich damals kurz zu fassen. Um so dankenswerther ist es, daß nun das reiche Material vollständig gedruckt vorliegt. Der eben ausgegebene 43. Band des Oberbayerischen Archivs enthält auf 307 Seiten mit dem Separattitel „An der Wiege der baierischen Mundart-Grammatik und des baierischen Wörterbuches" nicht nur den damals gehaltenen Vortrag (S. 3—66), sondern auch eine ansehnliche Folge von Beilagen, welche einen Einblick in Schmellers literarische Werkstätte, in seinen harten Kampf ums Daseyn, in sein Leben und Streben gewähren. Diese Beilagen enthalten: 1. Schmellers Aufsatz „Sprache der Baiern"; 2. seine Einladung zur Mittheilung von mundartlichen Beiträgen; 3. die Mittheilungen an die Akademie aus den Jahren 1816 und 1817; 4. aus den Akten der Akademie von 1816—23; 5. Schmeller's Kampf um's Daseyn in den Jahren 1818—23, und 6. aus dem Briefwechsel Schmellers und des Hofraths Hoheneicher von 1816—23. Bürgt schon der Name Rockingers für die Gediegenheit der Arbeit, so sei nur noch bemerkt, daß das mit großer Liebe geschriebene Buch alle Merkmale trägt, welche wir an Dr. v. Rockingers Schriften gewohnt sind: klare Darstellung, gute Sprache, die größte Gewissenhaftigkeit, wobei noch besonders das sorgfältig gearbeitete Register (S. 273—306) zu erwähnen ist. Wir begrüßen in dieser Arbeit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der bayerischen Sprachforschung.

XLVIII.

Zeitläufe.

Der Ernst der europäischen Lage am bulgarischen Faden.

Den 12. Oktober 1886.

Man ist heute so unklar wie vor Wochen, was denn nun in Europa werden soll. Die Dinge in Bulgarien hängen an einem Faden, und mit den russischen Entschlüssen hängt die allgemeine Lage an dem gleichen Faden. „Die Lage auf der Balkanhalbinsel ist zweifellos ernst und kritisch": so hat der englische Schatzkanzler im Parlament gesagt; und das Preßorgan seiner Regierung hat beigefügt: „Es würde unnütz seyn, sich zu verhehlen, daß die endliche Auflösung des osmanischen Reiches während der letzten Wochen nahegerückt zu seyn scheint."

Von Bulgarien aus hat die alte Welt den weittragenden Ruck und Stoß erfahren. Vor acht Jahren noch eine türkische Provinz, aus der im Abendlande wenig mehr zu vernehmen war als die Klagen und Seufzer der unterdrückten Rajah über die Willkürherrschaft der aus Constantinopel entsendeten Pascha's, wirft dieses Land jetzt die große Frage des Jahrhunderts auf. Wäre vor drei Monaten der unglückliche König von Bayern natürlichen Todes gestorben, nicht den tausendsten Theil der Aufmerksamkeit hätte der Fall auf sich gezogen, wie das Ereigniß vom 21. August in den

ehemals türkischen Paschaliks. Denn kein europäischer Mittelstaat reicht mehr an die Bedeutung Bulgariens hinan. So gewaltig hat sich binnen kurzen Jahren die alte Welt verändert, ohne daß die Menge es auch nur merkte. Und wie ist diese Welt darauf gefaßt, die nahende und entscheidende Krisis zu bestehen?

Man hat so lange vom „europäischen Concert" gesprochen, bis nun die Stimmen dieses Concerts an den Lärm aus den Käfigen einer Menagerie erinnern. Man hat dem Publikum seit zwei Jahren die Zusammenkünfte der drei nordöstlichen Kaiser als unerschütterliche Friedensgarantien angepriesen, und nun sagt das Leiborgan des deutschen Kanzlers selber: „Deutschland und Oesterreich seien die einzig ehrlich befreundeten Nationen in Europa." Allerdings mag dabei das Blatt von dem dritten, dem russischen, Verbündeten wohl gedacht haben, er gehöre eben nicht zu seiner Nation. Aber es erhebt sich dann sofort die Cardinalfrage: wie es mit dem Zweikaiser-Bündniß selber stehe? was Oesterreich in dem äußersten Falle eines Zusammenstoßes mit Rußland von dem verbündeten Deutschland zu erwarten habe, und ob das deutsche Bündniß Oesterreich in seinen Lebensfragen ebenso gegen Rußland schütze, wie es zum Schutze Deutschlands gegen Rußland und Frankreich vom deutschen Kanzler abgeschlossen worden ist?

Auf diese Fragen ist trotz alles Anklopfens aus den Ländern an der mittlern und untern Donau bis jetzt eine deutliche Antwort noch nicht erfolgt. Man wird vielmehr daran erinnert, daß der eigentliche Inhalt des Bündnisses das strenge bewahrte Geheimniß der zwei Kaiser und seines Schöpfers sei. Im Vordergrunde steht für letzteren augenscheinlich die ängstliche Besorgniß vor einer „Gefährdung des allgemeinen Friedens" durch Rußland im Bunde mit Frankreich; die Opfer, welche Oesterreich für diesen Zweck zu bringen hat, kommen erst in zweiter Reihe in Betracht. Thatsächlich äußert sich die deutsche Politik durch unbedingte Nachgiebig-

keit gegenüber dem Thun Rußlands in Bulgarien, und durch ein geradezu unqualifizirbares Auftreten des kanzlerischen Leiborgans gegen alle die Millionen, welche ihrer Entrüstung über die russischen Frechheiten nun einmal nicht Herr zu werden vermögen.

Die Verlegenheit mußte groß seyn, wenn es dem Organ sogar gestattet wurde, den offenkundigen Thatsachen schamlos in's Gesicht zu schlagen mit der Behauptung: Niemand habe den Fürsten Alexander „von seinem Posten verdrängt", von keiner Großmacht, „auch nicht von Rußland", sei irgendein Schritt geschehen, der es dem Fürsten erschwert hätte, in Sophia zu bleiben, nachdem er einmal dahin zurückgekehrt sei und die Bevölkerung sein Dortbleiben mit enthusiastischen Kundgebungen begehrt habe. Die unglaubliche von Berlin ausgegebene Parole fand sogar bei den Wiener Officiösen ihren Widerhall; und doch konnte man weder hier noch dort vergessen haben, was den Fürsten gezwungen hat, im Interesse des Landes selbst auf seine Würde zu verzichten. Oder was wäre denn der unausbleibliche Schritt von Seite Rußlands gewesen, wenn der Fürst dem brutalen Telegramm des Czaren, der auf seine nur allzu demüthige Ergebenheitserklärung mit dürren Worten erwiderte: „Packe Dich", Trotz geboten hätte und geblieben wäre? Offenbar die Occupation!

Ein zweiter Schritt unerhörter Art, der dem Fürsten bei seiner Ehre und Selbstachtung das Ausharren unmöglich gemacht hat, ist ja gerade von Berlin aus ostentativ unterstützt worden. Dem Fürsten wurde bei Vermeidung militärischen Einschreitens der Russen verboten, unter den Offizieren der meuterischen Regimenter eine Hinrichtung zuzulassen. Auch Oesterreich hat sich diesem Verlangen als „gutem Rath" angeschlossen, dann aber vorsichtig den Fuß zurückgezogen, während die deutsche Vertretung der russischen auf Schritt und Tritt nachging, auch allein unter den übrigen fremden Funktionären bei dem feierlichen Empfang des zurückgekehrten Fürsten durch ihre Abwesenheit glänzte.

Nun ist es ja begreiflich, daß Rußland um jeden Preis die Bestrafung der Elenden zu hintertreiben suchen mußte, welche es selbst zu dem verrätherischen Streiche vom 21. August angestiftet hat.[1]) Der Fürst dagegen mußte nach Recht und Gesetz, sowie im höchsten Interesse der militärischen Disciplin, die strengste Bestrafung der Schuldigen gewähren lassen; konnte er das nicht, so war er der landesherrlichen Rechte und Pflichten beraubt. Auch die eilends zusammenberufene Sobranje erließ zwar eine Ergebenheitsadresse an den Czaren, erklärte aber in ihrer Antwort auf die Botschaft der provisorischen Regierung es ausdrücklich für eine Pflicht der Volksvertreter gegen das Vaterland, „das abscheuliche Verbrechen, welches am 21. August von einigen schlechten, irregeleiteten Personen ausgeführt wurde, als ein Verbrechen gegen die

---

1) Der russische Consul von Widdin soll einem Mitglied der Regentschaft diesen Grund, der freilich ein öffentliches Geheimniß ist, ohne Scheu bemerklich gemacht haben (Münchener „Allg. Zeitung“ vom 22. Sept. d. Js.). — Ueber der Schandthat vom 21. August ist übrigens allgemein vergessen worden, daß dieselbe drei Monate vorher an einer mißlungenen Verschwörung einen bedeutsamen Vorläufer hatte. Es war eine dunkle Geschichte, deren gerichtliche Verfolgung absichtlich unterdrückt worden zu seyn scheint. Die Wiener „Neue Freie Presse“ vom 18. Juni d. Js. bemerkte darüber: „Fürst Alexander sollte das Opfer einer Verschwörung werden, deren etwas räthselhafte Einzelheiten, wie sie in den Zeitungen zu lesen sind, einer Offenbach'schen Operette entlehnt scheinen. Russische Agenten und Montenegriner spielen in dem Libretto die Hauptrollen, und das Finale sollte keineswegs die Ermordung, sondern die Gefangennahme des Fürsten seyn. Was sie weiter mit ihm beabsichtigten, ist aus keinem Bericht mit Sicherheit zu entnehmen.“ Die Entdeckung der Verschwörung erregte den tiefsten Abscheu im Lande und erhöhte die Sympathie des Volkes für den Sieger von Slivnika, stachelte aber die russischen Wühler nur zur Wiederaufnahme des finstern Planes in größerem Maßstabe an, wobei ihnen die noble Vertrauensseligkeit des Fürsten zu Gute kam. Bemerkenswerth ist, daß bei den Unruhen in Bulgarien immer wieder Montenegriner eine Hauptrolle spielen.

Ehre und Unabhängigkeit Bulgariens zu brandmarken, und den geliebten Fürsten Alexander des Abscheues der ganzen Nation gegen den niederträchtigen Anschlag zu versichern." Diese Hindeutung auf den Strafproceß gegen die meuterischen Offiziere erregte in St. Petersburg neuen Zorn. Der russische Consul verlangte nun in Sophia die Aussetzung des Processes gegen die Offiziere und andere wegen Mitschuld an dem Staatsstreiche vom 21. August verhafteten Personen, bis „sich die Gemüther mehr beruhigt haben würden", d. h. bis die Russen das Heft in der Hand haben würden. Der deutsche Vertreter unterstützte auch dieses Verlangen Rußlands, nur mit dem Beifügen, daß vor der Ankunft des vom Czaren neu ernannten diplomatischen Agenten Kaulbars nichts gegen die Schuldigen geschehen solle. Kaulbars kam und verlangte sofort die einstweilige Befreiung der Verhafteten aus der Haft.

Soweit ist die Deferenz gegen Rußland in Berlin gegangen! Gegen alle Grundsätze des Völkerrechts, gegen die Bestimmungen des Berliner Vertrags, auf den man sich im Uebrigen selbst beruft, hat man sich herbeigelassen, den Russen bei ihrer Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Staats, in dessen Recht und Verfassung behülflich zu seyn, der Strafjustiz gegen militärischen Hoch- und Landesverrath in den Arm zu fallen. Das vermochte ein Staat zu thun, der sich vertragsmäßig verpflichtet hat, etwa in sein Gebiet geflüchtete Attentäter, die versucht hätten, den Czar seiner „persönlichen Freiheit" zu berauben, an Rußland auszuliefern: ein Militärstaat, der bei sich zu Hause eine eiserne militärische Disciplin aufrecht hält. Hienach blieb nun allerdings dem Czar und seinem Sendling in Bulgarien von Berlin aus nichts mehr vorzuenthalten. Herr Kaulbars mag dort thun, was er will, die Duldung, wenn nicht Zustimmung von Berlin ist beiden stets sicher.

Uebrigens kann man sagen, daß diese Politik zwar jetzt ihre äußersten Consequenzen entwickelt habe, aber nicht einmal etwas Neues sei. Das Leiborgan des Kanzlers hat selbst

gesagt: „Die Frage des Bruchs mit Rußland sei vor etwa sieben Jahren nahegelegen und die französischen Chassepots wären dann von selber losgegangen". Seitdem ist die interessirte Freundschaft mit Rußland nach altpreußischer Tradition allmählig wieder hergestellt worden, und seitdem haben sich in Berlin eigenthümliche Begriffe von einem „selbständigen Bulgarien" herausgebildet.[1] Mit diesen Begriffen läßt sich Alles vereinigen, was General Kaulbars in Bulgarien jetzt thut. Wenn er die Regentschaft als bloßes Geschöpf einer „Partei" für illegal erklärt und als eine „nihilistische Bande" behandelt, vergessend, daß fast alle Minister und Exminister in Bulgarien durch die russischen Schulen gegangen sind;

---

1) Diese „Blätter" haben dem russischen Treiben in Bulgarien in richtiger Vorahnung der kommenden Dinge eingehende Aufmerksamkeit gewidmet (Jahrgang 1883. Band 92. S. 686 f.: „Der Wirrwarr bei den Geschöpfen des Berliner Congresses und Oesterreich". S. 752 f.: „Die Erfüllung des Berliner Vertrags vom Jahre 1878: Armenien und Bulgarien" S. 924 f.: „Jahresschluß bezüglich des islamitischen Orients: der Mahdi und Aegypten; Ostrumelien und Serbien"). — Damals schon mußte dem aufmerksamen Beobachter das Verhalten der Berliner Officiösen gegenüber dem Bestreben des Fürsten Alexander, sich von der würdelosen Vormundschaft der ihm aufgedrängten russischen Generale zu befreien, höchst augenfällig erscheinen. Nach den klaren Bestimmungen des Berliner Vertrags Art. 1 bis 7 hätte der Fürst in Berlin und Wien seine Stütze haben sollen. „Aber es kam anders. Unter Berufung auf die Stimmung beider Kabinete tadeln die Berliner Officiösen das Auftreten des Fürsten, das in Rußland als eine Brüskirung aufgefaßt werden müsse und als eine Provokation erscheine. Anstatt sich bloß an einzelne russischen Persönlichkeiten zu halten, habe er in zorniger Aufwallung seinem Verfahren den Charakter eines gegen Rußland als solches gerichteten Procedere gegeben. Das könne nicht gebilligt werden. Er hätte versuchen sollen, mit den maßgebenden russischen Kreisen zu einem Einvernehmen zu gelangen; das wäre durch die thatsächlichen Verhältnisse und die geschichtlichen Momente geboten gewesen." Und dergleichen. (A. a. O. S. 759).

wenn er gegen die Bestimmungen der Verfassung die Wahlen zur großen Sobranje, beziehungsweise die Fürstenwahl, hinausschieben will, bis es ihm gelungen seyn würde, durch alle Mittel der Corruption der Russenpartei zur Mehrheit zu verhelfen; wenn er, der diplomatische Agent und kaiserliche Ministerresident, der Regierung zum Trotz als Wahlagitator im Lande herumreist, als Volksredner auftritt, die Offiziere der bulgarischen Regimenter aufhetzt, und mit Hülfe der vollen Rubelsäcke die „Handvoll" seiner Zankowisten wieder anschwellen zu machen sucht; wenn es ihm so gelänge, eine willfährige Mehrheit zur Wahl eines russischen Satrapen in die große Sobranje zusammen zu trommeln; wenn dann der neue Fürst mit den Minister-Generalen nach dem Muster eines Sobolew und ein paar hundert russischen Offizieren behufs „Reform der Armee" ankäme und die fahnentreuen Vertheidiger des Fürsten Alexander gegen die meuterischen Russenknechte vom 21. August der Rache des Czarthums ausgeliefert wären: dann wäre eben das Alles nichts weiter als ein „Gebot der thatsächlichen Verhältnisse und der geschichtlichen Momente." Es wäre, wie das Leiborgan des Kanzlers sagte, eben derselbe „russische Einfluß", unter dem ja Fürst Alexander fünf Jahre lang regiert habe.

Gelänge es aber mit allen Mitteln der Corruption nicht, die Wähler zu überzeugen, wie sehr „der Czar Bulgarien liebt", dann dürfte der Rubel doch wenigstens vermögen, örtliche Aufstände und Strassenrevolten, mit etlichen Flintenschüssen und zerschlagenen Köpfen, herbeizuführen. Das wäre dann „Anarchie", und die Einsicht könnte keiner Großmacht, am wenigsten der deutschen, abgehen, daß militärisches Einschreiten gegen die Anarchie ein Gebot der Nothwendigkeit und daß nur Rußland dazu berufen sei. Das bulgarische Volk hat unter dem Fürsten Alexander zwar an Selbstbewußtseyn gewonnen und der Sieg im serbischen Kriege mit seiner jungen Armee hat den nationalen Stolz gekräftigt; aber der Fürst selbst hat nur die Masse des Volkes als tüchtig und brav

belobt, von den sogenannten „Gebildeten“ hat er nicht so gut gesprochen. Ihren verbissenen Parteiungen dient der materielle Vortheil zum Leitstern, und je nachdem dieser von der Einen oder andern Seite leuchtet, ist der Farbenwechsel eine gewöhnliche Erscheinung. Der vertriebene Fürst hat in den sieben Jahren seiner Regierung 64 Minister verbraucht, die meisten allerdings unter dem „russischen Einfluß“, und es wimmelt in Sophia von Ex-Excellenzen. Bleiben Land und Volk, des legitimen Führers beraubt, ohne Unterstützung von außen, so muß man darauf gefaßt seyn, daß Rußland in der Einen oder andern Weise das Spiel gewinne, man möge nun seine Diktatur mit diesem oder einem andern Namen benennen.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eine solche Entwicklung der Dinge mit dem Begriff eines „selbständigen Bulgariens“, wie er in Berlin bis jetzt festgehalten worden ist, sehr wohl noch vereinbar wäre. Ohnehin hat man sich dort eingeredet: ein deutsches Interesse an Bulgarien gebe es nicht. Aber Oesterreich? Die Erregung, welche Angesichts der neuen „bulgarischen Gräuel“ den ganzen Welttheil ergriff, war naturgemäß in Oesterreich und namentlich in Ungarn am heftigsten. Ein ganzer Wolkenbruch von Interpellationen des Reichstags entleerte sich insbesondere über den ungarischen Ministerpräsidenten; man wollte von ihm alles Mögliche wissen, vor Allem, ob man es mit einem Bündnisse zu Zweien oder zu Dreien zu thun habe, und welche Stellung der deutsche Alliirte einnehmen würde, wenn die Bildung selbständiger und unabhängiger Staaten im Orient, was für Oesterreich eine Lebensfrage sei, in Bulgarien gehindert werden wollte?

Am 30. September antwortete Herr von Tisza, indem er sich zunächst zu dieser österreichischen Lebensfrage rückhaltlos bekannte. Er halte heute noch, und zwar im Einverständniß mit dem gemeinschaftlichen Minister des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, an seiner Erklärung von 1868 fest, daß, falls im Orient Veränderungen eintreten, die österreichischen Interessen es erheischen würden, daß die dort lebenden Völkerschaften

ihren Individualitäten entsprechend sich zu selbständigen Staaten herausbildeten. „Ich bin der Meinung", sagte er, daß dieß auch heute den Interessen der Monarchie am besten zusagt, und daß die Monarchie, alle Vergrößerungs- und Eroberungsgelüste zurückweisend, ihr Bestreben mit ihrem ganzen Einfluß darauf richten müsse, die selbständige Entwicklung jener Staaten zu fördern und zu verhindern, daß eine in den Verträgen nicht bestehende Festsetzung eines Protektorats oder eines bleibenden Einflusses einer einzigen fremden Macht Platz greife." Unter besonderer Berufung auf den Berliner Vertrag und scharfer Verurtheilung der Verletzung desselben durch den ostrumelischen Staatsstreich von 1885 wiederholt der Minister: „Die Regierung halte an der Ansicht fest, daß auf der Balkan-Halbinsel, falls die Türkei ihr Recht nicht in Anspruch nimmt, niemand Anderer zu einseitigem bewaffnetem Einschreiten oder zu Aufstellung eines Protektorats berechtigt sei."

Nun ist es unzweifelhaft, daß bei dieser Stellungnahme Oesterreichs ein Punkt kommen müßte, bei dem das fortwährende Nachgeben der deutschen Politik gegen Rußland die vitalen Interessen des alliirten Oesterreich verletzen und in das Gegentheil dieser Freundschaft umschlagen müßte. Was hat man in Berlin dazu gesagt? Man fuhr eben fort, dem russischen Vorgehen in Bulgarien die Stange zu halten, und behalf sich im Uebrigen mit der Behauptung, daß es ja praktikable Auswege gebe. Denn jener Punkt könnte vielleicht existiren, wenn die Voraussetzung von dem unversöhnlichen Widerstreit zwischen den Interessen der beiden Kaisermächte wahr wäre; die Voraussetzung sei aber falsch; die russischen und österreichischen Interessen ließen sich sehr wohl vereinigen und die Politik Deutschlands sei eben darauf gerichtet, eine solche Vereinigung anzustreben. Das Programm dieser Versöhnungspolitik ist zwar nicht ausgesprochen, aber man weiß ja, was gemeint ist. Auch die Interpellationen im ungarischen Parlament bezogen sich auf die vermeintlichen Auswege: Auftheilung der Machtsphären zwischen Oesterreich und Rußland

in einen westlichen und östlichen Theil der Balkan-Halbinsel, oder Einverleibung der Occupationsländer und Marsch nach Salonichi, oder beides zusammen. Aber von dem Allem will man in Wien und Pest nichts wissen. Nachdem bereits das Preßorgan des Herrn Tisza erklärt hatte: Oesterreich wolle keinen Sondervortheil in jenen Ländern, und es gebe weder eine Grenzlinie für die natürlichen Interessen Oesterreichs noch eine Compensation, welche die Nachtheile einer Festsetzung irgend einer Macht auf den Gebieten am Balkan aufzuwiegen vermöchten, gab der Minister selbst, gewiß nicht ohne besondere Absicht, in aller Form dieselbe Erklärung im Reichstag ab.

Von Worten ist es nun zwar weit bis zu den Thaten, nicht am wenigsten bei den österreichisch-ungarischen Ministern. Aber man ist endlich in Wien zum dritten Male vor die große Frage gestellt, und es ist gewiß, daß bei Gefahr der eigenen Existenz kein Fehler mehr gemacht werden darf. Das Gefühl davon zittert durch alle Völker der Monarchie, soweit sie nicht von der Strömung des Panslavismus hingerissen sind. Und gerade dieser Strömung gegenüber heißt es nun: jetzt oder nie! Das Unheil der politischen Halbheit von 1854, welche damals von den jüdischen Finanzbaronen diktirt wurde, ist längst allgemein anerkannt. Europa würde jetzt anders aussehen, wenn man damals in Wien zu einem Entschluß zu kommen vermocht hätte. Der Berliner Vertrag von 1878 war für Oesterreich abermals nur ein Nothbehelf; er ist überhaupt nichts weniger als ein Ideal, aber ein selbstständiges Bulgarien war immerhin für Oesterreich noch das Beste an dem Vertrag. Es war abermals eine unbegreifliche Verblendung, daß man dieses Bulgarien dem unzuverlässigen Serbenvolke geradezu als Futter hinwarf, und den für das Ansehen Oesterreichs grundverderblichen Krieg zuließ, wenn nicht gar dazu schürte.[1]) Soll jetzt die bulgarische Selbst-

1) Ein politischer Artikel aus Südungarn (?) in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Sept. d. Js. behauptet als Thatsache, daß der damalige österreichische Minister Graf Andrassy

ständigkeit auch noch den Russen geopfert werden, so ist kein Zweifel, daß der Czar nicht nur Constantinopel beherrschen, sondern bald auch über alle Slaven bis an die österreichische Grenze, zuallererst über die Serben, und über die österreichische Grenze hinaus gebieten wird.

Aber noch aus einem anderen Grunde heißt es nun für Oesterreich: jetzt oder nie! Jetzt könnte es noch zum Widerstande gegen Rußland einen natürlichen Verbündeten und Geschäftsfreund finden, später, wenn die Krisis versäumt wird, nicht mehr. Es dürfte kein allzu tiefer politischer Blick erforderlich seyn, um zu erkennen, daß gerade durch die jetzigen Machtstellungen England vor die Entscheidung gestellt ist, ob es sich wegen Constantinopel, und was daran hängt, überhaupt noch irgendwie in Unkosten versetzen soll. Die Meinungen über die Wichtigkeit der Meerengen für England sind längst getheilt und die Zweifel schon durch die Erbauung des Suezkanals angeregt worden. Das Wort des Czaren Nikolaus von 1853 an den englischen Gesandten: „Nehmen Sie Aegypten, ich weiß, es taugt Ihnen,“ ist nicht vergessen. Wie nun, wenn England einschlüge, und auf der Nikolai'schen Basis seinen Frieden mit Rußland machte? Gerade jetzt hat ja Frankreich in seiner ohnmächtigen Verbissenheit das gefährliche Thema wieder angeregt, indem es in Berlin, Petersburg und Constantinopel eine peremptorische Aufforderung an England zur Räumung Aegyptens zu erwirken sucht. Noch schwankt die Waage in London, freilich nicht bezüglich der Räumung Aegyptens, wohl aber bezüglich dessen, was man seit Menschenaltern die „orientalische Frage“ im engeren Sinne nennt.

Die weiten vom bulgarischen Steinwurf beschriebenen

---

schon beim Berliner Congreß zu dem damaligen serbischen Minister Ristitsch, dem bekannten Haupte der serbischen Russenpartei, gesagt habe: „Breiten Sie sich gegen Bulgarien, soweit Sie wollen, aus, aber Bosnien wollen wir intakt für uns behalten.“

Kreise in den europäischen Gewässern werden noch viel zu erzählen geben. England rührt sich: so oder so. Der Schatzkanzler Lord Churchill hat in einer merkwürdigen Rede die „österreichische Wache auf den Wällen" angerufen, und deutlich zu verstehen gegeben, Englands Unterstützung werde nicht fehlen, wenn auch seine Flotte „nicht über den Balkan fahren könne." Das Gambetta'sche Organ in Paris hat schon vor sechs Wochen über das barsche Telegramm des Czaren an den Fürsten Alexander bemerkt: „Das Telegramm zeigt, daß es augenblicklich eine Macht gibt, die sich im Stande weiß, ihre Wünsche dem deutschen Kanzler aufzuerlegen. Wenn England noch in den Augen des Herrn von Bismarck zählte, wenn er es Rußland hätte gegenüber stellen können, dann hätte der Czar sein Telegramm etwas anders gefaßt." Als dann selbst die Berliner Officiösen denselben Ton anschlugen und meinten, die Lage wäre schon eine ganz andere, „wenn man auch nur wüßte, daß England einen Partner suche," da wollte der Dreikaiser-Bund Manchen als „ein großes Räthsel erscheinen, das man nirgends begreife."[1])

Aber warum denn? Ein allgemeines Interesse kennt man in Berlin nicht. Bulgarien, Constantinopel: das Alles ist dort „Wurst"; einzig und allein die Möglichkeit und Befürchtung einer russisch-französischen Allianz gibt den Ton an. Denn zu den „ehrlich verbündeten Nationen" wird Rußland vom Leiborgan des Kanzlers nicht gezählt. Um es zurückzuhalten, muß man ihm am Balkan seinen Willen thun. Wer aber diesem sonderbaren Verbündeten, ohne das deutsche Reich in Unkosten zu versetzen, dort ein Feuer im Rücken anzünden will, dem wird in aller Stille die Hand gedrückt. Wenn die zwei Augen eines 90jährigen Greises sich schließen, dann wird der Rest des Räthsels sich lösen. Warum sollte sich das einstweilen nicht begreifen lassen?

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. September.

XLIX.

Das katholische deutsche Kirchenlied.[1])

Dem zweiten Bande der Geschichte des katholischen deutschen Kirchenliedes in seinen Singweisen, als Fortsetzung des ersten von K. Sev. Meister 1862 herausgegebenen Bandes, über den diese Blätter vor zwei Jahren berichteten (Bd. 94, 403 ff.), hat Wilhelm Bäumker nun einen neuen, vollkommen selbständig ohne Rücksicht auf Meister gearbeiteten ersten Band im gleichen Verlage folgen lassen. Während der zweite Band 441 Kirchenlieder zu Ehren Mariens, der Engel und Heiligen u. s. w. aufführt, enthält der erste Band im Anschluß an den Festcyklus des Kirchenjahres 173 aus dem Weihnachts=, 163 aus dem Oster=, 78 aus dem Pfingstfestkreis, dazu im Nachtrage zum zweiten Bande 7, im Ganzen also 421 Kirchenlieder, über 100 mehr als im ersten Bande Meisters. Gegenüber 60 Werken protestantischer und 7 katholischer Literatur, welche Meister benützte, lagen Bäumker 173 protestantische und 35 katholische Bücher vor; gegenüber 163 Gesangbüchern, Liederdrucken von 1470 bis Ende des 17. Jahrhunderts, welche Meister aufzählt, wozu er noch bemerkt: „Vollständiger sind die katholischen Gesangbücher und Liederdrucke wohl nirgends verzeichnet," führt Bäumker 500 an, von welchen er 22 der vorzüglichsten katholischen Gesangbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert (SS. 124—186) nach ihrem Inhalte und ihren Quellen, nach ihrer äußeren Erscheinung und ihrem gegenseitigen Verhältnisse, nach ihrem Fundorte und ihrer Geschichte beschreibt. Das Vehe'sche Gesangbüchlein vom Jahre 1537 — „gedruckt zu Leiptzigk durch Nickel Wolrab", repräsentirt das erste bis jetzt bekannt gewordene katholische Gesangbuch mit Musiknoten: „ein

---

1) Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Erster Band. Auf Grund handschriftlicher und gedruckter Quellen bearbeitet von Wilhelm Bäumker. Freiburg, Herder 1886.

new Gesangbüchlein Geystlicher Lieder, vor alle gutthe Christen nach ordenung Christlicher kirchen."

Um zu zeigen, wie unser Hymnologe in seinem Werke die Kirchenlieder behandelt und damit ein Denkmal staunenswerthen Fleißes und der gewissenhaftesten Genauigkeit sich gesetzt, wähle ich Nr. 242, den Saul unter den Kirchenliedern: „Christ ist erstanden" (S. 502—510). Wann ist dieses Lied entstanden? Im 12. Jahrhundert, denn im 13. ist schon von demselben die Rede; bei einer Beschreibung der Osterfeierlichkeiten in Wien wird es in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts erwähnt. Im Jahre 1419 wurde es am Hofe des Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg von den Hofleuten vor dem Mittagsmahl gesungen. In Nürnberg sang man es bei Vorzeigung der Heiligthümer 1424—1524. Von den Deutschen in Verona wurde es 1519 zur Begrüßung des Bischofs von Padua angestimmt. Welches war die ursprüngliche Form? wie hat es sich im Laufe der Zeit verändert? Es werden nun elf Varianten aufgezählt mit genauer Angabe der verschiedenen Gesangbücher. Aus welcher Zeit ist die Melodie? Sie schließt sich in der Tonart und in einzelnen Gängen an das Victimae paschali an und wird wohl in dieser Segnungen-Melodie ihren ersten Ursprung haben. Wie hat sich die Melodie verändert? Es werden nun 7 Haupt-Varianten mit vielen kleineren Veränderungen angeführt, natürlich mit Quellen- resp. Gesangbuchbezeichnung.

Bei der Besprechung des zweiten Bandes habe ich bereits eine kurze Geschichte des Kirchenliedes gegeben; hier sollen nur einige Ergänzungen nachgetragen werden.

Das 13. Jahrhundert ist bekanntlich die Blütheperiode der deutschen Poesie. Allerdings kamen von den vielen tief empfundenen religiösen Liedern, namentlich zum Lobe der heiligen Jungfrau, nur vereinzelte in kirchlichen Gebrauch; ähnlich wie es später mit den Liedern der Meistersänger ging; doch ist der Einfluß der poetisch hoch bedeutenden Zeit auf die künstliche Ausgestaltung des Strophenbaues und der Melodie des späteren Volksliedes nicht zu leugnen. Und so ward es im 14. Jahrhundert der weltliche und geistliche Volksgesang, der durch das Innungswesen eine besondere Höhe und Ausbildung erlangte. „Es wurden Singschulen errichtet, Regeln für Strophenbau und Reim aufgestellt, die von der Annahme ausgingen, daß auf die Form eines Liedes dieselbe

Sorgfalt verwendet werden müsse wie auf das Ciseliren eines Harnisches — das Meistersängerlied war fertig." Da nun auch das 15. Jahrhundert außerordentlich fruchtbar an deutschen Kirchenliedern war, so besaß das deutsche Volk vor dem Ausbruche der Reformation einen Schatz von geistlichen Volksliedern, resp. Kirchenliedern, wie ihn kein anderes Volk der Welt aufzuweisen hat.

Wenn wir die Thätigkeit des Wittenberger Reformators auf dem Gebiete des deutschen Kirchenliedes in dichterischer und musikalischer Hinsicht recht würdigen wollen, so müssen wir uns frei halten von einem übertriebenen Lobe, dürfen aber auch nicht seine Verdienste unterschätzen. Da Luther die äußerst wichtige Stellung des Gesanges im Gottesdienste erkannte, so wandte er dieser Angelegenheit eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Den lateinischen Choralgesang schätzte er sehr hoch; aber er konnte ihn schon des Textes wegen, der stellenweise mit seiner Lehre im Widerspruch stand, in der alten Form nicht beibehalten. Dagegen erkannte er in dem deutschen Kirchengesange das geeignetste Mittel zur Verbreitung seiner Lehren. Er gestattete dem singlustigen Volke in größerem Umfange, als es bisher geschehen, beim Hauptgottesdienste deutsche Lieder zu singen und sorgte selbst für neue Lieder und Gesangbücher. „Das Volk griff mit beiden Händen zu und sang sich förmlich in die neue Lehre hinein, ohne es zu wissen." Der Jesuit Conzenius meinte daher, „Luthers Gesänge haben mehr Seelen umgebracht als seine Schriften und Reden"; der spanische Karmelit Thomas a Jesu schreibt: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden."

Anfangs behalf sich Luther noch mit dem lateinischen Choral; die Formula missae et communionis pro ecclesia Wittenbergensi 1523 enthält fast sämmtliche lateinische Meßgesänge; dann stellte er das deutsche Lied mehr in den Vordergrund und endlich erhob er es zum liturgischen Gesange der neuen Gemeinden, ohne jedoch den lateinischen Gesang abzuschaffen. „Luthers Hauptverdienst ist, den Gedanken eines kirchlichen Gemeindeliedes in dem Sinne, wie er in der evangelischen Kirche zur That

geworden ist, zuerst mit Bewußtseyn erfaßt und in die Bahn geleitet zu haben; er wies dem Gesange innerhalb der Liturgie einen Platz an".[1]) Die vorreformatorischen deutschen Kirchenlieder, welche seiner Lehre nicht widersprachen, nahm er ohne Bedenken in seine Gesangbücher auf; andere vorreformatorische Kirchenlieder überarbeitete und erweiterte er, übersetzte Hymnen und dichtete mehrere neue Lieder. Von den Uebersetzungen Luthers sagt Achelis, sie seien bekanntlich die schwächsten aller seiner Dichtungen. Der bedeutendste protestantische Hymnologe, Ph. Wackernagel schreibt Luther 37 Kirchenlieder zu. Von 12 weist nun Bäumker nach, daß sie Ueberarbeitung und Erweiterung vorreformatorischer deutscher Lieder, von 8, daß sie Uebersetzung von Hymnen und anderen lateinischen Gesängen, von den übrigen, daß sie Psalmlieder, sowie Bearbeitung einzelner Bibelstellen oder sonstiger Lieder seien. Luther war nicht nur ein großer Musikliebhaber, sondern auch ein tüchtiger Kenner der Musik, der diese Kunst praktisch übte so gut er konnte. Aber als Componisten mehrstimmiger Tonsätze oder als Melodieerfinder können wir ihm ein besonderes Verdienst nicht zuschreiben. Natürlich hatte er als Liturg und Musikkenner ein besonderes Interesse daran, daß seine Lieder, wie Walther sich ausdrückt, „zu Melodien gebracht wurden." In Gemeinschaft mit den Kapellmeistern Rupff und Walther wird er die Melodiefrage erledigt haben. Möglich ist, daß er in dieser Angelegenheit die letzte Entscheidung sich vorbehielt. „Ihr Herren versteht eure Musicam und eure Noten löblich, was aber der geistliche Sinn und das Wort Gottes ist, so glaube ich auch ein Wörtchen dabei mitreden zu dürfen", sagte er zu den genannten beiden Musikern, als diese 1524 drei Wochen lang bei ihm sich aufhielten, um die erste deutsche Messe zu bearbeiten. Am meisten umstritten ist noch immer die Frage um die Autorschaft des berühmtesten Liedes. „Mit dem Wurfe des Genius schuf Luther Wort und Weise für das Kriegs- und Siegeslied des Protestantismus: Eine feste Burg ist unser Gott!" So Moriz Carriere in seinem Werke „Renaissance und Reformation." Was nun den Text anlangt, so bezeichnet Bäumker dieses Lied als Psalmenlied; die Melodie

1) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886. Nr. 186 „Die Melodien des kathol. Kirchenliedes." Von R. von Liliencron.

aber hat ihre Motive im gregorianischen Choralgesang und zwar in Gesangstücken des V. Kirchentones.[1])

Somit kann wohl Luther wegen seiner unermüdeten Thätigkeit, das alte Kirchenlied im Sinne der neuen Lehre weiter auszubilden, umzugestalten und im Volke zu verbreiten, Vater des evangelischen Kirchengesanges genannt werden; Vater des deutschen Kirchenliedes ist er nicht.

Im Jahre 1524 erschienen die ersten lutherischen Gesangbücher: „Etlich christlich Lider, Lobgesang und Psalm, dem rainen Wort Gottes gemeß, auß der heyligen schrifft, durch mancherley hochgelerter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum tayl berayt zu Wittenberg in übung ist." „Enchiridion oder eyn handbüchlein, eynem yetzlichen Christen fast nützlich bei sich zu haben," „Geystliche gesangk Buchleyn", „deutsch evangelische Messe". Von jetzt an erschienen fast in jedem Jahre neue Gesangbücher. Böhme zählt bis zum Jahre 1537 im ganzen 17 und bis zum Ende des Jahrhunderts 52. Die Gesangbücher ohne Melodien, die verschiedenen Auflagen desselben Buches, die Einzelwerke sind hier nicht mit einbegriffen: ihre Anzahl ist eine ungemein große. Trotz der politisch-socialen Noth des 16. Jahrhunderts machte sich ein ganz außerordentlicher Trieb zum Singen geltend; vorzüglich waren Zech- und Liebeslieder, Balladen und historische Gesänge im Schwang. Diesen weltlichen Gesängen bemühte man sich geistliche Lieder entgegenzustellen. Katharina Zellin berichtet in der Vorrede zu ihrem Gesangbüchlein, Straßburg 1534: „Die weil dann nun so vil schandtlicher lider: von mann und frawen: auch den kindern gesungen werden inn der gantzen Welt: inn welchen alle laster buoberey und anderer schandtlicher Ding den alten und jungen fürtragen wirt: dünkt es mich ein seer guot und nutz ding zu sein: die ganz handlung Christi und unsers heyls inn gesang zu bringen: ob doch die leut also mit lustiger weiß und hellen stymmen irs heils ermanet möchten werden und der teuffel mit seynem Gsang nit also bey jnen statt hette."

Wie stand es auf katholischer Seite?

Die Bischöfe und Concilien betonten freilich bei jeder Gelegenheit, daß der gregorianische Choralgesang der liturgische

1) Monatshefte für Musikgeschichte. 1880. Nr. 10. S. 155.

Gesang der Kirche sei und bleiben müsse. Aber der Vortrag dieses Gesanges scheint an vielen Orten, namentlich auf dem Lande wo es an gebildeten Sängern fehlte, ein äußerst roher und wenig erbauender gewesen zu seyn. So wünscht z. B. das Provinzialconcil von Köln 1536, das Gebrüll solle die Recitation nicht unverständlich machen (ne boatus confundat recitationem); die Provinzialsynode von Trier 1549 schreibt vor, die Sänger sollten nicht so schreien als ob sie verrückt oder übermüthig wären. Da darf man sich nicht wundern, wenn Luther in seiner Lobrede auf die Musik von einem „wüsten, wilden Eselgeschrey des Chorals" spricht, wie man denselben in Stiften und Klöstern zu hören gewohnt sei. In Folge dessen kann Wizel in seiner Vorrede zum Hymnologium 1545 „die unmenschliche verachtung des Gregorianischen Gesanges unterm volck" constatiren.

An deutschen Liedern waren bis zum Jahre 1524 eine Menge erschienen; 1524 wurde der Hymnarius zu Sigmundsluft gedruckt mit Uebersetzungen von Hymnen in Versen, aber ohne Melodien. Das Verdienst, das erste deutsche Gesangbuch verfaßt zu haben, gebührt dem Stiftspropst Mich. Vehe 1537. Gleichzeitig erschien Wizels „Deutsch Betbuch". Nachdem bei den Protestanten die prachtvoll ausgestatteten Gesangbücher im Verlage von V. Bapst in Leipzig 1545 edirt waren, gab Joh. Leisentrit, Domdechant in Budissin (Bautzen) und seit 1560 Administrator des Bisthums Meißen, 1567 ein ähnliches, mit Holzschnitten und Zierleisten ausgestattetes, sehr umfangreiches katholisches Gesangbuch heraus. Diesen folgten dann 1574 die Tegernseer Gesangbücher, 1575 und 1576 das Dilinger, 1586 das Münchener, 1599 das Speierische Gesangbuch.

Im 17. Jahrhunderte nahmen die Gesangbücher und Liederdrucke immer mehr zu. „Abgesehen von den Bischöfen, welche die Diöcesangesangbücher einführten, waren es die geistlichen Orden, welche den deutschen Volksgesang pflegten und für dessen Verbreitung sich bemühten." (S. 37). Ihrer Thätigkeit sei hier noch kurz gedacht.

Die Jesuiten besorgten Gesangbücher 1619, 1623, 1625 und 1634 bei Peter von Brachel in Köln, ein „Psälterlein" vor 1630, verschiedene Liedersammlungen: 1605 „Rittersporn", 1630 „Paradeißvogel", Katechismus 1625, „Harpffen Davids" 1659, „Ehrenpreis" (1647), „Trutznachtigall" und „Güldenes Tugendbuch" von Spee 1649, Marianische Kirchenfahrt 1682, Davidische Harmonie 1659, „Nordstern" 1671. Die Benediktiner sind vertreten durch den Abt David Gregorius Corner, der das umfangreichste katholische Gesangbuch herausgab (1625, 1631). Von den Dominikanern ist der Minnesinger Eberhard Sar (1309) Verfasser des Marienlobes „Künde ich wol", Johannes Tauler († 1361) dichtete „Uns komt ein schif gefaren", Jakob Tietz „Ave ich grus dich edlen stam", Johann Dungscher gab

den Psalter (Trier 1621) heraus. Von den Cisterciensern lieferte Kethner 1555 eine Uebersetzung von Hymnen mit Melodien; den Augustinern gehört das s. g. Clausener Wallfahrtsbuch 1653, den Karmelitern die „Heilige Hertzensfrewd“; den Franziskanern unter welchen Thomas Murner († 1537) hervorragt, der „Seraphische Lustgarten“ 1635 und die „liebliche Kinder Cythar“ 1632. Von den Kapuzinern zeichneten sich aus Fr. Prokopius als Dichter von Marienliedern, und P. Martin von Cochem als Herausgeber von Gesangbüchern.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erhielt sich in den katholischen Gesangbüchern der alte vorreformatorische Melodienschatz, wenn auch die alten Weisen mehr und mehr modernisirt und corrumpirt wurden und neue süßlich sentimentale (schon in der Mitte dieses Jahrhunderts) hinzukamen. Manche vortreffliche Singweise bereicherte aber auch das Kirchenlied. „Erst im 18. Jahrhundert verschwindet das alte Erbtheil aus unseren Gesangbüchern, um ‚gelehrteren‘ Texten und ‚künstlicheren‘, vielfach nichtssagenden Singweisen Platz zu machen.“ (S. 39).

So liegen die Resultate der Hymnologie vor uns auf Grundlage des Bäumker'schen Werkes, über welches wir freudig das Urtheil eines protestantischen Gelehrten, dessen Namen in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat, R. von Liliencron (vgl. Allgemeine Zeitung 1886, Beilage Nr. 186) annehmen: „Die katholische Kirche besitzt nun für ihre Melodien bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts ein grundlegendes Werk sowohl für die wissenschaftliche Forschung als namentlich auch für daran sich schließende praktische Zwecke, wie die evangelische Kirche sich nicht rühmen kann.“ Zu praktischem Zwecke? Das Beste in Wort und Ton, was Kenner, Gebildete und Volk zugleich zu erfreuen und zu erbauen im Stande ist, soll gesammelt und dem deutschen Volke in Diöcesangesangbüchern oder in einem allgemeinen Gesangbuch geboten werden. Aus den verschiedenen Versuchen, für praktische Zwecke auszuwählen, zeigt es sich immer mehr, wie nothwendig es sei, nichts zu überstürzen; noch ist das letzte Wort in dieser Frage nicht gesprochen. Ut omnium rerum, sic etiam literarum intemperantia laboramus. Senec. ep. 106. Allzu große Vorliebe für das Alte kann leicht dazu verleiten, Lieder aufzunehmen in eine Sammlung, an welchen die Grammatik, der Sprachgebrauch, die Poetik viel auszusetzen hat. Das Lied, wie es uns geboten wird, soll so gestaltet seyn, daß es dem Inhalte nach in jeder Beziehung entsprechend, aber auch der Form nach correkt sei. Wenn dann auch noch die Melodie schön und würdig ist, dann erst ist das Lied es werth, in das Gesangbuch der Zukunft aufgenommen zu werden.

L.

Ein Beitrag zum Lügenkapitel „von der päpstlichen Herrschsucht."

(Aus Preußen.)

Im laufenden Jahre hat die preußische Staatsregierung thatsächlich dargethan, daß sie sich im Hinblick auf die wachsenden Gefahren der Gegenwart und Zukunft nicht länger der Nothwendigkeit endlicher Wiederherstellung des innern kirchenpolitischen Friedens verschließt. Sie hat zur Sühnung schweren Unrechts in anerkennenswerther Selbstverläugnung und nach vorheriger Verständigung mit dem römischen Stuhle in einem beim Landtage eingebrachten Gesetzentwurfe die Falk'sche Culturkampfgesetzgebung noch viel eingreifendern Abänderungen, als schon früher bewirkt waren, unterzogen und zugleich eine weitere Schlußrevision in nächste Aussicht gestellt. Dieser für das gesammte Staatsleben gleichwichtige Gesetzentwurf ist zwar gerade von der freiconservativen und der nationalliberalen Partei, die sich bei den Wahlen und mehr noch bei den Aemterbesetzungen stets als die einzigen Stützen der Regierung zu empfehlen verstehen, auf's eifrigste bekämpft, jedoch vom Landtage mit großen Majoritäten angenommen und nach erfolgter königlicher Sanktion mit Gesetzeskraft publicirt worden. Für die beiden strebsamen Parteien, deren Regierungsfreundlichkeit bekanntermaßen

durch bittere Kirchenfeindlichkeit überwogen wird, ist nur noch übrig geblieben, der versprochenen weiteren Revision mit allen Mitteln entgegenzuwirken und so den kläglichen Torso der Falk'schen Gesetzgebung zur ferneren Bedrückung und Lahmlegung der christlichen Kirchen und Bevölkerungen wo möglich zu retten.

Dieß unschöne Ziel glaubt man in gewissen Kreisen nicht besser erreichen zu können, als durch unablässiges Warnen der Staatsregierung vor der päpstlichen Herrschsucht, von der man sagt, daß sie unersättlich sei, auch keine ihrerseits gemachte Concession länger respektire, als die Zeitlage es gebieterisch erfordere.

Zur Widerlegung dieser letzteren Insinuation genügt die einfache Verweisung auf die Thatsache, daß alle bis heran stattgehabten Concordatsbrüche nur von den betreffenden Regierungen, nicht aber vom römischen Stuhle ausgegangen sind.

Was sodann dessen „unersättliche Herrschsucht" anlangt, so hat sich der glorreich regierende Papst Leo XIII. doch wohl längst die allgemeinste Anerkennung seiner friedliebenden und loyalen Politik erzwungen; er wird in der ganzen Welt als Friedensfürst geehrt und hat auch das ihm zugewandte hohe Vertrauen als Friedensvermittler vollauf gerechtfertigt.

Allein da heißt es dann, sein Amtsvorgänger Papst Pius IX. sei doch ein ebenso streit= als herrschsüchtiger Papst gewesen, und sein künftiger Nachfolger könne es wiederum werden; da bedürfe es denn gar nicht eines Zurückgreifens auf die Päpste des Mittelalters oder auf Kalchas, um der preußischen Regierung es zur Pflicht zu machen, auch ungerechte Waffen zur Abwehr künftiger Gefahren schlechterdings nicht aus der Hand zu geben.

Vorliegend kann darauf verzichtet werden, die tiefe Verwerflichkeit dieser Schlußfolgerung näher darzulegen, selbst wenn die Voraussetzung so wahr wäre, wie sie falsch ist. Zur richtigen Würdigung jener mit blinder Gläubigkeit weiter verbreiteten Anklagen gegen den hochseligen Papst Pius IX.

dürfte aber gerade jetzt die Feststellung eines charakteristischen Vorkommnisses angemessen seyn, über welches vielleicht nur noch der Verfasser dieser Zeilen genauere Auskunft zu geben vermag. Jenem Vorkommnisse liegt folgender Sachverhalt zu Grunde.

In der durch König Friedrich Wilhelm IV. oktroyirten Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 war durch die Artikel 12 bis 15, welche im Wesentlichen den Beschlüssen des Frankfurter Parlaments und den Vorberathungen der preußischen Nationalversammlung entsprachen, das Rechtsverhältniß der Kirchen und Religionsgesellschaften geordnet worden. Es ist dieß ohne jede Mitwirkung und ohne Widerspruch des römischen Stuhles oder des preußischen Episkopates geschehen und konnte so geschehen, weil die Rechtsgrenze zwischen Staat und Kirche grundsätzlich richtig gezogen war. Diese bei der Revision von 1850 wenig abgeänderten Verfassungsbestimmungen mußten denn auch, wie geschehen, zuerst abgeändert und schließlich kassirt werden, als durch die Falk'sche Culturkampf-Gesetzgebung die christlichen Kirchen- und Religionsgesellschaften zu Staats- und Polizeiinstituten degradirt werden sollten, während bekanntlich das Judenthum ungeachtet der wenig erfreulichen Früchte der Synagogen-Erziehung unangetastet verblieb.

Im Artikel 15 dieser oktroyirten Verfassungsurkunde war nun kurz und bündig und ohne jeden Vorbehalt bestimmt: „Das dem Staate zustehende Vorschlags-, Wahl- oder Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist aufgehoben." In den vom Minister der geistlichen Angelegenheiten veröffentlichten „Erläuterungen" vom 15. Dezbr. 1848 war hinsichtlich dieser Bestimmung ebenso bündig gesagt worden, daß sie die nothwendige Consequenz des im Art. 12 ausgesprochenen Grundsatzes sei, wonach die Kirchen und Religionsgesellschaften ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten. Nur bezüglich des Patronatsrechtes war zutreffend bemerkt, daß dasselbe bis zu der im Artikel 14 vor-

behaltenen Gesetzgebung in Kraft bleibe. In direktem Widerspruche hiermit erklärte dann aber derselbe Cultusminister Hr. von Ladenberg in einem Circularerlaß vom 1. März 1849, daß zwar von dem bisherigen Einflusse des Staats auf die Besetzung katholischer Kirchenämter Abstand genommen sei, aber doch nur „insoweit derselbe nicht entweder mit den noch näherer Feststellung bedürfenden Patronatsverhältnissen in Verbindung stehe, oder auf sonstigen speciellen Rechtsgründen beruhe, wobei vorzüglich die mit dem römischen Stuhle getroffenen Vereinbarungen in Betracht kämen.“ Dieser neu hervorgetretene Vorbehalt bezieht sich auf die Concessionen der Bulle de salute animarum, welche durch die Kabinets-Ordre vom 23. August 1821 als bindendes Statut der katholischen Kirche publicirt worden ist, sowie auf das nicht-publicirte Breve Quod de fidelium und bezüglich der Bischofswahlen. In jener Bulle ist nämlich (cap. XXI.) bestimmt, daß der Papst bei den bischöflichen Kirchen die Propsteien, sowie die in den ungeraden Monaten erledigt werdenden Domherrnstellen verleihen werde, „und zwar in derselben Art und Weise, wie bisher in Breslau geschehen ist.“ Die Dechanteien und die in den geraden Monaten erledigten Domherrnstellen sollen durch die Erzbischöfe und Bischöfe besetzt werden. Was nun den vorstehend in Bezug genommenen Modus der Besetzung des Breslauer Domcapitels anlangt, so bestand derselbe im Gegensatze zum alten Reichsrechte seit den Zeiten des Königs Friedrich II. darin, daß die Bezeichnung der Person vom Verleihungsrecht abgetrennt und in Form der Nomination auf den Landesherrn übergegangen war. Hiernach ernennt der König für diese Stellen, der Papst dagegen ertheilt auf Grund eines bischöflichen Tauglichkeitszeugnisses, wenn keine andern Bedenken vorliegen, die Verleihungsurkunde, in welcher der landesherrlichen Ernennung nicht gedacht wird.

Die Fortdauer dieses Verhältnisses wurde also ungeachtet der kategorischen Bestimmung des Art. 15 der Verfassungs-

urkunde in dem vorbezeichneten Ministerialerlaß behauptet. Seitens des preußischen Episkopates wurde dieselbe dagegen in der Denkschrift vom 1. Juli 1849 mit der Ausführung bestritten, daß die Krone Preußen durch jene Verfassungsbestimmung auf die weitere Ausübung jenes Rechtes feierlich verzichtet habe, mithin die unbeschränkte Ernennung durch den römischen Stuhl Platz greifen müsse, solange derselbe nicht eine anderweite Entschließung treffe. Die für die Krone Preußen wichtige Bestimmung des Breve Quod de fidelium über die Bischofswahlen ist von keiner Seite in Frage gestellt worden.

Der Erzbischof von Köln, Herr von Geissel, ist zuerst in die Lage gekommen, die Zulässigkeit jener ministeriellen Behauptung bezüglich der Domcapitel thatsächlich bestreiten zu müssen, begegnete aber dem Widerspruche des Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Er ersuchte daher den Verfasser dieser Zeilen, als er sich kraft seines Wahlmandats in das Abgeordnetenhaus begab, dem Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel eingehende Mittheilung von der Sachlage zu machen und dahin zu wirken, daß wo möglich ein offener Conflikt vermieden werde. Der Herr Ministerpräsident folgte meinem desfallsigen Vortrage mit sichtlichem Interesse und erklärte sofort, kein Bedenken zu tragen, seine persönliche Anschauung dahin auszusprechen, daß die Krone Preußen durch den Art. 15 der Verfassungsurkunde in der That auf das betreffende Recht Verzicht geleistet habe, da sie dasselbe verfassungsmäßig nicht mehr ausüben könne. Er fügte hinzu, über die ganze Angelegenheit sei im Staatsministerium noch gar nicht verhandelt worden; er werde sie dort alsbald zur Sprache bringen und nach acht Tagen dessen Beschluß mir mittheilen. Als ich dann bei ihm wieder erschien, erklärte er, daß zwar eine gewisse Meinungsverschiedenheit bestehe, aber keine, die zu einem bedenklichen Conflikte führen könne. Das Staatsministerium erkenne nämlich auch an, daß die Krone das ihr in der Bulle de salute animarum eingeräumte Recht

gegenüber der Bestimmung des Art. 15 nicht mehr ausüben könne, es bestreite aber, daß dieß Recht nunmehr, wie behauptet worden (?), auf die Bischöfe übergegangen sei. Das Ernennungsrecht derselben sei in der Bulle auf die Dechanteien und die in den geraden Monaten erledigten Domherrnstellen beschränkt, und durch den Wegfall des Kronrechts sei nur eine Aenderung hinsichtlich der sogenannten Papstmonate eingetreten; in dieser Beziehung müßte daher eine Verständigung mit dem römischen Stuhle herbeigeführt werden. Ich konnte meinerseits diese Meinungsverschiedenheit nur als eine berechtigte anerkennen und erstattete dem Herrn Erzbischof schriftlichen Bericht.

Während der Landtagssession hörte ich nichts mehr von dem weiteren Verlauf der Sache, erfuhr dann aber bei meiner Rückkehr nach Köln vom Herrn Erzbischof, daß die Staatsregierung durch ihren Gesandten die Angelegenheit dem römischen Stuhle zur Aeußerung und weiteren Entschließung vorgelegt habe, — und zwar, wie es scheint, mit dem Ausdruck des Wunsches, daß die Verzichtleistung rückgängig gemacht werden möge. Papst Pius IX. habe daraufhin die Erklärung abgegeben, daß es für ihn ohne Rücksicht auf den betreffenden Verfassungsartikel bei dem von seinem Amtsvorgänger Papst Pius VII. der Krone Preußen zugestandenen Rechte verbleiben solle. Die weiteren Verhandlungen führten schließlich zu einem Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Manteuffel an den Cultusminister vom März 1850, laut dessen der Cardinal-Staats-Sekretär Antonelli die officielle Erklärung abgegeben hat, daß der päpstliche Stuhl an eine einseitige Zurücknahme der in der Bulle de salute animarum und dem Breve Quod de fidelium enthaltenen Bestimmungen nicht denke, sondern die mit der preußischen Regierung eingegangenen Verträge so lange für bindend erachte, als nicht eine andere Vereinbarung getroffen worden sei.

Das also war das thatsächliche Verhalten eines Papstes,

dem die kirchenfeindlichen Parteien mit Vorliebe Herrschsucht und Mangel an Friedensliebe vorwerfen, um die Staatsregierung wo möglich von Friedensgedanken abzubringen.

Die ganze Angelegenheit wurde dann auch durch die revidirte Verfassungsurkunde formell geordnet, indem der neue Art. 18 bestimmte: „Das Ernennungs-, Vorschlags-Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist, soweit es dem Staate zusteht und nicht auf dem Patronat oder besondern Rechtstiteln beruht, aufgehoben. Auf die Anstellung von Geistlichen bei dem Militär und an öffentlichen Anstalten findet diese Bestimmung keine Anwendung." Diese besondern Rechtstitel sind auch während der ganzen Culturkampf-Gesetzgebung, welche über die staatlichen Verpflichtungen aus der Bulle de salute animarum, insbesondere über die Dotationspflicht des Staates durch das sogenannte Brodkorbgesetz rücksichtslos hinweggeschritten ist, Seitens des Papstes Pius IX. wie seines Nachfolgers unentwegt respektirt worden — auch dann noch, als dieser Artikel 18 zur Beseitigung des darin im Allgemeinen anerkannten freien kirchlichen Stellenbesetzungsrechtes durch das Falk'sche Gesetz vom 18. Juni 1875 cassirt worden war.

Die Vergangenheit rechtfertigt hiernach wahrlich nicht das von den kirchenfeindlichen Parteien aufgerufene Mißtrauen, sondern gebietet vollstes Vertrauen in die Loyalität des römischen Stuhles.

Dr. P. R.

LI.

Neu=Rom.

I.

Es war im Spätherbst, als ich den Eilzug bestieg, der so rasch als möglich mich nach Rom bringen sollte. Nur wenige Reisende fuhren mit; die bunten Schaaren, welche wenige Monate zuvor von allen Seiten her sich herangedrängt und nach dem Süden, zu den Alpen, nach Tirol, der Schweiz und dem Meere geeilt waren, hatten zum großen Theile längst wieder die Heimath aufgesucht, und sich bereits angeschickt, in der traulichen, behaglich durchwärmten Stube das Gesehene und Erlebte noch einmal in der Erinnerung und in Erzählungen zu durchleben. Der große Centralbahnhof in München mit seinem Gewühle von Ankommenden und Abgehenden war stiller geworden; in der Franzensveste, wo die Züge von Nord, Süd und Ost sich begegnen, und slavische, italienische, englische Laute zugleich mit der deutschen Sprache an unser Ohr klingen, war es so öde und einsam, wie vor zwanzig Jahren, als der Schienenstrang sich noch nicht durch diese Wildniß hinzog; nur der Pfiff der Lokomotive und der gleichmäßige Schall des Regenwassers, das in die Dachrinne floß, unterbrach das Schweigen in dieser engen, nebelumflorten Schlucht.

Beim Austritt aus den Bergen ward der Charakter der Landschaft weniger winterlich und trübe; das Auge erblickte

hie und da das frische Grün der jungen Saaten, das absterbende Laub der Wälder hatte einen bunten Teppich über die Berghalden gelegt, und die dunklen Fichten gaben den mannigfachen gelben, rothen, braunen, mattgrünen Farben desselben eine kräftige Schattirung. Manchmal brach ein Sonnenstrahl durch die Nebel, die über dem Thale hinwallten, die Wellen im Flusse glänzten in hellem Schein und der Anblick ward heiterer, aber es währte nicht lange; das Gewölke ballte sich wieder zusammen, verfinsterte die Sonne und wieder war der Himmel trübe und grau. Die sonnigen Tage waren vorüber, der Winter kommt seine Herrschaft anzutreten, und der Nebel träufte wie Thränen von den dichten Tannenwipfeln. Der Spätherbst bringt in die Natur und in den Menschen eine eigenthümliche Stimmung; wenn, wie Dante einmal sagt, die Bäume, Blatt für Blatt, Alles der Erde wiedergeben, was sie von ihr empfangen haben, der Geruch des absterbenden Laubes an den kommenden Winter mahnt und die Novemberstürme welke Blätter, diese Zeichen der Vergänglichkeit vor uns hinwehen, da ziehen ernste Gedanken in unsere Seele ein. Mag auch die Sonne scheiden, sie hat ja nicht umsonst geleuchtet; in ihrem warmen Scheine sind die Früchte herangereift auf den Aeckern, den Menschen zur Nahrung, haben sich an den Aesten der Bäume die Wangen des Apfels geröthet, hat an den Abhängen der Berge die Rebe ihre feine duftige Blüthe getragen und mit goldgelben und blutrothen schwer herabhängenden Trauben sich bedeckt. Wenn es nur auch in unserem Leben immer so wäre! Da könnte man getrost seyn, wenn unsere Lebenssonne untergeht; sie hat ja dann nicht umsonst geleuchtet, wenn das Leben ein Baum war, an dessen Früchten sich so mancher Geist gelabt, der so manche Seele erquickt, unter dessen Zweigen so manches müde und bedrängte Herz kühlenden Schatten empfunden! Da könnte man, aber in einem unendlich höheren Sinne, sagen: Non omnis moriar. O quam breve festum est haec mundi gloria! ruft ein alter Schriftsteller aus. So viele welken

LI.

Neu-Rom.

I.

Es war im Spätherbst, als ich den Eilzug bestieg, der so rasch als möglich mich nach Rom bringen sollte. Nur wenige Reisende fuhren mit; die bunten Schaaren, welche wenige Monate zuvor von allen Seiten her sich herangedrängt und nach dem Süden, zu den Alpen, nach Tirol, der Schweiz und dem Meere geeilt waren, hatten zum großen Theile längst wieder die Heimath aufgesucht, und sich bereits angeschickt, in der traulichen, behaglich durchwärmten Stube das Gesehene und Erlebte noch einmal in der Erinnerung und in Erzählungen zu durchleben. Der große Centralbahnhof in München mit seinem Gewühle von Ankommenden und Abgehenden war stiller geworden; in der Franzensveste, wo die Züge von Nord, Süd und Ost sich begegnen, und slavische, italienische, englische Laute zugleich mit der deutschen Sprache an unser Ohr klingen, war es so öde und einsam, wie vor zwanzig Jahren, als der Schienenstrang sich noch nicht durch diese Wildniß hinzog; nur der Pfiff der Lokomotive und der gleichmäßige Schall des Regenwassers, das in die Dachrinne floß, unterbrach das Schweigen in dieser engen, nebelumflorten Schlucht.

Beim Austritt aus den Bergen ward der Charakter der Landschaft weniger winterlich und trübe; das Auge erblickte

Gedanken des Berufes, der die ermattenden Kräfte stählt, und alle Einflüsterungen der natürlichen Verzagtheit und eines thatenlosen Kleinmuthes gleich einer bösen Versuchung zurückweist.

Und noch ein Gedanke bewegte mich mehr als je während meiner einsamen Reise; die Erinnerung an meine erste Romfahrt vor fünfundvierzig Jahren. Was ist nicht Alles seitdem geschehen, welche großen, gewaltigen, welterschütternden Ereignisse liegen nicht dazwischen, die das Angesicht von Europa geändert, mehr als ein Blatt in der Weltgeschichte umgeschlagen und manches mit blutiger Schrift beschrieben haben! Reiche wurden seitdem gegründet, und Reiche sind zerfallen, Scepter sind gebrochen, gar mancher Herrscher ward entthront. Und im Geistesleben der Völker, wie viele Systeme wurden aufgestellt und sind längst vergessen, wie oft hat die öffentliche Meinung ihre, wie sie wähnte, unfehlbaren Aussprüche gewechselt, wie sind Jene, die auf der Strömung des Tages schwammen und glänzten und schimmerten und bewundert wurden, längst dahin und vergessen, wie vieles Unrecht ist geschehen, das aber auch hier auf Erden schon seinen Rächer gefunden! Seine weltliche Herrschaft hat seitdem der Papst verloren, aber sein Ruhm unter den Völkern ist größer als je; schwere Stürme sind seitdem hereingebrochen über die Kirche, und schon hatten die Feinde sich bereit gehalten, der zum Tod gehetzten die Inschrift auf den Leichenstein zu schreiben voll Haß und Hohn; aber der Herr war mit ihr mitten in der Trübsal und er hat bewiesen vor dem Angesicht von Himmel und Erde, daß sein allmächtiger Arm ausgestreckt ist über sie für und für.

„Jetzt ist es eine Freude zu leben," haben die Verfolger triumphirend gerufen; sie hatten Recht; aber es war der Ruf eines Bileam, und sie verstanden ihn nicht. Dank, unendlichen Dank dem großen Gott, der uns noch im Leben diese Freude bescheerte; ja, es ist eine Freude, katholisch zu leben.

All' die Riesen sind nur Zwerge,
All' die Herrn nur arme Knechte;
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte.

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben

II.

In Verona und Florenz brachte ich einige Stunden zu, um von der ermüdenden Fahrt zu ruhen, die steif gewordenen Glieder zu recken, in vollen Zügen die bereits winterlich kühle Luft zu trinken und die Lunge wieder zu erfrischen, welche ohne Unterlaß den widerlichen Qualm der unsäglich schlechten italienischen Regiecigarren einzuathmen hatte. In Florenz eilte ich hinauf nach S. Miniato, wo die alte Basilika gleichen Namens steht neben der einfach schönen Kirche der Kapuziner, welche Michel Angelo „la bella villanella" genannt hat, von wo aus ein großartiger Blick über die Stadt und umliegende Landschaft sich öffnet. Es war ein reicher, herrlicher, sonnenbeglänzter Fleck Erde, der hier vor mir lag; jenseits im Norden begrenzte das alte Fiesole den Horizont,

Von dem ein Volk vor Alters niederstieg,
Das nach dem Berg und Schieferfels noch artet;

im Westen ragten die schneebedeckten Gipfel des Monte Fallerone und Prato magno empor. Die malerischen Formen der Festungswerke, die hier oben Michel Angelo in Eile erbaut hatte, um die Stadt gegen die Medicäer zu schützen, die altersgrauen Mauern, welche die Höhen hinauf und hinab sich hinziehen, wenden den Gedanken des Beschauers der Vergangenheit zu, und lassen die großen Männer früherer Jahrhunderte, die von hier ausgegangen sind, vor unserem Geiste vorüberziehen. Was Athen für Griechenland, das war Florenz für das neuere

Europa; Dante und Michel Angelo haben sie groß gemacht, diese kleine Stadt, größer als ganz Rußland, das von Meer zu Meer herrscht. Während in Venedig alle Bestrebungen dem Handel und der Schiffahrt sich zuwandten, Rom durch die Uebersiedelung der Päpste nach Avignon des Hauptes beraubt zur traurigen Einöde geworden war, und noch lange die Nachwehen seines schweren Schicksales empfand, und Neapel die Beute fremder Eroberer wurde, zählte Florenz eine Reihe glänzender Namen unter seinen Bürgern, die auf den verschiedenen Gebieten der Literatur und Kunst bahnbrechend wurden. Und gerade das einträchtige Zusammengehen des Priesterthums mit dem Bürgerthume war es, was die schönsten Denkmäler geschaffen, den Dom, Santa Croce und Santa Maria Novella, die „Braut" Michel Angelos, wie den Palast des Podestà und den Palazzo Vecchio.

Die gegenwärtige Regierung weiß wohl, was sie an diesen monumentalen Werken besitzt. Darum unterhält sie dieselben nicht bloß in ihrem baulichen Zustande, sondern sucht sie auch zu vervollständigen, wie z. B. durch Ausbau der Façade am Dome. Doch dabei hat sie mehr das künstlerische und nationale als religiöse Interesse geleitet. Sie will eben dadurch beweisen, daß Neu-Italien keine andere Aufgabe sich gesetzt habe, als an die großen Traditionen der Vorzeit wieder anzuknüpfen, das italienische Genie zu wecken und ein neues „Rinascimento" hervorzurufen, wie es das Cinquecento gesehen. Doch die Werke, welche es selbst geschaffen, beurkunden vor aller Welt den Verfall Italiens auch auf dem Gebiete der Kunst; eine gewisse ererbte Technik ist allerdings den meisten seiner Künstler noch geblieben, aber guter Geschmack, ein feinsinniger Geist spricht nicht aus ihnen. Der ächte Künstler arbeitet eben „mit dem Kopf, nicht mit den Händen", wie einmal Michel Angelo in seinen Briefen sagt. Darum ist der Künstler auch darin Gott ähnlich, daß er den Menschen nach seinem Bilde schafft. Wie sollten darum kleine Seelen, niedrige Geister Großes schaffen können?

Ueber die Colossalstatue Dante's auf dem Platze vor der Kirche Santa Croce in Florenz haben berufene Kunstkritiker bereits ihr Verwerfungsurtheil ausgesprochen. In einer theatralischen Pose steht der mannhafte Dichter, der ernste Denker, da. In der Rechten hat er ein schön gebundenes Exemplar der Divina Commedia, die Linke ist mit dem Mantel beschäftigt, den Kopf wendet er seitwärts mit einem Ausdrucke, als besänne er sich auf seine Rolle; denn ein Schauspieler, ein ächter und rechter Komödiant ist diese riesenhaft große Figur, die vor uns steht. Zu seinen Füßen sitzt ein Adler, mit fleißig ausgeführtem Federwerk angethan, und aus derselben Menagerie kommen die vier Löwen, welche die Schilder halten, auf denen des Dichters andere Werke, die Monarchia, das Convito, das Buch de vulgari eloquio und die Vita nuova verzeichnet sind. Der Künstler hat sich alle Mühe gegeben, die Eigenthümlichkeiten des Löwenfelles, die glatten und rauhen Partien der Haut und Mähne im kostbaren Marmor nachzuahmen, ohne jede Rücksicht auf die stilistischen Anforderungen — ein Beweis gänzlicher Unfähigkeit für künstlerische Auffassung und Darstellung. In Florenz, wo man täglich einen schildhaltenden Löwen, den Marzocco, das Werk Donatello's, sehen kann, sollte man denn doch eine solche Armuth nicht auf einem der schönsten Plätze ausstellen.

Auch der Aufbau des ganzen Denkmales ist von schlechter Wirkung. Im Zusammenhalt mit dem Colossalbilde Dante's schwinden die Löwen, wenn gleich in Lebensgröße ausgeführt, zu Pudelhunden zusammen; statt der Statue zur erhebenden Folie zu dienen, sind sie eher geeignet Lachen als Bewunderung zu erregen. Nur mit Widerwillen konnte ich dieses Werk ansehen, das ganz Italien zur Centenarfeier seines großen Dichters in gemeinsamer Begeisterung als ein Nationaldenkmal errichtet hat, an dem darum auch die Wappen seiner durch Größe und Geschichte bedeutendsten Städte prangen.

Noch ärger ist die Verirrung bei dem Grabdenkmale des Dichters in Santa Croce; ein brutaler Marmorhaufen steht

vor uns mit zwei bauernhaften Weibern um einen schülerhaft gearbeiteten Dante. Auch der Aufbau des Erzabgusses des David von Michel Angelo auf dem Platze von S. Miniato ist verfehlt; man hat um den Sockel dieser Riesenfigur die allegorischen Gestalten von den Medicäergräbern gelegt; bei der Größe des Platzes sowie durch das Riesenhafte des Standbildes wird die Wirkung wesentlich beeinträchtigt.

Immerhin könnte man bei den erwähnten Kunstwerken doch auch der Technik einige Anerkennung zollen; aber beim Anblicke des Reiterbildes Viktor Emmanuels auf der Piazza Brà in Verona, das ihm von der „Patria independente, libera, una", wie die Inschrift lautet, errichtet wurde, müssen wir selbst darauf verzichten. Wer auch nur einmal die schöne Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel auf dem Capitol zu Rom gesehen, wie er so leicht, so edel, so frei auf dem kräftig ausgreifenden Pferde sitzt, und dann diese Gestalten von Roß und Reiter betrachtet, roh, plump, ohne Schwung noch Phantasie, der ist außer Stande, wäre er auch der größte Freund Italiens, der Entwicklung der Kunst in diesem Lande eine günstige Prognose zu stellen.

Es ist jedoch nicht schwer, den Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung zu erkennen. Die Kunst lebt vom Ideale; wer dieses zerstört, tödtet auch die Kunst. Als Neu-Italien, um seine Pläne desto leichter durchführen zu können, die Religion bekämpfte, unthätig und selbst nicht ohne eine gewisse Schadenfreude zusah, wie Literaten, oft aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, die kirchlichen Institutionen, Uebungen und Lehren zum Gegenstand ihres Spottes wählten und die heiligsten Gefühle der Katholiken verletzten, da begann der Verfall; denn alle Kunst, hat einmal Winckelmann gesagt, stammt aus Gott, und in ihm schauen wir die Urbilder alles Schönen. Im Glauben empfing das gesammte Volk seinen Antheil am Ideal; wo jener zerstört wurde, sank auch dieses dahin, und so erklärt sich die in erschreckender Weise um sich greifende materialistische Gesinnung, welche die Besseren der

Nation, die noch einen Sinn für das Höhere sich bewahrt haben, mit Trauer und Besorgniß erfüllt. Schmerzbewegt fragten sich so oft in den jüngst vergangenen Jahren die wahren Patrioten, woher dieser reißend schnelle Niedergang unserer Nation, dieser immer tiefer sinkende Stand der Sittlichkeit, diese allgemeine Jagd nach Gewinn, diese krankhafte Hab- und Genußsucht ohne jeden höheren Gedanken, dieses fast gänzliche Verschwinden aller Achtung vor dem Gesetze, aller Auctorität und Pietät? „Wir müssen unser Volk wieder moralisiren“, das ist das gemeinsame Ergebniß ihrer Erwägungen. Aber wie soll dieß geschehen, und durch welche Mittel? „Die Botschaft hör' ich wohl, doch fehlt der Glaube“, möchte da Mancher aus ihrer Mitte sprechen. Eine unheilvolle Skepsis ist gerade in die Kreise der Universitätslehrer und Männer der Wissenschaft eingedrungen, und hat hier wie ein fressendes Gift die Geister gelähmt und allen höheren Aufschwung unmöglich gemacht. Woher soll da die Rettung kommen; der Zweifel weiß nichts, will nichts, schafft nichts, er kann nur zerstören, zersetzen, tödten; wie soll das Leben kommen aus dem Tode?

Dazu kommt eine andere, höchst beklagenswerthe Erscheinung in der neueren Geschichte Italiens, welcher bis jetzt viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, die aber schwer in's Gewicht fällt, wenn wir die gegenwärtige Lage dieses Landes verstehen und in ihren Ursachen erkennen wollen. Es ist dieß die große Anzahl der „Sfratati“ und „Spretati“, der ausgesprungenen Mönche und abgefallenen Priester; man spricht weniger von ihnen, die Einen nicht, weil ihr Dasein eine Art von Anklage bilden könnte gegenüber dem früheren italienischen Klerus — doch wo war einer in der Welt, der keine Judasse unter sich zählte; die Andern nicht, weil gerade sie der Revolution die besten Bundesgenossen und Werkzeuge geliefert haben. Nicht Wenige von ihnen befinden sich in hohen Stellungen und einflußreichen Aemtern, oder wirken vom Lehrstuhle aus auf das heranwachsende Geschlecht. Wer

doch der Befehlshaber des Heeres, das am 20. September 1870 durch die Bresche der Porta Pia in Rom eindrang, General Cadorna, aus den Reihen des Klerus hervorgegangen, und die Hymnen, welche einen teuflischen Haß gegen Christus und seine Kirche athmen, hat ein ehemaliger Priester gedichtet. Wer wollte sich auch darüber wundern? Das Gewissen in ihnen ist noch nicht todt, es schläft nur; jede Erscheinung der Kirche in der Oeffentlichkeit, jede That des Glaubens, den sie verlassen und verrathen haben, weckt es wieder auf und erinnert sie mit unsäglichem Schmerze an ihr Verbrechen und an ihr entsetzliches Unglück.

Als Euhemeros den Griechen den Glauben an ihre Götter geraubt hatte, als in Rom die Auguren nur lächelnd sich begegnen konnten, da war es auch vorüber mit den Idealen. Die Freiheit ward in Fesseln geschlagen, Rom und Athen wurden käuflich, und die Kunst sank herab zur Hetäre. Den Glauben, den Geist ihrer Väter hatten die Söhne verloren, darum verstanden sie auch nicht mehr, was diese geschaffen. Nicht Schulen noch Kunstkritik sind im Stande, ein ächtes Kunstwerk hervorzubringen; ist die Herzwurzel des Lebens faul, die aus dem Ewigen und Unendlichen seine Nahrung empfängt, dann ist alle gelehrte Theorie und Zergliederungskunst nicht mehr im Stande, dem Leichname Leben einzuhauchen. Es sind dieß Zeiten, in denen der Grundsatz sich bildet, den Zonaras dem Kaiser Tiberius in den Mund legt: „Wenn ich gestorben bin, mag die Welt in Flammen aufgehen.“ [1]) Aehnliches sehen wir jetzt in Italien. Täglich stehen die unsterblichen Werke ihrer großen Ahnen den Künstlern vor Augen, aber sie verstehen sie nicht mehr; „ihr Sinn ist zu, ihr Herz ist todt“; Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Darum sind die meisten Kunstschöpfungen der Gegenwart in Italien so arm, so leer an Inhalt, so wenig befriedigend. Die Religion ist denn doch das Wesenhafte, der Lebenskern,

---

1) XI. p. 443. Après nous le déluge!

die Alles durchdringende Herzenskraft im Leben der Völker. Alle Perioden, in denen dieser religiöse Sinn mächtig ist, sind auch groß und fruchtbar für die Kunst; wo dieser erloschen und der Unglaube herrscht, da ist auch die Lebensquelle vertrocknet, aus welcher alles künstlerische Schaffen sich befruchtet. Die Technik mag noch bleiben; aber sie ist ein Leichnam, aus dem die Seele entwichen; darum läßt sie uns kalt.

Diesen großen Unterschied, ja Gegensatz zwischen Einst und Jetzt erkennen freilich nur die Wenigsten unter den Reisenden, die Jahr für Jahr über die Alpen ziehen. Es sind dieß nicht bloß Jene, welche ohne Theilnahme und verständnißlos unter diesen Kunstwerken umherstehen, Säulen, Gewölbe, Altäre, Statuen, Bilder mit flüchtigem Blicke betrachten und wieder weggehen, müde aber zufrieden und froh, daß sie ihr Tagewerk nach Bädeker oder Murray verrichtet haben. Diese sollte man überhaupt von einem solchen beschwerlichen, unfruchtbaren und zeitraubenden Geschäft entbinden, und eher in ein Wachsfigurenkabinet, als in die Uffizien schicken. Anderen dagegen mangelt es wohl nicht an Verständniß für die Erhabenheit der Architektur, die edle, in reinstem Ebenmaß abgewogene Gliederung des Baues; sie bewundern den Ausdruck tiefempfundener Gefühle in den Gemälden, die lebensvollen Gestalten, die der Meißel des Bildhauers geschaffen; aber das Letzte und Tiefste, was eigentlich das Erste seyn sollte für den beurtheilenden Blick des Beschauers, bleibt ihnen verschlossen.

Warum ist denn dieß Alles geschaffen worden, und wozu? Doch nicht bloß zu ästhetischer Augenweide und rein künstlerischem Genusse; dafür hätte jene Zeit, so reich sie auch war, weder die materiellen Mittel geboten, noch die Kraft der Ausführung in sich gefunden. Wo also liegt das energische Princip, das so Schönes und so Gewaltiges in's Leben rief? Diese Frage haben wir zuerst und vor Allem zu beantworten, wollen wir das volle Verständniß dieser Werke gewinnen. Oerstedt schrieb einst ein anregendes Buch über

den „Geist in der Natur;“ ein ähnliches über den Geist in der Kunst wäre noch zu schreiben. Solche Kunstfreunde, wie die eben erwähnten, gleichen den Naturschilderungen, die zwar über die rohe Materie sich erheben, wo das Auge offen ist, um die mannigfachen Formen, Bildungen und Lichtwirkungen in der Landschaft zu erkennen und naturwahr darzustellen, die sich aber nie gefragt haben, was soll denn alles dieß, und was spricht denn aus allem dem?

Ein Naturgemälde, ist es auch von einem Adalbert Stifter entworfen, dessen Auge nichts entging und dessen Griffel Zug für Zug eine Landschaft vor dem Geiste des Lesers darzustellen verstand, genügt uns darum doch nicht; ja es ermüdet auf die Dauer und läßt uns unbefriedigt. Wir wollen verstehen, was hinter diesen Erscheinungen steht, und sie aus sich herausgesetzt, das geistige Princip kennen lernen, das sie beherrscht und durchdringt und ordnet; erst wenn die Natur als eine gedankenreiche, inhaltvolle Symbolik großer Ideen uns erscheint, dadurch Zusammenhang und Leben gewinnt, beginnen wir, allerdings nur ahnungsweise und in schwachen Umrissen, ein Verständniß zu gewinnen, das uns durch die bloße Erscheinung hindurch zum Grunde derselben und in ihr eigentliches Wesen dringen läßt. Dasselbe gilt von den Gebilden der Menschenhand. Denn die Natur ist Gottes, und seiner Weisheit Werk; darum nannten die Alten die göttliche Idee, welche der sichtbaren Schöpfung zum Vorbilde diente, „ars“; darum ist die Welt das höchste Kunstwerk. Und der Künstler ahmt nur nach, was er in diesem Gotteswerke schaut, und sucht es nun seinerseits zur Darstellung zu bringen. Darum hatten die Alten Recht, wenn sie Nachahmung der Natur als das Wesen der Kunst bezeichneten; aber nicht der empirischen, mangelhaften, unvollkommenen, sündhaften Natur, sondern der Natur, wie sie Gott wollte, und als Ideal in seinem Geiste wohnt.[1]) Daher der unlösbare

1) Göttl. Komödie, Parad. I. 103:

Die Dinge sammt und sonders stehen

Zusammenhang zwischen Kunst und Religion. Ein christliches Kunstwerk wird daher der nie begreifen, dem der christliche Gedanke fremd geworden ist. Beiden ergeht es, um ein Bild des hl. Augustinus hier anzuwenden, wie einem des Lesens Unkundigen; wohl mag er die Pracht der Farben und die Zierlichkeit der Schriftzüge bewundern, aber er versteht nicht, was diese besagen wollen. So bleibt auch das Buch der Natur für sie verschlossen, das christliche Kunstwerk bleibt für sie eine Hieroglyphe. Niemand wird leugnen wollen, daß in der Neuzeit große und auch schöne Bauten entstanden sind; aber wie wenige sind darunter, die nicht dem gemeinen Nutzen, sondern einem höheren Gedanken zum Ausdrucke dienen? Der Vater der Beatrice, Folco Portinari, der die schöne Kirche S. Maria Novella erbauen ließ, war nur Einer von den vielen Donatoren, in denen hohe Gottesliebe mit feinsinnigem Kunstverständniß sich verband; sie haben die italienische Halbinsel mit Werken von classischer Schönheit und überwältigender Größe bedeckt.

III.

Höflich waren die Toscaner auch dießmal gegen mich, wie sie es immer und gegen Jeden sind. Als ich am späten Abend in Pisa einige Zeit auf den Zug warten mußte, der mich über Cività-Vecchia nach Rom bringen sollte, knüpfte Einer der niederen Bahnbediensteten ein Gespräch mit mir an. Die Rede kam bald auf dieses, bald auf jenes; er fragte mich zuletzt um meine Heimath, nannte auch die seine, Ferrara, wie die seines nebenanstehenden Collegen, Lucca, und setzte, wie dieß bei dem tief eingewurzelten Lokalpatriotismus der Italiener seit Jahrhunderten Sitte ist, die Vorzüge jener Stadt aus-

In Ordnung unter sich, und eben sie ist
Die Form, durch die das Weltall Gott wird ähnlich.

Cf. Augustin. Confess. X, 34: Pulchra trajecta per animas in manus artificiosas, ab illa pulchritudine veniunt, quae super animas est. Ebenso Vasari, I. 19.

einander, wodurch sie diese weit übertreffe. Um ihn in seiner Meinung zu bestärken, führte ich ein italienisches Sprichwort an, das man den Lucchesen in den Mund legt. Um ihre Heimath befragt, sollen sie nämlich immer, wenn sie die Stadt Lucca nennen, beifügen: „Ma sono dappertutto buoni e cattivi“ (Ueberall gibt es Gute und Schlimme). Herzlich lachte jetzt mein Mann aus Ferrara, und die Umstehenden, auch der Lucchese, lachten mit. Das Gespräch wurde dann ernster, ich sprach von Tasso, der so viele Jahre in Ferrara gelebt und gelitten hatte. Sichtlich erfreut über meine Bekanntschaft mit dem großen Dichter, ließ der Ferrarese mich nun nicht mehr los, und überhäufte mich mit Artigkeiten. Es ging gegen Mitternacht, aber er ließ es sich nicht nehmen, mich bis zu den Wagen hinauszubegleiten und dem Zugführer angelegentlichst mich zu empfehlen. „Questo Signore è un dotto, sa“! (das ist ein Gelehrter, verstehst du) bemerkte er ihm, gib ihm ja einen guten Platz. Ich bekam ein Coupé, in dem ich nur einen einzigen Gefährten hatte, einen jungen Mann, der in das englische Colleg nach Rom reiste, um da sich für das Priesterthum vorzubereiten; so blieb ich ungestört die ganze Nacht hindurch. Unmittelbar vor Abgang des Zuges kam mein neuer Freund noch einmal zu mir her und fragte mich, ob mir nichts fehle und ich gut aufgehoben sei. Mit einem herzlichen Händedruck dankte ich ihm.

Die Deutschen sind in diesem Augenblicke das bevorzugte, halb bewunderte, halb beneidete Volk in Italien. Auf dem Wege von Florenz nach Pisa fuhr ein Offizier der Bersaglieri mit mir im Wagen; diese bilden die Elite der italienischen Truppen, und haben das Vorrecht, die Königswache am Quirinal in Rom zu beziehen. Der junge Mann trug untadelhaft schwarzglänzende Glacéhandschuhe zu seiner mit Gold und Stickereien überladenen Uniform, und da es regnerisch aussah, war er nebst dem Säbel mit einem Regenschirm bewaffnet. Wir sprachen von Pisa und seiner Geschichte; die Episode von Ugolino aus der Göttlichen Komödie kannte er

wohl, wie es aber kam, daß der Graf della Gherardesca in so furchtbarer Weise das Opfer der politischen Parteikämpfe wurde, was seinen Gegner antrieb und wie es diesem später erging, davon hatte er nie etwas gehört. Auch die Geschichte der kleinen Städtchen, die am Wege lagen und in dem italienischen Mittelalter eine nicht unbedeutende Rolle spielten, wie San Miniato bei Tedeschi, Montelupo mit dem gegenüberliegenden Caprona u. s. f. kannte er nicht. Er war nicht wenig erstaunt, daß die Deutschen die Geschichte seines Landes besser kennen als er, der Eingeborne, und war ehrlich genug, dieß auch einzugestehen. Und doch genügt es in dem gegebenen Falle, nur einige Chronisten oder Commentare zu Dante gelesen zu haben.

Beide Erscheinungen, sowohl die Hochachtung wissenschaftlicher Bildung bei dem niederen Bahnbediensteten wie die Unwissenheit in historischen Dingen bei dem Offizier, sind charakteristische Erscheinungen in Italien. Jenes beweist uns, daß Italien ein Land uralter Cultur ist, und ein gewisser Sinn für höhere Bildung, bis zum einfachen Volk herab, noch nicht ausgestorben, daß schöne Anlagen und eine reiche Begabung in diesem Volke schlummern; aus diesem erkennen wir, daß gründlicher Unterricht, wissenschaftliche Bildung, Fleiß und reges Streben selbst dort fehlen, wo mit Recht es gefordert werden kann. Es mag seyn, daß die lebhafte, effektvolle, feurige und bewegliche italienische Jugend den oft pedantischen Ernst und Formalismus unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens nur schwer ertragen würde; aber ein Bischen deutsche Festigkeit und Zucht würde den Italienern sicher nicht schaden. Und wer das Italien vor der neuen Aera kannte, mochte manchmal das nach unseren Begriffen viel zu milde Verhalten der Lehrer ihren Zöglingen gegenüber bedauert und sich erzürnt haben, wenn er die Beobachtung machen mußte, daß Viele aus der Jugend unerzogen und ungezogen sich zeigten.

Jetzt ist aber das Uebel viel ärger geworden. Jetzt fehlt es nicht bloß an einer festen Hand, welche es vermag,

die religiös-sittlichen Principien tief in die jugendlichen Seelen einzupflanzen, sie durch lange Schulung und Uebung zur zweiten Natur werden zu lassen und so einen starken unverwüstlichen Grund zu legen für das gesammte religiöse und bürgerliche Leben des zukünftigen Geschlechtes; jetzt sind die religiösen Principien in den Staatsschulen vergessen, ja nicht bloß vergessen, sondern selbst bekämpft. Was an ihre Stelle treten soll, weiß uns so recht eigentlich keiner der modernen italienischen Staatspädagogen zu sagen. Man kann ja zugeben, daß vordem der Unterricht sowohl seiner Breite wie Tiefe nach Manches zu wünschen übrig ließ. Diesem Mangel hat die Regierung zu steuern gesucht, und nöthigt selbst jene, welche als „analfabetici" zum Heere kommen, lesen und schreiben zu lernen. Das wäre an sich keineswegs verwerflich, vielmehr recht lobenswerth; was aber nebenbei gelehrt wird, ist vom Uebel, und kann nur dazu dienen, die Nation sittlich zu schwächen. —

Der Tag graute, als ich bei Cività-Vecchia das Meer sah; es stürmte stark, und Alles versprach einen trüben, regnerischen Tag. Ich war froh in dem Bewußtseyn, nach wenigen Stunden in der ewigen Stadt anzukommen. Wie war das ganz anders in früheren Zeiten, wenn der Romfahrer, der von Norden her über Viterbo, Ronciglione, Monterosi bei Baccano von dem nahen Hügel aus mit einem Male die ganze Umgebung von Rom erblickte! Gen Osten schaute er die Hügel Umbriens und die im Frühling noch schneebeglänzten Spitzen des Sabinergebirges, weiter gegen Süden den Monte Gennaro, die Albanerberge mit den Städtchen Frascati und Marino und mitten darin, über Monte Mario empor ragend, die Kuppel von Sanct Peter. Fromme Pilger fielen da auf ihre Kniee, und auch der moderne Mensch fühlt sich mächtig ergriffen in solcher Stunde; sie bildet einen Abschnitt in seinem Leben, und nie mehr wird er sie vergessen. Denn was die Geschichte Großes und Ueberwältigendes hat, tritt da sichtbar vor uns hin.

Jetzt ist dieß Alles ganz anders geworden; die Eisenbahn ist ein internationales Institut. Betriebsreglement, Wagen, Dämme, Schienengeleise, Tunnels, Alles ist überall dasselbe, wo wir immer nur reisen, und wenn die Stationsgebäude nicht eine Aufschrift trügen, die zuweilen Erinnerungen an classische Namen in uns hervorrufen, könnten wir uns statt in der römischen Campagna, in die Niederungen Westfalens und statt der Apenninen mitten in den Spessart versetzt wähnen.

Oeder als je erschien mir dießmal die Campagna von Civitá-Vecchia bis Rom. Der Getreidebau, der früher auf Andrängen der päpstlichen Regierung immer noch in einer beträchtlichen Ausdehnung betrieben wurde, ist fast ganz verschwunden, da der Ertrag die Kosten nicht mehr deckt, wie dieß die neuesten statistischen Nachweise von Jacini dargethan haben. Nur auf wenigen Aeckern sah ich das Land mit Wintersaat bestellt; so ist es denn auch in dieser Beziehung in dem geeinigten Italien schlechter geworden.

Allmählig näherten wir uns nun Rom. Einsam in der weiten Ebene erhob sich St. Paul zur Rechten, von der andern Seite her grüßte die Kuppel von St. Peter. Mit rasender Eile fuhr der Zug über die Tiberbrücke, links ragte der Monte Testaccio über die alte, braungraue Aurelianische Mauer empor. Dieser Anblick heimelte mich an, wie das Angesicht eines Freundes, dem wir mitten in der Fremde begegnen. Schon jetzt war mir Vieles fremd geworden; da, wo ich so oft in der Jugend umhergewandelt, fand ich mich kaum mehr zurecht; allerlei Bauten, zumeist stillose Miethkasernen, verunstalteten den heiligen Boden. Freudig begrüßte ich die hohen dunklen Cypressen, in deren Schatten die Pyramide des Cestius steht; drüben, auf dem Aventin, erblickte ich die Loggia von St. Saba; viele schöne Jugenderinnerungen tauchten dabei aus einer längst vergangenen Zeit wieder in der Seele auf, und von mächtigen Gefühlen, halb Freude halb Wehmuth, ward ich bewegt. Einen Augenblick erschien

der Lateran, dann S. Maria Maggiore mit den hochaufstrebenden Statuen. Nun hielt der Zug still. Ich war wieder in Rom.

IV.

Es war am Feste Allerheiligen, Morgens neun Uhr, als ich nach siebzehn Jahren Rom wieder betrat. Wer das Rom der Päpste nicht gesehen hat, und unsere breiten, geradlinigen, rechts und links von siebenstöckigen, im nüchternsten Geschmack erbauten Häusern besetzten Straßen liebt, welche bald heißer Sonnenbrand durchglüht, bald die Winde durchfegen, der mag sich einen Augenblick freuen an der rührigen Bauthätigkeit, die hier auf dem Esquilin ein neues Rom geschaffen hat. Mich überkam eine tiefe Trauer. Wie ergreifend schön war es früher hier, auch dann noch, als die Eisenbahn schon ihre Thätigkeit begonnen hatte! Der Gelehrte, der Künstler, jeder Christ, wie fühlte er sich hier in dieser Einsamkeit so wundersam angeregt, wie Vieles redete diese Stille zu ihm! Da fand der Mensch sich so erhoben, sein inneres Leben trat mächtiger hervor, sein Blick drang, weniger von der Sichtbarkeit getrübt, hinab in die Vergangenheit und große Gedanken zogen wie ein läuterndes und stärkendes Element in die Seele ein. Diese schweigende, nur wenig bewohnte Gegend, wo nur hie und da eine stilvolle Villa die Einsamkeit unterbrach, in der uralte Cypressen zum Himmel ragten und der Citronenbaum seine mit goldenen Aepfeln beladenen Zweige über die Mauer streckte, bildete mit den alten Kirchen die rechte Umgebung für die Ruinen, die hier mehr als anderswo stehen, und uns so Vieles aus der Vorzeit erzählen.

Doch was kümmerten alle diese Erwägungen den „affarone“, den Spekulanten. Was jedem gebildeten Menschen ehrwürdig und heilig ist, das kennt er ja nicht; er kennt nur Geld und Gewinn; diesem muß daher alles Andere weichen. Seit Jahrhunderten schon hat ein geflügeltes Wort ihr Treiben gebrandmarkt: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Bar-

berini. Doch diese waren noch eher zu entschuldigen, wenn sie das Colosseum für einen Steinbruch ansahen, und zu seiner Zerstörung mitwirkten; haben sie doch aus den Steinen, die sie dort entnahmen, monumentale Bauten, wahre Kunstwerke geschaffen, wie den venetianischen Palast, den Palast Farnese, jenen der Cancelleria u. s. f. Aber diese modernen, flüchtig und leicht gebauten, gelb und roth und in allen möglichen Farben angestrichenen Häuser, die wie Pilze aus dem Boden aufschießen, diese Rustica aus Kalk und die aus Cement gemodelten Quadern, alles nur für den Augenblick und Schein berechnet, bilden einen grellen Gegensatz zu den Denkmälern der Vorzeit, deren festes Gefüge Jahrtausende überdauert und noch stehen wird, wenn dieses Neu=Rom längst wieder zerfallen ist. Dabei hat sich von Frankreich her die Unsitte eingebürgert, diese bunten Häuser durch riesengroße Aufschriften und Plakate jeder Art noch buntfärbiger zu machen; wir empfangen dadurch geradezu den Eindruck von Jahrmarktsbuden, was das Ganze so alltäglich, ja gemein erscheinen läßt. Die Namen für die Straßen und Plätze in Neu=Rom sind gewählt, als sollten sie die Augen eines jeden Katholiken gleich bei seiner Ankunft beleidigen; da lesen wir „Piazza della Independenza", „Via Castel Fidardo" zur Erinnerung an den Ort, wo die Revolution Heldenthaten meint verrichtet zu haben, als sie durch eine zehnmal stärkere Uebermacht die kleine Schaar Tapferer unter Lamoricière erdrückte; „Via Magenta", „Via San Martino", „Via Volturno", „Via dei Mille", lauter Erinnerungen an Siege durch Hilfe der verbündeten Franzosen und der Verräther. Man sieht, die Italiener wollen es den Franzosen nachmachen, die Brücken und Straßen von Paris nach den berühmten Siegen ihres großen Kaisers genannt haben; da sie aber immer geschlagen wurden, und an Lissa, Custozza, Novara, Mortara nicht gern erinnert seyn wollen, so schmücken sie sich mit den Trophäen der Franzosen und Garibaldi's. Andere Straßen sind nach den großen Städten Italiens benannt, „Via Firenze",

„Via Napoli“, „Via Genova“, „Via Torino“, „Via Palermo“. In anderen Stadttheilen lesen wir die Namen von lauter Kaisern, Königen, Prinzen und Prinzessinen, „Via Napoleone III.“, „Via Carlo Alberto“, „Via Umberto“, „Principessa Margherita“, dazwischen auch einiger Revolutionäre, „Via Cavour“, „Via Manin“, „Via Mazzini“, „Piazza Pepe“; und dieß Alles unmittelbar neben den uralten Kirchen San Martino ai monti, Santa Prassede, Santa Maria Maggiore; mitten darin endlich die Piazza Vittorio Emanuele. In dem Stadtquartier, welches an die Scala Santa und den Lateran anstößt, sind die Straßen den literarischen Größen Italiens geweiht; in der Mitte befindet sich die kleine „Piazza Dante“, nördlich und südlich laufen die „Via Manzoni“, „Via Galilei“, „Alfieri“, „Petrarca“, „Leopardi“, „Giusti“, „Ferruccio“. Difficile est, satiram non scribere, muß da der Fremde denken. Den Hauptplatz hätte man doch besser „Piazza Machiavelli“, und die Straße zum Capitol nach dem Mörder des Grafen Rossi oder nach jenem Tognetti nennen sollen, welcher im Jahre 1867 die Kaserne Serristori unterminirt und viele arme Waisenknaben, die zum Musikcorps der Zuaven gehörten, in die Luft gesprengt hatte; denn diese Männer sind Typen der Ideen und Thaten, auf denen der Bau von Neu-Rom ruht.

Diese ganze Eintheilung und Nomenclatur ist nun aber so doctrinär und dem römischen Volke fremd, wie die politischen Ideen seiner heutigen Staatsmänner; man mag sie daher mit noch so großen Buchstaben an die Straßenecken schreiben, das Volk kennt sie nicht, und nie werden sie populär werden. Kein Volk hält eben so fest an seinen Bräuchen und Ueberlieferungen, als das römische, und läßt sich so wenig von den Fremden bestimmen, als dieses; fremd aber sind ihm die Meisten von denen, welche gegenwärtig im Parlament sitzen und das Staatsruder in Händen haben. Dieses habe ich bei meinem letzten Aufenthalte daselbst wieder erfahren.

Eines Tages ging ich über das Capitol und sah da die

Zurüstungen zu einem Feste; ich frug einen Vorübergehenden, wofür denn diese Vorbereitungen getroffen würden. „Che so io", antwortete er mir kurz, „sono Romano io, non so, che cosa fanno questi buzzurri".[1])

Von dem Stationsgebäude aus, das den Thermen des Diocletian mit der Kirche Santa Maria degli Angeli gegenüber liegt, lenkte ich in die Hauptstraße ein, „Via Nazionale", welche ganz Rom bis zum Vatikan durchschneiden soll, und so ziemlich die Richtung der früheren „Via Papale" einhält. „Ueber Rom", sagte mir einst ein seit vielen Jahren daselbst ansäßiger Deutscher, „liegt immer eine ernste, feierliche Stille, eine im gewissen Sinne festliche Stimmung." So war es in der That. Man durfte nur einige Wochen in Neapel zugebracht haben, um bei der Rückkehr diesen eigenthümlichen Eindruck, den die ewige Stadt auf uns machte, von Neuem zu erfahren. Der geistliche Charakter derselben, die kirchlichen Feste, die edle Haltung der geistlichen und weltlichen Aristokratie, welche Hoheit und Würde mit ächter Humanität und Leutseligkeit verband, hatte mehr oder weniger auf die ganze Bevölkerung ihre Rückwirkung geäußert. Es war eine Gemeinsamkeit der Anschauungen, Ideen und Gewohnheiten des Lebens, die Alle wie zu einer großen Familie verband. Dieß mag auch der Grund seyn, warum jeder Katholik in Rom so bald sich heimisch fühlte, trotz aller Verschiedenheit der Sprache und Nation.

Doch dieses Gefühl hatte ich am allerwenigsten am Morgen meiner Ankunft. Vielfach sah ich trotz des Festtages an den Neubauten arbeiten; schwere Wagen, einer nach dem andern, mit Baumaterial beladen, rasselten unter Peitschenknall und lautem Ruf der Fuhrleute über das Pflaster hin, kaum eine Kirche war sichtbar und wenn hie und da aus alter Zeit noch eine erhalten blieb, so stand die bauliche Um-

1) Was weiß ich! Ich bin ein Römer, ich weiß nicht, was diese Buzzurri (Spottnamen der Piemontesen) da machen.

gebung nicht in Harmonie mit ihr. Dieser erste Eindruck, den ich in der heiligen Stadt empfing, schnitt mir schmerzlich durch die Seele; gerade an diesem Festtage war immer in den vergangenen Jahren die Stadt in einem Feierkleide erschienen voll Würde und Majestät. Erst vom venetianischen Palaste an und den Weg hinüber nach der Piazza Navona, dem zweitgrößten Platze Roms, fand ich mich wieder zurecht; hier befand ich mich in Alt-Rom mit seinen herrlichen Kirchen, großartigen Palästen, wundervollen Brunnen, was man doch nicht Alles zerstören konnte, wenn gleich so mancher Palast, nachdem die geradlinig hinziehende Straße rücksichtslos ein Stück davon abgeschnitten hat, als wäre es nur ein Polentakuchen, traurig genug verstümmelt erscheint. So hat die viel bewunderte, an die Windung der früheren Straße sich anschmiegende und darum im Bogen gestellte Säulen-Façade des Palastes Massimi, ein Werk Peruzzi's, ihre ganze charakteristische Schönheit verloren, da nun die Via Nazionale schnurgerade wie ein Lineal an ihr vorüber führt.

Doch das wäre noch das Geringste. Nichteinmal die Gräber der Martyrer sind vor Profanation sicher. In den letzten Jahren hatte der bekannte Archäologe J. B. de Rossi das Glück, in der Nähe der Via Salara das Grab der hl. Felicitas zu entdecken. Unternehmer hatten hier einen großen Weingarten angekauft, um Neubauten darauf zu errichten; als man die Fundamente grub, stießen die Arbeiter in der Tiefe auf Kammern, deren Wände noch Spuren von Gemälden trugen; sie stellten die Heilige dar in Mitten ihrer sieben Söhne. Eine enge Treppe führt zur Krypta hinab; die Marmorstufen derselben sind ganz ausgetreten von den Füßen der Pilger, die aus der ganzen christlichen Welt in Andacht hier hinabgestiegen waren; viele Lampen aus Thon, die gleichfalls hier gefunden wurden, mochten dazu gedient haben, diesen unterirdischen Raum beim Gottesdienste zu beleuchten. Die Bedeutung dieses Monumentes, sowie die Gefahr, der es von Seiten der unwissenden und gewinnsüchtigen

Bauunternehmer ausgesetzt ist, bewog den verdienten Orazio Marucchi, einen öffentlichen Appell zu seinem Schutze an die Regierung zu richten; es gehört dieses ja zu jenen Denkmälern, die nur einmal in der Welt sind.

Besonders gefährdet sind jene Katakomben, welche in dem Bereich der neuen Baulinie liegen, wie eben die der hl. Felicitas, jene des Nikomedes bei der Porta Pia, des hl. Valentin vor der Porta del Popolo. Aber selbst jene, welche von der Stadt weiter entfernt sich befinden, sind bedroht. Wenn auch über ihnen keine Gebäude errichtet wurden, so holt man doch aus der dortigen Gegend die zur Kalkmischung nothwendige Puzzolanerde, durchgräbt und verwüstet man die Gänge der Katakomben zum größten Ruin dieser unterirdischen geweihten Orte. Allerdings bietet die schon von Papst Pius IX. eingesetzte Commission für christliche Alterthümer Alles auf, sowohl um neue Monumente aufzufinden als auch um die entdeckten zu schützen und in würdiger Weise zu bewahren; aber alle ihre Bemühungen sind vergeblich, solange Neu-Rom es unterläßt, durch eine zweckmäßige Gesetzgebung seine Alterthümer zu schützen, und, was in Italien die Hauptsache ist, dafür Sorge zu tragen, daß das, was sie gebietet, auch befolgt wird. So lange dieß nicht geschieht, gehen diese Glorien Roms, das theuerste Vermächtniß seiner christlichen Ahnen einem unvermeidlichen Untergange entgegen. „Constituit aetas, hora dissolvit", müssen wir mit Seneca klagen.

Statt zu erhalten, ist es jedoch die Regierung selbst, welche in dem Werke der Zerstörung vorangeht und so durch ihr Beispiel die Anderen aufmuntert. Am Passionssonntage 1885 wurde der Grundstein zu dem Monumente gelegt, das für Viktor Emmanuel errichtet werden soll auf dem Platze, auf dem der altehrwürdige, an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Convent der Franziskaner auf Ara Cöli stand. Damit wird ein charakteristischer Zug aus dem Bilde Roms, den Keiner, der von S. Pietro in Mon-

torio aus über die Stadt hinblickte, vergessen konnte, in barbarischer Weise getilgt. Nichts bildete eine so würdige Krönung des nördlichen Gipfels des Capitols als eben dieser höchst malerische monumentale Bau. Hier erlebte ich eines Tages, da ich aus der Kirche nach dem Forum hinabstieg, eine eigenthümliche Scene. Ein alter Ordensbruder wollte durch den Raum hindurchgehen, wo die vorbereitenden Erdarbeiten stattfinden. Man wies ihn zurück. Da richtete der Greis sich hoch auf und rief, indem er mit erhobenem Arme auf die Arbeiter hinwies, die Rache Gottes herab über diese Diebe und Räuber, die ihnen ihr Eigenthum entrissen hatten. Keiner der Arbeiter rührte sich, auch die Aufseher nicht. Alles schwieg; es war als fühlten sie ihr Unrecht. Von Niemand behelligt, setzte der alte Mann, indem er sich mühsam die Treppe hinab auf einen Stab stützte, seinen Weg fort. König und Königin verherrlichten diese verhängnißvolle Feier durch ihre Gegenwart und hörten den Redeschwulst des Ministers Depretis an, der von Allerlei redete, dem Genius der Republik, der Nähe der Gottheit, welche immerfort noch an diesem hochheiligen Orte weile, auf deren Auspicien die Römer aufmerksam gehorcht hätten; auch von den Martyrern und Bekennern wußte er Vieles zu reden, durch welche die neue nationale Religion verherrlicht worden sei, unter denen Viktor Emmanuel den ersten Platz einnehme, Er, welcher das große Wort gesprochen, das die alten Römer würdig gefunden hätten, auf dem Altar des Jupiter Stator in Erz einzugraben: „Hier sind wir und hier bleiben wir"!!

Und doch ist jetzt schon nichts weniger wahr als dieses Wort. Denn kaum beginnt der Sommer, so flieht Alles aus Rom, König und Königin, Gesandtschaften, Staatsrath, Minister, Senatoren und selbst ein beträchtlicher Theil der Besatzung; die Parlamentarier entweichen schon früher, und erst nach fast fünf Monaten, zu Ende des Herbstes, kehren Hof, Senat, Ministerien und Dikasterien wieder nach Rom zurück. Nicht mit Unrecht schreibt der „Versagliere" (vom

7. Juli 1885): „Auch in diesem Jahre sehen wir, ebenso wie in den vergangenen, dasselbe trostlose Schauspiel. Mit Ende Mai fängt das politische Leben in Rom an einzuschlafen; noch ein paar Wochen schleppt es sich in den Monat Juni hinein, und mit Anfang Juli hört es ganz auf. Italiens Hauptstadt wird leer, als nahte ihr ein Feind oder als wäre eine Epidemie ausgebrochen." „Vier Monate lang", klagen die Patrioten, „hat Italien keine Regierung, während der Papst im Vatikan weilt, und seine Regierung keinen Augenblick unterbrochen wird."

Unterdessen ruht das Brecheisen der Revolution nicht, und der Vandalismus schreitet voran. Nicht bloß das Kloster der Cappucinessen, auch das ehemalige Noviziat der Jesuiten von S. Andrea auf dem Quirinal, die geheiligten Räume, in denen der selige Jüngling Stanislaus Kostka lebte und starb, ein von den Römern seit Jahrhunderten mit Andacht und Liebe besuchter Ort, ist zum Untergange bestimmt. Als ich im Winter 1885 durch das Hauptthor des Hauses eintrat, in dem ich in vergangenen Jahren so oft aus- und eingegangen war, begegnete ich im Hofe, statt den Gestalten ehrwürdiger Ordensmänner, einigen unordentlich gekleideten Frauen und Kindern; es waren die Wäscherinnen des Hofes, welche bereits diesen, den besten Theil des Hauses in Besitz genommen haben. Ich mußte durch eine Hinterpforte gehen, um durch einen engen, holperigen, feuchten Seitengang in jenen Theil desselben zu gelangen, den man bis jetzt noch Einigen der ehemaligen Eigenthümer aus Gnaden überlassen hat. Doch auch ihnen ist bereits gekündigt. Auch die ehrwürdige Kirche S. Stefano al Cacco soll dem Verschönerungseifer der modernen Stadtväter zum Opfer fallen; eine Kaserne wird an deren Stelle kommen. Von gleichem Schicksale sind aber auch noch andere bedroht, darunter die interessante Kirche St. Elisabeth.

(Fortsetzung folgt.)

LII.

Die Subsidien des Papstes Innocenz XI. zur Führung des Krieges gegen die Türken.

(Fortsetzung.)

II.

Aber nicht bloß der Papst trug zur Führung des Türkenkrieges Mittel bei, es that dieß auch die Geistlichkeit in den deutschen Landen wie in den Erbländern des Kaisers und auch in Ungarn, wo die Geistlichen wie die Weltlichen ihre Türkensteuer entrichteten. Ja mancher Bischof gab mehr als er mußte, so gab z. B. der sparsame Erzbischof Georg Szelepscenyi, Primas von Ungarn, am 3. Februar 1683 als „Extra-Türkensteuer" um 5000 Gulden Getreide.[1]) Die große Begeisterung des Papstes aber war im Allgemeinen bei der Geistlichkeit nicht anzutreffen, was namentlich dem gleich seinem Herrn eifrigen Nuntius Buonvisi viel Kummer und Aerger bereitete. Der Kaiser hatte sich an den Erzbischof von Salzburg, Maximilian Gandolf Graf von Kuenburg, mit einem „Handbrieflein" gewendet, daß dieser ein Darlehen von 100,000 Thalern gewähre. Der Erzbischof lehnte in seinem Schreiben vom 29. Juli 1683 dieses Begehren einfach ab.[2]) Aehnlich antwortete er auf ein Schrei-

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Preßburger Hofkammer, 1683, Fasc. Februar.

2) K. k. Hofkammer-Archiv, Fascikel 13,864.

ben des Nuntius, dem gegenüber er die Verpfändung der Kirchenschätze, namentlich desjenigen von Maria-Zell, verweigerte. Der Nuntius richtete aus Braunau am 31. Juli 1683 neuerdings ein Schreiben an den Erzbischof. Er sprach sein Mißfallen aus, daß der Erzbischof die Verpfändung der Kirchenschätze zur Aufbringung der Anleihe verweigere, nachdem der Papst das zugestanden. Das Einkommen des Erzbischofs würde nicht im mindesten angetastet, nur auf die Kirchengeräthe und namentlich auf die Schatzkammer in Maria Zell beziehe sich das päpstliche Breve. Der Nuntius drohte zugleich, daß er bei der weiteren Weigerung des Erzbischofs die Einschätzung durch Laien, kaiserliche Commissäre vornehmen lassen werde. Die Nothlage fordere eine Anleihe, denn die Einbringung der mit Genehmigung des Papstes ausgeschriebenen Umlage von 1 Percent, die von allen Kirchengütern eingefordert werde, erheische noch zu lange Zeit, weßhalb der Erzbischof das Darlehen bald aufbringen möge, da er an den Kirchenschätzen für die dargeliehenen 100,000 Thaler eine genügende Sicherheit besitze. Der Nuntius beruft sich darauf, daß von der ausgeschriebenen Kriegssteuer Niemand ausgenommen sei, und daß er Vollmacht habe, sie auch den Orden, wie den Jesuiten, den Malteserrittern, den Deutschordensrittern, die sonst specielle Privilegien haben, aufzulegen. Der Nuntius könne nicht glauben, daß solch ein reiches Erzbisthum und solch eine Handelsstadt nicht 100,000 Thaler aufbringen könne. Um den Erzbischof ein wenig anzueifern, hielt ihm der Nuntius vor Augen, was der Papst bereits für den Türkenkrieg Alles gethan. Er habe dem Kaiser 200,000 fl. aus Eigenem und 200,000 fl. aus Fundationen in Böhmen gegeben, und 200,000 fl. habe er dem Könige von Polen gesandt. Es handle sich darum, die Christenheit zu schützen. Die Staaten des Kaisers seien aber offenbar auch die beste Vormauer des Landes Salzburg. Der Erzbischof möge den Kurfürsten von Bayern betrachten, der recht wohl wisse, daß er sein Land vor dem Einfall und der Ver-

wüstung bewahre, wenn er mit seinem Heere mithilft, die Lande des Kaisers vom Feinde zu befreien, wenn er herbeieilt, Wien zu entsetzen. Aehnlich machen es die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und die anderen Reichsfürsten, weil sie sich durch das Heranrücken der Türken auch in ihren Staaten bedroht fühlen. Der König von Polen schütze durch seine Hülfeleistung auch nur sein Land. Um so mehr sollen das die Kirchenfürsten thun. Der Nuntius hofft daher, der Erzbischof werde Hülfe in der Noth bringen, indem er erwägt, wie es kluge Steuermänner machen, welche bei der Gefahr des Unterganges ihres Schiffes die kostbarsten und liebsten Sachen in das Meer werfen, um sich vor dem Schiffbruche zu bewahren. Einige Prälaten Oesterreichs und die Ungarns wären zu sparsam gewesen in der Hülfeleistung und hätten nun Alles verloren. Wie der Erzbischof früher dem Kaiser öfters beigesprungen, so zum letztenmale mit 300 Centnern Pulver und 1200 Kugeln, so solle er auch zum eigenen und zum Vortheile so vieler armer Christen das wieder thun.

Der energische Brief des Nuntius hatte mehr Erfolg als sein und des Kaisers Bittschreiben. Schon am 3. August versicherte der Erzbischof, daß er sich alle Mühe geben werde, die verlangte Summe sobald als möglich aufzubringen. Zugleich theilte er mit, daß er dem Kaiser wieder 100 Centner Pulver und 500 Eisenkugeln, eine zu 24 und 25 Lire, gesendet habe.[1])

Hatte der Nuntius Buonvisi in seinem Briefe an den Erzbischof von Salzburg die ungarischen Bischöfe wegen ihrer sparsamen Hülfeleistung getadelt, so waren auch diese unzufrieden mit der Art und Weise der päpstlichen Subsidien. Als man den Präsidenten der ungarischen Hofkammer und Bischof von Wiener-Neustadt, Leopold Graf Kollonitsch, auch in die Genossenschaft dieser Unzufriedenen ziehen wollte, da entgegnete er am 15. Juni 1683 scharf: „Was ich wegen

1) Sauer, l. c. S. 22—27.

der päpstlichen Hülfen in der gehaltenen Conferenz proponirt, werden Alle diese wissen, so darbey gesessen, ich habe aber weiters weder etwas guetes noch böses darvon gehört, noch viel weniger mir ferners was aufgetragen worden."[1])

Mit den anderen Bischöfen, an die sich der Nuntius nächst dem Salzburger Erzbischof wandte, machte er keine bessern Erfahrungen als mit diesem. Am 26. Juli 1683 hatte er von Braunau aus dem Erzbischof von Olmütz mitgetheilt, daß ihn ein päpstliches Breve ermächtige, eine Abgabe von einem Percent von allen geistlichen Gütern in den Ländern des Kaisers ohne Ausnahme zu erheben. Ein anderes Breve gebe ihm die Vollmacht, auf alle Kirchengüter in den kaiserlichen Ländern eine Umlage von 500,000 Gulden zu machen. Die Repartition dieser Summe erfordere aber viel Zeit, während man das Geld schon nothwendig brauche, weßhalb die Kirchenfürsten eine Anticipation geben sollten. Von Olmütz würden deßhalb 20,000 Thaler verlangt. Damit nun der Erzbischof sobald als möglich diese Summe aufbringe, werde er ermächtigt, aus den Kirchen alles entbehrliche Silber und andere Kostbarkeiten zu verpfänden. Aus denselben Gründen, auf diese Weise und am gleichen Tage wurden vom Erzbischofe von Prag 50,000 Thaler und von demselben in seiner Eigenschaft als Administrator des Bisthums Breslau 30,000 Thaler anticipando verlangt „zu Abtreibung der angenahten großen Türkengefahr."[2]) Gleichzeitig erhielt der kaiserliche Abgesandte beim schwäbischen Kreis, Graf Zeil, eine Instruktion, beim schwäbischen Kreis die Bewilligung von 130 Römermonaten „zum Behuf der Kriegsausgaben wider den Türken" zu verlangen. Auch ganz Italien wurde aufs neue zur Hülfeleistung aufgefordert. Die Republik Lucca beeilte sich, diesem Nothrufe Folge zu leisten, und sandte an den Nuntius 10,842 fl. in Wechseln, welche Summe der

---

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Ungarn, 1683, Fasc. Juni.

2) K. k. Hofkammer-Archiv, Ungarn, Fasc. Juli.

Nuntius quittirte und dem Hofkammerpräsidenten Wolfgang Graf Ursini-Rosenberg „zur Beihülfe" übergab.[1])

Der Nuntius hatte sich nicht allein um eine Anticipation beim Erzbischofe von Olmütz bemüht, denn es folgte am 27. Juli 1683 auch ein kaiserlicher Erlaß an den Bischof, er möge die anticipirten 20,000 Thaler dem Grafen Breunner übergeben „zur nothhilf und befürderung des succurs der belägerten Statt Wienn." Aber der Erzbischof antwortete lange nicht, so daß er am 4. September daran gemahnt werden mußte; trotzdem gab er erst am 28. Oktober 1683 Antwort, in welcher er mittheilte, daß er von den geforderten Beiträgen von 20,000 Thalern gerade 20,000 Gulden beisammen habe, die in Olmütz in Empfang genommen werden könnten. Der Hofkammerpräsident beeilte sich am 2. November 1683 zu danken, und zugleich aber zu bitten, der Erzbischof möge den Rest der Beisteuer recht bald zusammenbringen. Der Erzbischof erwiderte ihm vom Schlosse Mürau aus am 15. November, da die 20,000 Gulden erlegt seien, so möge man seinen Klerus mit weiteren Forderungen verschonen, da derselbe „keine überflüssige mittel hat, hingegen aber in Oesterreich, Steiermark und anderen Kays. Landen sich dergleichen vermögende Klöster befinden, daß Eines so viel als obgedacht gesambte Geistlichkeit dieses Landes vermag." Diese Antwort gefiel der Hofkammer durchaus nicht, weßhalb von Linz aus am 12. September 1683 das Ansuchen des Erzbischofs nicht Billigung fand, „weil an der starken armatur und den dazu gehörigen Mittel die Conservation der Christenheit, vor so großer Potenz des Erbfeindts gelegen ist."[2]) Erzbischof von Olmütz war damals Karl Graf von Lichtenstein-Castelcorn.

Mit dem Erzbischof von Prag, Johann Friedrich Graf von Waldstein, waren schon im Frühling 1683 Verhand-

1) K. k. Hofkammer-Archiv, l. c.

2) K. k. Hofkammer-Archiv, Fasc. 16,048.

lungen wegen eines Darlehens von 148,000 Gulden gepflogen worden. Mit Genehmigung des Papstes verkaufte der Erzbischof das Dotationsgut Janowitz; der Erlös wurde der Hofkammer leihweise gegen fünfpercentige Verzinsung übergeben. Der oberste Lehensrichter in Böhmen, Johann Joachim Graf Slavata verkaufte das Gut als kaiserlicher Commissär. Käufer des Gutes war Graf Wilhelm Albrecht Krakowsky von Kollowrat, als Meistbietender, da er 48,000 Gulden bot. Später am Ende des Monats Juli wurde der Erzbischof aufgefordert, gleich den Erzbischöfen von Salzburg und Olmütz, eine Anticipation zu geben und zwar als Erzbischof von Prag 50,000 Thaler und als Administrator des Bisthums Breslau 30,000 Thaler. Der Kaiser mahnte ihn am 10. August nochmals mit einem „Handbriefl" „zum schleunigen Vollzug" der Geldaufbringung. Am 18. August antwortete der Erzbischof mit Entschuldigungen, daß er das Geld noch nicht beisammen habe, und macht dazu die seltsame Bemerkung, daß ihm der Nuntius noch keine authentische Abschrift des päpstlichen Breve zugeschickt, daß aber bei der Repartition die Prälaten und andere Geistliche in dasselbe werden Einsicht nehmen wollen. Am 15. September erlegte der Erzbischof einen Theil der verlangten 50,000 Thaler, aber nur 20,000 Gulden. Mit einem kaiserlichen Erlasse wurde ihm zwar dafür gedankt, aber er wurde zugleich dringend aufgefordert, den fehlenden Rest recht bald zur Fortsetzung des Krieges einzusenden.[1])

So ließen die Bischöfe Monate verstreichen, bevor sie dem Papste und dem Kaiser Gehör schenkten und endlich die ihnen auferlegte Kriegssteuer bezahlten. Aber ist es nicht in erster Linie die Autorität des Papstes gewesen, die sie trotz ihres Widerwillens dem Kaiser mit Geld beizuspringen, doch dazu vermocht hatte, diesem von kaiserlicher und päpstlicher Seite ergangenen Befehle zu entsprechen. Dem kaiserlichen

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Fasc. 16,048.

Worte hätten die Prälaten wahrscheinlich länger oder für immer standhafte Weigerungen, größere Summen für den Türkenkrieg zu bezahlen, entgegengesetzt, was sie dem ausgesprochenen Wunsche und Befehle des Papstes gegenüber auf die Dauer doch nicht zu thun wagten. So verdankte Kaiser Leopold I. auch diese aus den Kirchengeldern geflossenen Subsidien für den Türkenkrieg niemand Anderem als dem Papste.

Recht wenig Entgegenkommen und Unterstützung fand Kaiser Leopold bei den Landständen seiner Erbländer, zu deren Schutz ja der Kaiser Krieg führte. Da sie zu geringe Mittel bewilligten und auch die bewilligten nicht zur rechten Zeit auszahlten, konnte der Kaiser unmöglich seine Lande so schützen wie er sollte und wollte. Dennoch werden ihm und seiner Regierung Vorwürfe über Versäumnisse, Saumseligkeit in der Durchführung der Vertheidigungsanstalten der Monarchie im Allgemeinen und auch jener der Stadt Wien im Besonderen gemacht. Ja selbst dem Kaiser Leopold I. schrieb man Mangel an Einsicht und an thatkräftiger Förderung des Vertheidigungswesens zu. Der Kaiser hatte seinen Hofstaat auf das Nothwendigste eingeschränkt und war so weit gegangen, daß er 1683 seine Kleinodien verpfändete. Für das Jahr 1683 wurde beschlossen, eine Armee von 80,000 Mann aufzustellen. Des Kaisers Erbländer sollten die Kosten dafür, 5,739,514 Gulden aufbringen. Am 20. Mai 1683 meldete die Hofkammer dem Kaiser, daß in Folge der ungenügenden Steuerbewilligungen der Landstände an den außerordentlichen Kriegsbedürfnissen noch 3,370,000 Gulden ungedeckt und daher die Truppenanwerbungen und Ausrüstungen ins Stocken gerathen seien.[1])

Betrachten wir nur ein wenig, wie Niederösterreich, dem ja die Vertheidigung zunächst galt, sich von jeder außerordentlichen Leistung loswand und mit dem Bewilligten noch un-

---

1) Johann Newald, Beiträge zur Geschichte der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683 (Wien 1883) I. 62.

mäßig kargte. Am 31. März 1683, da also die Türken bereits im vollen Anzug gegen die Donau waren, erklärten die Stände Niederösterreichs, daß sie die geforderten 876,625 Gulden und 2000 Muth Getreide nicht bewilligen könnten, sondern nur 650,000 Gulden zugestanden, wobei sie noch ausdrücklich verlangten, daß an sie für das Jahr 1683 keine Anforderung mehr, sei es als Darlehen oder Steuer, gestellt werden dürfe. Aber selbst auf diesen gegen die Forderung um 226,625 Gulden herabgeminderten Steuerbetrag leisteten die Stände bloß eine Abschlagszahlung von 120,000 Gulden, ferner die drei oberen Stände ein Darlehen von 60,000 Gulden und der vierte Stand eines von 40,000 Gulden, jedoch mußten ihnen die Abschlagszahlung an der Steuer sowie das Darlehen mit 6 Percent verzinst werden, trotzdem daß das erste Quartal des Jahres bereits abgelaufen war und also schon mehr Steuer als die Abschlagszahlung am 31. März 1683 fällig gewesen. Trotz alledem sprachen die Stände wiederholt die Erwartung aus, der Kaiser werde mit seinen Waffen das Land gegen feindliche Einbrüche zu schützen wissen, ja sie erklären, daß sie die Steuer für 1683 nur in der Voraussetzung leisten, daß der Kaiser ihrer Erwartung ganz sicher entsprechen werde. Sie gingen noch weiter, indem sie erklärten, daß sie den nach der Bezahlung von 220,000 fl. verbleibenden Steuerausstand von 430,000 fl. erst zu Lichtmessen und Ostern des Jahres 1684 bezahlen werden, woran sie noch dazu sogleich den Vorbehalt anfügten, daß sie den Schaden, den sie durch einen feindlichen Einfall, durch Mißwachs oder Pest erleiden würden, vom Steuerreste in Abzug bringen würden.[1]). Wahrlich weiter konnte man nicht mehr gehen. Handelten die dem Andrange der Feinde zunächst ausgesetzten Stände so unpatriotisch, so läßt es sich leicht denken, daß die Stände der andern kaiserlichen Erblande, die der Türkengefahr ein wenig mehr entrückt waren, nicht besser

1) cfr. Newald, l. c. I. 56.

handelten. Richtig schreibt über diese Zeit Viktor von Renner [1]): „Der stark ausgeprägte Egoismus und Realismus sind ein Grundzug des ganzen 17. Jahrhunderts.“ Um so mehr hebt sich von einem solchen dunklen Hintergrunde die selbstlose Uneigennützigkeit und großartige Opferwilligkeit des Papstes Innocenz XI. ab.

Mit dem erwähnten Egoismus hing es auch zusammen, daß man aus Rom die Subsidien für den Türkenkrieg nicht an die kaiserlichen Beamten, sondern an den Nuntius sandte, da man in die Diener des Kaisers kein zu großes Vertrauen setzte. Das that man aber nicht bloß in Rom allein; denn im Anfang des Jahres 1680 mußte Kaiser Leopold den Hofkammerpräsidenten Georg Ludwig Graf von Sinzendorf aus dem Amte entfernen, da er sich Veruntreuungen in der Höhe von 1,970,000 fl. zu Schulden kommen ließ. Die veruntreute Summe wurde bis auf 450,000 fl., die der Gattin des Grafen, einer Herzogin von Holstein-Sonderburg gehörten, wieder ersetzt, nicht aber, wie vielfach behauptet wird, vom Kaiser nachgesehen, bei welcher Gelegenheit von der zur Schwäche ausgearteten Güte des Kaisers die Rede ist. [2]) Wie der Präsident, so waren viele seiner Beamten. Sein Nachfolger, Freiherr von Abele, machte verschiedene Versuche, Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, aber seine Bemühungen waren umsonst. Das System mußte verändert, die unredlichen Diener sowie das Trinkgelderwesen mußten abgeschafft werden. Das konnte ein Mann nicht zuwege bringen. Es mußte im Allgemeinen ausgekehrt werden, und dazu war der Kaiser nicht zu bewegen. P. Abraham a Sancta Clara kannte seine Zeit gewiß genau. Er erzählt im ersten Theile seines „Judas der Erzschelm“ die Geschichte des gestrengen wohledlen Herrn Jonas Isfridus Dampf von Dam-

1) Andreas von Liebenberg, Bürgermeister von Wien (Wien 1883) S. 12.

2) Newald, l. c. II. 7.

pfeneck und Dampfenthal, der ein Amt mit 400 fl. Gehalt besitzt und davon nicht bloß die Bekleidung seiner Gemahlin mit jährlichen 1000 Reichsthalern, sondern auch noch Anderes zu bestreiten vermag, und nun fügt P. Abraham hinzu: „Das Andere seind lauter Accidentia, besser geredt, lauter Occidentia. Er hat so treffliche Smiralia, vulgo Diebalia; mit einem Wort, er stiehlt wegen gar zu unmäßiger Tracht und Pracht seiner Frauen. Der Seidenwurm der Frauen macht einen Gewissenswurm dem Mann; ihr Mantô, Mantill, Mantell bringt den armen Mann in die Höll'!"[1])

Mehr Freude als an manchen geistlichen und weltlichen Fürsten hatte der Papst an dem Könige von Portugal, Pedro II., der ihm großmüthig reiche Subsidien für den Türkenkrieg sandte[2]), wofür der Papst am 1. August 1683 unter großen Lobeserhebungen tief bewegt dankte. — Auch während des Krieges ruhte der Papst nicht, für den Kaiser in Frankreich thätig zu seyn. Im April 1683 hatte der Papst die Geburt einer Prinzessin dazu benützt, um einen außerordentlichen Botschafter, den Bischof Ranucci, nach Paris zu senden, der dort dafür thätig seyn sollte, daß der König den Frieden Deutschland gegenüber während des Kampfes mit den Türken nicht störe. Breven mit solchen Mahnungen sandte der Papst gleichzeitig an Ludwig XIV., an den Cardinal von Bouillon, an die Erzbischöfe von Paris, Rheims und an den Beichtvater des Königs, Père la Chaise. Ludwig XIV. war schlau und versicherte dem Nuntius, er werde nicht bloß Frieden mit dem Kaiser halten, sondern sogar noch Hülfstruppen gegen die Türken senden, wenn der Kaiser seine Forderungen erfülle. Unter dieser Bedingung, der Preisgebung des Reiches nämlich, konnte der Kaiser die angebotene Hülfe des Königs nicht annehmen. Am 10. August

1) Karajan, Abraham a Sancta Clara, S. 195.

2) „Liberale perspectaque animi tui magnitudine dignum subsidium". Sauer, l. c. S. 26.

richtete der Papst wieder ein Breve an Ludwig XIV., in welchem er ihn beschwört, in der großen Bedrängniß der Christenheit alle persönlichen Interessen bei Seite zu lassen und gegen die Ungläubigen ins Feld zu ziehen.[1]) An dem gleichen Tage sandte er in derselben Angelegenheit Breven an die Königin Maria Theresia, an den Dauphin Ludwig, an dessen Schwester Maria Anna Christina, an den Herzog Philipp von Orleans und an den Cardinal von Bouillon, damit auch diese nach dem Willen des Papstes auf den König einwirkten.

Am 11. August 1683 richtete der Nuntius Buonvisi von Braunau aus an den Papst die Bitte, er möge auch dem Kaiser wieder Subsidiengelder senden, wie er an den Polenkönig aufs neue 100,000 fl. gesandt habe. Der Papst war aber der Bitte seines Nuntius schon zuvorgekommen, indem er am 7. August 1683 ein Trostschreiben und 50,000 fl., so viel er eben gerade geben konnte, dem Kaiser sandte.[2]) Am 7. August gewährte der Papst auch das Ansuchen des Kurfürsten von Bayern, dem Klerus seines Landes Steuer für den Türkenkrieg auflegen zu dürfen. Das Bemühen des Kurfürsten Max Emanuel war von Erfolg gekrönt. Die Türkensteuer der bayerischen Geistlichkeit belief sich auf 300,000 fl.[3]). Als am 16. August 1683 ein Courier mit dem schon erwähnten Trostschreiben des Papstes vom 7. August und mit 50,000 fl. Hülfsgeldern beim Anbruche der Nacht in Passau, wo sich nun auch der Nuntius Buonvisi befand, eintraf, da beeilte sich dieser trotz der gar nicht hofmäßigen Stunde dem Kaiser Mittheilung von dieser Freudenbotschaft zu machen, da er wußte, daß der Kaiser des Trostes bedürftig war. Der Kaiser hatte sich bereits in seine inneren Ge-

---

1) Sauer, l. c. S. 28—33.

2) „Pro temporis ac aerarii pontificii angustiis". Sauer, l. c. S. 140 und 30.

3) V. v. Renner, Wien im Jahre 1683, S. 72.

mächer zurückgezogen, ließ aber den Nuntius nach dessen Anmeldung alsbald vor und dankte ihm, daß er so ungesäumt ihm Mittheilung machte von der innigen Antheilnahme des Papstes und von dessen überschickten Subsidien. Diese Audienz gibt uns aber so recht ein Bild von der trostlosen und verzweifelten Lage, in welcher Kaiser Leopold im August 1683 in Passau sich befand. Der Kaiser brach vor dem Nuntius in Thränen aus und äußerte sich in den wärmsten Ausdrücken über die großen Werke väterlicher Liebe des Papstes und über seine Großmuth, die ihn in seinem Unglücke um so mehr rühre, da er für den Augenblick nicht über die Summe von 10,000 fl. verfügen könne.[1]) Er danke dem Papste, der mit seiner Hülfeleistung alle seine Vorgänger an Schnelligkeit, an Eifer und an Freigebigkeit übertroffen habe. Bei dieser Freudenbotschaft verschwand für eine kleine Weile die Trauer vom Angesichte des Kaisers.

Nebst dem Kaiser fühlte vielleicht Niemand so sehr die Gefahr des Fortschrittes der türkischen Waffen als eben Papst Innocenz XI. Aber die Größe der Gefahr verdoppelte in ihm den Eifer, ihr wirksam entgegenzuarbeiten und sie zu beseitigen. Darum wandte er sich am 15. August 1683, an welchem Marienfesttage der König von Polen sich von Warschau aus auf den Weg gemacht hatte, an den Cardinal von Portocarero, ferner an jeden der Erzbischöfe und Bischöfe Spaniens mit Breven, in denen er sie zur Hülfeleistung mit Geldsendungen in diesem Kampfe der Christen gegen die Türken aufforderte.[2]) Der Kaiser war weit entfernt, es nicht anzuerkennen, welchen Retterdienst ihm der Papst erwies und nannte den Papst das was er wirklich war: den Leiter der ganzen Bewegung, die zur Rettung der Christenheit vor den Türken in Scene gesetzt wurde.[3]) Der bedenk-

1) Sauer, l. c. S. 142.
2) Sauer, l. c. S. 37.
3) „Ingenui profitemur et sera posteritas semper praedicabit, navim ecclesiae et reipublicae, passum ituram ab Ottomani-

liche Stand der belagerten Stadt Wien war bei Freund und Feind kein Geheimniß. Was der Papst thun konnte, that er zu ihrer Rettung: er ermöglichte durch sein Geld und seinen Einfluß die Aufbringung eines Entsatzheeres und mahnte den Polenkönig, daß er seinen Marsch beschleunige, um nicht zum großen Unheile zu spät vor Wien einzutreffen.

Das konnte der Papst thun und das that er mit dem ihm eigenen Eifer für eine heilige Sache. Was er aber nicht thun konnte, das war: eine Hülfe oder Unterstützung den wackern Vertheidigern der eingeschlossenen Stadt zu bringen, damit sie auch wirklich der großen sie bedrängenden Uebermacht Stand hielten und diese Grenzfestung der Christenheit vertheidigten, bis Entsatz nahte. Und wirklich müssen wir gestehen, daß nur das Zusammentreffen besonders glücklicher Umstände es verhinderte, daß die Kaiserstadt nicht in die Hände eines so übermächtigen Feindes fiel, sondern durch zwei Monate mit Erfolg sich tapfer wehrte. Der glücklichste dieser Umstände außerdem, daß die Vertheidigung einem Helden wie Stahremberg übergeben worden, war die Anwesenheit des Bischofs von Wiener=Neustadt, Leopold Graf Kollonitsch, der sich freiwillig in die belagerte Stadt begeben hatte, da dieser unerschrockene Mann schon in seiner Jugend als Malteser = Ritter heldenmüthig gegen die Türken gekämpft hatte. Für diesen Kampf war er ebenso begeistert wie Papst Innocenz XI. Hatte dieser einen energischen und eifrigen Vertreter seiner Sache außer den Mauern Wiens, den Nuntius Buonvisi, so hatte er auch einen innerhalb dieser Mauern. Es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird, daß die Erhaltung Wiens dem Bischof Kollonitsch zugeschrieben werden darf, denn das behaupten schon seine Zeitgenossen. Ein unverdächtiger Zeuge, der kein Freund des Bischofs war, ist der Hofkammerrath Belchamps, einer der fünf des geheimen

---

cae tempestatis fluctibus, San^{tis} V^{rae} ut vigilantissimi gubernatoris cura servatam esse." Sauer, l. c. S. 43.

Deputirten-Collegiums, das der Kaiser zur Erhaltung der Ordnung in der belagerten Stadt zurückgelassen. Belchamps, der die Verwaltung der Finanzen in Wien in dieser traurigen Zeit zu verwalten hatte, schreibt in seinem Berichte: „Es hat der Herr Bischoff Graff von Kollonitz so viel gelt von dem Erzbischoffen von Gran und Raab und Fürsten Schwarzenberg hier verlassenen Baarschaft zusammengeklaubt, daß man nit allein die in der Beilag enthaltenen und noch andere Auslagen hat bestreiten können, auch noch etwas zur kays. Disposition hat übergeben können, also wann diese Mittl nit gesucht worden wären, alles gleich anfangs einen gefährlichen gang genomben hätte.“ [1]) Als nämlich Wien eingeschlossen wurde, waren in der Kriegskasse nur 24,000 fl. vorhanden, die natürlich nicht ausreichen konnten, um eine langwierige Belagerung glücklich überstehen zu können. Aber Kollonitsch schaffte Hülfe. Er verfügte über 50,000 fl., die sein Freund, Fürst Ferdinand Schwarzenberg, zum Zwecke der Vertheidigung Wiens von dem Seinigen zu nehmen gestattet. Ferner griff er das Geld des Erzbischofs von Kalocsa und Bischofs von Raab, Georg Szecsenye, das dieser nach Wien gerettet, mit dessen Erlaubniß an. Auch diese Summen genügten noch nicht. Der Sold mußte aber den Kämpfern gereicht werden, die ohne denselben in der Stadt hätten ihr Leben nicht mehr fristen können. Die Unterlassung der Soldzahlung hätte die Uebergabe oder Erstürmung der Stadt zur Folge gehabt. Kollonitsch wußte Rath. In der Noth, um die Stadt zu halten, nahm er den Schatz des Erzbischofs von Gran, Georg Szelepscenyi, zu Hülfe, der zum Theil ausgemünzt wurde, wodurch die Soldaten wieder zu ihrer Löhnung kamen, weßhalb sie dann freudig wieder „wacker vor dem Riß gestanden.“ Der Erzbischof von Gran

---

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Fasc. 14,632. cfr. Joseph Maurer: Cardinal Leopold Graf Kollonitsch. Sein Leben und sein Wirken zumeist nach archivalischen Quellen geschildert. Innsbruck.

sollte aber und hat auch sein Geld wieder bekommen. Das waren 493,030 fl. 3¼ kr. Die Gesammtkosten der Vertheidigung betrugen 251,427 fl. 16¾ kr., welche also mit Ausnahme der schon erwähnten vorhandenen 24,000 fl. und von 5183 fl. 12¾ kr., welche von anderer Seite gezahlt wurden, allein vom Bischof Kollonitsch herbeigeschafft wurden, wodurch die glückliche Vertheidigung Wiens erst möglich gemacht wurde. Noch blieben mehr als 350,000 fl. von dem Gelde, das er für die Belagerten flüssig gemacht, welche nach dem Entsatze von Wien zur Fortführung des Krieges allsogleich in Ungarn verwendet wurden.[1] Mit Recht hat daher das dankbare Wien im Jahre 1867 unter den Bildern von Männern, die sich um Wien verdient gemacht haben, auch das Standbild des Bischofs Kollonitsch auf der Elisabethbrücke aufgestellt, und bald wird auch sein Bild das Denkmal schmücken, welches zur Erinnerung an die Befreiung Wiens im Jahre 1683 im St. Stephansdome errichtet wird. Kollonitsch war ein Mann nach dem Herzen Innocenz XI., der ihm seine Anerkennung auch deutlich ausdrückte, indem er ihn in das Cardinals-Collegium aufnahm.

Unendliche Freude erfüllte das Herz des Papstes wie fast der ganzen katholischen Welt, als Wien am 12. September 1683 ruhmreich entsetzt wurde. Ueberall wurden Dankgottesdienste und Siegesfeiern gehalten. Papst Innocenz XI. hatte den ersten großen Erfolg seiner Bestrebungen zu verzeichnen. Er hatte seine viele Sorge und Mühe und seine großen Mittel nicht vergeblich angewendet.

Sein Endziel, die Christenheit vor den Türken in ihrem Frieden zu sichern, das war noch bei weitem nicht erreicht, und darum hörte er auch nicht auf, weiter zu sorgen und zu geben. Der Banus von Kroatien, Graf Nikolaus Erdödy,

1) Newald, l. c. I. SS. 234—235. Die daselbst angeführten Rechnungen des Bischofs sah der Verfasser dieses auch in Copien im f. e. Graner Primatial-Archive, sowie die Originale im Wiener Hofkammer-Archiv.

hatte sich auch mit den Ständen des Königreiches an den Papst um Hülfsgelder gewendet. Trotzdem der Papst seine Finanzen sehr durch Subsidien, die er dem Kaiser Leopold I. und dem Könige von Polen geleistet, erschöpft hatte,[1]) sandte er doch am 25. September 1683 die Summe von 25,000 fl., indem er zugleich die Kroaten aufforderte, dem Kaiser recht nachhaltig in seinem Kampfe gegen die Türken beizustehen. Die Kroaten baten aber bald wieder aufs neue um eine Geldhülfe zur Führung ihres Kampfes gegen die Türken (10. Okt. 1683), indem sie darauf hinwiesen, daß Kroatien die Vormauer Italiens, ja der ganzen Christenheit sei.[2]) Die Sendung des Papstes war nämlich erst in Wirklichkeit aus Rom am 7. Oktober 1683 abgegangen. Der Banus war zugleich aufgefordert worden, daß er gegen Kanisza etwas mit Bewilligung des Kaisers unternehme. Der Banus Erdödy, der Bischof von Agram, Martin Borkowich, ein Freund des Bischofs Kollonitsch, „cum caeteris ordinibus et statibus“ dankten dem Papste am 10. Dezember 1683 für die übersandten Hülfsgelder.[3])

Der Sieg der christlichen Waffen bei Wien und der bald folgende bei Parkany, am 9. Oktober, ferner die Einnahme von Gran, am 26. Oktober, begeisterten überhaupt noch weitere Kreise für den Kampf der Christenheit gegen die Ungläubigen. So meldete der Erzbischof Johannes Parzagli von Zara dem Cardinal-Staatssekretär Cybo am 8. November 1683, daß sich die Dalmatiner (die Morlaken) und die Albanesen erhoben hätten, um das Joch der Türken abzuwerfen. Würden sie unterstützt, so könnten im nächsten

---

1) Sauer, l. c. SS. 80 und 150. Auch bei A. Theiner, Vetera monumenta Slavorum meridionalium. Zagrabiae, 1875. II. tom. nro. CCXXIX.

2) . . . „Et hoc regnum antemurale Italiae immo et Christianitatis conservare dignetur.“ Theiner, l. c. nro. CCXXX.

3) „Cum magna reverentia“, bei Theiner, l. c. nr. CCXXXI.

Frühjahre 30,000 Mann im Felde stehen. Der Wiener Nuntius nahm Anfangs Bedenken, auf die Sache einzugehen, da er besorgte, die Venetianer könnten diesem Unternehmen, das gar leicht den Krieg aus der Herzegowina auf ihr Gebiet in Dalmatien spielen konnte, abhold seyn. Das war aber nicht der Fall. Der Kaiser war natürlich froh, diese neuen Bundesgenossen zu erhalten. Der Großherzog von Toscana hatte schon eine Menge Pulver für den Kaiser nach Triest geschickt. Der Papst gestattete, daß ein Theil davon für die Morlaken abgegeben werde. [1])

Innocenz XI. wußte, daß mit den Erfolgen des Jahres 1683, so groß und schön sie auch waren, noch nicht Alles gethan sei, ja er ließ sogar tadelnde Worte fallen, daß man den Sieg bei Wien nicht genug ausgenützt habe. Daher ließ er es um so weniger daran fehlen, ermunternde Worte nach allen Seiten zu gebrauchen, um im Jahre 1684 um so mehr zu erreichen. Die Königin Kasimira von Polen hatte schon längst für sich und für den König sich nach einer Auszeichnung gesehnt. Auf den Bericht des Nuntius hin erfüllte der Papst am 25. März 1684 dieses ehrgeizige Verlangen, da er wußte, welchen Einfluß der Ehrgeiz auf die Königin und hinwiederum diese auf den König ausübe. Der König erhielt also am genannten Tage vom Papste Hut und Degen und die Königin die goldene Rose zugesendet. Um die Kaiserin Eleonora nicht zu beleidigen, erhielt sie die goldene Rose an demselben Tage. [2]) — Sollten die errungenen Siege von weitgreifender Bedeutung seyn, so mußte noch mehr geschehen. Des Königs von Polen konnte man auch nach der Befreiung Wiens nicht entbehren. Mit diesem war es aber — seines Ehrgeizes wegen — nicht leicht zu verkehren und öfters hören wir darüber Klagen des Nuntius oder des Papstes,

---

1) Sauer, l. c. SS. 101, 102, 159, 161, 164.

2) Sauer, l. c. SS. 114—117.

welch letzterer aber immer bemüht war, die persönlichen Gefühle gegenüber der Sache der Christenheit in den Hintergrund zu drängen. Das brachte er auch zuwege bei Kaiser Leopold und König Johann von Polen. Ueber den letzteren hätte der Kaiser Grund genug gehabt, sich zu beklagen, und zwar nicht über nebensächliche Dinge, sondern darüber, daß der König Miene machte, Ungarn nicht für den Kaiser, sondern für seinen Sohn Jakob zu erobern. Namentlich die Königin Maria Kasimira war lange nicht von diesem ihrem Lieblingsgedanken abzubringen.[1]) Und Papst Innocenz XI. stellte selbst trotz dieser schwerwiegenden Differenzen die Eintracht zwischen den Verbündeten zum Wohle der Allgemeinheit wieder her. Mit Recht schreibt daher Newald: „Papst Innocenz XI. hat durch seine diplomatischen Interventionen sowie durch die Subsidien, welche er dem Kaiser und an den König von Polen leistete, um die Rettung des Christenthums unsterblichen Ruhm erworben. Dadurch, daß er die Absichten des polnischen Königspaares auf die Erwerbung von Ungarn oder doch eines Theiles dieses Landes für den Prinzen Jakob durch seine Vertreter in der ernstesten Weise bekämpfen ließ, hat er überdieß dem Hause Oesterreich einen bisher viel zu wenig gewürdigten Dienst erwiesen."

Da Sobieski sah, daß sein Plan, seinem Sohne ein sicheres Königreich zu verschaffen, nicht in Erfüllung gehen würde, er aber den Türkenkrieg ohne päpstliche Subsidien nicht führen konnte, so gab er den Vorstellungen des Papstes, sich um den Rebellen Tököly nicht zu sehr anzunehmen, um so eher Gehör, als ihm der Warschauer Nuntius Pallavicini zugleich mit diesen Vorstellungen von Seiten des Papstes für

1) Ueber das schwierige Verhältniß des Kaisers zum Könige — besonders um des Tököly und Ungarns wegen — handelt Sauers verdienstvolle Quellenpublikation aus den römischen Archiven an vielen Stellen, so SS. 93, 114—117, 153, 154, 159, 161, 164, 165, 174, 175, 179, 181, 183, 185.

die Ausrüstung zum kommenden Feldzuge 200,000 fl. für die Infanterie und 100,000 fl. für die Cavallerie und andere Beträge für die Kosaken übergab. Ueberhaupt gab der Papst dem König von Polen für das Jahr 1684 500,000 Gulden Hülfsgelder.[1])

(Schluß folgt.)

LIII.

Aus Oesterreich:
die Streiter gegen die sociale Gefahr.

Der hungernde, kranke oder sonst wie unglückliche Nachbar hat ein größeres Recht auf das Herz des katholischen Christen, als der glückliche Bruder. Verwandtschaftliche Vorliebe darf die größere Noth des benachbarten Fremdlings nicht übersehen. Aus diesem Grunde treten in Oesterreich, wo die sociale Frage ihren Culminationspunkt erreicht und zur Magenfrage, besonders bei den zahlreichen aus slavischen Gegenden in deutsche Industrieorte zugewanderten Arbeitern, sich zugespitzt hat, bei den conservativen Deutschen nationale Bestrebungen vor den socialen zurück. Der, dem Deutschen gegenüber, an eine materiell viel niedrigere Lebenshaltung gewöhnte Slave in deutschen Gegenden hat ja jenen Theil der deutschen Concurrenten, welche den Slaven nicht technisch

---

1) Onno Klopp, l. c. S. 373. 390.

überlegen sind, in eine noch empfindlichere Nothlage gebracht. Dasselbe trifft zu beim Handwerker und Bauern, einschließlich den landwirthschaftlichen Arbeitern.

In noch größerer Bedrängniß befindet sich an vielen Orten der ganze deutsche Kaufmannsstand, sowohl der selbständige Theil der Handlungstreibenden, als der viel größere Theil der Handlungsbediensteten, gegenüber den im Handel, für und durch den Handel erzogenen Juden. Den natürlichen Vortheil, in dem sich der Jude als Kaufmann und als Unternehmer gegenüber den Deutschen und Slaven befindet, beutet derselbe durch künstliche Mittel zum Schaden Beider aus. Zu diesen Mitteln zählt vor Allem die nationale Verhetzung, die der Jude auch aus Sport und angeborner Neigung betreibt. Seit einigen Jahren ist dieser Spieß gegen die Juden gekehrt worden, und plötzlich erklärt der Jude und der entweder geistige oder capitalistische Judengenosse jegliche noch so zahme Christenwehr als confessionelle Verhetzung, die er dem gesammten Klerus ebenso als Verbrechen anrechnet, wie dem deutschen Klerus dessen sogenannte Theilnahmslosigkeit in nationalen Streitfragen. Unter den judenliberalen Vorwürfen „klerikaler Fanatismus“ und „nationale Gefühllosigkeit“ verbirgt sich aber nur die capitalistische Angst vor einem Eingreifen des Klerus in die sociale Frage, deren gründliche Erörterung die nationale Verbitterung vergehen machen ließe. Dann wäre aber auch der nationale Frieden auf die Dauer leicht zu sichern und in einer daraufhin christlich organisirten Gesellschaft, in einem sodann naturgemäß katholisch regierten Staate wäre für parasitische Juden und Neuheiden kein Platz mehr.

Die gründliche Erörterung der socialen Frage ist nur auf Grund eigener Erfahrungen möglich, zumal in Oesterreich, wo in allen industriell entwickelten Ländern wichtige nationale Angelegenheiten in die socialen hineinspielen, während in rein ackerbaulichen Gegenden die Bevölkerung, in Folge des unseligen öffentlichen und privaten

Pumpsystems, auf Kosten der nächsten Generation lebt. In Tyrol, diesem Lande der Kaisertreue und der Glaubenseinheit, steht ein agrarischer oder vielmehr forstwirthschaftlicher Krach — die Verkarstung — bevor, wenn nicht der Klerus unverweilt energisch und zielbewußt auch die rein materiellen Fragen in den Bereich seiner Obsorge einbezieht. Der Niedergang der österreichischen Eisen-Industrie in den Bergwerken der Alpen, wie in den Fabriken überall, stürzt eine Jahrhunderte lang erbgesessene Bevölkerung — die Bergbau treibende — tiefer in den socialen Abgrund hinab, als dieß die „Wissenschaft" für möglich hielt. An welchen Uebeln der ganze Bauernstand im ganzen Reiche darniederliegt, haben die Bauerntage, die in letzter Zeit in Wien stattgefunden, gezeigt; das Trostloseste ist aber die heillose Confusion, die in den Beschlüssen besonders des einen Bauerntages zu Tage tritt, während der andere Bauerntag Rettung von der Zerstückelung Oesterreichs erwartet.

Allen diesen Lebensfragen in den Erbländern steht eine im Parlamente dominirende Partei, die vorwiegend nationale Zwecke verfolgt — der Polenklub — ziemlich gelassen gegenüber. Wer soll nun die länderweise, ja bisweilen bezirksweise so verschiedene sociale Frage erörtern? Etwa die dem Volksleben fremde, die unhistorische Bureaukratie? Wenn sie auch wollte, sie könnte es nicht. Eine Maschine hat noch nie Leben geschaffen, wohl aber schon die natürliche Mannigfaltigkeit der Lebewesen durch Uniformirung und Nivellirung vernichtet, deren Lebensthätigkeit gelähmt. Die Bureaukratie kann wohl der Gesetzgebung statistische Zahlen über Elend und Noth liefern, allein der Werth dieser Zahlen hängt ab von dem Formular, das ihr die Executive „zur Darnachachtung" hinausgibt. Die Entscheidung über die Verwerthbarkeit dieser Statistik liegt beim Parlament, das andere Schmerzen zu haben scheint als das Volk, aus dem es auf unnatürliche Weise hervorgegangen ist. Ein Auswuchs zehrt ja am Körper, überträgt seine Schmerzen auf diesen.

Daß der niedere Lehrerstand zur Erörterung socialer Angelegenheiten unfähig ist, liegt auf der Hand. Er krankt ja gutentheils an der höheren Schulweisheit, die in der Gestalt von Professoren und Advokaten die Hauptschuld an der Verschärfung socialer Gegensätze verbrochen hat. Es bleibt also nur der geistliche Stand übrig, der aus dem Volke hervorgegangen, mit ihm doch noch am meisten von allen Ständen verwachsen ist, seine Leiden und Sünden am gründlichsten erfahren, am verläßlichsten erheben und zu pastorellen und socialpolitischen Zwecken erzählen kann. Er hat ja eine Organisation bis ins kleinste Dorf, und im Umfange des Lehramtes liegt ja wohl auch die Zulässigkeit der Aufklärung über gemeinschädliche sociale und wirthschaftliche Uebelstände. Sind nun die bestehenden socialen Verhältnisse mehr Gelegenheiten zur Sünde als Aufmunterung zur Tugend, dann ist die öffentliche Gewissenserforschung über die herrschenden Zustände priesterliche Standespflicht. Da aber die wirthschaftlichen Gesetze, Einrichtungen und Gewohnheiten der sittlichen und socialen Entartung gewaltigen Vorschub leisten, muß der Klerus auch über alle Irrthümer und Fehler aufklären. Zuerst sich selbst, und dann das Publikum, vornehmlich die Gesetzgebung! Daß dieß möglich, gemeinnützig und im seelsorgerlichen Sinne heilsam ist, lehrt ein Beispiel aus der Gegenwart und Nähe Wiens. Dieß wollen wir im Folgenden dem Leser vorführen.

In Floridsdorf bei Wien hat zum erstenmale in Oesterreich der gewaltthätige Anarchismus um die Jahreswende 1883 bis 84 die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt. Die österreichische Gesetzgebung hat sich in Folge der anarchistischen Greuelthaten bemüht, die Wiederholung solcher systematischer Wuthausbrüche zu erschweren. Der riesige Polizeiapparat Wiens war und ist noch immer thätig, Anarchisten zu fangen und durch Abschiebung unschädlich zu machen. Das Criminalgericht — ein Ausnahmsgerichtshof — hat zahlreiche und schwere Aburtheilungen vorgenommen.

Manche der Verurtheilten haben ihre Haft verbüßt und der Heimath, ja sogar Europa den Rücken gekehrt. Die Mörder und Mordprediger lassen nichts mehr von sich hören. Wie konnten aber Jene offene und geheime Unterstützung, Diese offene Ohren finden? Die Antwort liegt in dem Ausdrucke „wirthschaftliche Anarchie". Bureaukratische Despotie hat aus der wirthschaftlichen Anarchie den socialistischen Anarchismus gezeugt, und der religiöse Nihilismus hat ihn erzogen. Die Anarchie und der Nihilismus herrschen aber auch auf anderen Gebieten. In alle diese Gebiete hat ein katholischer Seelsorgepriester, Cooperator Rudolf Eichhorn in Floridsdorf, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, der Welt wiederholt entsetzenerregende Einblicke gewährt. Aus seinen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten „socialstatistischen Beiträgen", „socialen Bildern" und „socialen Streiflichtern", die theils über einzelne Unternehmungen und über die Mißbräuche bei denselben, theils über das sittliche und materielle Befinden der ganzen Bevölkerung Wiens und Umgebung handeln, gähnt den Leser ein Abgrund von öffentlichem Unrecht und Unverstand entgegen, aus dem sich die Masse ausgebeuteter, entrechteter und entsittlichter Individuen niemals erheben wird, wenn ihr nicht Kirche und Staat beide Hände entgegenstrecken.

Wir wollen uns für dießmal auf Wiens Umgebung beschränken. Das Terrain heißt „Floridsdorf und Umgebung", auf welchem fünfundzwanzig der verschienenartigsten Industrie-Unternehmungen „blühen". Die in demselben beschäftigte Arbeiterschaft ist sehr in Verruf gekommen. Trotzdem ist diese Bevölkerung gesitteter als sonst irgendwo in Wiens Umgebung. Hoch über dem sittlichen Niveau der eigentlichen Einwohnerschaft Wiens steht sie, denn Bankerotteure, Prostituirte, Erpresser, Lebensmittelfälscher und die viel schädlicheren Fälscher der öffentlichen Meinung und Sitten u. s. w. gedeihen viel mehr in der Residenz, als in den Vororten, in denen es bedeutend mehr Unglückliche als Uebelthäter gibt.

Der Rückschluß von Floridsdorf auf Wien wird sich dem Leser von selbst aufdrängen.

Eichhorns schriftliche Veröffentlichungen über Floridsdorf und Umgebung sind in Folgendem in gedrängter Kürze zusammengestellt und erläutert durch briefliche und mündliche Aeußerungen, die er zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten an Gesinnungsgenossen gemacht hat.

Die Kirche in Floridsdorf ist für 500 Menschen zu enge. Die Seelenzahl der Pfarre Floridsdorf aber beträgt 16,000. Der an Floridsdorf anstoßende Fabriksort Groß-Jedlersdorf mit nahezu 4000 Seelen ist von der noch kleineren Pfarrkirche in Bauerndorf Jedlersdorf mit 1800 Seelen verhältnißmäßig zu weit entfernt, gottesdienstlich gravitirt also der Fabriksort nach Floridsdorf. Die zwei interconfessionellen Friedhöfe der Pfarre Floridsdorf gehören den eingepfarrten Gemeinden Floridsdorf und Neuleopoldau mit Mühlschüttel, es liegen aber beide außerhalb der Pfarre und Gemeindbegrenzen. Die in den genannten Ortschaften wohnende Zahl der Juden beträgt gegen 1500, und besitzt einen Tempel mit Fassungsraum für 500 Menschen, was für den Kenner jüdischer Gottesdienstverhältnisse einen großen Tempel bedeutet. Vor 20 Jahren war die katholische Seelenzahl, bei anderer Configuration des Sprengels, 8000 und besaß zwei Gotteshäuser, die jüdische Seelenzahl war einige Dutzend stark. Damals war Floridsdorf reich an kirchenfreundlichen und an wohlhabenden Leuten, es war die letzte Station einer stets belebten Reichsstraße vor Wien und eine Donauschifffahrtsstation. Die Floridsdorf und Umgebung durchschneidenden Eisenbahnen, und die es überschwemmenden Juden, sowie die Ableitung der Donau in ein neues Strombett, darneben das alte ein miasmatisches Sumpfwasser mit sich führt, haben das alles in wenig Jahren geändert.

Es verwandelte sich das fruchtbare Weizenland um Floridsdorf herum in ein Industriequartier, mit zahllosen Schloten, Boutiquen, unterirdischen und Dachwohnungen, deren Fenster

den ganzen Winter nicht geöffnet werden, weil die Armuth der Bewohner es zu keinem Ofen oder zu keinem Brennmaterial bringen kann. Die Leute schlafen häufig auf einem Strohsacke über dem ungedielten Erdboden oder in einem mit fauligem Stroh und Hadern gefüllten Bette, oft zu dreien, ja fünfen. Die wilde Ehe ist keine Schande mehr, die „Ehe auf Kündigung" nicht selten; Mädchen, kaum der Schule entwachsen, werden Mütter von lebensunfähigen Kindern, deren Väter oft bartlose unreife Jungen sind, sich um „Weib" und Kind bald nicht mehr kümmern können, oder trotz „wirthschaftlicher Selbständigkeit" nicht wollen. Die Mittel zur wirthschaftlichen Selbständigkeit sind oft so gering, daß der ledige Mann sich gewissermaßen genöthigt sieht, sich bis auf bessere Zeiten eine ältere Wittwe beizulegen. Hunderte von Müttern sind absolut unfähig, einen Haushalt zu führen; sie haben es nie gelernt, weil sie aus der Schule in die Fabrik übertraten. Viele brave Jünglinge und Jungfrauen, die in der Textilbranche arbeiten, sehen aus wie Greise. An Sonn- und Feiertagen kann man in Neuleopoldau und Mühlschüttel in der Regel, in Großjedlersdorf und Floridsdorf seltener, eine drei- bis zehngliederige Familie auf einem Handwagen all' ihr Hab und Gut in eine neue Wohnung übersiedeln sehen, wo in einem Lokale gewohnt, geschlafen und gekocht wird. In der Regel sind Kinder vorgespannt, bisweilen ein ausgeliehener Zughund. Fast niemals fehlt ein Heiligenbild oder das Bild des Kaiser- oder des Kronprinzen-Paares bei der Einrichtung; es wird auf den Händen getragen, nicht bloß weil es theuer vom Juden ratenweise gekauft worden, sondern auch weil es der armen Familie einziger Schatz ist.

Die periodischen und periodisch wechselnden Brodherrn dieser von Kartoffeln, unverdaulichem Brode, Pferdefleisch oder für Hunde zurückgestellten Abfällen aus Wiener Wirthshausküchen, ekelig schmeckendem Bier oder Fusel lebenden Arbeiterschaft sind zumeist Juden, die vor wenigen Jahrzehnten

arm aus Polen oder Ungarn nach Wien gekommen sind, nun aber reiche Mittel und mitunter sogar prunkende Titel aufzeigen. Der ingrimmige aber schlecht verhehlte Haß der Opfer der „Freiheit der Concurrenz“ und des „Spieles der freien Kräfte“ kehrt sich zunächst gegen die Werkführer und Beamten der Unternehmungen, aber auch gegen die — Sicherheitsorgane und die Polizeibeamten. Die Hausherren und „Kaufleute“, was häufig einerlei ist und den rücksichtslosen Hausherrn und creditgebenden „Kaufmann“ leicht und rasch reich macht, kommen in der langen Liste der „Verhaßten“ zunächst. Am fernen Ende der Liste, das der Proletarier selten sieht, steht der Hauptschuldige, der Aktionär. Der Hauptaktionär und Großjude ist das große Weltjudenhaus. Der ortsansäßige Unternehmer, den der Proletarier oft sieht, ist ihm verhaßter als der unsichtbare Aktionär, obwohl noch nie einer dieser Vampyre auch nur den geringsten Akt der Großmuth an der Bevölkerung geübt hat. Von drei in den letzten Jahren — auf Eichhorns indirekte Anregungen hin — organisirten Vereinen, die sich mit der Bekleidung der armen Schulkinder zu Weihnachten beschäftigen, und einem von einem ansässigen Fabrikanten errichteten völlig unzureichenden Kindergarten abgesehen, besteht keinerlei Wohlthätigkeitsanstalt. Es sind zumeist selber von der Hand in den Mund lebende Leute, welche jene drei Anstalten erhalten.

Selbstverständlich ist die christliche Bevölkerung noch weniger im Stande, dem dringenden Bedürfnisse nach einer geräumigen Pfarrkirche abzuhelfen. Das oft und mannigfach sich äußernde Bedürfniß wird von Juden mißbraucht zur Verhetzung des christlichen Volkes gegen seine Geistlichkeit und gegen das benachbarte Stift Klosterneuburg, das in diesem Arbeiterviertel ausgedehnten, um mäßigen Pachtzins an kleine Leute verpachteten Grundbesitz hat, welcher glückliche Umstand wenigstens die wucherische Grundausschlachtung und den Bauschwindel erschwert. Die Juden sagen nämlich den Christen vor, die Schuld, daß diese keine Kirche bekommen,

trage die Geistlichkeit und vor Allem das Stift Klosterneuburg. Ein Jude verlangte im Jahre 1885 in einer zahlreich besuchten Wählerversammlung in Neuleopoldau als einziges Mittel gegen die allgemeine Armuth „die Aufhebung aller Stifte und Klöster" und die Vertheilung ihrer „großen Schätze" und Realbesitze „unter das Volk". Die Unmöglichkeit einer kirchlichen Erziehung des Volkes fußt übrigens auf dem Gesetze, welches die Juden, Akatholiken, juristischen Personen und die außerhalb des Pfarrgebietes wohnhaften Besitzer von Steuerobjekten von der Kirchenbau-Beitragspflicht enthebt! Auf Grund dieses Gesetzes sind z. B. in der Pfarre Großjedlersdorf von 29,000 fl. jährlicher Steuer nur 13,000 fl. beitragspflichtig, in Floridsdorf (sammt Filialen) steht es noch bedeutend schlimmer. Bedenkt man, daß die einst so wohlhabende Bevölkerung durch die Schuld gerade dieser Kirchensteuer-freien Capitalisten (Bahn- und Fabriks-Aktien-Gesellschaften, Akatholiken und nicht ansässigen Unternehmer und Besitzer) trotz ihrer Verdopplung so arm geworden ist, und daß die Verdopplung der Bevölkerung wie das Mittel so die Folge der Bereicherung dieser Capitalisten ist, dann begreift man nicht, welche Endziele eine Gesetzgebung verfolgt, die derartige die kirchliche Erziehung fast unmöglich machende Gesetze geben kann. Ein Kirchenbau ohne langwierigen kostspieligen Proceß ist in Folge dieses Gesetzes fast nirgends möglich.

Die Schwierigkeit einer religiösen Erziehung des Volkes, die allein den Anarchismus und Nihilismus begrenzen und schließlich beseitigen kann, erhellt besonders aus Folgendem: In der Pfarre Floridsdorf sind neben dem Pfarrer nur zwei Cooperatoren angestellt. Die Pfarrkanzlei absorbirt so ziemlich (trotz der Verwendbarkeit des Organisten und zugleich Meßners als Kanzlisten) die ganze Kraft und Zeit eines aufopfernden Geistlichen von zäher Ausdauer. Der Pfarrkanzleidienst ist aber mehr Staats- als Kirchendienst. Die zwei Cooperatoren haben zusammen 2500 Schulkindern wö-

chentlich mehr als fünfzig Stunden Schulunterricht zu geben und die Seelsorge auszuüben. Wenn sie auch vom Pfarrer thunlichst unterstützt werden, und das ist der Fall, so ist dies eine Aufgabe auf einem so widersinnig begrenzten Territorium und unter solchen socialen und sittlichen Verhältnissen, für die gewiß kein der Seelsorge Kundiger zwei Priester für genügend erklärt. Die Hauptschwierigkeit jedoch liegt in der Schule in Neuleopoldau; 18 bis 39 Percent der 1700 Schulkinder versäumen den Unterricht, 11 ganz verschiedene Katechismusausgaben in einer Classe mit 60 Kindern erfordern eine ganz eigenartige Unterrichtmethode. Um die äußerst zeitraubende Mannigfaltigkeit der Religionsbücher zu beseitigen, ist der Katechet gezwungen, den Katechismusverschleiß auf Raten à 2 Kreuzer und aufwärts selbst in die Hand zu nehmen. Die „Erfindung" dieser Methode war insbesondere auch wegen der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches, der Bettelarmuth, Verwahrlosung und Verrohung der Kinder nothwendig, von denen keine Hundert regelmäßig die Kirche an Sonn- und Feiertagen besuchen können. Würden die Kinder in die Kirche kommen, diese könnte sie auf einmal kaum zur Hälfte fassen. Als Beleg für die Bettelarmuth diene, daß von den 1700 Kindern wenigstens 700 der nöthigsten Winterkleider entbehren. Aus diesem Grunde besuchen mehrere hundert Kinder das ganze Jahr keinen Gottesdienst. Dafür bestehen organisirte Diebsbanden von Schulknaben, 5 bis 17 Köpfe stark, die mit Säcken und Körben, ja bisweilen mit Steinen und Stöcken als Angriffs- beziehungsweise Vertheidigungswaffen ausgerüstet, umherziehen. Vor wenig über zwei Jahren war an dieser Schule die Schülerzahl 1367, davon wenigstens 428 oder 32⅓ Percent ohne legitimen Vater oder Mutter. Mit dem Anwachsen der Zahl der Kinder ist das in dieser Ziffer liegende sociale und sittliche Elend unverhältnißmäßig gewachsen. Liegt darin nicht eine nächste Gelegenheit zum Verderben? Trotzdem Eichhorn auf dieselbe alle Welt vor zwei Jahren zum abschreckenden Beispiele auf-

merksam gemacht hat, ist es Niemanden eingefallen, die nächste Gelegenheit allmählich zu einer entfernteren zu machen. Freilich wird das der Charitas allein nicht gelingen. Eichhorn wurde wiederholt um seine Mitwirkung zur Durchführung des Schulgesetzes gebeten, mußte es aber entschieden ablehnen, weil die nach diesem Gesetze eingerichtete Schule das nicht lehrt, was für das praktische Leben nöthig ist, noch weniger aber für das religiöse Leben vorbereitet.

Aehnliche Zustände herrschen in vielen Industriegegenden, die plötzlich und unvermittelt aus früheren Ackerbaugegenden um des Mammons willen ohne Vernunft und Nächstenliebe geschaffen worden sind. Eine glückliche Fügung lehrte Eichhorn mehrere solcher Gegenden und die dort herrschenden Uebelstände näher kennen; in einer derselben hatte er längere Zeit gelebt und gewirkt. Dieß befähigte ihn die Ursachen der Uebelstände zu ergründen. Er fand sie einerseits in der unzeitgemäßen Stellungnahme des Priesters gegen jede natürliche Neuerung im Produktions- und Verkehrsleben, anderseits in der unbedachten Stellungnahme desselben für derlei Neuerungen, und endlich darin, daß die Seelsorger häufig sich entweder nicht die Mühe nehmen wollen oder können, den Einfluß wirthschaftlicher Neuerungen auf die Sittlichkeit und Religiosität rechtzeitig wahrzunehmen. Der Einfluß ist zunächst ein socialer, d. h. er bringt den Menschen zum Menschen in ein anderes, fremdes Verhältniß, in dem sich die Wenigsten leicht, die Meisten nie zurechtfinden. Als Eichhorn vor fünf Jahren nach Floridsdorf kam, fand er trostlose sociale Verhältnisse. Zwei Jahre sondirte er den Boden, um vorerst auf die Wurzeln der lediglich lokalen Uebelstände zu treffen, und kam zur Erkenntniß, daß sein Sprengel zwar an zahllosen lokalen Eiterbeulen leidet, daß aber die große sociale Frage wesentlich an der Unheilbarkeit dieser Beulen Schuld trägt, und daß in Folge dessen eine fatalistische Indolenz alle guten Geister in Bann hält.

Eichhorn machte die Wahrnehmung, daß die vom wirth-

schaftlichen wie religiösen Liberalismus — den er als die „Lüge des Eigennutzes“ bezeichnet — am meisten Gedrückten, die Fabriksarbeiter, fast ausschließlich Trost, Rath und Hilfe bei dem entarteten Sohn des Liberalismus, dem damals noch zahmeren Socialismus suchten, und daß die angeblichen Rathgeber und Helfer größtentheils demselben Stamme Juda angehörten, dem das größte Contingent der Volksbelügner und Volksbetrüger entstammt. Die Arbeiter waren bedingungslose Anhänger der von Juden erhaltenen und inspirirten, zum Theile auch geschriebenen Arbeiterzeitungen, und der congenialen socialistischen Wanderlehrer und wandernden Agitatoren, meist jüdischer Abkunft. Alle ihre Beschwerden brachten die Arbeiter dort an, und dort wurde lediglich Verhetzung getrieben, nicht der geringste wirkliche Uebelstand wurde je irgendwo in einem Bureau oder einer Fabrik abgestellt. Noch weniger konnte eine gesetzliche Abhilfe erzielt werden. Dieß brachte Eichhorn auf den Gedanken, die Klagen der Einzelnen zu sammeln, durch Vergleich zu berichtigen, und dann mit seinem Vidi als Seelsorger zu veröffentlichen. Er wollte damit die Arbeiterschaft, deren Bestrebungen immer bedenklicher wurden, von den Juden und Judenliberalen und deren Presse ablenken, die öffentliche Aufmerksamkeit, besonders die der kirchlichen Behörden, der staatlichen Legislative und Exekutive, auf die oben völlig unbekannten oder nicht gewürdigten socialen, sittlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse lenken, und endlich die Charitas zu Hülfe rufen, um die charitative Organisation als Bedingung der Wirksamkeit staatlicher Arbeiterschutzgesetze der socialen Gefahr entgegenzustellen.

Es war im Frühjahre 1883, als er an die Ausführung dieses ächt pastoralen Gedankens Hand anlegte. Obwohl er nur wenigen Vertrauten Einblick in die Mittel, mit denen er arbeitet, gewährt, das Ziel, das er verfolgt, verhehlt er nicht und könnte es auch nicht. Er hatte dieß Ziel an einem früheren Orte, wo er als Seelsorger mit dem Aufgebote seiner ganzen Energie in charitativer Richtung gewirkt

hatte, offen ausgesprochen mit den Worten: „Der geistliche Stand muß wieder der führende werden. Die Kirche muß auch der geistige und der Pfarrhof der sociale Mittelpunkt der Gemeinde werden!" Die Energie des zielbewußten Mannes wurde bei den Juden und Freimaurern gefürchtet, und leider fanden sich auch Geistliche, die seine Entfernung für einen Akt pastoraler Klugheit hielten. Das war der Grund, daß Eichhorn, als er nach Floridsdorf kam, zwei Jahre in scheinbarer Unthätigkeit nach dieser Richtung hin verharrte. Es war eine Zeit stiller Beobachtung und eifrigen Studiums. Als er seine frühere Thätigkeit wieder aufnahm, erstanden ihm die alten Feinde wieder.

Es ist wohl nur zufällig, daß die Arbeiterunruhen erst dann größere Ausdehnung gewannen und periodisch wiederkehrten, als Eichhorn mit Glück begonnen hatte, die Armen und Arbeiter an sich zu ziehen. Merkwürdig ist es, daß gerade in Floridsdorf und Umgebung die Attentate künstlich hervorgerufen wurden, nachdem ein Jude aufreizende Reden gehalten hatte. Diese Wühlerei hat Eichhorn bewogen, sich wieder mit der Oeffentlichkeit zu befassen. Das Merkwürdigste ist aber, daß die jüdische Wühlerei gar keine Beanstandung erfuhr, während Eichhorns lediglich für höhere und höchste Kreise bestimmte socialstatistische Schilderung „Floridsdorf und Umgebung" von jener obrigkeitlichen Stelle, welche ungefähr gleichzeitig die socialrevolutionären Massenmörder gefangen und gehangen hat, als „Aufreizung gegen die Juden und das Capital" erklärt und mit Androhung „subjektiver Verfolgung" unterdrückt wurde. Auch die Thatsache verdient der Nachwelt überliefert zu werden, daß das „erste Opfer des Anarchismus" in Oesterreich, der Polizeibeamte F. Hlubek, der gefürchtetste Feind jenes jüdischen Wühlers war, dessen eifrige Zuhörer die Anarchisten gewesen sind. Die erwähnte socialstatistische Schrift ist einige Zeit später trotzdem, freilich im Auslande zuerst, veröffentlicht worden, hat ungewöhnliches Aufsehen gemacht und wesentlich zur Beschleunigung der

Arbeiterschutzgesetze beigetragen, auch schon vorher die freiwillige Abstellung so mancher Mißbräuche in so manchen Fabriken bewirkt. In Folge dessen sammelte sich um Eichhorn eine ansehnliche Anhängerschaft, ohne daß er je Arbeiterversammlungen berufen hätte, oder zu besuchen nöthig hatte, denn die „Unglücklichen und Unglücksbedrohten“ suchten ihn im Pfarrhofe auf, und er half, wo und so weit er konnte.

Er vermittelt in Streitsachen, er verhütet Kündigungen und Entlassungen von der Arbeit, Geschädigten verhilft er zu ihrem Rechte, für jeden hatte er einen guten Rath oder doch einen Trost. Mit Wittwen und Waisen, mit armen Kranken oder sonst Bedrängten fing er an, dann kamen von selbst besser situirte Arbeiter und Bürger, um sich rathen zu lassen oder um ihm in seinen mannigfaltigen leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit Unterstützung anzutragen. In beiden Fällen war und ist ihm die religiöse und politische Gesinnung oder die Nationalität der stets wachsenden Zahl der Besucher und Besucherinen Nebensache; die Hauptsache ist ihm „Allen Alles zu werden“, soweit seine Kräfte, Mittel und Zeit es erlauben. Ein bodenloser Abgrund von unverschuldetem Elend und von unverantwortlicher Schuld öffnete sich ihm, die Arbeit wuchs ihm über den Kopf. Neben dem Schulunterricht und der Seelsorge mußte er eine in ihrer Art wohl einzige charitative Correspondenz an die verschiedensten Aemter, Anstalten und Persönlichkeiten bewältigen und durfte die socialstatistische Schriftstellerei nicht unterbrechen; denn die Hoffnungen der unruhigen Arbeiterschaft hängen an ihr. Die nächste Wirkung der socialrevolutionären Attentate, die wesentliche Beschränkung der Versammlungs- und Preßfreiheit für die in Gährung befindliche Masse, war ja erreicht, mit der Verhütung des mit diesen Freiheiten getriebenen Mißbrauches war aber auch der richtige Gebrauch fast unmöglich gemacht; vom socialistischen Dampfkessel war jedes Ventil beseitigt, jede Oeffnung ward verstopft, welche in der socialen Atmosphäre als Ventilation hätte dienen können.

Die Wahlen zum Reichsrath von 1885 gewährten der Presse wieder einige freiere Bewegung. Dieß benützte Eichhorn zu seinen Zwecken. In einer Broschüre: „Die weißen Sklaven der Wiener Tramway-Gesellschaft" schilderte er scharf und gründlich das ausbeutende und corrumpirende Treiben einer jüdischen Aktiengesellschaft, die goldene Mitschuld der Presse und einer „Anzahl von Organen und Körperschaften" (wie er sich vorsichtig ausdrückte), und endlich stellte er die Wahlmanöver und die Corruption liberaler Volksvertreter an den Pranger. Inhalt und Verbreitung dieser unmittelbar vor den Wahlen verkauften Broschüre entfernte einen erbgesessenen geriebenen Liberalen aus dem Parlamente, half einen ebenbürtigen Streber beseitigen, und einem schulweisen jüdischen Gaukler wenigstens eine unerwartet ansehnliche Minorität entgegenstellen. In dieses dem „Orts-Seelsorger" allerdings fernab liegende social-literarische Wagniß ließ sich Eichhorn vornehmlich darum ein, um die unteren und mittleren Classen Wiens auf schickliche Art auf die Kirche und die Seelsorger als die Retter aus socialem Elend aufmerksam zu machen, und um die liberale Trinkgelderpresse in längst verdienten Verruf bei den Blindgläubigen zu bringen. Dieß Wagniß brachte Eichhorn in sehr große Gefahr, allein es deckte auch eiternde Wunden der Zeit auf. Kurz nach dem Erscheinen der inhaltlich bis in's Kleinste richtigen Broschüre, forderte die Synagoge in Floridsdorf vom dortigen Polizeikommissariate die zur Versetzung des katholischen Priesters nöthigen Schritte, die gesammte liberale Presse Wiens, soweit sie nicht in officiösen Diensten steht, brachte giftige Schmähartikel, in denen er „antisemitischer Neigungen", „socialistischer Bestrebungen" bezüchtigt und sonach als „unfähig" erklärt wurde, 1700 arme Arbeiterkinder in der Religion der Liebe zu unterrichten.

Der von Eichhorn nachträglich gestürzte Abgeordnete, in dessen Wahlkreis Eichhorn zwar seelsorgerlich und katechetisch wirken, aber nicht wählen darf, trommelte eine geheime Versammlung zusammen, die eine unverstandene, von Unwahr-

heiten strotzende Erklärung gegen Eichhorn unterschrieb, deren Veröffentlichung indeß viele zur Unterschrift gepreßten Leute bewog, dem Angegriffenen aus freien Stücken Abbitte zu leisten. Die von Bureaukraten auf Wunsch der Juden und capitalistischen Ausbeuter gemachten Anstrengungen gegen den von besoldeten Spionen umstellten Priester wurden preß- und criminalgerichtlich unterstützt; das Criminalgericht leitete gegen ihn eine Untersuchung ein wegen Aufwiegelei, ja sogar wegen Verführung seiner Schulkinder; das Preßgericht verurtheilte ihn wegen eines geradezu lächerlichen Formfehlers zu einer für ihn, der sich als Sociologe finanziell verblutet hatte, empfindlichen Geldstrafe. Kinder, die Eichhorn unterrichtete und deren Eltern irgendwie zugänglich schienen, wurden als Criminal-Zeugen vernommen. Als Vorwand zu dieser die christliche, besonders die bedrängte Bevölkerung bedenklich erregenden Untersuchung diente den Denuncianten aus Israel eine Predigt auf der Kanzel, in der Eichhorn den Katholiken ihre socialen Pflichten an's Herz legte. Kaum war es aber bekannt geworden, daß das von dem wehrlosen Priester erschreckte Israel an autoritativer Stelle erklärt hatte: „So lange Eichhorn in Floridsdorf ist, fühlen wir uns keine Stunde sicher“, so suchten ihn die bis dahin künstlich irregeführten Socialisten auf und bestätigten ihm, was ihm nur als Befürchtung ängstlicher Anhänger erschienen war, daß er schon lange als „frommer Polizeispion“ proscribirt gewesen sei. Den langen „Aufschub des Urtheilsvollzuges“ soll er dem Umstande zu danken gehabt haben, daß die bekannt gewordene Gefahr, der er sich schon vorher durch die muthige Inschutznahme der verdächtigten Verwandten abgeurtheilter Anarchisten ausgesetzt hatte, im Schooße der Verschwörer selbst Zweifel an der „Schuld“ Eichhorns wachgerufen hatte. Die Bekehrung der Verschwörer tröstete Eichhorn auch über die noch folgenden Verläumdungen, als sei er der „bezahlte Lohnschreiber der Reaktionäre“. Viel Kummer und Unkosten verursachten ihm aber die Verfolgungen, die über jene Ver-

sonen hereinbrachen, die im Verdachte standen, seine Gewährsmänner bei den statistischen Erhebungen zu seyn. Weil sie mittellos und also wehrlos waren, durfte eine bezahlte Presse sie als ehrlos mit Namennennung und Berufsangabe hinstellen. Diese „Preßfreiheit" ging so weit, daß behauptet wurde, Eichhorn sei „wohl nur das gefügige Werkzeug abgeblitzter Erpresser", die an verschiedenen Anstalten und Persönlichkeiten Rache hätten nehmen wollen. Indeß konnte Eichhorns Anhang durch alle diese Hetzereien nicht verringert werden, im Gegentheile! Und dieß trotzdem, daß die christlichen Zeitungen Monate lang bei der Verwerthung Eichhorn'scher Manuscripte außerordentlich vorsichtig zu Werke gingen. Eichhorn hat es verwunden, der Liberalismus wird es aber nicht verwinden, denn dessen vor jedem Mächtigen schweifwedelnder Vorgänger und pharisäische Spießgeselle, der Josephinismus, ist überwunden.

Es war ein harter Kampf, aber der Sieg ist gesichert. Der erleuchtete Oberhirte der Wiener Diöcese selbst mußte eingreifen, um das christlich-sociale Priesterthum im Kampfe zu stärken. Sein Wort hat in Floridsdorf Judenkrawalle und deren unabsehbare Folgen für Wien verhütet. Die Hoffnungen, welche neuerdings im Volke, selbst außerhalb des gläubigen Bruchtheiles, erwacht und auf die Priester als die einzigen Helfer auch in irdischen Nöthen gerichtet sind, würden in's Gegentheil umschlagen, wenn nicht bald viele Priester und vornehmlich Ortsseelsorger, von oben unterstützt, „die wichtige Aufgabe des Priesterstandes in Bezug auf die katholische Socialreform begreifen und ergreifen" würden, um uns eines Ausdruckes der Civiltà cattolica zu bedienen, welche am 5. Dezember 1885 dieses Thema behandelt und nach verdienter Hervorhebung des „theoretischen Sociologen" der österreichischen Geistlichkeit, des Moralprofessors an der theologischen Diöcesan-Lehranstalt in St. Pölten und ebenso gelehrten als eifrigen Publicisten Dr. J. Scheicher, dem „praktischen Sociologen" Eichhorn nachrühmt, daß „er

den Gesetzgebern die Erkenntniß ihrer Pflicht erleichtert und das Vertrauen jener Arbeiterbevölkerung erworben habe, die bereits eine Beute der Anarchie schien". Auch eines dritten im christlich-socialen Sinne mit Aufopferung und Umsicht öffentlich thätigen Priesters sei hier gedacht, des P. Pl. Mathon in Brünn, Benediktiner des Stiftes Raigern in Mähren, welches als Pflegstätte des geistlich-literarischen Lebens in der katholischen Welt weitum bekannt ist und nun seit zwei Jahren durch große Opfer für social-literarische, publicistische Zwecke den von Scheicher und Eichhorn gemeinverständlich ausgedrückten socialen Erlösungsgedanken zeitgemäß zu realisiren bestrebt ist. An zahlreichen Priestern, Ordenspriestern und Seelsorgern und auch gläubigen Laien, welche in stiller Verborgenheit den Obengenannten längst vorausgeeilt sind, und an tüchtigen Nachfolgern fehlt es, Gott sei gelobt, nicht. Besonders in national-gemischten, social verwüsteten Gegenden sind einsichtige Seelsorger bemüht, in diesem Sinne zu wirken. Eichhorns Beispiel hat Manche begeistert und einige handeln geradezu nach seinen theils publicistischen, theils brieflichen Anweisungen.

Der lebendige Glaube an die sociale Erlösung durch die Kirche hat also in Oesterreich Boden gewonnen. Es handelt sich nun darum, der immer näher drohenden Umsturzgefahr rasch zuvorzukommen. Eichhorn erklärt es für möglich, wenn „die Organisation der Seelsorge nach der charitativen Seite hin erweitert, die geplante Organisation der conservativen Presse zur Thatsache wird, und wenn die bestehende Organisation der Charitas nicht bloß zur Linderung individuellen Elendes, sondern auch zur statutengemäß zulässigen publicistischen Aufklärung über die Gründe und Grade des Massenelendes zu sociologischen und socialpolitischen Zwecken weise benützt wird".

LIV.

Wie es um Frankreich zur Zeit steht.

Paris im Oktober 1886.

Unter dieser dritten Republik machen die französischen Schwurgerichte mehr als je von sich reden. Sie bethätigten eine erschreckende Gleichgiltigkeit für den Schutz des Lebens, dagegen einen übermäßigen Eifer für denjenigen des Besitzes. Daß sie ungemein nachsichtig sind gegen Frauenzimmer, die sich an ihren ungetreuen Gatten und Liebhabern meuchlerisch zu rächen suchen, läßt sich noch erklären. Aber etwas anderes ist es doch, wenn Vatermördern und Raubmördern mildernde Umstände zugebilligt werden, während auf zünftige Diebe und Einbrecher, welche nicht auf Mord ausgehen, das Gesetz in vollster Strenge angewandt wird. Geradezu unerhört war die Verurtheilung der bekannten Louise Michel. Diese halbverrückte Heldin des Umsturzes wurde zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil sie, am Tage des Meetings der Arbeitslosen (9. März 1883), mit einer Bande die Straßen „plündernd" durchzogen hatte. Die Bande zählte keine zweihundert Personen. Louise Michel trug derselben die schwarze Fahne (die Flagge der Anarchisten) voran. Die Uebelthaten dieser Anarchisten bestanden in der Belästigung einiger herrschaftlichen Equipagen und in der Plünderung eines Bäckerladens. Es wurde nicht erwiesen, daß die Umsturzheldin diese Missethaten befohlen hatte. Den Geschworenen genügte es, daß Louise Michel die Fahne schwenkte, mit der Fahnen-

stange auf den Boden stieß und Zeichen zu geben schien. Allgemein wurde das Urtheil als ausnehmend hart, in keinem Verhältniß zu der begangenen Schuld, angesehen. Die öffentliche Theilnahme wandte sich deshalb durchgehends der Verurtheilten zu. Die auswärtigen Blätter bezeichneten dies Urtheil sehr richtig als einen Ausfluß des die besitzende Classe Frankreichs beherrschenden Gedankens der rücksichtslosen Wahrung ihres Eigenthums.

Am 10. August fand, im Saale des Chateau d'eau, eine socialistische Versammlung statt, in welcher die Redner ungenirt zur Ausplünderung der Reichen aufforderten. Vor dem Polizeigericht wurde die inzwischen begnadigte Louise Michel, welche gleichfalls eine derartige Rede gehalten, zu vier Monaten verurtheilt. Die andern Redner erschienen nicht, sondern erhoben Einsprache, und wurden deshalb vor das Schwurgericht gestellt. Folgende Sätze ihrer Reden wurden von der Anklage namhaft gemacht. Jules Guesde: „Am Tage wo Rothschild in Mazas (das bekannte Gefängniß) sitzt, wird die Republik erst wirklich bestehen. Ja, er muß nach Mazas oder an die Mauer" (um erschossen zu werden, wie die Geiseln unter der Commune). „Am Tage der Revolution wird man das befreiende Gewehr zur Hülfe nehmen." Lafargue: „Nicht die Regierung ist zu ändern; es muß Hand an's Eigenthum gelegt, Rothschild muß geplündert und nach Mazas geschickt werden". Dr. Susini: „Die Elenden müssen sich gegen das Heer der Mörder erheben; wenn nöthig, wird geschossen werden."

Dieser Susini berichtigte vor dem Gerichte die ihm in den Mund gelegten Worte: „Die Arbeiter müssen sich einigen, wenn sie nicht immer ausgebeutet seyn wollen. Sie müssen das Heer der Bestohlenen gegen die Stehlenden, der Gemordeten gegen die Mörder bilden." Lafargue vertheidigte sich: „Wir stehen hier, weil wir Plünderer, besonders Rothschild, den König der Plünderer, angeklagt haben. Wir haben diesen Namen gewählt, weil er die ausplündernde Geldmacht ver-

körpert. Wir kennen Rothschild nicht, hegen keinen persönlichen Haß gegen ihn. Wir haben den Namen gewählt, weil die Rothschild eine gemeinschädliche Dynastie bilden. Wir haben den Kampf aufgenommen gegen die Plünderer, welche den allgemeinen Wohlstand seit 1815 brandschatzen.“ In seiner Vertheidigung entwickelte Guesde die socialistischen Grundsätze: „Plünderung ist Theilung; der wissenschaftliche Socialismus aber will gerade das Gegentheil. Wir wollen die Erzeugungsmittel der Gesellschaft zurückgeben, deshalb streben wir nach der Gewalt. Sobald diese einmal in den Händen der Arbeiter sich befindet, werden wir gesetzlich vorgehen.“ Alle drei Angeklagten wurden freigesprochen!

Die französischen Socialisten erkennen demnach an, daß die sociale Frage durch die bei der jetzigen Gesetzgebung und Gesellschaftsordnung unvermeidliche Uebermacht des Geldes verursacht ist. Sie sehen auch, daß ohne Einschreiten der Staatsgewalt keine genügende Hülfe, keine Heilung der Schäden möglich ist, aber hier gehen die Wege auseinander. Die Socialisten trachten vorerst darnach, durch alle Mittel, auch das des offenen Aufstandes, die Staatsgewalt in die Hände zu bekommen. Sie würden dann mit Gewalt den großen Geldmächten zu Leibe gehen, wenn auch mit eigens dazu geschaffenen „gesetzlichen“ Handhaben.

Freilich zeigt sich aber gerade in Frankreich überall und immer, daß alle die politischen Neuerer und Umsturzmänner schließlich jedesmal ihre persönlichen Zwecke voranstellten, zuerst an sich selbst dachten, wenn sie einmal das Heft in die Hände bekamen. Bis dann die Anderen an die Reihe kommen sollten, waren sie längst nicht mehr am Ruder, oder selbst so gesättigt, daß ihnen die Menge, durch die sie zur Herrschaft gekommen, nicht mehr am Herzen liegen konnte. Manche Socialisten haben vielleicht Anderes zu leisten gewünscht, aber es nie vermocht.

Doch kehren wir zu dem Gerichtssaal zurück. Die Freisprechung beweist, daß die Besitzenden im Allgemeinen ihre

Sache von derjenigen des Geldringes unterschieden wissen wollen. Die Geschworenen gehören dem wohlhabenden Kleinbürger= oder Mittelstande an. Bisher hatte gerade diese Classe in Eigenthumsfragen sich unerbittlich gezeigt. Es mußten daher gewichtige Ursachen vorhanden seyn, um diesen Stimmungswechsel hervorzubringen. Man geht nicht fehl, wenn man dieselben in den Vorgängen der letzten Jahre sucht. Unter keiner Staatsform war die öffentliche Gewalt jemals so eng mit dem Geldring verbunden, so sehr demselben zu Diensten, als unter der dritten Republik. In diesen Blättern ist seinerzeit nachgewiesen worden, wie in verschiedenen Fällen die Staatsgewalt, selbst mit Verletzung an Gesetz und Recht, zu Gunsten des Geldringes eingeschritten ist. Hat nicht Leon Say, der Vertraute Rothschilds, als Finanzminister die Rentenumwandlung erst ankündigen und dann unversehens das Gegentheil im Ministerrath beschließen lassen? Der Geldring nahm damit auf einen Schlag einige Hundert Millionen aus den Kassen der mittlern und kleinern Leute. Als der Kampf des Geldringes gegen die „Union générale" auf der Spitze stand, wurde derselbe Leon Say über Nacht, ohne gerechtfertigten äußeren Anlaß, zum Finanzminister befördert. Seine erste That bestand in der Verhängung des Bankerottes über die Union. Der jüdische Geldring triumphirte. Seither haben die Aktionäre der absichtlich ruinirten Gesellschaft 360 Fr. auf ihre 500 Franks=Aktien erhalten. Wohl der sicherste Beweis, daß der Bankbruch ungerechtfertigt war.

Bei den großen Börsenstreichen haben regelmäßig die minder Wohlhabenden die Zeche zu bezahlen. Dieß hat der Pariser und überhaupt der französische Mittelstand gerade unter der Republik nur zu oft erfahren müssen. Er hat daher schließlich seine Sache von derjenigen des Geldringes getrennt und die Socialisten freigesprochen, welche demselben den Krieg auf's Messer erklärt haben. Dieß ist eine schwerwiegende Thatsache, welche von dem Schwurgerichte besiegelt worden ist. Die republikanische Presse gerieth darüber ganz außer

sich, sie jammerte über die Gefährdung des Eigenthums. Die socialistischen Blätter frohlockten. Der „Cri du Peuple“ schrieb: „Die Geschwornen haben es abgelehnt, die Angriffe auf Rothschild zu ahnden. Sie gefielen sich nicht mehr in der Rolle des Wachthundes bei den Milliarden, welche diese Frankfurter, vom heiligen römischen Reich baronisirten Juden seit einem Jahrhundert den Franzosen entrissen haben. Die kleinen Geschäftsleute haben vielleicht eingesehen, daß die sociale Gefahr für die Mittelclasse nicht in der vom Socialismus erstrebten Enteignung zu Gunsten Aller besteht, vielmehr in der, ohne alle Entschädigung, täglich zum ausschließlichen Vortheil der Großfinanz betriebenen Enteignung Aller. Dieser Freispruch ist die Verurtheilung der Aussauger und Ausbeuter, welche glauben, dem öffentlichen Gewissen die Stirne bieten zu können, weil sie durch auf ihren Leib geschnittene Gesetze gedeckt sind.“

Die letzten Worte treffen nur zu sehr das Richtige. Unsere wirthschaftliche Gesetzgebung ist vor Allem zum Vortheile der Geldleute, der aussaugenden und plündernden Großfinanz erdacht. Die Umgestaltung dieser Gesetzgebung ist denn auch von allen Socialpolitikern als unumgänglich gefordert, aber die herrschenden Republikaner wollen davon nichts wissen.

Einige Zeit vorher, Ende August, tagte in Paris der dritte internationale Arbeiter-Congreß. Die auswärtigen Vertreter schilderten die heimischen Arbeiterverhältnisse, wobei besonders über diejenigen in den belgischen Kohlenbergwerken grauenhafte Dinge zu Tage kamen. Die von dem Congreß aufgestellten Forderungen sind: Untersagung der Fabrikarbeit der Kinder unter 14 Jahren; besondere Fürsorge für jugendliche Arbeiter und Frauen; achtstündige Arbeitszeit, wöchentlicher Ruhetag; Nachtarbeit nur in außerordentlichen Fällen; gesundheitliche Fürsorge in den Werkstätten; Verbot gesundheitschädlicher Betriebe und Methoden; Haftpflicht der Arbeitgeber bei Unglücksfällen der Arbeiter; Beaufsichtigung der Fabri-

ken durch von den Arbeitern gewählte, von Staat und Gemeinde besoldete Aufseher; Verhütung des Mitbewerbes der Gefängnißarbeit; Festsetzung eines Mindestlohnes in allen Ländern.

Das sind genau die auch anderwärts bekannten Forderungen der Socialpolitiker, aber wie beurtheilte die herrschende Presse, sowohl republikanische als monarchische, diese Forderungen? Sie verwarf dieselben rundweg, bekämpfte sie im Namen der „persönlichen Freiheit!“ Unter dem Vorwand, ihn zu beschützen, bedrücke man den Arbeiter; mit der trügerischen Hoffnung auf eine zukünftige Besserung verschlechtere man seine jetzige Lage. So urtheilten alle jene Blätter. Freilich hatte der Congreß zwei weitere bedenkliche Beschlüsse gefaßt. Er trat für die Wiederherstellung der „Internationale“ ein und verlangte die Abschaffung aller entgegenstehenden, sowie aller Gesetze, welche die Verbindung der Arbeiter unter einander verhindern sollen. Wenn freilich die internationale Verbindung der vaterlandlosen Geldmacht gesetzlich geschützt und in jeder Weise gefördert wird, hat die tonangebende Presse nichts dagegen einzuwenden.

Sehr bezeichnend ist der weitere Beschluß, durch den sich der Congreß gegen die Gewinnbetheiligung der Arbeiter ausspricht. Bürger Allemane, einer der Pariser Socialistenführer, brachte den Beschluß zuwege, indem er Folgendes anführte: „Schon seit längerer Zeit suchen die Capitalisten ihre Sache durch jene Gewinnbetheiligung zu sichern. Es wäre aber verhängnißvoll für die Proletarier, wenn es ihnen gelänge. Die Arbeitgeber wären dann aller Ueberwachung und Verantwortlichkeit enthoben, die Arbeiter aber würden sich gegenseitig überwachen und denunciren, sich gegenseitig zur Arbeit antreiben, um den jährlichen Gewinn-Antheil zu steigern.“ Nun ist allerdings die Gewinnbetheiligung keine vollkommene Lösung der Frage. Aber sie ist ebenso gewiß in vielen Fällen das vorderhand allein anwendbare Mittel zur Besserung der Lage der Arbeiter. Auch wird die Stell-

ung der Arbeiter eher gehoben, wenn sie, sei es auch durch diesen gegenseitigen Sporn, die fremde Ueberwachung unnöthig machen und einen Theil der Verantwortung auf sich nehmen. Der Beschluß des Congresses verräth daher den eigentlich leitenden Gedanken der Socialisten: sie wollen keinen mühsamen allmähligen Aufbau von unten, sondern den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, um dann von oben ihre Grundsätze verwirklichen zu können.

Wie sich die herrschenden Republikaner zu den socialwirthschaftlichen Fragen stellen, geht am besten aus den Verhandlungen des Staatshaushalts-Ausschusses hervor. Daß die Mitglieder dabei alle möglichen persönlichen Nebenzwecke, insbesondere Empfehlung bei den Wählern, Aussicht auf fette Staatsämter, verfolgen, ist bei dieser parlamentarischen Entartung selbstverständlich. Die stattgehabten Berathungen und gefaßten Beschlüsse spiegeln aber getreu die Anschauungen der herrschenden Kaste wider, welche vollständig bis über die Ohren, in der ödesten Manchesterlehre befangen ist. Der Radikale Yves Guyot hatte über die Anträge auf Einführung der Einkommensteuer zu berichten. Er führte aus, 1816 hätten die direkten Steuern 25, 1887 aber nur 12,80 Procent der Staatseinkünfte ausgemacht, und das Mißverhältniß habe sich immer mehr verschlimmert. Nach dem letzten Kriege seien weitere 600 Millionen indirekte Steuern auferlegt, aber nur die Gewerbesteuer um 45 Procent erhöht worden, das bewegliche Eigenthum sei unberührt geblieben. Die Steuer auf den Ertrag der Werthpapiere bringe nur 45 Millionen ein. Die Grundsteuer sei immer mehr zurückgegangen. 1790 seien 16,60, dagegen 1879 nur noch 4,49 Procent vom Reinertrag erhoben worden. Er tadelt, daß der Ackerbau zu wenig zahle, daß sogar die zu dessen Betrieb nothwendigen Gebäude nicht als Häuser, sondern als Ackerland besteuert würden. In England trage der Grundbesitz 875 Millionen Steuern, obgleich er nur 86 Milliarden Kaufwerth besitze, darunter 36 Milliarden bebaute

Grundstücke. In Frankreich sei der landwirthschaftlich ausgebeutete Grundbesitz auf 91½ Milliarden angeschlagen, der mit bebaute Grund 30 bis 40 Milliarden werth, trage aber zusammen, Alles in Allem, nur 455 Millionen Steuern. Nach dem Ausweis des Finanzministers bringe der landwirthschaftlich benutzte Boden 2648 Millionen, der bebaute Boden 1477, die Werthpapiere 1595, die auf Grundbesitz und sonstwie geliehenen Gelder 700, die Staatspapiere 846, die Leibrenten (Ruhegehälter u. s. w.) 192 Millionen jährliches Einkommen ein. Hieraus gehe hervor, so folgert Herr Guyot, daß, wie Wolowski schon 1871 nachgewiesen, der liegende Besitz die Hauptquelle des Reichthums Frankreichs sei. Um den Grundbesitz zu heben, ihm höheren Werth zu verleihen, würden auch alle öffentlichen Arbeiten ausgeführt. Aber weit entfernt davon, seinen Antheil der Lasten zu tragen, zahle der Grundbesitz weniger als i. J. 1790, sogar weniger als 1816. Die Umgestaltung des Steuerwesens müsse hier eine tiefgreifende seyn. Der Verkehr mit Grundbesitz müsse gehörig entlastet werden, indem die Steuer von 6,88 Procent auf Besitzübertragung (Verkauf) zwischen Lebenden um die Hälfte herabzusetzen sei. Diese Steuer bringt jetzt 156 Millionen ein. Guyot verlangt, daß der Kaufwerth die Grundlage zur Veranlegung der Grund-, Personal- und Miethsteuer werde. Als Gegengewicht gegen diese Mehrbesteuerung müsse der Grundbesitz ebenso leicht verkäuflich, übertragbar gemacht werden wie die Werthpapiere. Dadurch werde auch, meint der Mann, der Großgrundbesitz, welcher über 30 Proc. des Bodens einnehme, in die Hände des Mittelstandes und der Bauern übergehen.

Die Darlegungen Guyots sind etwas ausführlicher gegeben, weil sie den Inbegriff dieser Bourgeoisieweisheit darstellen. Dieselbe verkennt vollständig die eigenartigen Verhältnisse des Grundbesitzes und des Ackerbaues, indem es für sie nur Kaufwerthe gibt, während der Ackerboden nicht durch den Kaufpreis seinen Werth erhält, sondern durch die Er-

zeugnisse, die ihm abgewonnen werden. Warum nimmt der Ackerbau in Nordamerika einen so mächtigen Aufschwung, und vermag er trotz des weiten Meeres viel billiger Weizen nach Europa zu liefern als unsere Landwirthe? Gerade weil er für seinen Boden nur einen geringen Preis zu zahlen hat, der oft weniger beträgt als das Betriebscapital des Bebauers. In England wird der Preis des Bodens, Dank den mittelalterlichen Gesetzen und Gewohnheiten, viel niedriger gehalten als in Frankreich. Aber der Ackerbauer zieht dort um 30 bis 40 Procent höhere Erträgnisse (beim Weizen das Doppelte) aus demselben. Dem Nutzwerth nach ist der Boden in England fast um die Hälfte mehr werth als in Frankreich, während sein Kaufpreis viel niedriger ist. Deßhalb kann der englische Grundbesitz höhere Steuern tragen als der französische. Wenn es nach dem Willen Guyots und dieser ganzen republikanischen Manchesterschule ginge, würde der Ackerboden Frankreichs in kleine Stücke zerlegt, die durch an der Börse gehandelte Papiere dargestellt würden. Der Boden würde den Besitzer wechseln, bloß weil dadurch an der Börse etwas verdient würde. Dort kommt es ja bekanntlich nicht darauf an, ob eine Fabrik, Bahn oder andere Unternehmung etwas einbringt oder nicht, sondern bloß darauf, auf welche Weise der Preis der Aktien „gemacht" werden kann.

Es ist wirklich unerhört: seit Jahr und Tag mehren sich die Klagen des Ackerbaues. Getreide- und Viehzölle wurden wieder eingeführt, um ihn noch einigermaßen zu halten. Alle Fachmänner sind seit Jahrzehnten darüber einig, daß für den Ackerbau eine Steuererleichterung eintreten müsse. Und nun kommen diese manchesterlichen Republikaner und fordern eine Steuererhöhung, indem sie ziffermäßig nachweisen, der Ackerbau trage viel zu wenig an den allgemeinen Lasten!

Das Bestreben, den Schacher auf Kosten des Ackerbaues und alles schaffenden Erwerbes zu mehren und zu fördern, tritt in allen Veranstaltungen der Republikaner zu Tage. In Paris wurde bekanntlich auf Betreiben der 25 bis 30,000

Kneipwirthe eigens ein Weinhändler Namens Hude in's Parlament gewählt, um deren Sache zu vertreten. Hude beantragt, daß das Recht, den Wein zu wässern, gesetzlich eingeführt werde. Anstatt der jetzigen Getränkesteuern, von denen der von dem Winzer selbst verbrauchte Wein befreit bleibt, will er eine gleichmäßige Steuer von 3 Fr. auf den Hektoliter, welche vom Winzer erhoben werden soll. Der Staatshaushalt-Ausschuß befragte das Syndikat der Weinhändler über seine Wünsche, und diese gingen auf Ermäßigung der Strafen für Weinfälscher und auf Beibehaltung der Steuererleichterung für den zur Kräftigung des Weines verwandten Alkohol. Von diesem werden nur 37½ Fr. vom Hektoliter erhoben, gegen 156 Fr., welche für den übrigen Alkohol bezahlt werden müssen. Alle diese Anträge decken und ergänzen sich gleichzeittig. Wenn der Wasserzusatz ganz straflos ist, sonstige Verfälschung des Weines aber nur gelinde gestraft wird, der zur Kräftigung des Weines bestimmte Alkohol nur eine geringe Steuer trägt, dann ist der künstlichen Herstellung des Weines Thür und Thor geöffnet. Für die Händler gewiß der günstigste Zustand, den sie sich denken können. Je mehr Wein in ihren Kellern erzeugt wird, desto weniger bedarf man des an der Rebe gewachsenen. Der Winzer muß also sein Gewächs um so billiger dem Händler überlassen. Er wird überdieß zu schnellem Verkauf um jeden Preis gezwungen. Denn er ist gewöhnlich nicht reich, hat nur einmal im Jahre eine namhafte Einnahme. Bevor er seinen Wein verkauft, ist er ohne Geld. Nun aber soll er schon vor dem Verkauf, wenn es der Behörde beliebt, die Steuer von seinem Wein entrichten, sogar von dem, den er selbst verbraucht und der bisher stets steuerfrei geblieben war. Alle jetzigen den Wein treffenden Steuern werden vom Händler, vom Käufer erhoben. Durch die neue Besteuerung würde der Winzer an Händen und Füßen gebunden in die Gewalt der Händler geliefert. Dazu trifft ihn eine für seine Verhältnisse empfindliche Mehrbelastung durch die Besteuerung des selbstverbrauchten Weines. Der Winzer trinkt meist nur

den geringen, weniger verkäuflichen Wein, der ihm nicht viel einbringen kann, aber für ihn als Nahrung Werth hat. Die weiter noch beantragte Aufhebung der Steuerfreiheit für 25 Liter des eigengebrannten Alkohols wäre eine neue empfindliche Benachtheiligung. Gerade dieser Steuernachlaß gewährte dem Winzer einen nennenswerthen Vortheil bei dem Brennen seiner Trester. Besonders in schlechten Weinjahren ist das Brennen der Trester eine für ihn sehr wichtige Aushülfe. (Ist doch gerade aus diesem Grunde die Beseitigung der Eigenbrennerei im Reichsland von den dortigen Weinbauern schwer empfunden worden, obwohl sie unter deutscher Herrschaft ihren Wein doppelt und dreifach so hoch verkaufen). Die Abschaffung der Steuerfreiheit würde den Winzer in den meisten Fällen zwingen, seine Trester um ein Spottgeld dem Händler zu überlassen. Mit einem Worte: alle Vortheile für den Händler, den Geldmann, alle Nachtheile und Lasten für die Verbraucher und Erzeuger des Weines; diese sind völlig Nebensache, obwohl sie die Mehrheit bilden.

Unter solchen Umständen kann unter der dritten Republik Frankreichs von Maßregeln zur Lösung der socialen Frage keine Rede seyn. Diese Republikaner haben dafür kein Verständniß. Ihre ganze Wirthschaftspolitik besteht darin, möglichst viele der Ihrigen auf Kosten des Ganzen zu versorgen. Deßhalb werden jedes Jahr 5 bis 600 Millionen Fr. mehr ausgegeben als die ordentlichen Staatseinkünfte betragen. Aus diesem Grunde ist die schwebende Schuld jetzt wiederum auf nahezu 3½ Milliarden angewachsen, obwohl erst voriges Jahr eine Milliarde festgelegt worden ist. In wirthschaftlicher Hinsicht pfeift die Republik aus dem letzten Loch, nur durch außerordentliche Mittel vermag sie sich noch zu halten. Die lachenden Erben aber stehen schon drohend auf der Bildfläche. Bei einer Festversammlung der Anarchisten und Socialisten vom 2. Oktober sagte Ernest Roche unter allgemeinem Jubel: „Wenn wir einmal Herr sind, werden wir diesen Leuten sagen: Ihr habt uns verurtheilt und in abscheuliche Gefäng-

nisse gesteckt, jetzt ist an Euch die Reihe. An die Wand mit Euch!“ Roche ist einer der Journalisten, welche wegen Verhetzung der ausständigen Arbeiter in Decazeville zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt wurden. Mit obigen Worten feierte er seine Freilassung, die durch Begnadigung bewirkt worden war.

Ueberhaupt ist in letzter Zeit die sociale Frage nur von Einer Seite aufgeworfen worden. Der sehr kriegslustige Kriegsminister Boulanger hat eine Partei um sich geschaart, die schon viel Lärm macht und über einige Blätter verfügt. Eines derselben, die „France militaire“, führte in einem längeren Artikel aus, die sociale Frage könne nur durch den Krieg gelöst werden. Erst nach einem großen allgemeinen Krieg könnten die stehenden Heere vermindert werden und sie die Völker sich wiederum der friedlichen Arbeit widmen. Bei jedem Anlaß deutet Boulanger auf den baldigen Krieg hin. Bei den Feldübungen des 18. Corps, unweit Bordeaux, empfahl er in einer Ansprache an die Offiziere, ganz besonders den „Geist der Offensive“ zu pflegen, die allein zum Siege führe. Die kriegerischen Kungebungen Boulangers sind zu einer stehenden Tagesfrage geworden.

Uebrigens lassen sich zwei verschiedene Strömungen im Lande unterscheiden. Einestheils fühlen sich die Franzosen etwas gehoben, weil sie glauben, daß ihr Heer nunmehr dem Deutschen mindestens gewachsen sei. Die Haltung Bismarcks in der bulgarischen Frage hat nicht das wenigste beigetragen, sie übermüthig zu machen. Wie sollten die Franzosen nicht von ihrer Macht überzeugt werden, wenn der Reichskanzler in seinem Leibblatt erklärt, er müsse Rußland den Willen thun, weil Frankreich mit seinem Heere bereitstehe, Deutschland in den Rücken zu fallen? Sogar die Sprache des sonst so kleinmüthigen leitenden Ministers Freycinet athmet jetzt mehr Selbstbewußtseyn als früher. In Toulouse erklärte er (26. September): „Frankreich will den Frieden entschieden und offen. Aber es will einen Frieden, der jede Beein-

trächtigung seiner Ehre und seiner Rechte ausschließt . . . Da wo unsere Stellung als Großmacht in Frage gestellt werden kann, müssen wir mit aller Thatkraft eintreten. Und wenn unsere Ehre es erforderte, wären wir zu den äußersten Opfern bereit." Das klingt ja fast drohend.

Anderseits herrscht, selbst bei den Republikanern, eine gewisse Beunruhigung, welche mit den Mißerfolgen bei den vorjährigen Wahlen zusammenhängt und seitdem, trotz aller Anstrengungen, nicht verwunden werden konnte. Im Gegentheil, diese Beunruhigung nimmt zu und erpreßt den Republikanern kostbare Geständnisse. Sagte nicht Spuller, der Freund Gambettas, in der sonst stets so protzigen und hochfahrenden „République Française": „Frankreich, dieses stets nach Veränderung strebende, übrigens vollständig unregierbare Land." In dem gemäßigten „Temps" klagt der Senator Scherer: „Wenn die Völker vom Geiste der Revolution erschüttert werden, erfaßt sie ein Heißhunger nach Stille, Ruhe, Autorität und, warum es verschweigen, nach Diktatur. So wie er heute bei uns geübt wird, ist der Parlamentarismus eine Einrichtung, welche sich selbst aufzuzehren droht." Auch in sittlich-gesellschaftlicher Hinsicht steht es kaum besser. Klagt doch selbst der „Voltaire": „Entsittlichung tödtet die Völker. Seit fünfzehn Jahren aber stehen wir unter dem Einfluß einer unmoralischen und erbärmlichen, bloß auf rauschenden Erfolg hinarbeitenden Literatur. Gerade als wenn es in Frankreich nur noch Eine Leidenschaft, Einen Ehrgeiz gäbe: die Leidenschaft der Sinnlichkeit und den Ehrgeiz des Niederganges."

Kann es noch lange so fortgehen? darf man da wohl fragen. Wohlstand, Sittlichkeit, alle materiellen und höheren Güter sind vergeudet oder wenigstens gefährdet; die Parteien wissen nur das Land auszubeuten und sich gegenseitig von der Staatskrippe zu verdrängen. Alle Fragen sind angeregt, aber bei keiner ist eine Lösung möglich. Die Regierung hat allen Halt verloren, sie lebt vom Tag auf den Tag. Niemand getraut sich noch an eine Besserung unter der Republik und

durch die Republik zu glauben. Es ist, als wenn das Land einen Gewaltstreich nahen fühlte und erwartete. Sicher ist, daß es sich Allem bereitwillig unterwerfen wird. Schon die Thatsache, daß der Kriegsminister Boulanger, obwohl er eine wenig empfehlenswerthe Persönlichkeit ist, so schnell und leicht eine hervorragende Stellung in der politischen Welt erringen konnte, beweist, daß das Volk einen Herren wünscht, der das Schwert nicht umsonst an der Seite trägt.

An auswärtigen Einwirkungen fehlt es auch außer den indirekten der Bismarck'schen Politik nicht. Erklärte doch das Blatt der russischen Kanzlei, der „Nord" in Brüssel: „In der auswärtigen Politik würde man vergebens einen Punkt suchen, an dem sich die Interessen Frankreichs und Rußlands kreuzen. Nichts verhindert die russische Regierung gleichzeitig die Freundschaft eines unmittelbaren Nachbarn und die einer Nation zu pflegen, deren politische und sociale Befestigung von dem russischen Kabinet stets als unentbehrlich für das europäische Gleichgewicht erachtet wurde. Was Frankreich betrifft, so sind seine Gesinnungen für Rußland nicht zweifelhaft." In Berlin dürfte man dieß auch wissen und deßhalb die „thurmhohe" russische Freundschaft denn doch nicht zur alleinigen Richtschnur der Politik machen. Gibt ja Rußland selbst das Beispiel zweiseitiger Freundschaft.

In Frankreich ist es von jeher Gepflogenheit gewesen, den inneren Zündstoff nach auswärts abzuleiten. Die dritte Republik kann um so weniger eine Ausnahme machen, als gerade sie die inneren Uebel so sehr vermehrt und verschlimmert hat. Es ist ja gar bequem, alle innere Unruhe unter dem Kriegsgeschrei zu ersticken und durch die patriotische Begeisterung alle Schuld und Strafe in Vergessenheit zu bringen.

LV.

Zur Erinnerung an den Convertiten Cardinal und Fürst-Abt Bernhard Gustav von Fulda.[1])

Cardinal und Fürstabt Bernhard Gustav von Fulda war geboren im Jahre 1631 als der jüngste Sohn des regierenden Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach. Der Schwedenkönig Gustav Adolf hatte ihn über die Taufe gehoben, und nach ihm erhielt er die Namen Gustav Adolf, die er aber später nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche in die Namen Bernhard Gustav umänderte und zwar zum Andenken an einen seiner Ahnen, den im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Markgrafen Bernhard von Baden.

Der Prinz widmete sich in seiner Jugend der Laufbahn des Kriegers und stand nacheinander im Dienste der Republik Venedig, der Krone Schweden und des deutschen Reiches, in welch letzterer Stellung er im damaligen Türkenkrieg 1664 die blutige Schlacht von St. Gotthard mitmachte.

---

1) 1. Annales Conventus SS. 14 Auxiliarium extra muros Hammelburgenses Ord. FF. Min. Recollect. ab anno 1649—1672 per P. Wolfgangum Quast conscripti et continuati ab anno 1672—1680 per P. Casparum Liebler Tauberbischofshemensem. Manuscript. 2. Varia Memorabilia nova et vetera scripta a P. Sebaldo Nüchter Hammelburgensi. Manuscript. 3. J. F. Schannat: Dioecesis et Hierarchia Fuldensis. 4. Schoepflin: Hist. Zaring. Bad. T. IV. 315. 5. Sachs: Einleitung in d. bad. Gesch. IV. 628. 6. Catalogus Rhenaugiensis. 7. Köhler: Münzbelustigungen. Th. I. 225. 8. Freiburger Diöcesan-Archiv.

Aber schon vor Verlassung der militärischen hatte er eine andere Laufbahn betreten. Nach einer Reise durch Holland und Italien entsagte er dem lutherischen Glauben, in dem er geboren worden, und nahm in aller Stille im Franziskanerkloster zu Hermelsheim im Elsaß im Jahre 1660 das katholische Glaubensbekenntniß an. Drei Jahre darauf reiste er nach Rom, bekannte sich dort öffentlich zur katholischen Kirche und nannte sich von jetzt an Bernhard Gustav. Ueber die Beweggründe dieses Schrittes legte er in einer kleinen lateinischen Druckschrift auf 10 Oktavblättern — „Sex Motiva" — Rechenschaft ab. Er führt hier an, daß zu seiner Rückkehr zur Kirche besonders die Stelle bei Matthäus Kap. 16 Vers 18 eingewirkt habe, sowie außerdem noch die Nachfolge Christi des Thomas von Kempis.[1])

Nach seiner Conversion und der Beendigung des Türkenkrieges wendete sich Bernhard Gustav dem geistlichen Stande zu und begab sich zur Vorbereitung darauf in das Benediktinerkloster Johannesberg, wo er bis zum 2. Juli 1666 verweilte. Ueber sein Leben daselbst heißt es: „So lange er bei uns weilte, bequemte er sich allen Vorschriften hinsichtlich des Essens, Trinkens, Stillschweigens und Fastens an und erschien täglich Morgens und Abends zum Officium im Chore. Da er bereits die vier niederen Weihen hatte, trug er Klerik und Birett. Sein Nachtlager bestand aus einem Strohsacke. Er war nicht eigentlich Novize, sondern machte nur die Candidatur durch, wie sie in den Klöstern der helvetischen Congregation der Benediktiner üblich ist."

Aus Gehorsam gegen Kaiser Leopold verließ Bernhard Gustav, wenn auch nur dem Leibe nach, die ihm liebgewordene

---

1) Man soll sich sehr bemüht haben, auch den Vater des Prinzen, den regierenden Markgrafen Friedrich bei einem Aufenthalte in Wien der katholischen Kirche zuzuführen, deßgleichen die schöne und gebildete Prinzessin Katharina Barbara von Baden, die Kaiser Leopold I. zur Gemahlin wünschte; jedoch vergeblich. Dagegen folgte dem Beispiele des Prinzen sein Neffe Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, der 1671 in Rom katholisch wurde.

Einsamkeit zu Johannesberg und trat in das fürstliche Benediktiner-stift Fulda ein, wo er am 5. Oktober 1667 das Ordenskleid des heiligen Benedikt empfing. Sein Noviziat machte er auf dem Petersberge daselbst. Hier legte er 1668 auch Profeß ab, durfte aber mit päpstlicher Erlaubniß die nach und nach von ihm erlangten Kanonikate zu Köln, Straßburg und Lüttich beibehalten. Auf die Empfehlung des Kaisers Leopold hin ernannten ihn Fürstabt und Capitel von Fulda zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge, sowie er auch zum Coadjutor von Siegburg und der Reichs-Abtei Kempten erwählt wurde. Deßgleichen erhielt er die Propstei Holzkirchen. Die Priesterweihe ertheilte ihm zu Baden der Weihbischof von Speier.

Wie gesagt, durfte Bernhard Gustav auch nach seinem Eintritte in den Benediktinerorden sein Kanonikat in Köln wie die andern beibehalten. Papst Clemens IX. hatte ihn hiefür dispensirt. Es fragte deßhalb das Domkapitel zu Köln beim Domkapitel zu Constanz an, ob es rechtlich zuläßig sei, daß Markgraf Bernhard Gustav auch nach seinem Eintritte in den Orden noch sein Kanonikat zu Köln behalten könne? Darauf antwortete das Constanzer Domkapitel: „Wir haben befunden, daß dieß sein Herrn Markgrafen fürstliche Gnaden Beginnen allen Hochstiften in Deutschland eine hoch präjudizirliche Sache, welche leichtlich durch einen dergleichen Brauch auch bei allen übrigen Stiften hernach auf begebende Fälle in gefährliche Consequenzen möchte und könnte beigezogen werden. Man möchte daher unverzüglich die ganze Sache an römische Majestät und die Metropolitanen des Reiches gelangen lassen um Interposition bei Ihrer päpstlichen Heiligkeit mit der genugsamen Remonstration, was dieser Eingang für Inconvenientien und schädliche Consequenzen nach sich ziehen, auch allen Stiften großen Nachtheil causiren würde.“ Ob das Domkapitel Köln den ihm angerathenen Schritt that, wird nicht gesagt. Jedenfalls blieb er ohne Erfolg.

Am 5. Januar 1671 segnete Fürstabt Joachim von Gravenegg von Fulda das Zeitliche. Die Beisetzung seiner Leiche verschob man bis zur Ankunft seines Coadjutors Bernhard Gustav, der sich damals in Kempten aufhielt. Er traf am 20. desselben Monates in Hammelburg, am 21. in Fulda ein und am 4. Fe-

bruar erfolgte die Beisetzung des Fürstabtes Joachim, bei welcher der Provinzial der Thüringer Recollecten, P. Friedrich Stumelius die Leichenrede hielt. Nun war Bernhard Gustav Fürstabt von Fulda.

Das Fuldaer Land hatte schon seit Jahren unter dem fast unerträglichen Joche der Juden geseufzt. Aber Niemand hatte auf dieses Seufzen gehört, Niemand Abhilfe getroffen. Nun wendete sich das Ländchen an den neuen Fürstabt mit der Bitte um Linderung des Judenjoches. Der neue Landesherr versprach darauf nicht bloß Linderung, sondern gänzliche Abschüttlung desselben, wenn die Landstände ihn darum angehen würden. Diese folgten dem Winke und unter dem 1. April 1671 erging an die Fuldaer Judenschaft der Befehl, innerhalb eines Vierteljahres auszuwandern; ihre Besitzungen könnte sie verkaufen oder mitnehmen. Jubel herrschte nun im ganzen Ländchen; „Vater des Vaterlandes" hieß der neue Fürstabt.

Am 8. Juni 1671 kam er nach Hammelburg, um die Huldigung der zweiten Stadt des Landes entgegenzunehmen. Tags darauf begab er sich zu einem längeren Aufenthalte nach seinem Schlosse Saaleck, von wo aus er sehr häufig zu dem Recollectenkloster Altstadt herabstieg, in dessen Kirche celebrirte, auf das leutseligste mit dessen Bewohnern verkehrte und täglich Mittags und Abends zwei Patres des Klosters auf Saaleck zur Tafel zog. Der damalige Guardian desselben, P. Wolfgang Quast, ließ ihn einmal durch den gerade eingeladenen P. Lector Martin Sneps wissen, er beabsichtige, zur Antoniuskapelle der Klosterkirche den Grundstein zu legen und damit eine Dankesfeier zu veranstalten dafür, daß der Fürstabt durch Abnahme des Judenjoches seinem Lande die Freiheit wiedergegeben habe. Das Kloster bitte daher Seine fürstliche Gnaden, die Grundsteinlegung vornehmen zu wollen. Der Fürstabt sagte sie zu und am 5. Juli fand sie auch statt.

Im Jahre 1672 wurde Bernhard Gustav auch Fürstabt von Kempten und durch Verwendung des Kaisers Leopold Cardinal der römischen Kirche. Am 9. November dieses Jahres kam er das erste Mal als Cardinal nach Hammelburg unter dem Jubel der Stadt und nahm in der Pfarrkirche die Gratulationen entgegen. Die Lateinschule Hammelburgs, bisher durch

zwei Patres des Klosters Altstadt besorgt, hatte noch einen Dritten nöthig, dessen Zulassung Bernhard Gustav gnädigst bewilligte. Im besagten Jahre begab er sich auch wieder nach dem mit so schwerem Herzen einst von ihm verlassenen Rheinau, bewohnte da wieder dieselbe Zelle, so er einst als Candidat innegehabt hatte, las täglich am Fintansaltare die Messe und nahm bei seinem Abschiede zwei Patres von Rheinau mit nach Fulda, um durch sie die klösterliche Zucht nach den Gewohnheiten der helvetischen Congregation dort einzuführen.

Da das Bisthum Lüttich erledigt war, bewarb sich Bernhard Gustav um dasselbe und reiste 1674 selbst dahin. Als treuer Anhänger von Kaiser und Reich kam er aber dort mit dem Kurfürsten von Köln und Ludwig XIV. von Frankreich in Collision, und auf seiner Rückreise nach Fulda wurde er bei einem gewaltsamen Ueberfall eines Detachements französischer Truppen gefangen genommen. In der Noth machte er ein Gelübde zu den „vierzehn Nothhelfern," die er während seines häufigen Aufenthaltes auf Schloß Saaleck in der Klosterkirche Altstadt so oft verehrt hatte. Er selbst entkam; aber seine Effekten, Papiere und Begleitung blieben in den Händen der Franzosen. Er that zwar alle Schritte, um Ersatz und Genugthuung zu erhalten; allein vergebens. Sein in der Stunde der Gefahr gemachtes Gelübde löste er auf dem Gehülfesberge zu Rasdorf bei Hünfed 1675.

Im Jahre 1676 unternahm er seine letzte Reise nach Johannesberg, wo der dortige Abt seine Secundiz feierte, dem der Cardinal assistirte. Von da begab er sich zur Papstwahl nach Rom. Vorzüglich durch seinen Einfluß erlangte Innocenz XI. die Tiara.

Das Fest der heiligen Elisabeth, der Patronin der Franziskanerprovinz Thüringen beging der Cardinal 1677 auf dem Frauenberge bei Fulda. Tags darauf verließ er seine Residenzstadt, um sie lebend nicht wieder zu sehen. Traurig und niedergeschlagen kam er in Hammelburg an. An einem der folgenden Tage begab er sich Morgens in die Klosterkirche Altstadt, sein Leiden den „vierzehn Nothhelfern" zu empfehlen, auf deren Altar sein Hofkaplan Messe las, welcher er den Rosenkranz betend anwohnte. Darauf verfügte er sich ganz geschwächt in

die Klosterkirche, nahm seine Arznei und fuhr in das Schloß nach Hammelburg zurück. Am Thomasfeste wurde die Krankheit schlimmer, so daß man Morgens 4 Uhr den Guardian der Altstadt, P. Kaspar Liebler, nach Hammelburg rief, dem Cardinale die Beicht abzunehmen. Der Guardian las dann in der Schloßkapelle die Messe, unter welcher der Kranke communicirte. Den folgenden Tag Morgens rief man den Guardian abermals, dem Sterbenden die letzte Oelung zu spenden. Nach dem Mettenamte der heiligen Nacht empfing er die Wegzehrung. Am Stephansfeste Nachts 10 Uhr drückte ihm P. Kaspar die Augen zu. Die Hofleute wollten den Tod des Landesfürsten verheimlichen; allein am Tage der unschuldigen Kinder wußte ihn die Stadt Hammelburg und Umgebung doch schon.

Der Cardinal hatte verordnet, sein Leib solle nach Fulda, sein Herz nach Kempten, seine Eingeweide nach Altstadt gebracht werden. Demgemäß wurde letzteres am Feste der unschuldigen Kinder Abends 7 Uhr von zwei Hofbeamten unter Begleitung von Fackelträgern nach Altstadt geschafft und da in der Antoniuskapelle beigesetzt.

Drei Tage vor seinem Tode ließ der Cardinal einen der französischen Sprache kundigen Hofbeamten an sein Krankenlager kommen und diktirte ihm ein langes Gebet in die Feder, das einer der Altstädter Patres in das Lateinische übersetzte. Der Schluß lautet: „Vocatus ades, o delicium animae meae, o dulcissime Jesu! en ubi cor meum primum Tibi et subito Tuum mihi misericordiae pectus patere cerno. In his vivo, sub his moriar!“

LVI.

Neu-Rom.

V.

Ehe wir in der Beschreibung von Neu-Rom weiter gehen, ist es vor Allem nothwendig, die Seele der gegenwärtigen Regierung, das Parlament, etwas näher ins Auge zu fassen. Wir gehen durch den Corso, welcher seinen früheren Charakter im Ganzen ziemlich noch beibehalten hat, hinab bis nahe zum venetianischen Palast. Die schöne Säule auf der Piazza Colonna mit Reliefdarstellungen aus den Kriegen Marc Aurels gegen die Markomannen an der Donau, mit dem Bilde des Apostels Paulus gekrönt, weckt in uns so manche Erinnerungen; früher war nebenan die mit schönen jonischen Säulen in der Front geschmückte Hauptwache und das Casino des päpstlichen Militärs. Gehen wir von da nur einige Schritte gegen Westen, dann stehen wir vor dem großen Palast Monte Citorio. In schmerzlicher Weise werden wir da erinnert, daß Rom nicht mehr den Päpsten gehört; eine mächtige dreifarbige Fahne weht vom Balkon herab und überschattet den Eingang und belehrt uns, daß die Italia una ihre Vertreter hieher gesendet hat und das Parlament eben tagt.

Ja, das italienische Parlament! Nach dem Urtheile ehrlicher und besonnener Staatsmänner in Italien ist keine Versammlung von Vertretern der Nation so entartet, wie jene, welche in Monte Citorio ihren Sitz hat. Kaum ist sie noch etwas Anderes als eine Gesellschaft von Menschen, von denen die Meisten in jeder Weise ihr Sonderinteresse suchen und höchstens noch das ihrer Wähler vertreten. Es wird da viel

geredet, gut oder übel, sie müßten eben keine Italiener seyn. Aber das ist nur eine Komödie; hinter den Coulissen ist Alles vorher schon abgemacht. An hochtönenden Reden, vollklingenden, wohlgesetzten Perioden und glänzenden Phrasen fehlt es nicht, wenn sie von Italien, vom Vaterland, von Freiheit sprechen; das Alles ist man schon seit Langem gewohnt, ein neuer Gedanke kommt nicht an den Tag. Es bedarf dessen aber auch nicht; denn der schlaue Italiener weiß schon längst, was diese Schönredner eigentlich dabei meinen — ihre liebe Person und den eigenen, wo möglich recht großen Nutzen. Daher auch diese Theilnahmlosigkeit des Volkes an ihren Verhandlungen. So lange es noch galt, gegen Papstthum und gegen die „barbari Tedeschi" zu donnern und heftige Diatriben zu schreiben, war es eine dankbare Aufgabe für die Tagesblätter, sich mit Politik zu beschäftigen; war doch dieses ihr Handwerk das leichteste von der Welt, und je mehr sie sich in schülerhafter Phraseologie und hohlem Bombast bewegten, desto mehr konnten sie des Beifalls ihrer Leser sicher seyn.

Das hat nun Alles aufgehört; auch die Bewegung, welche die Bestrebungen der „Italia irredenta" von Zeit zu Zeit unter der unreifen Jugend hervorrufen, ist nicht mächtig genug, die Geister tiefer zu erregen und auf die Dauer zu beschäftigen. „Bald werden wir dahin kommen", sagte der greise Manzoni einmal zu dem Exminister Ruggero Bonghi, „daß den Zeitungen nichts mehr übrig bleibt als mit ‚Vermischten Nachrichten' ihre Spalten zu füllen"; denn diese, meinte er, könne man lesen, ohne dabei an etwas zu denken. So tief ist das politische Leben und mit diesem die politische Literatur in Italien gesunken.

Auf die Frage: „Was ist das heutige Italien?" antwortet darum das „Secolo" zu Mailand in diesem Jahre (1886) wörtlich: „Ein Körper ohne Geist, ein Herz ohne Kraft, überall nur Verneinung. Verneinung des Glaubens — Skepticismus; Verneinung der Liebe — Egois-

mus; Verneinung der G e r e c h t i g k e i t — Verbrechen; Verneinung von L i t e r a t u r und K u n s t — nur Handwerk, Unwissenheit, Unsittlichkeit". Vier Sträflinge haben sie unmittelbar aus dem Gefängnisse in das Parlament gewählt: Cipriani, Sbarbaro, Moneta, Coccapieller; Cipriani, welcher vor Gericht drei Mordthaten eingestanden hat, wurde sogar z w e i m a l gewählt, in Forli und in Ravenna, zwei Städten der Romagna, dieser bevorzugten Provinz, welche die Hoffnung und der Stolz der Italianissimi unter der päpstlichen Regierung war, dieser „patriotica Romagna", wie mir im Jahre 1873 Einer rühmend sagte. Es ist hier nicht der Ort, den Ursachen dieser trostlosen Erscheinungen nachzuforschen. Den „Klerikalismus" kann man sicher hiefür nicht verantwortlich machen; unter den Päpsten war er ein erwünschter Vorwand, um das Volk beständig zur Unzufriedenheit zu reizen und zur Empörung gegen dessen Druck aufzustacheln; jetzt seufzt das Volk in der That unter einem unerträglichen Drucke, so daß es nicht vieler Aufhetzungen bedarf, um den Geist der Opposition zu wecken und beständig zu nähren. Der Fiskus verschlingt fast die Hälfte des Nationaleinkommens; wegen Steuerrückstände wurden innerhalb zwei Jahren dreizehntausendzweihundertachtundfünfzig Güter verkauft, und in den sechs Jahren von 1873—1879 mußten fünfunddreißigtausendvierundsiebzig Familien, denen man Alles genommen hatte, zum Bettelstab greifen. Viele, namentlich größere Grundbesitzer haben die Regierung ersucht, ihre Güter auf ihre Rechnung selbst zu bewirthschaften, und dem Herrn bloß das Eigenthumsrecht sowie den Ertrag eines Pächters zu belassen. Bei dem niedrigen Stand der Getreidepreise ist es eben kaum möglich, die immer steigenden Steuern und Lasten zu tragen. Allerdings hat man in den letzten Jahren die drückende und verhaßte Mahlsteuer aufgehoben, aber das Brod ist darum doch nicht wohlfeiler geworden [1]). Der arme Ar-

---

1) Nuova Antologia 1884. p. 333.

beiter leidet am meisten darunter, da die Löhne hier in Italien im Durchschnitt sehr niedrig sind. Nach der übersichtlichen Berechnung des Fürsten Ugo Buoncompagni (Le finanze comunali di Roma e i loro effetti sociali) verdienen drei Fünftel der Arbeiter nur 1¾ bis 2,55 Franken täglich; bei der Theuerung der Lebensmittel reicht dieß unmöglich aus, auch die bescheidensten Bedürfnisse zu befriedigen.

Dem Einflusse des Auslandes kann man am allerwenigsten diese traurigen Zustände zur Last legen. Die auswärtigen Mächte haben mehr für Italien gethan, als dieses um sie verdient hat; obgleich Preußen im Jahre 1866 der italienischen Regierung Venetien schenkte und 1870 der preußische Gesandte den Einmarsch der italienischen Truppen in Rom durch Rath und That begünstigte, so hatte doch gerade in demselben Jahre nicht viel gefehlt und Italien hätte seine Dankbarkeit durch eine Allianz mit Frankreich gegen Preußen bewiesen. Wie die jetzt französischerseits veröffentlichten Documente darthun, hielt nur die Gewißheit, daß den Franzosen nicht mehr zu helfen war, was auch der französische Unterhändler nicht läugnen konnte, Viktor Emanuel von einem Bündnisse mit ihnen ab.

Die Ursachen von allem dem liegen daher in den Italienern selbst, ganz und allein in ihnen. Der Italiener ist ein vortrefflicher Boutiquier, aber kein Kaufmann in großem Stil, wie wir sie in Hamburg, Bremen ꝛc. finden. Ebenso mag er geschickt seyn in der Stadtverwaltung, da der Municipalgeist noch nicht ausgestorben ist, aber einen weiten Blick, eine ächt staatsmännische Begabung, die doch etwas ganz Anderes ist, als die Kunst der Intrigue, List und Schlauheit, werden wir bei den Meisten vergebens suchen. Cavour selbst hat dieß eingestanden. Männer, unbeugsam wie ein Fels von Granit, von umfassenden Ideen, durchdrungen vom Geist der Geschichte, voll Hingebung an das Vaterland und Opfermuth, maßvoll dabei und besonnen, wie es ein Freiherr von Stein war, sind in dem neuen Italien eine Seltenheit.

Desto mehr Minister finden wir dagegen und Abgeordnete, welche sich bereichern, während das Volk darbt und verarmt, und deren politische Weisheit besonders darin besteht, fort und fort die Steuern zu erhöhen.

Schon die Zusammensetzung des italienischen Parlamentes muß uns Bedenken einflößen. Advokaten und Journalisten haben die meisten Sitze in demselben inne; das Volk, das arbeitende, produktiv wirkende, eigentliche Volk ist fast gänzlich ausgeschlossen. Es sind aber gerade diese beiden Berufsclassen, wie vor nicht langer Zeit ein italienischer Staatsmann dargethan hat [1]), am wenigsten geeignet, zur Regierung eines Landes vortheilhaft mitzuwirken. Ihre Beschäftigung gewöhnt sie von Anfang an, viele Worte zu machen, viel zu reden und viel zu schreiben, Theorien, Systeme auszudenken und zu verbreiten, zu kritisiren, polemisiren, und zu Scheingründen ihre Zuflucht zu nehmen, wenn bessere nicht zu Gebote stehen; ächte Rabulisten finden sich zumeist unter ihnen. Mit Alldem kann man sich einen ephemeren Namen machen, ein Staatswesen wohl bekämpfen, beunruhigen, erschüttern und, wie die Geschichte beweist, auch stürzen; aber bauen, erhalten, befestigen kann man es nicht. Um Gedeihliches und Erprobtes zu schaffen, zweckmäßig zu organisiren, an das Altbewährte anknüpfen, dasselbe um- und weiterbilden, mit Geduld und Ausdauer die Entwicklung zweckmäßiger Gesetze und Institutionen verfolgen und pflegen, das fordert ganz andere Männer. Doktrinäre, die von rein abstrakten Theorien ausgehend alles Bestehende stürzen, die ganze Vergangenheit ignoriren, das Volk als eine inhaltleere, geschichtslose Masse ansehen, das nun nach der Schablone ihrer utopistischen Pläne gemodelt werden soll, und die nur darin das Heil der Nation erblicken, waren von jeher die Väter der Revolution. Sie werden Tyrannen, verfolgungssüchtig und grausam aus lauter Humanität und Vernunft, wie die

---

1) Nuova Antologia XXI. p. 141.

Girondisten und Robespierre, und können nur zerstören. Männer, wie die oben genannten, halten darum die Regierung eines Staates für das leichteste Geschäft in der Welt, in welcher Richtung dieß immer seyn möge, sei es Ackerbau oder Industrie, Unterricht oder Kriegswesen und Marine oder Finanz und Nationalökonomie. Ueber Alles dieß können sie ja Reden halten und Leitartikel schreiben; in allen diesen Fragen haben sie oft genug mündlich und schriftlich ihr Gutachten abgegeben, debattirt, kritisirt, opponirt und so gezeigt, daß sie diese Dinge viel besser verstehen als die leitenden Minister. Und der zusammengelaufene Haufen, dem sie schmeichelten, hat ihnen Bravo zugerufen, und dieser Applaus des Pöbels gilt ihnen für die Stimme des italienischen Volkes. Was Wunder, wenn sie sich für ausgezeichnete Staatsmänner halten, und eifrig nach einem Sitz in der Kammer, ja selbst nach einem Ministersessel streben! Gobineau (Essai sur l'inégalité des races humaines III. 346) sagt: „In den Perioden der Degeneration gewinnt der Frechste den größten Einfluß. Der größten Stärke des Wortes entspricht hier in der Regel die größte Schwäche des Charakters, wie die Sophisten, Schwätzer und politischen Lärmmacher zu allen Zeiten beweisen."

Doch zu ihrer Entschuldigung müssen wir bekennen, daß sie in diesen ihren Bestrebungen nicht allein stehen, daß vielleicht Manche unter ihnen sich finden, die es noch aufrichtig gut mit dem Lande meinen und vielleicht nur darin fehlen, daß sie das Maß ihrer Kraft überschätzen. Sie sind gefährlich, aber sie sind vielleicht doch ehrlich; Andere sind schlimmer.

Der Abgeordnete weiß, daß es keinen besseren Weg gibt, Einfluß zu erlangen, sich der Gunst und Hülfe der Regierung zu versichern, um vorwärts zu kommen, einträgliche Aemter für sich und seine Freunde zu erhaschen und Vermögen zu gewinnen, als der Weg durch die Kammer. So ist denn der Sitz im Parlament ein Preis, um den gar Viele ringen; es sind zwar nicht die Besten, aber die Rührigsten,

die aller Mittel sich bedienen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, dem Ruhme nämlich und Gewinne, welchen die Eigenschaft als Vertreter der Nation im Gefolge hat. Man schmeichelt dem Parteiinteresse, verspricht alles Mögliche, von dem man im Voraus weiß, daß man es nicht halten kann, wie Abminderung der Steuern, Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe u. s. f. Aerzte, Professoren, verschuldete Gutsbesitzer, Intriganten jeder Art bewerben sich daher in dieser Weise um ein Mandat. Einen recht bezeichnenden Beitrag zur Charakterisirung des neuen Italiens liefert ein von der „Nuova Antologia" mitgetheiltes Wort eines Advokaten, der gleichfalls Alles aufgeboten hatte, um in Monte Citorio mitreden und mitstimmen zu dürfen. Als man ihm entgegenhielt, daß er ja durch seine Abwesenheit, während welcher er einen Stellvertreter haben müsse, eine beträchtliche Einbuße erleiden und er manche seiner Kunden verlieren werde, entgegnete er höchst naiv, daß gerade jetzt, wiewohl er die Processe nicht selbst und an Ort und Stelle führen könne, er dennoch viel mehr Clienten habe, als früher; es sei nämlich eine allgemeine Ueberzeugung, daß Jeder seinen Proceß gewinnen müsse, der ein Parlamentsmitglied zu seinem Sachwalter habe. Außerdem wird nicht selten ein einträgliches Amt im Staatsdienst der Lohn für ihre Bemühungen.

Bereits hat sich eine eigene Kategorie von Abgeordneten gebildet, welche alle öffentlichen Arbeiten für ihre Zwecke und zu ihrem Nutzen auszubeuten wissen. Die Italiener heißen sie „affaristi"; sie betteln zwar nicht geradezu bei den Ministern, daß diese ihnen gewisse einträgliche öffentliche Arbeiten übergeben; aber sie verstehen es, diese, mag auch dabei der Staatsschatz verschleudert werden und der Nutzen zweifelhaft seyn, dennoch zu Unternehmungen zu drängen, deren Ausführung sie dann entweder selbst auf sich nehmen oder durch Andere besorgen lassen; daß diese ihnen dann auch dafür dankbar sind, ist nur eine natürliche Folge. Das Aergste

und Unglaublichste aber ist es, daß, wie italienische Blätter versichern, Manche, welche tief verschuldet sind, durch die Bemühung ihrer Gläubiger als Abgeordnete gewählt werden; man weiß eben aus Erfahrung, daß sie nach kurzer parlamentarischer Thätigkeit in der glücklichen Lage sich befinden werden, mit Leichtigkeit ihre Schulden zu bezahlen.

Nehmen wir hinzu, daß bis jetzt das Parlament mit der traurigen Lage der Arbeiter, dem Drucke und dem Elend, das auf der Landbevölkerung liegt, sich so wenig als möglich beschäftigt hat. Die „Inchiesta" über die Ausdehnung der Malaria in Italien wurde erst nach langen Kämpfen und vielem Widerstreben angestellt; die Berichterstattung über die Agrarverhältnisse in den einzelnen Provinzen ist trotz der aktenmäßigen Darstellung und der äußerst traurigen Enthüllungen im Ganzen theilnahmslos geblieben, ja sie hat selbst Widerspruch erfahren, da man das Uebel nicht erkennen will und in den leitenden Kreisen man eher daran denkt, hohe Politik zu treiben und Besitzungen in Afrika zu gewinnen, als auf Heilung der leiblichen und socialen Uebel, an denen das Volk hinsiecht.

Für die Interessen der Religion hat das Parlament ohnehin keinen Sinn, eher Haß als Liebe, und Viele darunter sind ganz unfähig, die Tragweite dieses Faktors im Volksleben zu ermessen. So steht es auch in dieser Beziehung wie in so vielem Anderen, im Gegensatze zu dem alten Rom, welches das Staatswesen am besten dadurch gewahrt wissen wollte, daß es treu und standhaft der göttlichen Macht diente. [1])

So mag man es denn erklärlich finden, wenn diese

1) Valer. Max. I. 1: Non dubitaverunt, sacris imperia servire; ita se humanarum rerum futura regimen existimantia, si divinae potentiae bene atque constanter fuissent famulata.

Körperschaft, welcher die höchste Autorität neben dem Könige im neuen Reiche zukommen soll, kein Ansehen und kein Vertrauen und keine Achtung bei dem Volke genießt, und der „Regionarismo“, d. h. das einseitige Provinzialinteresse und der gemeine Egoismus das geeinte Italien in seinem Bestand von Jahr zu Jahr tiefer untergräbt. Wenn eine Wendung zum Besseren nicht bald eintritt, dann wird das liberale Italien in nicht ferner Zukunft mit R. Bonghi bekennen müssen: „Abbiamo fatto l'Italia e disfatto“. (Wir haben Italien gemacht und vernichtet.)

VI.

Bei dieser Lage der Dinge, unter dieser weit verbreiteten Corruption des officiellen Italien muß auch das Ansehen des Königs von Tag zu Tag immer mehr sinken. Nichts ist in dieser Beziehung belehrender, als ein Gang von der Piazza di Monte Cavallo vorüber am Quirinal nach dem Vatikan. Jenen Palast, einst die Sommerwohnung der Päpste, hat nun der König Umberto inne; zwei Wachtposten am Portale geben davon Kunde. Das ist aber auch das Einzige, was uns erkennen läßt, daß der König von Italien hier seine Residenz hat, so still und theilnahmlos geht es da zu. Vergebens suchst du nach der Menge, die ihn bei seiner Ausfahrt begrüßt; da sind keine Landleute, vielleicht weit hergekommen, wie sie ehedem hergekommen waren, um den Papst zu sehen; da siehst du nicht Ankömmlinge aus der ganzen Welt, Fremdlinge und doch in Rom nicht fremd, wie sie in den früheren Zeiten in diesem Palaste ein- und ausgingen, als wäre es das Haus eines allgemeinen, von Allen gekannten und geliebten Vaters. Armer Schattenkönig, König von Volkes Gnaden! wie würden deine Ahnen dich bedauern, ein ritterlicher Amadeus oder Emanuel Philibert, wenn sie dich sehen könnten, um der Menge Gunst werbend, und doch keinen Augenblick des Thrones sicher! Vielleicht dämmert auch in ihm die Ueberzeugung auf, die jüngst ein

italienischer Staatsmann ausgesprochen (Times v. 15. Oktober 1881): „Rom ist für uns eine Last, eine Verlegenheit, ein geographisches, diplomatisches, politisches Absurdum. Haben wir einmal eine andere Hauptstadt gefunden, die mehr der Natur der Dinge entspricht, dann werden alle Verlegenheiten und Gefahren der gegenwärtigen Situation gehoben seyn." Vielleicht ahnt er, daß

„Einmal herangereift die rächende Stunde der Schuld ist".[1])

Seinen Vater Viktor Emanuel duldete es darum auch nicht im Quirinal; er kam zuletzt nur dahin, um da zu sterben. Wo wird Umberto sterben? Gerade Rom, wenn wir es als das Symbol eines politischen Gedankens betrachten, birgt für das Königthum eine stete Bedrohung in sich; denn es weckt eine zweifache Erinnerung, und nur diese — entweder die der Republik oder die der Päpste. Republikaner wie Ferrari und selbst Minister der Monarchie wie Mamiani erklärten darum in seltener Uebereinstimmung, Rom müsse entweder republikanisch oder päpstlich seyn. Selbst Cavour hatte darum nicht daran gedacht, die neue Hauptstadt Italiens nach Rom zu verlegen. Erst in den letzten Tagen hat der König eine neue Ausgabe des größten Dichters der Nation seinen Kindern gewidmet; aber das Wort, das diese darin lesen, das die ganze Nation seit Jahrhunderten dort liest:

„Allwo der Erbe sitzt des größern Petrus"[2]) —

ist ein lauter Protest gegen seine Besitznahme Roms und ein nagender Wurm an seinem Throne.

Wehe einer Monarchie, deren Kraft in einer fortgesetzten Schwächung und Befeindung der Kirche besteht! „Wer sagt Auktorität, sagt Papst", hat einmal Rousseau erklärt; wer darum diesen bekämpft, bekämpft nothwendig jene; denn in

---

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucret. V. 1223.

2) Göttliche Komödie. Hölle, II. 24.

diesem ruht die tiefste Wurzel des Auktoritätsprincips. „Ihr habt die Rechte des Papstes discutirt", sagte der Republikaner Castelar; „warum wollt ihr uns verbieten, jene der Könige zu discutiren?" Die republikanische und socialistische Strömung mußte darum wachsen und ist in der That höher und immer höher gestiegen, seit Rom seinem rechtmäßigen Herrn entrissen wurde; wer die conservativen Principien in Einem und dem allerwesentlichsten läugnet, hat im Grunde sie alle verläugnet; denn es besteht unter ihnen eine unzerreißbare Solidarität. Darum muß König Umberto wissen, daß mit der Bekämpfung des Papstthums den Feinden der Monarchie der beste Dienst erwiesen wird.

O miseras hominum mentes, o pectora caeca! Daher diese beständige Furcht, das Gefühl der Unsicherheit in den leitenden Kreisen und am Hofe. Die ministerielle „Opinione" (vom 11. März 1886) kann nicht umhin, in den freundschaftlichen Beziehungen des deutschen Reichskanzlers zu Papst Leo XIII. ein höchst wichtiges politisches Ereigniß zu erkennen. Die Thatsache, daß Jener den Papst als einen der bedeutendsten Staatsmänner Europas und einen Mann von hervorragender Intelligenz genannt hat, ist für sie nicht ohne Bedeutung in Bezug auf das Verhältniß Italiens zum Vatikan. „Nichts", bemerkt sie, „kann uns hindern, auf den nun einmal unwiderruflich festgesetzten Grundlagen freundschaftlichere Beziehungen zwischen Italien und dem Papstthume anzuknüpfen, die zugleich eher den Absichten entsprechen würden, welche Italien bei Verkündigung des Garantiegesetzes geleitet haben. Keine Dummheiten dürfen in Zukunft mehr gemacht, keine unvorsichtigen Reden mehr gehalten werden, mit höchster Vorsicht und Besonnenheit müssen wir uns benehmen, um ja dem Vatikan keinen Anlaß zur Klage zu geben." Wie schwach muß sich doch eine Regierung fühlen, welcher das Lob Leo's XIII. aus dem Munde eines deutschen Staatsmannes solche Furcht einzujagen vermag! Aber eben deßwegen, weil sie so schwach ist, nach Innen noch mehr als in

ihrer äußeren Politik, weil sie keine Autorität, keinen Gehorsam, keinen Bestand im Lande hat, hört Niemand auf ihre wohlgemeinten Mahnungen und Rathschläge. Ja, gerade diese riefen die heftigsten Entgegnungen von Seiten aller Parteien heraus, welche sich in Opposition gegen die Regierung befinden.

Die „Questione papale“ schwebt eben wie ein drohendes Schwert stets über dem Haupte des Monarchen, und läßt ihn nicht mit Ruhe sich des Gewonnenen freuen. Da sie ein fortwährender Anlaß zu Unfrieden und eine bedenkliche Gefahr zu Collisionen mit dem Auslande ist, so sind Jene, welche nun einmal über die Schwierigkeit der Lage sich keinen Täuschungen hingeben, alle Männer von Einsicht, Vaterlandsliebe und Charakter darauf bedacht, einen „mezzo termine“, einen modus vivendi, einen Ausgleich mit dem Papstthum zu finden. Zuerst nur schüchtern und von Einzelnen ausgesprochen, gewinnt dieser Gedanke immer mehr Boden. Seit fünfundzwanzig Jahren hatte man eben Gelegenheit genug, zu erkennen, was das Papstthum ist. Selbst der ehemalige Garibaldiner-Oberst Fazzari hat in seinem Wahlmanifest von der Nothwendigkeit einer Versöhnung mit dem Papstthum gesprochen; in welcher Weise diese jedoch stattfinden soll, weiß Niemand zu sagen. Manche denken daran, dem Papste ein zweites San Marino einzuräumen, wo ihm volle Souveränität gewahrt bleibe. Aber der Papst ist nun einmal Bischof von Rom, und so könnte dieses neue San Marino nirgends anderswo seyn als eben Rom selbst. Eine achtzehnhundertjährige Geschichte kann keine Macht in der Welt ändern, und Gott selbst kann das Geschehene nicht ungeschehen machen.

So begreifen wir den unsichern Stand des neuen Italien, die unglückliche Lage seines Königs. Das fühlt auch jeder Italiener, wenn es auch nicht jeder eingesteht. Es ist kein Vertrauen da zu den Institutionen des Landes, kein Vertrauen auf die Zukunft, kein Vertrauen zur Regierung, vielmehr

macht sich geradezu eine Mißachtung derselben in den höheren und mittleren Schichten der Gesellschaft geltend.

Die ehemaligen Herzoge von Savoyen und auch die späteren Könige von Piemont hatte immer ein loyaler Adel, ein treues Volk umgeben; der König von Rom dagegen ist vereinsamt, wiewohl man Leute bezahlt, um Demonstrationen zu machen. Wie von glaubwürdiger Seite erzählt wird, begegnete in den jüngsten Tagen ein Beamter aus Toscana in Rom einem Menschen, den er als einen berüchtigten Felddieb in seiner Gegend gekannt hatte. Dieser war gut und städtisch gekleidet, mit einem funkelneuen Cylinder auf dem Kopfe. „Wie, du hier?“ redete ihn der Beamte an, „und in dieser Kleidung?“ „Ja“, entgegnete der Angeredete, „ich bin jetzt hier als Vertreter des römischen Volkes; ich beziehe täglich zwei Lire und mache Demonstrationen, wenn der König ausfährt oder ankommt.“

Solche Zustände erinnern uns an ein Wort, das einst ein Bürger von Mylasa in Kleinasien zu dem Tyrannen dieser Stadt gesprochen hat[1]): „O Euthydemus, du bist für uns ein nothwendiges Uebel; denn wir können weder mit dir, noch ohne dich leben.“ So war es ja oft in Italien. Eine starke Regierung haßten sie, und die Freiheit mißbrauchten sie. So hat sie schon der hl. Bernhard geschildert in seinem Schreiben an Papst Eugen III.

VII.

Einen ganz anderen Eindruck empfangen wir dagegen, wenn wir die Engelsbrücke überschreiten, und uns dem Vatikan nähern. Schon der weite Platz von St. Peter ist mehr oder weniger belebt; beim Eingang in den päpstlichen Palast am rechten Ende der Colonnaden siehst du immer viele Wagen halten, welche die Besucher aus allen Welttheilen hieher gebracht haben. Pilger, Künstler, Priester, Diploma-

1) Strabon. XIV. 2.

ten, Gelehrte steigen hier täglich diese Stufen auf und ab. Wir sehen es mit unseren Augen, und können uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Papstthum lebt, ja, daß es den Mittelpunkt bildet eines großen, mächtigen, alle Völker auf Erden durchdringenden Lebens, daß hier unsichtbare Mächte walten und von hier ein Impuls ausgeht über die Nationen, neben dem der König von Italien nicht bloß in Schatten gestellt ist, sondern fast völlig verschwindet. Diese Beobachtung kann Jeder machen, der nur ein paar Wochen in Rom zugebracht hat, und König Umberto hat sie gewiß schon oft genug gemacht. Das mag bitter seyn, sehr bitter für ihn und seinen Hof, aber es ist die natürliche, nothwendige Folge der Ereignisse, der Fluch der bösen That, die Italien begangen durch die Besitzergreifung von Rom. Das Papstthum ist eine erhabenere Institution als das Königthum von Italien, sein Reich ist unvergleichlich größer als das des Königs von Italien, seine Geschichte ist fast zweitausend Jahre älter als die Geschichte des Königreichs Italien, die von gestern ist. Wer den Kampf begonnen gegen den Uebermächtigen, soll Niemand anklagen, wenn er unterliegt, als sich selbst. „Sehr gut“, sagt selbst A. Comte[1]), „hat de Maistre bemerkt, daß die Uebertragung des Kaiserthums nach Byzanz durch Constantin nicht minder aus Furcht vor dem moralischen Uebergewicht der Kirche, als aus dem Bestreben erfolgt war, dem Andrange der Barbaren auszuweichen.“ „Rome“, schreibt Villemain[2]), „ne peut redevenir la capitale politique d'un grand état, précisément parce qu'elle doit rester la métropole religieuse du monde. Le jour, où le pontificat suprême lui a été donné, il a été entendu, qu'elle n'aurait plus de Sénat dictatorial ni forum. Depuis quinze siècles la souveraineté laique n'a pu demeurer à Rome à coté de la tiare, ni le droit ni

---

1) Cours de philosophie positive. 2ième édit. Tom. V. p. 256.
2) L'Éloquence chrétienne au IVième Siècle. p. V.

la conquête n'ont pu l'y maintenir, et le pouvoir impérial s'est toujours retiré de force ou de gré à Constantinople, à Milan, à Ravenne, au lieu où le pape n'était pas." Umberto und Viktor Emanuel hätten eben von vornherein wissen sollen, daß der große Gott dem Papstthum sein Zeichen auf die Stirne geschrieben, und es gefeit hat gegen alle Anstürme der Welt und Mächte der Finsterniß, daß sie gegen den Unbesiegbaren vergebens kämpfen, und jeder Schlag, der ihn treffen soll, mit verdoppelter Wucht auf sie selbst zurückfällt.

Diese Beobachtung drängte sich mir auf schon am ersten Tage. Bald nach meiner Ankunft war ich im Vatikan und stand in der Anticamera vor dem Empfangzimmer des Papstes, da, wo ich vor fast einem halben Jahrhundert schon als Jüngling gestanden war. Welche Erinnerungen, freudiger und schmerzlicher Art, meine Seele bewegten, kann ich nicht mit Worten ausdrücken. Der Raum, in dem ich mich befand, war noch ganz derselbe, wie damals; es war ein mäßig großer hoher Saal, die Decke ist mit Fresken geschmückt, die Wände sind mit grünem Tuch ausgeschlagen, über den Fußboden ist ein Teppich von gleicher Farbe ausgebreitet. Rechts vom Eingange erblicken wir den päpstlichen Thronsessel unter einem Baldachin von rother Seide; an jeder der Wände rechts und links steht ein Credenztisch, dessen Marmorplatte eine Uhr im Renaissancegeschmack trägt; zu beiden Seiten halten Genien große Girandolen in den Händen. Kleine Stühle von Holz, einfach angestrichen, ohne Rücklehne, vollenden die Einrichtung. Da ist keine Ueppigkeit, kein Luxus, kein Prunk; aber der Eindruck des Ganzen ist bei aller Einfachheit groß und würdevoll. So empfand ich es früher, so habe ich es auch dießmal wieder empfunden, ja dießmal mehr als je. Zwei hohe Fenster, welche dunkelgelbe Vorhänge von wenig kostbarem Stoffe decken, geben ein wohlthuend mildes Licht; auch Alles, was hier gesprochen wird, und einen Augenblick die Stille unterbricht, wird mit gedämpfter Stimme gesprochen.

Es ist ein eigenthümliches, in seiner Art einziges Bild, das die päpstliche Anticamera darbietet. Da stehen die Wachen der Nobelgarde, die bei festlichen Gelegenheiten in schöner, geschmackvoller Uniform erscheinen. Die geheimen Kämmerer di cappa e spada gehen ab und zu, in der kleidsamen spanischen Tracht mit dem sammtverbrämten kurzen Leibrock, der alterthümlichen Halskrause, eine goldene Kette über der Brust, mit dem kurzen, faltenreichen Mantel, den Degen mit ciselirtem Stahlgriff an der Seite; daneben die geistlichen Kämmerer in violettem Talare und der Mantellete. Dazwischen bewegen sich Herren im schwarzen Frack, einen Stern oder sonstige Dekoration auf der Brust. Neben mir stand ein Abt aus Ungarn, mit goldenem Pektorale, an welchem kostbare Steine glänzten, nicht weit davon ein Pfarrer aus der Erzdiöcese Perugia, dem früheren Bischofssitze Leo's XIII. Während ich einige Worte zu dem dienstthabenden Kämmerer, einem deutschen Edelmanne, sprach, schritt ein Cardinal in glänzendem Purpur, der von der Audienz kam, durch den Saal; es war eine hohe, ernste, Ehrfurcht gebietende Erscheinung; ein hoher Prälat, der frühere Internuntius im Haag, ging an seiner Seite. Bescheiden, in einem Ecke des Saales, stand ein Kapuziner in rauhem Habit mit Sandalen an den bloßen Füßen. Er war aus fernem Morgenland gekommen, und brachte dem heiligen Vater Bericht von dem Fortgange seiner Mission. Die Gestalt dieses Ordensmannes gab dem Bilde erst recht seine Vollendung und sein charakteristisches Gepräge; sie gehörte gerade dazu, um ein wunderbar schönes Ganze zu bilden, wie es eben nur hier und kein zweites Mal in der Welt gesehen werden kann, und ich hätte in diesem Augenblicke einen Maler hieher gewünscht; denn nichts stellte die weltumfassende Bedeutung des Papstthums so vor Augen, als diese Versammlung. Die Männer, mit denen der Papst sich berathet über die großen Fragen, welche die Stellung der Kirche in der Welt und zu den Fürsten betreffen, weltliche Würdenträger und Abgesandte der Regierun-

gen, Seelsorger, Gelehrte, Schriftsteller, Ordensleute — Alle sind hier wie um einen gemeinsamen Mittelpunkt versammelt, um von da Antrieb, Regel und Maß, Ziel und Segen zu empfangen. Und wer weiß, ob in dieser glänzenden Versammlung der anspruchslose Kapuziner nicht der ist, dessen der Herr ganz besonders zur Erhöhung seiner heiligen Kirche sich bedient!

Während ich so stand und wartete, trat ich in eine der Nischen am Fenster. Da die Gemächer des Papstes hoch liegen, und der Palast ohnehin auf dem Vatikanischen Hügel erbaut ist, so öffnete sich mir von hier aus ein großes, weites Bild. Unten breitete die Stadt sich vor meinem Blicke aus, deren Thürme, Kuppeln, Monumente wir leicht übersehen; drüben, etwas zur Linken, zogen die rebenbedeckten Monti Parioli sich hin, hinter ihnen stiegen die schon beschneiten Häupter des Sabinergebirges empor; zur Rechten schaute ich hinüber nach den Albanerbergen, deren von der Wintersonne hell beglänzten Ortschaften herüberleuchteten. Doch nun sollte ich einen häßlichen Zug erblicken in diesem schönen Bilde, der mich tief betrübte und abstieß. In nächster Nähe vor mir, unmittelbar rückwärts von der Engelsburg, auf den vordem so traulich stillen grünen Wiesen, den „prati di Castello“, erheben sich weitläufige Kasernbauten für Reiterei, die das Auge verletzen und eine schneidende Dissonanz bilden zu der durch Geschichte, Kunst und Religion geweihten Umgebung. Diese ganze Gegend von der Tiber an nach Norden und Osten bis zunächst an den Vatikan ist zu Bauplätzen bestimmt, so daß nur noch nach der Süd= und Westseite eine freie Aussicht bleibt. Auch eine Synagoge in großen Verhältnissen soll dort sich erheben, wie die Rede geht; wer die Stimmung in den leitenden Kreisen kennt, wird dieß nicht für unmöglich halten.

Was haben sie denn nicht schon entweiht und zerstört, von den Heiligenbildern am Wege bis zu dem Colosseum, wo sie das Kreuz in seiner Mitte umstürzten und die vier=

zehn Stationen des Leidensweges Jesu Christi demolirten. Wie fühlte früher da ein Jeder, weß' Glaubens er auch war, von Andacht und heiligem Schauer sich durchdrungen, wenn er diese Stätte betrat, wo das Blut der Martyrer, das hier geflossen, die Schmach tilgte, die das gesunkene und entartete Rom in seinen Gladiatorenspielen und Thierkämpfen der Humanität angethan, und das Kreuz den Sieg verkündete, welchen der Christenglaube über das Heidenthum, und eben damit Liebe, Menschenfreundlichkeit, Mitleid und Barmherzigkeit über entmenschte Grausamkeit, edle Sitte über wilde Leidenschaft errungen!

Was werden sie nicht noch entweihen und zerstören? Wir zürnen den Barbaren, welche den Werth alter Manuskripte nicht kannten, sie nicht achteten, zu ganz profanen Zwecken das Material verwendeten und sie so schmählich untergehen ließen — Schätze, deren Verlust die gebildete Welt fort und fort beklagt, der nie mehr ersetzt werden kann. Ein solches Buch ist Rom, das Geschichtsbuch der Weltgeschichte, und seine Buchstaben sind in Stein gemeißelt. Wer an der Hand eines kundigen Führers Rom durchwandert, seine Mauern, Thürme, Kirchen, Paläste betrachtet, seine Ruinen, Standbilder, Gräber, Inschriften aufsucht, vor dem stellt sich die Geschichte um mehr als zweitausend Jahren in einem großen umfassenden Gesammtbilde dar.

(Fortsetzung folgt.)

LVII.

Zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier des Dr. Johann Eck,

Professors an der Universität Ingolstadt.
(geb. 13. Nov. 1486)

Vor drei Jahren feierte das ganze protestantische Deutschland mit großem Applause den vierhundertjährigen Geburtstag Luthers; heuer nun fällt der vierhundertjährige Geburtstag seines berühmtesten und energischesten Gegners, des Dr. Johannes Maier, genannt Eck, geboren am 13. Novbr. 1486 im Dorfe Eck an der Günz im Algäu. Sollte katholischerseits dieser Tag ungefeiert vorübergehen? Leider haben selbst katholische Historiker an dem Leben und Wirken und den Schriften Ecks mehr getadelt als gelobt[1]), und so sind seine Verdienste um die katholische Sache in Deutschland nicht zur rechten Anerkennung und Würdigung gelangt. Darum wollen wir diesem Manne ein kleines Erinnerungsblatt weihen und eine kurze aber getreue Schilderung insbesondere von seiner akademischen und literärischen Thätigkeit geben, da seine kirchenpolitische Wirksamkeit durch die Geschichtsbücher ohnehin genügend bekannt seyn dürfte.

Der Vicekanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Georg Zingl, war am 26. April 1508 gestorben und vergebens hatte man sich in Tübingen um einen Nachfolger für den-

1) Man sehe hierüber Th. Wiedemann: Dr. Joh. Eck (Regensbg. 1865) S. 375.

selben umgesehen. Auch die Prediger zu Bamberg und zu Schorndorf nahmen die ihnen angebotene Stelle nicht an. Da gelang es in dem Licentiaten der Theologie zu Freiburg im Breisgau, Johann Eck, der am 5. September 1510 an der Universität zu Ingolstadt eine glänzende Disputation über den Zustand der Kinder, die ohne Taufe sterben, gehalten und in der Liebfrauenkirche daselbst unter allgemeinem Beifall gepredigt hatte, eine junge frische Kraft zu gewinnen. Zum Doktor der Theologie promovirt, verließ Eck am 31. Oktober 1510 Freiburg und begann an seinem Geburtstage (13. November) seine Vorlesungen zu Ingolstadt.

Eck war ohne Zweifel der erste hervorragende Gelehrte in der Ingolstädter theologischen Fakultät, und welches Ansehen er genoß, sehen wir daraus, daß man ihn schon im Jahre 1512 zum Rektor der Universität wählte, nachdem er ein Jahr vorher Dekan der theologischen Fakultät gewesen war. Gleich seinem Vorgänger Zingl wurde auch er Prokanzler der Universität und Canonikus zu Eichstätt. Als Professor der Theologie machte sich Eck an die schwierigsten Probleme. So hielt er im Jahre 1512 Vorlesungen über die Lehre von der Prädestination, welche er 1514 auf vielseitiges Verlangen drucken ließ. Das Werk führt den Titel: „Chrysopassus“, nach dem zehnten Edelstein[1]) der himmlischen Stadt Jerusalem in der geheimen Offenbarung Johannis, und ist den bayerischen Fürsten Wilhelm, Ludwig und Ernst gewidmet. In der Einleitung bemerkt Eck, daß er im Prolog zu Wilhelm Ockam, den er zu Freiburg seinen Schülern erklärte, einen feinen Weg gezeigt habe, durch welchen das Verdienst des Glaubens und Wissens zugleich bestehen könne. Eines widerstrebe dem Andern nicht, sondern bekräftige es vielmehr, wie das Feuer die Sonnenwärme. Bei der Definition von der Prädestination hält er sich an Duns Scotus,

---

1) Nach der Interpretation der Theologen soll dieser Edelstein den zehnten Glaubensartikel (Gemeinschaft der Heiligen) bezeichnen.

den doctor subtilis, welchen er neben dem hl. Bonaventura am meisten verehrte. Christus ist der erste unter den Prädestinirten, und da keine Prädestination von der Sünde eines Andern verursacht ist, so folgt, daß der Sohn Gottes auch Mensch geworden wäre, wenn Adam nicht gesündigt hätte. Die Menschen sind daher nicht geschaffen bloß zur Ausfüllung des Engelfalles, und wenn Adam nicht gesündigt hätte, wären nur die Prädestinirten erschaffen worden, keiner aber der Verworfenen. Eck unterscheidet eine praedestinatio simpliciter dicta und eine secundum quid, mit Rücksicht nämlich auf den Zustand, in welchem sich Jemand gerade auf der Welt befindet; von der letzteren ist der Satz Augustins zu verstehen: „Si non es praedestinatus, fac ut praedestineris.“ Nach Erörterung der Wirkungen der Prädestination geht er auf die Reprobation über, welche gleichfalls eine doppelte ist, eine affirmative und eine negative; die erstere ist die ewige Verdammniß, die andere ist die Entziehung der Glorie oder des Erbarmens. Nach den Thomisten liegt von Seiten der Creatur weder für die Prädestination noch für die Reprobation ein Grund vor; die Scotisten dagegen nehmen eine Ursache für die Reprobation an. Beide Ansichten lassen sich jedoch ganz gut mit einander vereinigen, insofern die Scotisten hier die reprobatio affirmativa im Auge haben, während die Thomisten die reprobatio negativa meinen, wie denn auch der wahre und eigentliche Grund der Reprobation mehr in der Negation als in der Affirmation zu bestehen scheine; denn dessen sich Gott nicht erbarmen will, der ist verworfen. Nun geht er auf das dreifache Verdienst (de congruo, digno et condigno) ein und stellt dann die Behauptung auf, daß Gott einige ohne Grund, andere aber mit Grund und Ursache, allerdings nicht aus einer nöthigenden, sondern aus einer angemessenen, prädestinire. Zur ersteren Klasse gehören die seligste Jungfrau Maria, überhaupt die im Mutterleibe Geheiligten, und da führt Eck in Bezug auf die ohne Taufe sterbenden Kinder die Meinung Gersons an, daß ja Gott

der Herr ohne Beeinträchtigung des christlichen Gesetzes den noch nicht gebornen Kindern die nothwendige Heiligung im Mutterleibe zu theil werden lassen könne. Mit Lösung aller Zweifel und Fragen in Betreff der Prädestination schließt dieses Werk, welches uns einen Beweis von der großen theologischen Belesenheit Ecks liefert, denn die Schriftsteller, welche in demselben benützt sind, übersteigen die ansehnliche Zahl 90.

Im Jahre 1514 legte Eck seinen Vorlesungen moralische Materien zu Grunde, und weil er als ein gewandter Dialektiker ein großer Liebhaber von Disputationen war, so disputirte er im Herbste dieses Jahres zu Augsburg mit den Karmeliten Stephan von Brixen und Zenesius, welche dort eben ein Kapitel ihrer Ordensprovinz abhielten, über die Erlaubtheit des Zinses. Eck vertheidigte die Thesis, daß fünf Procent vom Hundert ein erlaubter Zins sei, was ungemeines Aufsehen erregte, so daß sich Eck veranlaßt sah, auf der berühmten Universität zu Bologna hierüber im Jahre 1515 eine Disputation zu halten, und nach seinem Berichte sollen auch die dortigen Rechtsgelehrten seiner Behauptung zugestimmt haben. Eck hat über diese Thesis eine ausführliche Abhandlung verfaßt, die noch nicht im Druck erschienen ist.[1]) Er stellt hier den Casus auf, daß Jemand einem Kaufmann sein Geld anvertraut und dieser ihm jährlich fünf Procent dafür zahlt. In einem langen Traktate aus vier Artikeln bestehend, wovon der vierte wieder zwei Theile hat und der zweite Theil in sechs Reihen 105 Gegengründe enthält, wird dargethan, daß die Assekuratio, so bezeichnet Eck dieses Geschäft, als eine Art Gesellschaftsvertrag erlaubt sei; dann wird der Beweis geführt, daß in diesem Falle fünf Procent Zinsen genommen werden dürfen, denn das sei der in Deutschland allgemein übliche und gesetzliche Zins, und

1) Sie existirt handschriftlich in einem Codex (Nr. 125) der Münchener Universitäts-Bibliothek.

insbesondere der Unterschied zwischen der Assekuratio und dem bloßen Leihvertrag (mutuum), der allerdings seiner Natur nach den Zins ausschließt, hervorgehoben. Der Hauptbeweis für seine Behauptung aber liegt dem Eck in cap. 7 X de donat. inter vir. et uxor. (IV. 20), wo Papst Innocenz III. empfiehlt, die Mitgift, welche dem Manne wegen schlechter Vermögensverhältnisse nicht anvertraut werden kann, einem Kaufmanne zu übergeben, damit von einem Theile des ehrbaren Gewinnes der Mann die Lasten der Ehe bestreiten könne. Die ganze Abhandlung zeigt uns die reichen Kenntnisse Ecks im römischen und kanonischen Rechte und in dessen Literatur, da die Sentenzen von mehr als 150 Autoren angeführt werden.

Papst Leo X. hatte vom Kaiser Maximilian im Jahre 1514 ein Gutachten der Theologen und Astronomen seines Reiches behufs einer auf dem damaligen Lateranconcil vorzunehmenden Verbesserung des Kalenders gefordert, und so erging in diesem Betreff ein kaiserlicher Befehl[1]) auch an die Universität Ingolstadt. Eck machte sich sogleich an die Arbeit und vollendete schon am 21. November 1514 seine Diorthosis de vera Paschae celebratione, wozu ihn seine Vertrautheit mit den hierauf bezüglichen Schriften befähigte.

Das Jahr 1516 beschäftigte den Eck mit Ausarbeitung philosophischer Werke. Die zur Reformation der Universität im Jahre 1515 abgeordneten herzoglichen Commissäre beauftragten nämlich den Dr. Eck, zu dem Hauptwerke des Aristoteles und zur Logik des Petrus Hispanus Commentare zu schreiben, welche Arbeiten Eck in rascher Aufeinanderfolge erledigte. Nach seiner philosophischen Richtung war Eck weder Thomist noch Scotist, sondern gehörte zu den Synkretisten; er stützte sich auf die Alten, benützte aber zugleich auch die Neueren, namentlich den Ockam, und man muß auch bei diesen philosophischen Werken wieder seine ausgedehnte Belesen-

1) d. Innsbruck 21. Okt. 1514.

heit anerkennen.[1]) Auf Einladung des Franz Burkhard, Professors der Jurisprudenz zu Ingolstadt, ging Eck mit demselben im Juli 1516 nach Wien und benützte sogleich diese Gelegenheit, um an der dortigen Universität eine Disputation über philosophische und theologische Sätze zu halten,[2]) wodurch er vielen Ruhm gewann und sich beim Kaiser Maximilian großes Ansehen verschaffte.

Aus dem Jahre 1517, in welchem Eck dem zum Rektor erwählten Grafen Martin von Oettingen als Prorektor an die Seite gesetzt wurde, haben wir nur zwei unbedeutende Schriften von ihm: eine Abhandlung über den Eid[3]), wo er am Schlusse die Behauptung aufstellt, daß der Mord doch noch eine größere Sünde sei als der Meineid, und einen Commentar zu der mystischen Theologie oder, wie Eck sie nennt, negativen Theologie des Dionysius Areopagita[4]), worin man eine gediegene dogmatische Erörterung über die Erkenntniß und das Wesen Gottes findet.

Im Jahre 1518 wurde Eck durch seine „Obelisken" zu Luthers Thesen mit Karlstadt und mit Luther selbst in einen Streit verwickelt, welcher die bekannte Leipziger-Disputation im Juni 1519 zur Folge hatte, und von nun an begann für Eck eine Zeit fortwährenden Kampfes mit den Lutheranern und übrigen Reformatoren. Man hat den ungeziemenden Ton

1) Vgl. Dr. C. Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande, Bd. IV S. 284 ff.

2) S. hierüber Dr. J. B. Riederer, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Bücher-Geschichte, Bd. III, St. IX., S. 178 ff.

3) Die Entbindung vom Treueide wird zwar darin erwähnt, aber Eck wagt es nicht, eine Entscheidung zu geben, weil noch viel darüber gestritten werde, kraft welcher Autorität der Papst dieses thun könne, und verweist daher auf die Schriften, welche speziell hierüber handeln.

4) Eck schreibt dieses Werk wirklich dem Dionysius Areopagita zu und vertheidigt dieß gegen Laurentius Valla und Erasmus von Rotterdam, deren Gründe gegen die Aechtheit allerdings nicht schwer zu widerlegen waren.

und die beschimpfenden Ausdrücke in Ecks polemischen Schriften sehr getadelt, aber man möge bedenken, daß seine Gegner durchaus nicht glimpflich mit ihm verfuhren, Eck auch kein geduldiges Lamm war, und schon ein altes Sprüchwort sagt, wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es heraus. Unter seinen polemischen Werken nehmen unstreitig seine drei Bücher de Primatu Petri gegen Luther den ersten Rang ein. Die Veranlassung zu dieser Schrift, welche Eck dem Papste Leo X. am 1. April 1520 persönlich zu Rom überreichte, gaben nicht bloß die Aeußerungen Luthers über den Primat bei der Leipziger-Disputation, sondern auch die Beschwerde Luthers, nur durch Eck gezwungen worden zu seyn, über den Primat zu disputiren. Aus zwölf in den heiligen Evangelien enthaltenen Stellen sucht Eck den Primat Petri zu erweisen und führt hiezu auch die Aussprüche der hl. Väter, namentlich des Cyprian, Ambrosius und Hieronymus, Augustinus, Leo I., Gregor d. Gr., Beda und Bernhard, die Canones der ökumenischen Concilien und die Dekretalen der Päpste an. Daß unter den letzteren auch pseudo-isidorische Dekretalen sind, darf uns nicht befremden, da diese Dekretalen, insoweit sie Gratian in sein Dekret aufgenommen, damals ziemlich allgemein noch für ächt gehalten wurden.[1]) Er führt sogar Vernunftgründe für den Primat an, hergeholt aus der Conformität der streitenden Kirche mit der triumphirenden, aus der Aehnlichkeit derselben mit der Synagoge und aus der Güte des monarchischen Regiments, und verweist schließlich auf die den Päpsten feindlich gesinnten Männer, wie Ockam u. a., welche es trotzdem nicht gewagt haben, den Primat des römischen Bischofs zu leugnen, wie Luther, dessen Ein-

1) Der Mangel einer Quellenkritik ist überhaupt die schwache Seite Eck's. So berief er sich auch bei der Disputation des Johann Faber zu Bologna, an welcher er theilnahm, auf das dem hl. Augustin zugeschriebene Werk de praedestinatione, und als ihm hierauf die dortigen Dominikaner bemerkten, daß diese Schrift nicht von Augustin sei, ließ er das als zweifelhaft stehen.

wendungen er gründlich widerlegt. Bezüglich des Hirtenamtes bemerkt Eck, daß es eine Hauptpflicht des Hirten sei zu predigen, und beklagt es, daß dieses von den deutschen Bischöfen so selten geschehe, daß man in den Kapiteln, aus und von denen die Bischöfe gewählt werden, die Theologie vernachlässige, wenn nicht gar verachte, daß die Bischöfe überhaupt die Theologen nicht werthschätzten, sondern lieber Waffenträger oder weltliche Professionisten um sich haben[1]), wie denn auch er der einzige Theolog unter den Kanonikern zu Eichstätt sei und seine Mitkanoniker es übelnehmen, daß er ihnen beigesellt worden. Zum Zeichen, wie der Papst seines Hirtenamtes waltet, führt er die Bulle Leo's X. vom 9. November 1518 über die Lehre vom Ablasse an. Der Hirt habe nicht nöthig, persönlich zu lehren, es genüge, wenn er hiefür sorge, und nun zählt Eck die gelehrten Päpste auf, besonders in der neueren Zeit (Sixtus IV., Nikolaus V., Alexander V.), um die Behauptung Luthers, daß seit Gregor d. Gr. kein Hirte mehr gewesen, zu widerlegen. Er äußert sich auch über die Verschiedenheit des Bischofes und Presbyters, erklärt, warum Gregor d. Gr. den Titel „episcopus universalis“ ablehnte, und bespricht die Absetzung der Päpste. Ein zweifelhafter und ebenso ein häretischer Papst könne von einem allgemeinen Concile abgesetzt werden.[2]) Am Ende des Werkes macht Eck in einer Anrede an Papst Leo X., Kaiser Karl V. und alle Bischöfe und katholischen Fürsten darauf aufmerksam, was denn noch sicher bleibe in der christlichen Religion, wenn man die Auktorität der Päpste und Concilien verwirft, wie Luther; wohin es führen müßte, wenn Jeder nach seiner Einsicht die heilige Schrift auslegen

1) Eck liebt es in seinen Schriften Anspielungen auf die Gegenwart zu machen.

2) Bei dieser Gelegenheit vertheidigt Eck das Constanzer-Concil wegen der Verwerfung der hussitischen Lehren und bemerkt, daß Papst Martin V. die Dekrete der vierten und fünften Sitzung dieses Concils nicht bestätigt habe.

irke, und er ermahnt den Papst und den Kaiser, die christ-
che Religion zu schützen und die Irrthümer zu verbieten.
Jas ihn anlange, so habe er als Theologe versucht, die
rrthümer aus der heil. Schrift und den Vätern zu wider-
gen, und somit seine Pflicht gethan.[1])

Auch seine Schriften über das Fegfeuer, die Buße[2])
nd das Meßopfer sind gegen die Irrlehren Luthers und
iner Anhänger gerichtet, und als es in Folge der lutheri-
hen Bewegung sogar zur Bilderstürmerei kam, verfaßte Eck
n Jahre 1522 seine Schrift de non tollendis Christi et
anctorum imaginibus, in welcher er Christus selber zum
rheber der Bilder macht mit Rücksicht auf die Legende von
m sog. Abgar-Porträt Christi. Den Bildergebrauch leitet
ck von den Aposteln her, indem er als Beweis hiefür die
m Evangelisten Lukas zugeschriebenen Marienbilder anführt,
on denen eines zu Ara Cöli in Rom, das andere zu Freising
i. Ferner erwähnt er das Marienbild zu Ettal und be-
erkt, daß bis jetzt noch Niemand herausgebracht habe, von
elcher Materie diese schwere Madonna sei. Er erzählt
Bunder, welche sich bei ruchlosen Verletzungen von Crucifixen
getragen, zum Beweise, daß Gott selber solche straft, mit-

1) In einem Schreiben an Kaiser Karl V. v. 18. Febr. 1521 begegnet Eck den Einwendungen gegen die Vollziehung der päpstlichen Bulle wider Luther und sagt, daß die Entscheidungen der Päpste in Glaubenssachen infallibel seien.

2) Das vierte Buch dieser Schrift befaßt sich zunächst mit Widerlegung der Gründe der Häretiker gegen die Buße, und hier schreibt Eck im eilften Kapitel, daß Luther irre, wenn er nach Melanchthonianischer Philosophie behaupte, daß der Katholik nicht frei, sondern gezwungen beichte, weil das Beichten ihm befohlen, als ob das Gebot die Freiheit aufheben würde; im Gegentheil, wo keine Freiheit, da auch kein Gebot, denn dem Gebote kann nur der widerstreben, der frei ist. Die Gebote zwingen nicht. Im 24. Kapitel wird dann Erasmus von Rotterdam entschuldigt, der allerdings gemeint habe, die Ohrenbeicht sei nicht alt.

hin die Bilderverehrung wolle. Die Gründe, welche er weiter hiefür vorbringt, sind aus der Schrift des Johannes Damascenus über die Bilder entnommen. Gerade der Bildersturm im griechischen Reiche sei die Ursache gewesen, daß das Kaiserthum von den Griechen auf die Deutschen übertragen wurde.

Die größte und weiteste Verbreitung aber fand Ecks Enchiridion locorum communium gegen Luther und andere Feinde der Kirche, welche Schrift Eck den loci communes des Melanchthon entgegenstellte. Von dieser Schrift erschienen mehr als vierzig Ausgaben; sie wurde auch in Frankreich nachgedruckt und in die deutsche und flämische Sprache übersetzt.[1]) Sie war in der That eine für die damalige Zeit sehr brauchbare und verdienstliche Arbeit, da sie in kurzen Sätzen die Einwendungen der Protestanten gegen die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche widerlegt und ihre Irrthümer abweist. Bemerkenswerth ist hier, daß Eck, um die Auktorität der Kirche hervorzuheben, behauptet, die alte apostolische Kirche habe die von Christus gegebene Taufformel abgeändert und im Namen Jesu allein getauft.

Eck war nicht nur ein schlagfertiger Dialektiker, er war auch ein gewandter Redner und liebte vor Allem das Predigtamt, in welchem er zur Unterdrückung der Häresie außerordentlich thätig war. Unter seinen im Drucke erschienenen Predigten sind die 77 Homilien über die sieben hl. Sakramente sehr instruktiv. Bei der Besprechung der verschiedenen Arten der Taufe bemerkt Eck, daß in dem Falle, wo ein Ungläubiger aus Haß gegen das Christenthum eine schwangere Christin tödten würde, auch das Kind im Mutterleibe die Bluttaufe empfangen hätte, obschon sonst ein Kind im Mutterleibe nicht getauft werden könne. Die Taufe der Zwinglianer erklärt er für ungültig, weil sie nicht in nomine Patris etc., sondern in nominibus taufen, was arianisch sei; eher könnte man noch die Taufe im Spiele aufrecht er-

---

1) S. Wiedemann a. a. O. S. 530 ff.

halten, wie das nach dem Geschichtschreiber Eusebius bei Athanasius der Fall gewesen. In der 36. Homilie, welche vom hl. Meßopfer handelt, macht er die Bemerkung, daß bei den Sachsen der Ausdruck „Thurmen" für consecriren im Gebrauche sei, welches Wort er vom Hebräischen „Theruma" ableitet, was jedoch mehr elevatio sacrificii als consecratio bedeute. Bei der Priesterweihe schreibt Eck nicht nur allen sieben Weihen einen sakramentalen Charakter zu, sondern auch der Tonsur, weil sie nach P. Innocenz III. den ordo clericalis verleihe.[1]) In den 147 gesammelten Homilien auf die Feste des Herrn, der seligsten Jungfrau, der hl. Apostel und anderer Heiligen wendet sich Eck stets gegen die Lehren der Lutheraner. In der ersten Homilie auf das Fest Petri und Pauli erzählt er, daß er zu Rom von bedeutenden Männern gehört habe, Papst Hadrian VI. hätte deshalb nicht lange regiert, weil er die Sitte, nach welcher die Päpste bei ihrer Wahl den Vornamen zu ändern pflegen, nicht beobachtet habe. Die fünf denselben beigefügten Homilien, welche den zu hoffenden Sieg über die Türken zum Gegenstande haben, enthalten eine prächtige Schilderung der religiösen und socialen Zustände des deutschen Reiches, welche diese Züchtigung durch die Türken herbeigeführt hätten.

Trotzdem daß der Kampf mit den Lutheranern unsern Eck vollauf in Anspruch nahm, vernachlässigte er seine Pflichten als Professor keineswegs. Seit dem Jahre 1520 hielt er meistens exegetische Vorlesungen, weil die Kenntniß der hl. Schrift den katholischen Theologen gegenüber den Protestanten am nothwendigsten war, und Eck eignete sich nach seinen Sprachkenntnissen ganz besonders hiezu, denn er verstand griechisch, hebräisch und chaldäisch. Einen Beweis hiefür haben wir in seinem Commentar zum Propheten Aggäus, einem Werke, das auch protestantischer Seits Anerkennung

1) c. 11 X de aet. et qual. I. 14.

gefunden[1]), und in seiner Erklärung des zwanzigsten Psalmes. Auf Befehl der bayerischen Herzoge mußte dann Eck auch die Bibel in's Deutsche übersetzen, und obwohl er mit Recht gegen das Bibellesen von Seiten der Laien war, so ging er doch wegen der falschen Uebersetzungen, die von den Protestanten überall verbreitet wurden, an die Arbeit, bei welcher er vorzüglich die Complutenser-Polyglotte benützte. Diese seine Bibelübersetzung wurde nun sehr getadelt[2]), wobei man jedoch übersah, daß Eck ja damit kein klassisches Werk liefern wollte und sollte, sondern gemäß des erhaltenen Auftrages hatte er die Bibel in jenes Deutsch zu übersetzen, welches man in Altbayern schrieb und sprach, und es kann deßhalb seine Bibelübersetzung nicht mit anderen deutschen Uebersetzungen in Vergleich gezogen werden.

Auch die allgemeinen Interessen der Universität bekümmerten Eck fortwährend, wie er denn in den Jahren 1527, 1532 und 1536 das Rektorat zu führen hatte und im Jahre 1537 dem zum Rektor erwählten Grafen Friedrich von Castell als Prorektor beigegeben wurde. Im Sommer 1540 hielt sich Eck wegen der in Ingolstadt herrschenden Pest zu Eichstätt auf, unweit welcher Stadt kurz vor Ostern an einem vierthalbjährigen Knaben ein Mord begangen worden war, den man den Juden zur Last legte. Die deßhalb vor Gericht citirten Juden übergaben den bischöflichen Räthen eine von einem Christen verfaßte Schrift[3]), welche zu zeigen sucht, daß die Juden eine solche That unmöglich begehen konnten. Diese Schrift übergab der fürstliche Hofmeister Albrecht von Leonrod unserm Eck zur Beurtheilung, der nun im Jahre 1541 „Ains Judenbüechlins verlegung: darin ain Christ, ganzer

1) S. Döderlein im Literar. Museum, Altdorf 1779, Bd. II S. 323 ff.

2) So sagt Wiedemann (a. a. O. S. 619): „Die Eckische Uebersetzung ist unstreitig die schlechteste aller Bibelübersetzungen in die deutsche Sprache. Die Sprache ist das elendeste Deutsch, welches im sechzehnten Jahrhundert gedruckt wurde."

3) Man schrieb sie dem Oekolampadius zu.

Christenhait zu schmach, will, es geschehe den Juden unrecht in bezichtigung der Christenkinder mordt" schrieb und dem Bischofe von Trient, Christoph von Madruzzi, widmete, weil sich zu Trient im Jahre 1475 eine ähnliche Geschichte zugetragen habe. Eck führt in diesem Büchlein aus den verschiedenen Chroniken alles an, wessen die Juden gegen die Christenkinder und gegen das hl. Altarssakrament beschuldigt werden; er zeigt das lasterhafte Leben der Juden aus ihren eigenen hl. Schriften, benützt auch den Talmud zum Beweise des Hasses der Juden gegen die Christen und wendet sich zuletzt gegen ihren Wucher. Er will die Juden zwar geduldet wissen, und ist nicht dafür, daß man sie zur Taufe zwinge; wohl aber sollen sie in einer Art Knechtschaft gehalten werden, wie bei den Türken. Sie sollen kein Gewerbe treiben dürfen, sondern zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden, welcher Vorschlag Ecks von keiner großen politischen Einsicht zeugt. Aus dem Büchlein selber sehen wir die Bekanntschaft Ecks mit den historischen Schriften des Mittelalters und seiner Zeit, welche auch den größten Theil seiner hinterlassenen Bibliothek ausmachten.[1])

In den Jahren 1540 und 1541 betheiligte sich Eck bei den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg, welche ihm viele Invektiven von Seiten der protestantischen Theologen, namentlich Bucers, eintrugen, dessen Plan, durch das sogenannte Regensburger-Interim die katholischen Theologen für die protestantische Rechtfertigungslehre zu gewinnen, er vereitelte.

Schon zu Regensburg fing Eck zu kränkeln an, die Krankheit verschlimmerte sich und am 10. Februar 1543 verschied er. Was hätte dieser Mann, der mit Ausnahme der Medicin in allen Disciplinen der damaligen Zeit bewandert war, für die Wissenschaft nicht leisten können, hätte er nicht den größten Theil seines Lebens in fruchtlosen Streitig-

1) S. Wiedemann a. a. O. S. 703 ff.

keiten mit den Abtrünnigen zubringen müssen! Und dieser nach allen Seiten seines Berufes unermüdlich thätige Mann soll ein ausschweifendes Leben geführt haben! Wer möchte das glauben? Gleichwohl wird ihm Trunkenheit und Concubinat vorgeworfen, zwei für einen Priester sehr anstößige Laster. Ließ sich auch Eck die verschiedenen Schimpfnamen, womit ihn die Reformatoren belegten, gerne gefallen, diesen Vorwurf konnte er doch nicht schweigsam hinnehmen und er vertheidigte sich mit Ernst und Würde dagegen in seiner Replica, welche er zu Anfang 1543 wider Bucer erscheinen ließ.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 soll dann Eck zu Melanchthon die Aeußerung gethan haben, daß er zur Partei der Reformatoren übergehe, wenn man ihn dort versorge, nachdem ihm ein vom päpstlichen Legaten Campeggi verheißenes Beneficium entgangen war.[1] Schon die Ursache, welche diese Aeußerung Ecks hervorgerufen, zeigt die Unwahrheit derselben; denn in der genannten Replik sagt Eck ausdrücklich, er habe bei drei Päpsten freien Zutritt genossen, aber von keinem irgend eine Pfründe gebettelt, da ihm ein bescheidenes arbeitsames Leben an einer Universität lieber sei, als glänzender Müßiggang an Kathedralen. Zudem war Eck zu Ingolstadt nicht schlecht versorgt.

Nein, in Bezug auf priesterlichen Wandel steht unser

---

1) Diese Anekdote findet man zunächst bei dem parteiischen Manlius (s. dessen Loci communes in Strobels Miscell. Bd. III, S. 105); sie ist um so weniger glaubhaft, als sie zugleich den päpstlichen Legaten des kirchlicherseits streng verpönten Verbrechens der Simonie beschuldigt. Es gehört zur Taktik der Ketzer, ihre Opponenten so hinzustellen, als ob sie selber das nicht glaubten, was sie vertheidigen, und nur aus materiellen Interessen dieses thun würden, eine Taktik, welche in der jüngsten Zeit wieder die Altkatholiken gegen die ihrer Kirche treu bleibenden Geistlichen befolgten. In dieser Ansicht scheint auch Professor Prantl befangen zu seyn, wenn er in seiner Geschichte der Ludwigs-Maximilians-Universität (Bd. I, S. 162 mit Anm. 88) jene Anekdote für glaubwürdig erklärt.

Eck intakt da, und sein Auftreten gegen die Lutheraner war von der festen Ueberzeugung der Gefährlichkeit ihrer Irrlehren veranlaßt. Gerade der Geifer, womit ihn die Protestanten überschütteten, beweist uns, daß sie in Eck den gelehrtesten und beredtesten, gewandtesten und kühnsten Kämpfer für die katholische Kirche und Lehre sahen. Den Ruhm der Gelehrsamkeit wird ihm Niemand streitig machen. Eck ist und bleibt der Stolz und die Zierde der Ingolstädter Universität.[1]) Er konnte mit dem Bewußtseyn sterben, seine Schuldigkeit als katholischer Theologe ganz und voll gethan zu haben.

LVIII.

Die Geschichtswissenschaft und das 500jährige Universitätsjubiläum zu Heidelberg.

I.

Das fünfhundertjährige Jubiläum der Universität zu Heidelberg, welches in diesem Jahre dortselbst mit einem außerordentlichen Aufwand von Kunst und Pracht gefeiert wurde, hat auch Seitens der Gelehrtenwelt eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit gefunden. Eine stattliche Reihe von einschlägigen Schriften gibt hievon Zeugniß. Begreiflicher Weise interessiren vorzüglich diejenigen historisch-politischen

1) Muß doch selbst Prantl (a. a. O. S. 186) Dr. Eck als einen sehr bedeutenden Vertreter der katholischen Literatur und als einen äußerst anregenden Lehrer bezeichnen, der im Vergleiche mit einer öfters fühlbaren Versumpfung der theologischen Fakultät als eine erfreuliche Erscheinung gelten dürfe.

Charakters die geneigten Leser dieser Blätter und es ist daher unsere Absicht, einige derselben hier etwas näher zu beleuchten.

Vor Allem ist es zunächst die als Buch erschienene officielle Säkularrede, welche Herr Prof. Dr. Kuno Fischer am 4. August vor einem politisch wie wissenschaftlich auserlesenen Fest-Publikum in den historisch so merk- und denkwürdigen Räumen der Heiliggeistkirche zu Heidelberg gehalten hat. Der Säkularredner zählte an diesem Tage zu seinen Hörern den Kronprinzen des deutschen Reiches in Stellvertretung seines kaiserlichen Vaters, den Großherzog von Baden und seine Gemahlin, die Minister von Baden und mehrere aus Preußen, ferner die ganze Schaar der gefeiertsten wissenschaftlichen Größen auf allen Gebieten des Forschens und des Wissens. Es muß daher gewiß weit über die engen Mauern der Heiliggeistkirche zu Heidelberg ein Interesse bieten, was im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bei diesem Anlaß des Jubiläums der ältesten Universität des deutschen Reiches von dem officiellen Redner gesagt und vorgebracht worden ist. Dieß hat der Letztere selbst richtig herausgefühlt, wie er in dem Vorwort gesteht, und darum Vorkehrung getroffen, daß seine Ausführungen unmittelbar nach dem Vortrage bereits gedruckt zu kaufen waren. Außerdem aber fordert diese Säkularrede auch deßhalb eine besondere Beachtung, weil von der gesinnungstüchtigen Mitwelt davon ein so großes Aufhebens gemacht wird. So ist neulich dieselbe in der Allgemeinen Zeitung geradezu ein „monumentum aere perennius“ genannt worden, das alles Andere, was in Sachen des Heidelberger Jubiläums geschehen, überdauern werde.

An sich nun kann die Wahl des Gegenstandes, nämlich eine Geschichte der letzten 500 Jahre, soweit sie mit der Universität der Stadt Heidelberg, dem Pfälzer Kurstaat, dessen Hauptstadt diese war, und dem deutschen Reiche sowie der religiösen Bewegung in Beziehung stand, kaum eine passende und glückliche genannt werden. Dem in diesen Dingen weniger Kundigen — und offenbar gab es deren auch noch manche unter dem

Festpublikum — konnte der Säkularredner, mit seinem für den Raum der großen Kirche des königlichen Stiftes zum Heiligen Geist unzureichenden Organ, die volle Einführung in den vielgestaltigen Gang der einschlägigen historischen Ereignisse doch nicht vermitteln, auch wenn er das bereits zur Uebergenüge gewählte Ausmaß seiner Rede von drei, schreibe drei, Stunden auf zehn und noch mehr erhöht hätte. Den Kundigen aber konnte er unmöglich durch seine chronistische Zusammenfassung der Hauptereignisse befriedigen, angesichts der Erwartung, die man von dem berühmten Redner und Aesthetiker Kuno Fischer hegen durfte, daß er sein Festpublikum auf den Gipfel wissenschaftlicher Begeisterung für die Ziele der Wissenschaft und intellektuellen Freude an den erreichten Ergebnissen führen werde. Gerade in diesem Bezuge ist, wie Augenzeugen berichten, von höchststehender Seite eine durchschlagende Kritik geübt worden, die schneidiger kaum sein konnte. Der deutsche Kronprinz frug nämlich während des Vortrages des Herrn Prof. Fischer nur dreimal seine Uhr über den Fortgang der Zeiten um Rath.

Trotzdem aber bleibt die beliebte Wahl und Behandlung des historischen Festvortrages sehr bemerkenswerth. Sie ist für uns ein Gradmesser der Willkür in Vertheilung des historischen Lichtes und Schattens, welche eine gewisse Richtung der Geschichtsdarstellung über die Vergangenheit zu machen beliebt; sie ist weiterhin ein Gradmesser für die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe derselben Geschichtsschreibungsmanier; und endlich ist sie auch ein Gradmesser für das Bewußtseyn von etwaigen Culturidealen und der Empfänglichkeit dafür auf jener Seite, welche mit der Realpolitik des Jahres 1866 den höchsten Machtbesitz errungen hat und nun Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur nach diesen ihr beliebigen Gesichtspunkten zuschneiden will. Doch bemerken wir vorbeugend, daß wir in dieser Beziehung nicht den Säkularredner Professor Fischer direkt verantwortlich machen. Er ist kein Geschichtsforscher vom Fach und kann daher für die vorgetragene

Geschichtsdarstellung höchstens in formeller Beziehung verant-
wortlich gemacht werden. Es ist vielleicht gar nicht zuviel
gesagt, daß seine Darlegungen wesentlich und wohl ausschließ-
lich auf die einschlägigen Werke des in diesen Blättern in
früheren Jahrgängen sattsam gezeichneten Häusser (Geschichte
der Kurpfalz) und auf Hautz (Geschichte der Heidelberger
Universität) sich gründen.

„Deutsche Nationalität und Toleranz": das sind nun
trotz aller auftretenden Gegensätze zu Lasten der kleindeutschen
Richtung in Vergangenheit und Gegenwart die beliebten
Farben, in denen Geschichte gemacht und gemalt wird. Wir
dürfen und wollen aber gerade unter diesen Gesichtspunkten
die Fischer'schen Ausführungen des Näheren ansehen.

Kuno Fischer berührt den deutsch-nationalen Standpunkt
sogleich im Anfang seiner dreistündigen Rede oder im ersten
Abschnitte seines rund hundert Seiten fassenden Buches, dort
wo er Vergangenheit und Gegenwart zu einander in Gegen-
satz stellt. Das Bild der deutschen Vergangenheit malt er
lediglich im Kaiser Wenzel, der ihm „das Gegentheil alles
dessen bezeichnet, was Arbeit und Pflicht heißt." Den Gegen-
satz dazu bildet der gegenwärtige Kaiser Wilhelm, der durch
seine Kraft und Pflichttreue einen beispiellosen Thatenruhm
geerntet, der aber nicht den Befriedigungen des Ehrgeizes,
sondern lediglich dazu gedient hat, ein nationales Reich zu
gründen, und dieses Werk, das durch Kriege errungen werden
mußte, zu einem Horte des Friedens zu gestalten. Wie weit
das neue Reich nun ein Hort des Friedens seyn wird, ist
abzuwarten. Generalfeldmarschall Moltke ist bekanntlich anderer
Ansicht als der Festredner vor dem Kronprinzen. Ganz
zweifellos aber wird dem wirklichen deutsch-nationalen Stand-
punkt in keiner Weise Genüge geleistet durch die Zeichnung
des Gegensatzes zwischen den Herrschern Wenzel und Wilhelm I.
Es würde sich sehr wohl geschickt haben, die nationale Größe
Deutschlands in dem ganzen Jahrtausend vor Kaiser Wilhelm
wenigstens in etwas zu berühren und nicht erst mit dem

Jahre 1870 dieselbe anheben zu lassen. Von Karl dem Großen bis auf Franz II. waren denn doch noch gewiß bessere deutsche Herrschernamen zu finden, die auch zur Verherrlichung der neuen deutschen Kaiser= und Reichsherrlichkeit mehr ehrende Anknüpfungspunkte bieten, als gerade der, zeitlich allerdings dem Redner zunächst dargebotene, König Wenzel „der Faule". Im Uebrigen aber wird man auch dem letzteren eine gewisse bessere Würdigung, als K. Fischer ihm landläufiger Weise angedeihen läßt, zubilligen dürfen. Daß Wenzel kein so fauler Herrscher war, hat er im Kampfe mit seinen rebellischen Adeligen und Großen durch die entwickelte Energie bewiesen. Daß aber in Deutschland selbst auch mit dem besten Willen unter damaligen Zeitverhältnissen nicht viel für den nominellen Träger der Kaiserkrone zu erreichen war, hat ja doch auch der vielgerühmte Kaiser Ruprecht von der Pfalz und haben es Andere erfahren müssen. Im Uebrigen möchte bezüglich des Kaisers Wenzel noch sehr zu beachten seyn, daß man ihn gerechter Weise nicht nur nach dem Rufe beurtheilen darf, den ihm die Absetzung durch die rheinischen Kurfürsten, unter diesen der von der Pfalz, verschaffte. Politische Territorial= und Hausmachtsgründe spielten dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle.

In gleichem Maße wie an dem tausendjährigen nationalen Kaiserthum versündigt sich der Säkularredner des Heidelberger Universitätsjubiläums an der nationalen Religion der Vergangenheit, die keine andere war, als die römisch=katholische, mit ihrer schon seit der Frankenzeit in den nationalen Organismus als Hauptträger der Bildung wie jeder Autorität übergegangenen Hierarchie mit dem Papstthum an der Spitze. Ganz gewiß gehörte in die Zeichnung des Gegensatzes zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und zwar ebenso sehr vom Standpunkt der Toleranz wie der nationalen Größe und der historischen Gerechtigkeit, etwas mehr als die Erwähnung der traurigsten Zeit, des abendländischen Schisma's. Wir meinen, es wäre ganz am Platze gewesen, der großen Zeiten und

Verdienste der Universalkirche in etwas mehr positiver Weise zu gedenken, wie geschehen. Eine Religion, welche mitten im ärgsten Verfall des äußeren Bestandes in der Lage war, eine so zahlreiche Reihe von Hochschulen, in der Heidelberg ja doch nur ein Glied war, in's Leben zu rufen und sie mit einer fertigen Wissenschaft auszustatten, durfte bei der Säkularfeier einer ihrer Gründungen etwas mehr historische Ehrung beanspruchen als es mit den abgegriffenen Schlagwörtern einer von Gregor VII. „erstrebten" und von Innocenz III. „beinahe erreichten" Universalherrschaft und dem andern Schlagwort von dem Lehrsysteme der Scholastik zur Erkenntniß (!) der Glaubenswahrheiten geschieht (S. 15 f.). Man muß es dem Herrn Prof. K. Fischer gegenüber kühn aussprechen, daß mit jener dürftigen Zeichnung der Vergangenheit eben nur nach einem Kaiser Wenzel, nach dem großen Schisma und den Auswüchsen der Scholastik keineswegs den Kräften genügend entsprochen wird, welche die Heidelberger Universität, den Gegenstand seiner Ausführungen, in's Leben gerufen haben.

Wir müssen aber bei den Ansichten des Redners über die Scholastik noch etwas verweilen. „Die Bildungsart", so sucht Fischer uns beizubringen, „war durch und durch scholastisch, nicht für das Leben, wie wir es verstehen (!), sondern nur für die Schule und die Fortpflanzung der schulmäßigen Tradition berechnet. Die Fakultäten waren Zünfte." (S. 24). Freilich nicht für das Leben, wie unsere moderne, der nationalen und religiösen Vergangenheit entfremdete Welt es versteht. Dagegen war die Bildungsart entschieden und geradezu wesentlich und ausschließlich für das Leben des deutschen Volkes von ehedem mit seinem reichen religiösen Bewußtseyn und zahlreichen religiösen Bedürfnissen, deren Befriedigung eine so hohe wissenschaftliche Bildung erheischt, daß selbst der moderne Staat, wie wir es ja vor wenigen Jahren erlebt haben, sich darum kümmern zu müssen geglaubt hat. Es ist grundverkehrt, die Scholastik als für das Leben unbrauchbar darzustellen. Alles was sie lehrt, geht eben auf Erfassung

der wahren wissenschaftlichen Grundlagen und Grundlehren in Philosophie wie in Theologie für die Anwendung im Leben, im religiösen wie im socialen Leben. Der Herr Professor möge nur einmal sich mit den dogmatischen und moralischen Werken der Scholastiker befassen, dann wird er erkennen, für eine wie reichgestaltete Anwendung im Leben, allerdings wie eine ganz katholische Bevölkerung Deutschlands es verstand, die Scholastik ihre Jünger vorzubereiten hatte. Das Leben des Mittelalters mit seiner Einheit Aller in demselben Glauben, seinem mystischen und praktischen Christenthum, seinen zahlreichen Bisthümern, Abteien, Stiften, Klöstern und Kirchen erforderte und fand eine unzählbare Schaar theoretisch wie praktisch ausgebildeter Leiter und Führer. Man wird das doch im Ernst nicht leugnen wollen, wenn auch ihre Lehranstalten als klerikal, klösterlich, cölibatär und ihre Bursen, Contubernien und Stiftungshäuser an der Lehranstalt sich als „Universitätskasernen" bezeichnen lassen müssen, „in denen ein enges dumpfes und ärmliches Leben geführt" worden sei. (S. 25). Letztere Bemerkung sieht fast so aus, als sollte dem modernen Studentenleben und gerade dem in Heidelberg so florirenden Corpswesen ein besonderes Compliment gemacht werden, das wir kaum der jetzigen Excellenz Herrn Professor Fischer zugetraut haben würden. Er besitzt aber schwerlich eine Anschauung über das heitere, fröhliche, geordnete Leben jener richtig organisirten kirchlichen Bildungs- und Studien-Anstalten, in welchen der katholische Priester sich die „beiden Augen seiner künftigen öffentlichen Persönlichkeit", die Tugend und die Wissenschaft, in Zucht und Ordnung zu erwerben angehalten wird.

Noch eines recht mißfälligen Zuges oder besser eines ziemlich untergeordneten Streiches des Säkularredners gegen die Scholastik müssen wir hier Erwähnung thun. Es werden die humanistischen Anekdoten aus den Schriftstücken des Urkundenbuches, welche auf der Höhe der humanistischen Bewegung gegen einige scholastisch gebildeten Männer damaliger

Zeit (zu Ende des 15. Jahrhunderts) verbreitet wurden, in einer Weise verwerthet, die geradezu eines Säkularredners unwürdig und banal erscheint (S. 44 und Urkundenbuch von Winkelmann S. 217). Wenn man heute untersuchen wollte, in welcher Weise unsere humanistisch Gebildeten und Gelehrten durchweg die von ihnen gelernten Sprachen radbrechen und Fehler gegen Grammatik und Syntax machen, oder wie viele die lateinischen Verba deponentia kennen und richtig anwenden: man würde mit obigen banalen Bemerkungen auch frühere Zeiten verschonen. Da sie nun aber doch aus dem Munde des Festredners gefallen, müssen wir sie eben als eine der Aufgabe Fischers unwürdige Zuthat bezeichnen. Zugleich erlauben wir uns es als einen wesentlichen Mangel zu erklären, wenn der Herr Redner der scharfsinnigen, subtilen, treffenden und reichen Sprache, welche sich die Scholastik aus dem massiven Bau des lateinischen Idioms geschaffen hat, keine Erwähnung thut und ihr kein Lob spendet. Es ist das dieselbe kleindeutsche Manier in Behandlung der mittelalterlichen Wissenschaft, wie wir sie bezüglich des alten Kaiserthums, der Kirche und des Papstthums in Kuno Fischers Festrede finden. Mit ächt geschichtsbaumeisterlicher Unverfrorenheit werden Rost und Motten aus den Jahrhunderten des katholischen Mittelalters hervorgesucht und vorgezeigt, das darunter lagernde, sie tragende und geradezu bedingende blanke Metall und Edelgewebe aber werden übergangen, um dann Humanismus, Lutherthum, Calvinismus und Gothaismus um so herrlicher herausstreichen zu können.

Ehe wir zum Humanismus übergehen, ist noch ein besonders charakteristischer Zug der „Geschichtsbaumeisterei vor den Thronen" anzuführen. Kuno Fischer kommt im sechsten Abschnitt seiner Rede, da wo er die mittelalterliche Universität schildert, auf den Kurfürsten Friedrich I. zu sprechen, den er als den „Nationalhelden der Pfälzer" darstellt, den aber Papst Pius II. in den Bann gethan hatte. „Der Bann weckte, so fährt Fischer fort, dem Kurfürsten eine Schaar be-

nachbarter lauernder Feinde, die jetzt über ihn herfielen, sein Land verwüsteten, aber bei Seckenheim besiegt wurden." Es machte dem Säkularredner nun wahrscheinlich Freude, unter den Gefangenen des Tages von Seckenheim einen Bischof, jenen des entfernten Metz, anzuführen, den er mit einer Reihe von Grafen und Herren nach Heidelberg als Gefangene ziehen läßt. Das Interessanteste dabei aber ist nicht die Gefangennahme jenes Bischofes, sondern eines andern der „lauernden Feinde" des Pfälzer Nationalheros, nämlich des Markgrafen von Baden, eines Ahnen des regierenden, unter den Hörern der Festrede befindlichen Großherzogs von Baden und Rektors der Universität zu Heidelberg. Wie viel mehr lag dessen Erwähnung bei diesem Anlaß nahe, als jene des Metzer Bischofes. Allein dem Säkularredner war Tags vorher das Knopfloch mit einem hohen Orden belegt worden, und so rangirte er den besiegten Ahnen des Großherzogs, der als Sieger ganz sicher genannt worden wäre, einfach unter die von ihm namenlos gelassenen Grafen und Herren.

Wenden wir uns nun zu den Partien der Fischer'schen Ausführungen, welche dem gepriesenen Humanismus, dem Lutherthum und Calvinismus gewidmet sind, so waren die hier in Betracht kommenden Strömungen und Ereignisse allerdings geeignet, den Festredner in seinem Schwunge aufzuhalten und einem Bewunderer der kleindeutschen Thaten in Vergangenheit und Gegenwart den nationalen Gesichtspunkt geradezu zu verleiden. Gerade der letztere verträgt am allerwenigsten Lobsprüche zunächst auf den Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts. Und dieß dürfte beinahe von jeder Art von Humanismus gelten, sowohl von dem in Italien wie von dem in Deutschland gepflegten. Das Urtheil findet Anwendung auf die von kirchlicher wie von weltlicher Seite gepflegten humanistischen Bestrebungen, auf die besseren Förderer derselben, einen Dalberg, Wimpfeling und Agricola, wie auf all den nachfolgenden gräcisirenden Schwarm. Diese gelehrten Humanisten wurden den Deutschen die eigentlichen

Verführer, ihrer großen Vergangenheit, ihrer Religion und Sitte, ihrem Charakter und ihrer deutschen Art untreu zu werden. Sie wollten griechischer als die Griechen seyn, und wurden darum undeutscher, als es erlaubt ist. Mit der deutschen Nationalität drängten sie auch die mit dieser unzertrennlich verbundene katholische Religion bei den gebildeten und ungebildeten Massen in den Hintergrund des Allgemeinbewußtseyns, wie sehr auch stärkere Geister den religiösen und nationalen Sinn noch eine Zeitlang zu schätzen und in nächsten Kreisen zu schützen wußten. Der Humanismus hat es darum sowohl in allen andern Ländern als namentlich auch in Deutschland zu verantworten, wenn die seit dem 14. Jahrhundert unabweisbar gewordene Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern in einer ebensowenig national wie kirchlich heiligen und gesundenden Weise erfolgte. Wie wahr dieß ist, beweisen die Worte, die wir im neunten Abschnitte der Fischer'schen Ausführungen über den einschlägigen Gang der Dinge in Heidelberg lesen. „Unter den Einflüssen der neuen Humanistenschule, die hier entstanden war und unabhängig von der Universität während der beiden letzten Decennien des 15. Jahrhunderts gewirkt hatte, bildete sich allmählig eine neue Theologenschule, eine neue Saat, die während der ersten Decennien des 16. Jahrhunderts hier zu keimen begann und in der nächsten Folgezeit in den großen reformatorischen Bewegungen, welche die Kirche ergriffen hatten, aufgingen" (S. 39 und 40). Fischer nennt dann Oekolampadius, Melanchthon, Brenz und Butzer, die alle Werkzeuge der Reformation geworden seien. Oekolampadius in Basel, Brenz in Württemberg, Butzer in Straßburg, Melanchthon in Wittenberg und Deutschland überhaupt. Weitere Zeugen für den Zusammenhang des antideutschen Humanismus mit der sogenannten Reformation, d. h. der theoretischen und praktischen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse in Religion, Stadt, Staat und Reich sind nicht mehr nöthig. Aber mit welchem Grunde kann ein warm deutschnationales

Herz an den Urhebern all der Ruinen der Bildung und des Wohlstandes in deutschen Landen nicht Aergerniß nehmen? Aus welchem Grunde wohl wird die denkwürdige Antwort der Heidelberger Universität weder im Urkundenbuch von Winkelmann noch in der festlichen Säkularrede Fischers erwähnt, worin dieselbe 1526 auf Anfrage des Kurfürsten Friedrich II. officiell die „neue lutherische Lehre" für den Rückgang und Verfall der Studien und der Universität sowohl in Heidelberg wie an allen andern Universitäten deutscher Nation verantwortlich macht? (Vgl. Theodor Palatinus, S. 27 und Hautz I. 390.) Man wird uns erlauben müssen, in der Uebergehung dieser Thatsache einen weiteren schwerwiegenden Vorwurf zu finden, der mit positivem Erfolge gegen die Unparteilichkeit des Säkularredners erhoben wird.

Es ging nun aber trotz aller Güte und Nachsicht gegen die antikatholischen Geschichtsperioden der Pfälzer Vergangenheit nicht an, die unheilvollen Wirkungen der dort nach dem Verlassen der alten Mutterkirche gepflegten Wissenschaft und Politik zu übersehen. In der That kam ja, wenn irgendwo, dann in der Pfalz der antideutsche und antinationale Charakter jener Perioden in Wissenschaft, Religion und darum in der Politik zum Ausdruck in Worten und zum Ausbruch in Thaten. Und demnach ist die ganze Pfälzergeschichte von Otto Heinrich bis zur katholischen Linie der Pfalz-Neuburger (1556—1685) nicht nur als eine wissenschaftliche und religiöse Verirrung, sondern auch vom patriotischen und nationalen Standpunkte aufs Höchste zu beklagen. Der denationalisirende Gräcismus Hand in Hand mit dem dekatholisirenden Humanismus hatten die Geister zur rücksichtslosen Aufnahme jeder politisch-religiösen Sektirerei vorbereitet, die dem Ehrgeiz der Abtrünnigen Befriedigung bot mit dem Phantom, im eigenen Lande auch über kirchliches Gut und Wesen der höchste Gebieter zu seyn und vielleicht auf fremde Throne sich hinaufschwingen zu können. Mit des Kurfürsten Otto Heinrich (1556 bis 1559) gewaltsamer Einführung des

Lutherthums war endgültig die Lust zur Opposition in den Angelegenheiten der Religion wie des Reiches auf den Schild erhoben. Konnte man nun aber im Lutherthum allenfalls einen gewissen deutsch-nationalen Keim und Sauerteig, die zwar auch die alte Forderung der Reformation an Haupt und Gliedern in verderbliche Bahnen leiteten, nicht verkennen, so wurde der nationale Gesichtspunkt durch die Uebertragung des französisch-schweizerischen Calvinismus als Landesreligion und des Hugenottenthums als Norm, Mittel und Ziel in die Politik der Pfalz und ihrer Fürsten vollständig verlassen und geradezu bekämpft. Man kann die Verderblichkeit dieser calvinistischen und hugenottischen Politik nicht besser schildern als es der Säkularredner Kuno Fischer auf den Gräbern ihrer Träger thatsächlich gethan, wenn man seine Worte zum Ruhme z. B. eines Friedrich III. (1559 bis 1579) unter die richtige Loupe nimmt. Von diesem Fürsten, dem Urheber der berüchtigten 80. Frage und dem Verurtheiler des von seinem calvinischen Bekenntniß abweichenden Inspektors Silvanus zum Tode, heißt es in der Säkularrede u. A.: „An der Spitze der reformirten Glaubensinteressen in Deutschland, im Bunde mit ihnen außerhalb des Reiches, stets bereit, sie durch Wort und That zu unterstützen und zu vertheidigen, wird Friedrich III. ein Fürst von europäischem Ansehen, dessen Hülfe die Häupter der Hugenotten und der abtrünnigen Niederländer begehren. Die Interessen der Religionsgemeinschaft fallen schwerer ins Gewicht, als die der Reichseinheit. Sein Sohn Johann Kasimir kämpft in Lothringen siegreich für die französischen Glaubensgenossen (1568), sein Sohn Christoph fällt im Kampf für die niederländischen" (S. 56). „Europäisches Ansehen!" Ja freilich, welche Folgen der europäische Ruf des calvinistischen Hauses gehabt und welche Pläne er gezeitigt, das beweisen nicht nur die Erhebung der Heidelberger Universität zu einer „deutschen Hochschule von internationalem Charakter" als der hohen Warte der reformirten Kirche, und die Lobeshymnen auf Heidelberg als „die

Metropole der calvinistischen Welt" und „das deutsche Genf" (S. 57), sondern auch, und namentlich, die Spekulationen auf fremde Königsthrone und selbst auf die deutsche Kaiserkrone. So steht es ja durch einen Brief der Gattin Johann Kasimirs, Elisabeth von Sachsen, aus dem Jahre 1575 fest, daß Friedrich III. sich mit dem Plane trug, diesen seinen Sohn als König in Frankreich erwählt zu sehen (Janssen IV. 361). Außerdem trug sich Kasimir laut seinem Tagebuch mit dem Gedanken, selbst deutscher Kaiser zu werden. Den thatsächlichen Versuch zur Durchführung dieses hochfahrenden Strebens der calvinistischen Kurfürsten sehen wir in dem Beginnen des Winter- oder Schattenkönigs Friedrich V. durch die Annahme und so wenig gelungene Behauptung der Krone des hl. Wenzel in Böhmen, was bekanntlich direkt den 30jährigen Krieg veranlaßte. Angesichts dieser deutschverderblichen Politik kann nun zwar auch Kuno Fischer nicht anders als gestehen: „Die Politik der Pfalz war in ihren Zielen wie in ihrer schon erreichten Höhe zu groß für die Macht und Größe des Landes, es war eine Ueberspannung, die zum Verderben ausschlagen mußte" (S. 63). Zu diesem Mangel der Macht gesellte sich aber auch noch die persönliche Untüchtigkeit der pfälzischen Kronprätendenten, die durchgängig nicht das Zeug besaßen, aus dem Königs- und Kaiserkronen gefertigt werden müssen. So saß z. B. gerade der Winterkönig Friedrich V., der die Hand nach der Wenzelkrone ausgestreckt hielt, während der entscheidenden Schlacht am weißen Berge bei einem Gelage in der Burg zu Prag, statt selbst mannhaft mit dem eigenen Schwerte und mit eigener Lebensgefahr seine Sache zu vertheidigen. Wenn Professor Kuno Fischer im Kapitel über Vergangenheit und Gegenwart den Böhmenkönig Wenzel „den Faulen" mit des Kaisers Wilhelm Kriegs- und Schlachtenrüstigkeit in Vergleich und Gegensatz bringt, so darf man, was er freilich unterlassen hat, auch diesen calvinistischen Böhmenkönig Friedrich V. in diesen Gegensatz hineinziehen.

Die Stelle des Ruhmes der persönlichen Thatkraft und der Waffen, welche man in Friedrichs V. Leben vergeblich sucht, füllt Kuno Fischer lieber aus mit Aufzählung der Verwandtschaft desselben zu andern leitenden Fürstenhäusern inner- und außerhalb des Reiches, und er erklärt zum Schluß: „Friedrich V. habe weit mehr gelitten als verschuldet.“ Freilich mußte der Universalerbe der verwerflichen Politik seiner nächsten calvinistischen Vorgänger, seines Vaters Friedrich IV., seines Großoheims Johann Kasimir und seines Urgroßvaters Friedrich III. auch die Universalfolgen mit in den Kauf nehmen, wie es auch anderen Charakteren der Weltgeschichte, z. B. Ludwig XVI. von Frankreich, widerfahren ist.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

LIX.

Die Subsidien des Papstes Innocenz XI. zur Führung des Krieges gegen die Türken.

(Schluß.)

Der Papst sorgte nicht bloß, die alten Verbündeten in alter bewährter Kraft vereinigt zu halten, sondern bemühte sich eifrig, ihre Macht durch neue Bundesgenossen zu vermehren. Er wandte sich deßhalb an den König von Spanien, an die Republik Venedig, an den Großherzog von Toscana und an den Ritterorden von Malta, daß sie unter seinem Protektorate dem Bunde des Kaisers und des Königs beitreten sollten. Man rechnete auch auf den Czaren von Moskau, auf die Fürsten von Siebenbürgen, der Moldau und Walachei. Auf die Republik der Niederlande hoffte man vergebens,

denn diese hielt es mit ihrem Christenthum vereinbar, den Türken die Stahlklingen zu liefern, mit denen sie die Christen bekämpften. Am 5. März 1684 wurde unter dem Protektorate des Papstes zwischen dem Kaiser, dem König von Polen und der Republik Venedig die heilige Liga geschlossen. Wieder ein großes Werk des Papstes Innocenz XI. zu Gunsten der christlichen Waffen in diesem Türkenkrieg. Um uns die Hülfeleistung des Papstes in Geld für den Kaiser im Jahre 1684 in ihrer richtigen Bedeutung zu vergegenwärtigen, müssen wir kurz wenigstens die bedrängte Lage des Kaisers betrachten, die Newald nach Mittheilung der betreffenden Beweise I. 257 richtig schildert: „Aus den vorstehenden Aktenstücken geht hervor, daß zum Feldzuge gegen die Türken in Ungarn im J. 1684, dessen vorzüglichste Aufgabe es war, Niederösterreich, namentlich aber die Stadt Wien gegen eine Wiederholung der furchtbaren Katastrophe zu schützen, wie sie im Vorjahre hereingebrochen war, die Stände von Niederösterreich und mit ihnen die Stadt Wien an Steuern nicht einen Kreuzer beigetragen hatten".

Papst Innocenz XI. gab Kaiser Leopold I. zur Weiterführung des Türkenkrieges im J. 1684 eine Million dreimalhunderttausend Gulden, wie uns das der venetianische Botschafter am Kaiserhofe, Domenico Contarini, in seinem Schlußbericht erzählt.[1]) Spanien schickte auf viele Aufforderungen des Papstes hin etwas, aber nur unbedeutende Summen, welche noch dazu mit Polen getheilt wurden. Der Papst sorgte mit seinem Gelde nicht bloß für die im Felde kämpfenden Soldaten, sondern auch für die Kranken und Verwundeten. Damals ward die Sorge für diesen Theil der Soldaten noch nicht von der Heeresleitung selbst besorgt, sondern war die Sache der Kirche. Wie Sobieski in einem

---

1) Fontes rerum Austriacarum. 2. Abtheil. 27. Band, die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Oesterreich im 17. Jahrhundert. 1867, S. 253.

seiner Briefe erwähnt, übergab der Nuntius Buonvisi nach dem Entsatze von Wien die Oberaufsicht über die dortigen Spitäler dem P. Hacko aus der Gesellschaft Jesu. Da trotz dieser Vorsorge es dennoch geschah, daß viele verwundete oder erkrankte Soldaten aus Mangel an den nothwendigen Heilmitteln zu Grunde gingen, eine solche Aussicht aber die Soldaten nicht ermuthigen konnte, sich einer großen Gefahr auszusetzen, so sann Innocenz XI. über die Mittel nach, in der Armee ein bewegliches Hospital mit besoldeten Chirurgen und Aerzten zu unterhalten, damit den kranken und verwundeten Soldaten sogleich schnelle Hülfe gebracht werden konnte, weil, wie der Papst richtig urtheilte, die Soldaten um so bereitwilliger in den Kampf gingen, wenn sie wüßten, daß im Falle eines Unglückes für sie Sorge getragen würde.

Papst Innocenz XI. wies die für die Spitäler in Ungarn nöthigen Geldsummen an und betraute den Wiener Handelsmann Bellini mit der Verwaltung derselben. Wegen der Oberleitung wendete man sich am 18. Juli 1684 an den Bischof Kollonitsch, der gerne bereit war, dieses Amt auf sich zu nehmen, weßhalb ihm am 14. August 1684 durch einen kaiserlichen Erlaß die Direktion der Feldspitäler übertragen wurde. Bellini aber ward beauftragt, Geldzahlungen nur über Auftrag der Hofkammer oder des Bischofs Kollonitsch zu leisten. Die Krankenpflege übernahmen die barmherzigen Brüder. Der Provincial derselben, Bernhard Hirschfeld, wurde am 21. August 1684 aufgefordert, den Pater Joseph a sancta cruce mit vier Brüdern in das Spital zu senden. Der General-Feld-Kriegs-Commissär Graf Max Ludwig Breuner sollte dem Spitale allen möglichen Vorschub leisten. Um außer den päpstlichen Geldern noch andere Beiträge für die kranken Soldaten zu erhalten, schickte der Nuntius Cardinal Buonvisi gedruckte Patente aus[1]), in welchen

---

1) „Franciscus sanctae Romanae ecclesiae presbyter cardinalis Buonvisius, sanctissimi domini nostri Innocentii divina pro-

er Nuntius zuerst die vielfachen Bemühungen des Papstes
ür den Türkenkrieg erwähnt, um dann die Absicht des Pap-
es, für die kranken und verwundeten Soldaten zu sorgen,

---

videntia papae XI. ac sanctae sedis apostolicae apud sacram caesaream majestatem Leopoldum in imperatorem electum nec non per Germaniam, Hungariam, Bohemiam, Austriam, Styriam, Carinthiam, Carnioliam, Croatiam, Goritiam, Tyrolim universumque Romani imperii districtum cum facultate legati de latere nuntius.

Universis et singulis praesentes litteras inspecturis lecturis seu legi audituris salutem in domino sempiternam. Afflictam solari christianitatem sine requie semper sollicitus sanctissimus dominus noster hoc maxime turbulento belli Turcici statu praeter preces ad Deum pro ulteriori assistentia caelestis auxilii; praeter incitationes ad populos pro poenitentia agenda, lucrandisque indulgentiis; praeter hortationes ad principes pro conjungendis viribus contra communem christianitatis hostem, veras felicitates dignasque glorias comparaturis; praeter pecuniarias largitates et ecclesiasticarum per Italiam decimarum impositiones ad suppetias pro Christo pugnantium exercituum, non omisit paternos oculos conjicere erga milites illos, qui sacro hoc bello vulneribus sauciati, seu variis morborum infirmitatibus laborantes haud absque singulari charitatis evangelicae compassione, ac reipublicae detrimento necessaria praesertim in campiductu medela destituti, vel illico moriuntur vel diuturno languore tabescunt. Idcirco cogitans Sanctitas sua ex propriis et aliorum piorum eleemosynis efficere ac cooperando piissimis intentionibus saepius a Majestate sua caesarea erga praefatos milites declaratis curare, ut hospitale erigeretur campestre, cujus ministri cum medicamentis exercitum caesareum in Hungaria sequi tantoque magis et diligentius infirmos curare studeant, pro necessariis eatenus expensis jam aliquas ad hunc specialem effectum submisit pecunias, jussitque Romae et alibi per concionatores et confessarios invitari quoque fidelium mentes et charitatem ad praedictis egenis subveniendum ac pro talibus eleemosynis recipiendis certas in ecclesiis arcas exponi publice demandavit, nobis praeterea committens, ut in sanctae hujus

Allen an das Herz zu legen. Alle Geistlichen und Laien, Kloster- und Weltgeistliche, Magnaten, Adelige, Diöcesen, Universitäten, Gemeinden, Bruderschaften, Mitbürger und

---

intentionis implementum fideliter collaborando Sanctitatis ejusdem nomine cuncta proficua tentaremus. Ipso autem tempore, quo haec Beatitudinis suae salubris cogitatio per nos erat manifestanda, ab augusta Majestate sua percepimus, quod innata sibi et habituali summa pietate ac praeconcepto clementi desiderio jam eundem in finem hospitale quoddam campestre pro praesentanea necessitate erigere manuque benefica stabilire clementissime resolvisset tot aliis non distracta solicitudinibus vel in continuis ad Deum exercituum precibus et votis pro debita praestitorum hucusque divinorum auxiliorum recognitione ac ulteriori caelestis adjutorii benignitate obtinenda; vel in inducendis christianis principibus ad veram pacem viriumque suarum conjunctionem contra communem christiani nominis hostem, vel in immensis sumptibus providendis ad hocce bellum et christianitatem defendendam necessariis. Eapropter in id incumbere satagentes, simulque confisi, quod unusquisque sponte sua sibi cordi sumet indignum et inhumanum esse per incuriam illos deferi, qui pro tuenda christianitate vitaque multorum praesenti mortis periculo semetipsos proni subjiciunt, aut aliquod denegari subsidium iis, qui proprii sanguinis contempta jactura ecclesias Dei cum cultu divino conservare simul et regiones istas diu noctuque non intermittunt, per praesentes omnes et singulos in regnis atque provinciis alte memoratae sacrae suae caesareae regiaeque Majestatis christifideles quacumque vel ecclesiastica vel saeculari dignitate fulgentes, regulares et non regulares, magnates, nobiles, dioeceses, universitates et alios cujusvis generis conditionis et status personas enixe hortamur et in domino requirimus, ut quilibet charitatem et solertiam suam afflictis hujusmodi militibus exhibens pro autoritate officio, munere, substantia, commoditate et possibilitate sua subsidium elargiatur et alios etiam ad idipsum inducat. Ne autem de praefatis eleemosynis vel malae administrationis ingeri quaedam valeat suspicio vel benefactorum magis generosorum celari possint merita illustrissimo et reveren-

dermann, weß Namens und Ranges er sei, sollte für die haltung der armen kranken Soldaten beisteuern, da diese für die Christenheit fortwährend den größten Gefahren sfetzten.

Der Feldzug des Jahres 1684 mußte sich naturgemäß Ungarn abspielen. Dort gab es viele Mißvergnügte und le offene Anhänger Tökölys. Damit nun diese dem Kaiser ht in seinem Kampfe gegen die Türken auch feindlich ent-entraten, erließ er ein Amnestiepatent, das auch für die Pro-anten die Zugestehung der freien Religionsübung enthielt. r Papst ließ dem Kaiser durch den Nuntius Buonvisi ndthun, daß er dieser Zulassung zustimme, damit die Pro-tanten, befriedigt in diesem Hauptpunkte ihrer Forderun-, auch thätigen Antheil nähmen am Kampfe wider die

---

dissimo domino Leopoldo comiti de Kollonitsch episcopo Neostadiensi inspectio, cura autem sauciorum et infirmorum potissima fratribus misericordiae ad hujusmodi opera institutis superinde fiducialiter commissa est et omnibus palam ac singulis ex publico et authentico depositarii infrascripti vel alterius pro tempore deputandi libro clare patescet quidquid ab unaquaque persona sine cujusvis nomine fuerit depositario numeratum et ab eodem juxta quietantias aut syngrafas eatenus recipiendas et asservandas erogatum. Quod depositarii officium ad pias has eleemosynas percipiendas et in usus destinatos vicissim fideliter expendendas pro nunc campsori primario Viennensi domino Marco Bellini concreditum est. Et nos expectantes impletum videre tam sanctum beatissimi Patris nostri et Augusti Caesaris desiderium exercitasque christianae charitatis in hoc institutum operas universis benefacientibus ab omnipotente Deo centupli retributionem et omnem gratitudinem auspicamur. Datum Lincii die . . . . . mensis . . . . . anno domini millesimo sexcentesimo octuagesimo quarto.“ (Archivio segreto Vaticano. Nunziatura di Germania, vol. 208. Lettere del signor cardinal Nunzio in Vienna.) Vorstehenden Brief verdankt der Verfasser dieses der Güte des Herrn Augustin Sauer früher Caplan am deutschen Campo sancto in Rom.

Türken; denn er wisse gar wohl, daß sich die Gewissen nicht zwingen lassen.

Die Hauptunternehmung des Jahres 1684 sollte die Eroberung Ofens seyn. Der Commandant der Belagerten in Wien, Graf Ernst Rüdiger von Stahremberg, sollte der Befehlshaber der Belagerer von Ofen seyn. An demselben Tage, am 14. Juli, an dem Wien ein Jahr früher war eingeschlossen worden, wurde auch Ofen umzingelt. Allein trotzdem die Stadt mit einem Heere von 57,000 Mann durch 109 Tage belagert wurde, fiel sie doch nicht in die Hände der Christen. Dieser Mißerfolg ergriff den Papst ungemein schmerzlich. Der Kapuziner Marco d'Aviano schrieb darüber an den Kaiser: „Die Christenheit ist darüber tiefbetrübt, insbesondere der Papst, der ganz melancholisch ist." Die Trauer des Papstes ist um so begreiflicher, als er auch aus Polen wenig Erfreuliches hörte. Die polnischen Waffen waren in Podolien unglücklich gewesen. Da Sobieski sich wieder von Ludwig XIV. umgarnen ließ, so war auch ferner nicht viel auf ihn zu rechnen. Da hatten sich die Kosaken und Walachen, für deren Ausrüstung der Papst 60,000 fl. hergegeben, unter der Führung Kuninski's wackerer gehalten, indem sie noch am Schlusse des Jahres 1683 (am 7. Dezember) bei Budziaky in der Ukraine die Türken besiegten. Auf diese Nachricht hin ersuchte der Nuntius Buonvisi den Kaiser für diesen neuen Sieg das Te Deum singen zu lassen, den Polen zu Liebe, um die Theilnahme an diesem Siege zu zeigen. Der Nuntius meinte zwar, er habe Anfangs Bedenken getragen diese Bitte zu stellen, weil die Kosaken Schismatiker seien. Er glaube aber, den Türken gegenüber müssen alle Christen gemeinsam handeln, übrigens seien auch die Kosaken durch das Geld des Papstes ins Feld gestellt worden.[1])

Ueber die Wirksamkeit des auf päpstliche Kosten ausge-

---

1) Onno Klopp, l. c. SS. 361, 392, 393.

rüsteten Feldspitales sandte dessen Leiter folgenden Bericht „an die hochlöbliche Kays. Hoffcamer“:

„Demüthige Relation mein P. Josephi a S. Cruce ord. B. Jois. Dei über des fertigen Jahres mir gnädigst anvertraute Veld-Hospital. Gnädige und hochgebietende Herren ꝛc. Eur Exc. und gnaden ist vorhin gnädig wissend, wassmassen noch im April jüngstverwichenen 1684sten Jahres ein kays. Veld-Hospital für krankhe und blessirte Soldaten in Ungarn auffzurichten aufgetragen worden, deme dann meiner geistlichen Vocation nach ghsten. Vollzug geleistet: auch alle nothwendige praeparatoria hiezu gemacht, folgends den 1. Septembris verloschenen Jahres mich mit meinen zugegebenen auf das Wasser gesetzt und der kays. Armee zugezogen, bey nächtlicher Weil aber nit ohne wenig Gefahr an Vestung Ofen und Pest vorbey gefahren und eine Viertelstunde unterhalb angeländet, allwo sich ein solches Ungewitter erhoben, daß es die Schefftücher weggerissen und die Wellen die Schiff an dem Ufer gesenkhet auch alle unsere Sachen also eingenezt, daß uns der Zucker und andere Sachen aus den Wässern herausgerunnen. Den andern Tag seindt wir zu Pest in eine Moschea eingezogen, alle unsere Sachen hineinführen lassen und haben hernach Unserer Hospitalität einen Anfang gemacht; allwo wir 1500 Krankhe gefunden, welche sich täglich und nach und nach bis in 5 oder 6000 vermehret, welche ich zwar anfangs obiter in ein buech verzeichnen lassen, hiemit aber wegen ville der Krankhen und geschäften nit continuiren können. Ich ließe täglich zwey Ochsen schlagen und so viell reiß hergeben und seint innerhalb sechs Wochen 36 Ochsen 1358 ℔ Reiß verkocht worden. Die Speisen haben täglich die Krankhenwartter abholen müssen. Unterdessen visitirte ich bald dieß bald jenes regiment, theilete ihnen hemeter und Kleider aus wie auch medicamenta, die ich zu Comorra gekauft, unter die Veldscherern, dan ich in der Kays. Veldapotheke nit einen pfenning werth erhalten khunnte, bis daß mir endlich der Commendant zu Pest jedoch gegen andere victualien weniges Steinsalz überlassen. Ich habe allen möglichsten Fleiß angewendet denen patienten zu helffen, aber ich fande kein rechtes mittl und vor geldt ware nichts zu bekhomen, und wenn ich schon etliche 1000 florenos mehr hette anwenden wollen, so hette es doch mit Frucht der

patienten nit wohl könen applicirt werden. Ich bin auch verharret bis auf die letzte stundt, da Alles davongeloffen und mich in stich gelassen, habe endlich ein zerbrochenes Brucken-Schiff ertapt, alle meine sachen mit nit Hinterlassung eines pfennings werths in das Schiff geworfen, auch so vill Krankhe als ich führen können aufgeladen, daran meine zwey Reithpferdt angespannt und also in Gottes nahmben ohne Schiffmann hinaufwerts Pest und Ofen vorbeigefahren, daß sogar von unser dazumal gesprengten minen mir die stein und trimmer in das Schiff gesprungen, welches bis auf vicegrad gewehret hat, allwo mein altes Schiff schier gar zerbrochen und ich dahero alle meine sachen in ein proviant-Schiff habe überladen müssen. Und dieweilen alle unsere Sachen zum andertenmal durchaus naß worden wie auch wegen üblen wetters nit weiter khumen khunnten, so bin ich genöttet worden Alles zu Raab bey denen PP. Jesuitis zu eröffnen und zu thruknen, allwo ich auch wieder den Krankhen gutes zu thun angefangen hette, wann ich von dem Commendanten zu Raab einen orth hette haben können. Wir haben jedoch bei denen PP. Jesuitis die alte Schuel eingenohmben und etliche arme Leuth, so bey nächtlicher Weill wegen großer Kelt auf denen Gassen erbarmlich waineten und sonsten verderben muessen, hineingelegt, wo welche Ihro Bischoffl. Gnaden zu Neustatt wie auch eine Veldtapotheke zu füllen über 700 fl. ex proprio hergegeben. Es kamen auch dazumahlen viell Soldatten von Waitzen, welche zu ihren Regimentern wollten, diesen bin ich auch mit Kleydern und Geldt beygesprungen; damit aber ins khünfftig mit mehrerer Vorsichtig- und Beständigkeit operirt werden khönne, so habe ich die armbe zu Raab P. Rectori befohlen, meine Brüder in ihre Klöster geliefert und mich anhero begeben Ew. Exc. und Gnaden, was vorübergegangen, schrifftlich und mündlich zu referiren, benebens, was denenselben khünfftig mir ferner auffzutragen gnädigst gefallen möchte, demüthigist zu erwartten. Im übrigen thue ich mich dero hohen gnaden demüthig empfehlen. Ew. Excell. und Gnaden demüthig gehorsamster Fr. Joseph a S. Cruce." [1])

---

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Hoffinanz, 1685, Fasc. Jänner.

Bischof Kollonitsch sandte diesen Bericht am 29. Januar 1685 an die kaiserliche Hofkammer mit dem Beifügen, daß er vom Feldsuperior und Beichtvater des Herzogs Karl von Lothringen, P. Braun S. J., gehört, wie eifrig die barmherzigen Brüder die Krankenpflege ausgeübt, und daß trotzdem die Auslagen sich nur auf 3000 Gulden beliefen, weßhalb noch 7000 Gulden von den päpstlichen Geldern bei Bellini vorräthig seien. Er erwähnt, daß in der Garnison zu Gran viele arme kranke Leute seien, die aber weder Doktor noch Barbier hätten, weßhalb sie verderben müßten. Da aber an dieser Garnison viel gelegen sei, so wolle er, Kollonitsch, daß Barbiere und Apotheker mit Arzneien nach Gran geschickt werden, um diesen armen kranken Leuten zu helfen. Da Kollonitsch um das Feldspital sich so angenommen, so wurde ihm auch von der Hofkammer ihre Anerkennung ausgesprochen: „derentwegen dann auch um die dißfahls gethane guette disposition und erzeigte Eyffer ein wohlverdientes lob und gebührender Dankh erstattet wirdt."

Das Erforderniß für die kaiserliche Armee war in Linz am 29. Januar 1684 zusammengestellt worden. Für die Ausrüstung waren 1,200,000 Gulden nothwendig und eine ebenso große Summe für Erhaltung des Heeres. Durch Aufnahme von Kapitalien, durch Gaben und Sammlungen sollten die Summen aufgebracht werden.[1]) Daß die Landstände von Niederösterreich jeden Beitrag für den Feldzug verweigerten, was die der anderen Erblande bewog, möglichst wenig zu leisten, konnte nur schlimme Folgen bei den Truppen in Ungarn haben, die denn auch oft am Allernöthigsten Mangel litten. So meldete Graf Ernst Rüdiger von Stahremberg seinem Vetter Gundacker, daß sein armes Regiment nichteinmal mehr ausrücken könne, „die Leute ziehen auf in lauter Lampelfell, so sie aus Noth haben müssen umnehmen, gehen

1) Pester Universitätsbibliothek, Manuscripte des P. Gabriel Hevenesi S. J., H. XLI, S. 201—205.

barfuß, ohne Schuhe und so das ganze Merci'sche Corps, von welchem die bevorstehende Campagnia wenig wird zu brauchen seyn." Am 12. Juni 1684 schreibt Stahremberg aus dem Lager bei Gran: „Die Croy'schen sind zu Wien 300 ausmarschirt und 100 hieher kommen. Aus diesem können Euer Liebden urtheilen, wie es mit denen neuen Regimentern hergehet und ob ich diesen Winter unrecht prophezeiet habe." Um 17. Januar 1685 schreibt er über noch traurigere Vorfälle: „In Ungarn gehet es schlecht, hier ist wohl wahr, wie Euer Liebden schreiben, daß an etlichen Orten in denen Bergstädten unsere armen Soldaten Menschen gefressen haben." [1])

Nach dem Beginne des Feldzuges von 1684 wurden nicht wenige Geldmittel verwendet, um Anhänger Tököly's diesem abwendig zu machen und unter die kaiserlichen Fahnen zu bringen. Auch diese Mittel bestritt der Papst. Denn am 31. Mai 1684 wurde der Hofkriegsrath verständigt, daß der päpstliche Nuntius „zu dem bewußten Vorhaben, von dem Tököly seinem Anhang, und sonderlich die Gränizer und andere gutte Soldaten von Hussarn und Haydukhen oder Tolpatschen abzuziehen, Gelder erhalten." Der kaiserliche General-Adjutant und Oberstlieutenant v. Hoffmann erhielt alsbald 5000 Dukaten zu diesem Zwecke. Da die Leute ungarische Dukaten lieber annahmen, so wurden die 5000 Dukaten in Kremnitz umgeprägt. Ein Abgang an Metall sollte durch Schemnitzer Gold ersetzt werden, wie das dem Kammergrafen in den Bergstädten und auch dem Feldkriegs-Commissär Johann Friedrich Huppel aufgetragen wurde. Die 5000 neuen Dukaten erhielten die beiden Obersten Barkoczy und Gombos. Emerich Gombos und dreißig seiner Leute waren die einzigen Ungarn, die beim Entsatz von Wien mit den Waffen thätig gewesen. Er erhielt dafür Rebellengüter im Werthe von 12,000 fl. Im Ganzen ließ der Nuntius Buonvisi zum Zwecke der Ge-

1) Newald, l. c. S. 6—7. B. v. Renner, l. c. S. 94.

winnung der Ungarn durch die zwei Wiener Wechsler Bartolotti und Bellini 49,088 fl. 57 kr. auszahlen.[1])

Für die Aufgaben des Jahres 1685 sandte P. Marco d'Aviano dem Kaiser seine Vorschläge ein. Er verlangte Ersparungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, Schonung des Blutes der Armen, unnachsichtliche Schärfe gegen jegliche Uebertretung, Verringerung der Gehalte für Minister und Hofbeamte, die das hinwegnehmen, was den Soldaten gebührt. Während diese mit ihrem Blute und ihrem Leben ihre Fürsten stützen, mangelt ihnen oft das nöthige Brod, sich von einem Tage zum andern zu erhalten. Die staatliche Verwaltung sollte geregelt werden, kirchliche Pfründen sollten nur Würdige erhalten. Auf die Seelsorge beim Militär sei ein Hauptgewicht zu legen; exemplarische Priester seien hiefür nöthig, die das Recht haben sollten, frei und ungescheut die Wahrheit zu reden und gegen jede Unordnung und Ungerechtigkeit aufzutreten. Mit dem Ausrücken ins Feld sollte man den Türken zuvorkommen. Im Jahre 1685 sollte Novigrad, dann Neuhäusel, Stuhlweißburg und endlich Ofen belagert werden. Wurden auch nicht alle diese Festungen in diesem Jahre eingenommen, so war es doch glücklicher als das Kriegsjahr 1684. Auf die Bitten des Kaisers hin sandte der Papst auch, wie 1684, den Pater Marco d'Aviano zum Heere nach Ungarn, dem der einfache Kapuziner Begeisterung einflößte, und in dem er gar oft die gestörte Eintracht unter den Führern wieder herstellte. Innocenz XI. bewog auch den Kaiser, damit dieser nach Osten hin freie Hand hatte, in einen Stillstand mit Ludwig XIV. zu willigen, demgemäß dieser die Reunionen auf zwanzig Jahre behalten durfte. Gewiß ein großes Opfer, ohne dem Principe, daß der Stillstand Alle umfassen sollte, etwas zu vergeben, denn auch der König von Spanien trat ihm bei. Dadurch war es auch den deutschen Reichsfürsten nunmehr möglich, den Kaiser mit Streitkräften zu unterstützen.

1) K. k. Hofkammer-Archiv, Hoffinanz, Fasc. 14,635.

Mit baarem Gelde konnte der Papst den Kaiser nicht mehr so sehr wie in den zwei vorhergehenden Jahren unterstützen.[1]) Auch hatte er wieder die Erlaubniß gegeben, von der Geistlichkeit Contributionen für den Krieg zu verlangen. Die Vertheilung derselben und auch die Einzahlung erforderte viele Zeit, so daß dieses Geld für den Feldzug von 1685 zu spät kam. Aber Christoph Graf Abele hatte am 25. August 1685 den apostolischen Commissären für die Einbringung der geistlichen Tertia 200,000 Gulden zu 6 Percent geliehen, um der Armee helfen zu können. Er sollte zuerst von den einlaufenden geistlichen Geldern bezahlt werden. Sollte nicht soviel einlaufen, so sollte er aus anderen Mitteln befriedigt werden.[2]) Es lief aber mehr ein. Durch das Breve des Papstes ermächtigt, schrieb Kaiser Leopold die geistliche Tertia, aber vermöge der Schuld der verwickelten langsamen Regierungsmaschine, etwas spät aus. Speciell delegirte apostolische Commissäre für Einhebung dieser Kirchensteuer waren der Nuntius Buonvisi und Bischof Kollonitsch, die am 1. August 1685 dem Einnehmer dieser Gelder, Michael von Wuschleticz eine eigene Instruktion und einen zu leistenden Eid vorschrieben. Wuschleticz sollte nur direkt von den apostolischen Commissären abhängig seyn. Die Register hatte er genau nach den einzelnen Provinzen zu führen. Eigenmächtige Auslagen durfte er nicht machen. Quittungen und dergleichen mußten von den apostolischen Commissären gefertigt werden. Er mußte schnell expediren und durfte kein Geld lange behalten. Nur gute Münzen durfte er annehmen. Und endlich hatte er ein gutes übersichtliches Verzeichniß über die eingelaufenen Gelder abzufassen. Das Erträgniß der Steuer war ein größeres, als man gehofft hatte, es ging weder die Befürchtung Abele's in Erfüllung, noch hatte Contarini Recht, daß der Kaiser davon keinen Nutzen haben werde. Im Monat November

1) Fontes rerum Austriacarum, l. c. S. 253.

2) Pester Universitäts-Bibliothek, l. c. H. XLI. SS. 209—210.

liefen die ersten Beiträge ein[1]). Sie betrugen gleich für diesen Monat 241,469 Gulden 47 Kreuzer, für den Dezember wurden 233,514 Gulden 40 Kreuzer gezahlt.[2]) Buonvisi und Kollonitsch waren eben energische Männer. Die Steuer lief auch in den folgenden Jahren weiter.

Der Papst hatte durch seinen ausgeführten Plan, Feldspitäler zu errichten, viel dazu beigetragen, das Vertrauen und den Eifer der Soldaten zu heben, da sie doch wußten, daß für sie auch gesorgt wurde für den Fall der Erkrankung oder Verwundung. Der Papst gab das Geld hiezu theils aus Eigenem, theils ließ er es durch das schon angeführte Schreiben durch freiwillige Gaben aufbringen. In Komorn wurde ein Spital errichtet, in welchem mehr als tausend kranke Soldaten verpflegt wurden.[3]) Aber dieses Spital reichte für die vielen Kranken nicht hin. Es wurde auch in Raab ein solches errichtet, in welchem sich gewöhnlich sechshundert Kranke befanden. Auch in Preßburg wurde ein Soldatenspital im sogenannten Wesselenyschen Garten eingerichtet zumeist mit päpstlichen Geldern, in welchem im Jahre 1685 bei 4000 kranke Soldaten verpflegt wurden. Die Leitung dieser Spitäler übergaben Kollonitsch und Buonvisi den Jesuiten. Später wurde noch ein Spital in Gran von Kollonitsch errichtet, zu dem der Primas Georg Szechenyi 180,000 fl. hergab. Ebenso in Ofen. Ein österreichischer Patriot hatte den Herzog Karl von Lothringen zum Erben

1) Der Bericht des venetianischen Botschafters Domenico Contarini ist datirt vom 29. November 1685. (Fontes rerum Austriacarum, l. c. S. 239).

2) Zur Summe des Monats November hatten beigesteuert: die Jesuiten 50,000 fl., St. Pölten 13,359 fl., Altenburg 12,506 fl., Melk 16,044 fl., Klosterneuburg 23,000 fl., Kremsmünster 16,000 fl., Admont 20,000 fl., Goës 15,000 fl., Schlierbach 46,000 fl., Schlögl 15,600 fl. u. s w. Das vollständige ausführliche Verzeichnis findet sich in den Manuscripten P. G. Hevenesi's, S. J., Pester Universitäts-Bibliothek, H. XLI. SS. 179—194.

3) Onno Klopp, l. c. SS. 398—399.

seines ganzen Vermögens eingesetzt. Der Herzog übergab dasselbe den Spitälern. Alle Unterthanen sollten zur Unterhaltung der so nothwendigen Lazarethe beitragen; deßhalb wurden sie nach dem Willen des Kaisers in der Fastenzeit in allen Kirchen ermahnt, zur Linderung der Leiden der armen Soldaten, die ihr Blut und Leben einsetzen für die Erhaltung der Religion und des Vaterlandes, etwas beizutragen. Diese freiwilligen Gaben flossen nach dem Finalbericht des venetianischen Botschafters Federigo Corner so reichlich, daß für die Spitäler vollständig gesorgt war. Medikamente, Strohsäcke und alles übrige Nothwendige war dadurch vorhanden. Kollonitsch wurde vom Botschafter gelobt, daß er für die Besorgung der Spitäler die besten Leute ausgewählt, und dadurch die eingelaufenen Almosen nützlich und verdienstlich angewendet habe.[1])

Im Jahre 1685 liefen für die Spitäler ein: durch Georg Bellini 15,800 fl., vom Bischofe von Olmütz 4300 fl., vom Bischof von Passau 1092 fl. 16 kr., was die Summe von 21,192 fl. 16 kr. ausmacht.

Im Jahre 1686 betrugen die Einnahmen:

	fl	kr
Vom Bisthum Passau	800	–
Bei Bellini	5844	52
Durch Buonvisi bei Bellini	6000	–
Durch Buonvisi von den Bischöfen in Belgien . .	1934	37½
Vom Hofkammerrath Belhaimb	2975	–
Legate durch den Herzog von Lothringen . . .	3000	–
Vom Propste von Boleslau	300	–
Vom Capitel von Breslau	3574	35
Von Johann von Nimes	300	–
Von Graf Johann Paul Joanelli	150	–
Almosen	97	–
Almosen in Wien	1857	–
Von der geistlichen Tertia	9400	–
Vom Hofkanzler	1000	–
Von Baron Fünfkirchen (Strafe)	2000	–
Die Hospitaliter mit dem rothen Sterne . . .	2000	–
	41,233	4½

1) Fontes rerum Austriacarum, l. c. S. 285.

Ausgegeben wurden im Jahre 1686 in Gran 5738 fl. 13 kr., in Komorn 10,198 fl. 38 kr., in Preßburg 6824 fl. 3 kr., in Ofen 3951 fl. 32 kr., für Kleider u. s. w. 28,999 fl., für Viktualien in Ofen 519 fl. 42 kr.[1])

Papst Innocenz XI. hatte 1686 bereits ein Alter von 76 Jahren erreicht und fühlte sich krank, weßhalb er traurig wurde, sich einschloß und nur wenige Personen vorließ. Dabei seufzte er und klagte er, daß er die Befreiung des Königreiches Ungarn aus der Hand der Türken nicht mehr erleben sollte. Diese Befürchtung ging nicht in Erfüllung. Damit der König von Polen wieder etwas Ernstliches wider die Türken unternähme, sandte ihm der Papst eine bedeutende Summe. Auch für die kaiserliche Armee sorgte Innocenz wieder. Auf seine Veranlassung sammelten die Cardinäle unter sich für diesen Zweck 100,000 Thaler, ebensoviel die römischen Damen und doppelt so viel gab der Papst.[2]) Die beiden apostolischen Commissäre Buonvisi und Kollonitsch, der 1685 Cardinal und Bischof von Raab geworden, setzten ihr Amt, die geistliche Tertia in den Landen des Kaisers einzuheben, auch im Jahre 1686 fort und stellten dadurch dem Kaiser eine bedeutende Summe zur Kriegsführung zur Verfügung. Es liefen ein:

	fl.	kr.
Im Jänner .	338,208	—
Im Februar .	232,874	43
Im März .	109,290	37
Im April .	113,300	—
Im Mai . .	41,049	—
Im Juni . .	34,069	—
Im Juli . .	31,920	—
Im August .	10,844	52
Im September .	24,048	45
Im Oktober .	5,906	—
Im November .	6,700	—
Im Dezember .	17,171	15
	965,382	12 [3])

1) Pester Universitäts-Bibliothek, l. c. H. XLI. S. 112—113.

2) Onno Klopp, l. c., S. 399.

3) Pester Universitäts-Bibliothek, l. c. H. S. 179—194.

Der Erfolg des Feldzuges von 1686 war ein glänzender und allseitig befriedigender. 60,000 Mann zählte die Belagerungsarmee, die Besatzung von Ofen beiläufig 10,000 Mann. Der Kampf dauerte vom 21. Juni 1686 bis 2. September. Unter den Belagerern befanden sich sogar zwei schwedische Regimenter, die erst im Juli ankamen. Der preußische Graf Dohna schrieb: „Ihr Marsch wurde aufgehalten, weil ein glänzendes Metall einer gewissen europäischen Macht ihnen im Wege lag." Da ein am 13. Juli versuchter Sturm abgeschlagen ward, wurden die Belagerer etwas entmuthigt, als der türkische Entsatz nahte. Marco d'Aviano schrieb: „Wenn Gott nicht ein Wunder für uns thut, so werden wir Buda nicht nehmen. Natürlich könnte ich Ew. K. Majestät Vieles sagen; aber ich wage nicht es dem Papiere anzuvertrauen. Ich schreibe mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheit und würde gern mein Blut und Leben hingeben, wenn ich dadurch abhelfen könnte." Trotz einiger mißlungener Versuche stürmte das kaiserliche Heer in Anwesenheit des türkischen Entsatzheeres am 2. September 1686 wieder und dießmal mit Erfolg. Ofen war erobert.

Europa nahm die Nachricht von diesem Erfolge mit einer ähnlichen Erregung und Begeisterung auf, wie drei Jahre früher die Kunde von der Befreiung Wiens, besonders da man erwartet hatte, das türkische Entsatzheer würde die Kaiserlichen nöthigen, die Belagerung Ofens aufzugeben. Auf diese traurige Botschaft war auch der König von England, Jakob II., eher gefaßt, als auf eine Siegesnachricht, weßhalb er über die unerwartete Siegeskunde umsomehr erfreut war. Als der päpstliche Gesandte Adda damals bei ihm eintrat, sagte der König: „Es ist der heilige Vater, der, wie er Wien entsetzt hat, nun auch Buda erstürmt hat. Seit Jahrhunderten hat ein solcher Papst nicht auf dem Stuhle Petri gesessen." [1])

---

1) Onno Klopp, l. c. S. 403—406.

Die Eroberung Ofens war auch von großer Tragweite. Erfolg drängte nun den Erfolg, deren größter wieder der Sieg von Mohacs am 29. August 1687 war, der die Erklärung des Reichstages desselben Jahres zur Folge hatte, daß Ungarn ein Erbkönigreich sei, und daß Leopolds erstgeborner Sohn Joseph am 9. Dezember 1687 zu Preßburg zum König von Ungarn gekrönt wurde. Es war das auch ein Wunsch des Papstes Innocenz XI. Der fast neunzigjährige Primas von Ungarn, Georg Szechenyi, setzte dem neunjährigen Könige die Krone auf das Haupt.[1])

Durch die Feldspitäler wurden im Jahre 1686 nach den Berichten eines Zeitgenossen, des Propstes Zenarolla, mehr als 6000 Soldaten gerettet, die sonst hätten verderben müssen.[2]) Um diese Spitäler zu erhalten, hatten Kollonitsch, Graf Scharffenberg, Graf Geyersperg, der Propst von St. Stephan, Johann Baptist Mayer, und Baron Egg an der Kirchenthüre der Jesuitenkirche in Wien, am Hof, nach der Fastenpredigt gesammelt. Sie brachten 600 fl. zusammen. In den folgenden Wochen der Fastenzeit wurde von denselben Männern an den anderen Kirchen gesammelt. Die drei weltlichen waren Kämmerer der Kaiserin-Wittwe Eleonora. Auch Damen, wie die Fürstin Dietrichstein, und andere Adelige sammelten für die kranken und verwundeten Soldaten, eine derselben brachte allein 120,000 fl. zusammen.[3])

---

1) Bei Onno Klopp, l. c. S. 413 heißt es irrig, Primas Georg Szeleptseny habe das gethan, der aber starb schon am 14. Jänner 1685 in Lettowitz in Mähren, wo er sich seit 1683 befand. Cfr. P. Martin Szentivany, S. J., Dissertatio paralipomenonica, Tyrnau, 1699, S. 66.

2) „Con assicurargli, che in tutta la campagna non solo si è salvata la vita a più di 6/m soldati ma amo molti siano venuti a salvazione dell' anima.“ (Foglietto straordinario. Archiv des Grafen Franz Lamberg auf Schloß Ottenstein. Abschrift im k. k. Kriegs-Archive.)

3) Litterae annuae S. J. Manuscript der Wiener Hofbibliothek, Nr. 12227, Jahr 1687, SS. 56—57. Dort wird auch erzählt,

Auch im Jahre 1688 wurde ein neues Feldspital errichtet. Die beiden Cardinäle Buonvisi und Kollonitsch unterhandelten deßwegen mit dem General Caraffa. Buonvisi gab 18,000 Gulden, Kollonitsch aber die Betten, Hemden und Medikamente. Die Universität wurde um einen „Medicus" angegangen.[1])

P. Marco d'Aviano war in seinen Plänen, die den Türkenkrieg betrafen, ganz eins mit dem Kaiser, ja er ermuthigte denselben, sein Ziel recht hoch zu stecken. Seine Worte fanden beim Kaiser um so eher Gehör, da der Pater bei der Mittheilung dieser Pläne auch auf den Wunsch des Papstes sich berufen konnte. So schrieb er dem Kaiser im Dezember 1687, daß Belgrad im Jahre 1688 eingenommen werden sollte, dann stünde dem Kaiser nichts mehr im Wege auf seinem Marsche nach Constantinopel. Seine Hinweisung auf Belgrad bekräftigte P. Marco d'Aviano durch die Autorität des Papstes. „Ich weiß Ew. K. Majestät zu sagen, daß der Papst den Wunsch hegt, Ew. K. Majestät möchten im nächsten Feldzuge den Angriff auf Belgrad versuchen. Mit der Hülfe Gottes, Marias und des Erzengels Gabriels wird dieß hoffentlich gelingen und dann werden die kaiserlichen Waffen vordringen auf Constantinopel." [2])

Am 6. September 1688 war der sehnliche Wunsch des Papstes Innocenz XI., Belgrad wieder in den Händen der Christen zu sehen, erfüllt, denn an diesem Tage wurde es von den Kaiserlichen erstürmt.

---

wie Kollonitsch 400 arme verlassene Kinder, die er sammeln ließ, versorgte. Er ließ diese „kostbare Waare" durch einen Prediger der Jesuiten den Zuhörern ankündigen und anempfehlen. Am nächsten Tage stellte sie der Cardinal in schöner Ordnung vor der Kirchenthüre auf. In einer Stunde waren alle wohl versorgt. Vor Wien, 1683, hatte Kollonitsch 500 Kinder gesammelt.

1) Registratur-Protokoll des Hofkriegsrathes, 1688, fol. 323.

2) Onno Klopp, l. c. S. 416.

Dem Siegeslauf der kaiserlichen Waffen wurde aber ein Ziel gesetzt, als Ludwig XIV. 1688 über den Rhein in das deutsche Reich einbrach.

Das Glück des Kaisers in den Türkenkriegen zu schauen, war Innocenz XI. gegönnt, aber es war ihm auch vergönnt, dessen Mißerfolge nicht mehr schauen zu müssen. Er hätte diese umsomehr empfunden, da dadurch nicht bloß die mit großer Anstrengung durch viele Jahre hindurch errungenen Vortheile, besonders die Befreiung Ungarns aus der Hand der Türken, verloren gingen, sondern auch seine reichlich aufgewendeten Subsidien zum Theil wenigstens vergeblich gewesen.

Es ist zu glauben, wenn wir lesen, daß Innocenz XI. nach dem Zeugnisse des Cardinals Kollonitsch fünf Millionen zur Führung des Türkenkrieges beigesteuert habe.[1]) Newald gibt in seinem citirten Werke der Wahrheit Zeugniß, wenn er über die Bedeutung und den Werth der päpstlichen Subsidien schreibt: „Aus der äußersten Noth retteten den Kaiser lediglich die Subsidien, welche Papst Innocenz XI. in reichem Maße gewährte. Diese Geldhülfe ermöglichte die rechtzeitige Bezahlung der an den König von Polen laut Vertrag vom 31. März 1683 zugesicherten Rüstungskosten im Betrage von 200,000 Reichsthalern, sowie damit auch die allerdringendsten Auslagen bestritten werden konnten. Graf Johann Quintin Jörger stellte in seinem Gutachten vom 11. März 1683 die Rettung von Wien in den Vordergrund, ‚denn Wien verloren, ist Alles verloren‘. Die päpstlichen Subsidien ließen Wien vom Untergange retten, sie retteten daher auch die habsburgische Monarchie.“[2])

---

1) „Sendbote“ in Innsbruck 1885, S. 58. Dort lesen wir auch S. 56, daß Innocenz XI. schon als Cardinal Benedikt Odescalchi dem Kaiser Leopold I. eine Summe von 90,000 Scudi aus seinem Privatvermögen zur Unterstützung des christlichen Heeres gegen die Türken gesendet. Dem Ueberbringer hatte er aber verboten zu sagen, wer der Spender dieser Summe wäre.

2) Newald, l. c. I. S. 83. 235. cfr. II S. 4, 118.

„Wie eine Posaune erheben wir unsere Stimme,“ schrieb Innocenz XI. am Beginne des Jahres 1683. Und dieser Posaunenton wurde in der ganzen christlichen Welt gehört und auch befolgt. Selbst ein Ludwig XIV. wurde durch diesen majestätischen Schall in seinem trüben Treiben aufgehalten. Daß der Papst seine Autorität für den Kaiser in der Christenheit geltend machte, das hat dem Kaiser vielleicht soviel als das Geld des Papstes geholfen.

Jos. Maurer.

LX.

Zeitläufe.

„Es gibt kein Europa mehr“; — die tonangebende Czaren-Politik.

Den 12. November 1886.

Der Vater des obigen Diktums ist jüngst gestorben. Er hat selbst bei den ersten Spatenstichen zu der Grube mitgeholfen, in der das alte Europa versunken ist. Jene Kleinkrämer der deutschen Triaspolitik: sie haben, in ihrem feigen Uebermuth mit Blindheit geschlagen, wider Willen die Umgestaltung des alten deutschen Bundes herbeigeführt, deren unerläßliche Voraussetzung die klug berechnete Nachsicht und Rückendeckung von Seite Rußlands, und deren unausbleibliche Folge der Ruin Oesterreichs in seiner Großmachtstellung war.

Das Resultat liegt jetzt vor Augen: Rußland gebietet im Orient, und deßhalb gebietet der Czar über Europa;

denn die Zeit der Erfüllung steht an der Schwelle, und ganz Europa dreht sich um den Orient. Nachdem die napoleonische Suprematie Frankreichs an der preußischen Heeresmacht zerschellt war, hat Rußland an der unauslöschlichen Rachegier der Franzosen einen Bundesgenossen zur Verfügung, der ihm von Anbeginn auf den Wink gewärtig war. Aber der willige Knecht im Westen mußte sich erst erholen von den furchtbaren Schlägen, die ihn durch die deutschen Waffen getroffen hatten. Er hatte sich noch nicht „gesammelt", als der europäische Areopag im Juli 1878 zu Berlin über die russischen Absichten in der Türkei zu Gericht saß. Rußland mußte sich beugen, aber verziehen und vergessen war es Dem nicht, dem damals der Name des leitenden europäischen Staatsmannes zugestanden war. Jetzt ist Frankreich militärisch erstarkt; der Knecht ist in brauchbarem Zustande; es bedarf nur des russischen Winkes, so stellt er sich zur Verfügung.

Von Berlin aus ist geschrieben worden: man habe dort „zwei Eisen im Feuer". In Wahrheit hat Rußland die zwei Eisen in der Hand. Oder was sonst besagt die Erklärung selber, welche gleich im Beginn der bulgarischen Verwicklung von Reichswegen halbamtlich erflossen ist: wenn man in dieser Sache gegen Rußland Partei nehmen wollte, so wäre die russisch-französische Allianz die unmittelbare Folge und würden die französischen Chassepots von selbst losgehen? Darum muß man von der russischen Politik jede Verruchtheit hinnehmen; darum muß Oesterreich, der geschworne Bundesgenosse, in dieser seiner Lebensfrage im Stiche gelassen und mit gebundenen Händen der russischen Willkür preisgegeben seyn; darum muß die einzige Macht, die im Jahre 1878 sich der russischen Gewaltthat in der Türkei drohend entgegengeworfen hat, jetzt sich zurückziehen, weil sie nichteinmal der moralischen Unterstützung continentaler Mächte sicher ist, geschweige denn einer entscheidenden That. Die Schuld an Allem: es ist der drohende Bund der Republik mit den Kosaken!

Wenn aber die Spannung zwischen allen Mächten bis zu dem Grade gestiegen ist, den sie jetzt thatsächlich erreicht hat, dann ist die Folge, daß alle Bemühungen, den faulen Frieden auf die Dauer zu erhalten, vergeblich seyn müssen. Sogar die österreichisch-ungarischen Delegationen widerhallten bereits vom Säbelgerassel, und Kaiser Franz Joseph spricht zu denselben von der „neuen gefährlichen Krisis" und von „ernsten Besorgnissen". Moralisch haben wir schon den allgemeinen Krieg, und thatsächlich erschöpfen sich alle Mächte in den furchtbarsten Rüstungen, weil sie von heute auf morgen sich nicht trauen. Jeder Tag aber, um den das Hangen und Bangen in schwebender Pein verlängert wird, verschlimmert die Chancen des unvermeidlichen Losbruchs und insbesondere die von Rußland drohende Gefahr. Man läßt dieser infamen Politik Zeit, um allen Grund und Boden einer heilsamen Wiedergeburt des Orients vollends zu zerwühlen und abzugraben, und sich dort für den Tag der Abrechnung zu organisiren.

Mit Recht hat das officiöse Organ der ungarischen Regierung kürzlich gesagt: „Wir können es nicht für möglich halten, daß die Großmächte nicht nur jede Forderung des Rechts, der politischen Sittlichkeit, der Wohlfahrt eines so braven Volkes so vollständig außer Acht lassen sollten, wie dieß durch die endgültige Sanktionirung der russischen Scheußlichkeit in Bulgarien geschähe, sondern daß sie auch mit vollendeter Blindheit die Gelegenheit, den russischen Alp auf eine lange, sehr lange Zeit von Europa abzuschütteln, vorübergehen lassen, und anstatt dessen ihn geradezu einladen sollten, sich mit verdoppelter und verdreifachter Unerträglichkeit, vielleicht endgültig, auf einem entscheidenden Punkte einzunisten. Um des Friedens willen: sagt man. Aber alle Nachgiebigkeit einer gewissen Diplomatie wird doch nicht zureichen, um aus dem faulen Frieden einen wirklichen zu machen. Gerade diese Schwäche ist der Beweis, daß das Gleichgewicht der Mächte, welches durch die Ereignisse der

letzten zwanzig Jahre vernichtet worden ist, um jeden Preis wieder gewonnen werden muß, so oder so; daß wir, mit Einem Worte, seitdem in einem Uebergangszustande leben, der nunmehr unhaltbar geworden ist. Das ist es, wozu Rußland mit oder wider Willen den eigentlichen Anstoß gegeben hat. „Man sah unheimliche, sonst im Abendlande unbekannte Mittel und Kräfte am Werke, und es ging ein Zucken durch den Welttheil wie in Vorahnung großer Ereignisse, die ja unmöglich ausbleiben können, wenn eine einzelne Macht ihren Willen rücksichtslos und schonungslos der europäischen Gemeinschaft aufzuzwingen den leider gelungenen Versuch macht.“[1])

An dem rein provisorischen, auf die Dauer unhaltbaren Charakter der europäischen Machtstellungen konnte der politische Verstand alle die Jahre hindurch nicht zweifeln, und neuestens ist das Wort von dem „Uebergangszustand“ auch in die diplomatische Sprache übergegangen. Nur in Berlin will man nichts davon wissen, oder gibt sich wenigstens den Anschein, nicht daran zu glauben. Aber im Publikum macht dieses hartnäckige Versteckensspiel schlechte Geschäfte. Man zuckt die Achseln und kommt sogar auf die Meinung: das zur Schau getragene Vertrauen auf die Friedensdauer habe zunächst nur einen persönlichen Zweck, nämlich dem hochbejahrten Monarchen für den letzten Rest seiner Lebenstage die Ruhe zu erhalten und die Aufregungen eines drohenden Weltbrandes zu ersparen. Aber eine Rechtfertigung des den russischen Niederträchtigkeiten in Bulgarien erwiesenen Entgegenkommens hat die öffentliche Meinung, selbst in den loyalsten Kreisen, nichteinmal in dem Schreckbild einer russisch-französischen Allianz zu finden vermocht. Man hatte eben gerade vom Fürsten Bismarck gelernt, die Macht des deutschen Reichs, wenn es nur den warnenden Finger erhebe, für un-

1) „Die Verbündeten des Panslavismus“: Leitartikel der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 28. Sept. d. Js.

widerstehlich zu halten, und die läppischen Ausreden seiner Officiösen haben den mißlichen Eindruck noch verschlimmert.

Gerade aus jenen Kreisen liegt eine Aeußerung dieser Stimmung vor uns, die um so beachtenswerther erscheint, als der Verfasser offenbar nicht nur im Allgemeinen wohlunterrichtet ist, sondern sich auch ausdrücklich auf Mittheilungen beruft, von welchen in den Zeitungen niemals eine Sylbe bekannt geworden sei. Der Styl verräth den gewiegten Diplomaten, der sich nur ausnahmsweise an das Publikum wendet. Vorsichtiger Weise zeichnet er nur mit der Chiffre X. Y., und überdieß legt er seine Beobachtungen an einem Orte nieder, der dem großen Publikum wenig zugänglich ist.[1] Die Auslassung ist augenscheinlich darauf berechnet, von dem Reichskanzler selbst beachtet zu werden, und es wird ihm zunächst, wie folgt, zu Gehör geredet:

„Sogar dem Reichskanzler selbst ist, zum ersten Male seit Jahrzehnten, wegen seines auswärtigen Verhaltens eine stellenweise sehr unfreundliche Kritik begegnet. Auf diesem Gebiete weit mehr, als auf dem des Innern, war man sonst gewohnt, ihm unbedingt zu vertrauen, weil man ihn instinktiv verstand und weil sein Verfahren in dem glänzendsten Erfolge stets rasche Rechtfertigung zu finden pflegte. Heute versteht man ihn vielfach nicht mehr, und fühlt sich eben dadurch in Unruhe versetzt. Wir reden hier natürlich nicht von den ultramontanen und freisinnigen Blättern, die ihn aus Gründen des Parteiinteresses nicht verstehen wollen (?); jene Anderen haben wir im Auge, welche nur ungern zugestehen, daß sie ihm nicht mehr zu folgen vermögen".

„Die gewohnte Führung Deutschlands in allen großen Fragen der europäischen Politik durch diejenige Rußlands ersetzt zu sehen, wie es jetzt den Anschein hat: das ist ihnen ein Gedanke, mit dem sie sich nicht leicht auszusöhnen vermögen. Solange Bismarck lebt — das stand ihnen fest — muß und wird er die Zügel in der Hand behalten, gleichviel ob es sich

---

1) „Allgemeine conservative Monatschrift für das christliche Deutschland." Leipzig. Oktober 1886. S. 1030 f.

um den Orient handelt oder um den Occident. Daß die orientalischen Dinge eine Großmacht ersten Ranges nicht interessiren sollten: diese officiöse Verlegenheits-Behauptung hat sich bis jetzt in Deutschland noch keinen Glauben verschafft und wird es auch so leicht nicht thun."

„Daß unsere Interessen im und am Orient andere sind als die Rußlands und Oesterreichs: das gibt man zu. Allein die Empfindung, daß unser Einfluß dem russischen augenblicklich wenigstens hat Platz machen müssen, wird dadurch keine angenehmere, um so weniger, als die Besorgniß aufsteigt, daß die Nachgiebigkeit Deutschlands noch keineswegs am äußersten Ziele angelangt sei. Daraus aber sucht der Pessimismus bereits eine Störung unserer Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn herzuleiten, eine Störung, die man im ganzen nicht-,freisinnigen' Deutschland tief beklagen würde. Denn die Herstellung der guten Beziehungen zur Wiener Regierung ist die volksthümlichste That, die Fürst Bismarck seit Begründung des neuen Reichs überhaupt gethan hat."

„Die Besorgniß hätte übrigens bei dem in den weitesten Kreisen doch immer noch fortdauernden Vertrauen zur Politik des Kanzlers bei weitem nicht so stark hervortreten können, als sie es gethan hat, wenn die bekannte Ungeschicklichkeit der officiösen Federn nicht den Eindruck erzeugt hätte, als habe man Rußland nicht nur ad hoc nachgegeben, sondern sich förmlich von demselben in's Schlepptau nehmen lassen. Wenn jene Blätter mit den Organen des russischen Chauvinismus in Angriffen gegen die Person des Fürsten Alexander wetteifern und, selbst nachdem derselbe das von ihm verlangte Opfer gebracht und sich vor Rußland zurückgezogen hat, darin fortfahren, so muß dieß als eine Liebedienerei erscheinen, die man sich nur durch eine Nothlage ganz besonderer Art zu erklären vermöchte. Dem Reichskanzler selbst traut natürlich kein Mensch servile Neigungen zu, wohl aber verdenkt man es ihm, daß er seinen Officiösen gestattet hat, in diesem Ton zu reden. Und dieses Kopfschütteln ist wahrlich keine Unehre für das deutsche Nationalgefühl!"

Der Verfasser ist außer sich vor Erstaunen, daß das Leibblatt des Kanzlers es sogar fertig gebracht habe, den

gegenwärtigen Czaren als einen „aufrichtigen Freund der deutschen Einheit" hinzustellen. „Wir möchten", sagt er, „die höhnischen Gesichter sehen, mit denen man in Rußland diese Tagesleistung begleiten wird; jedes Kind weiß dort, daß die heftige Abneigung gegen alles Deutsche die Haupttriebfeder in der Handlungsweise des Kaisers ist." Er deutet in geheimnißvollen Worten auf gewisse Vorgänge bei der Kaiserbegegnung in Skierniewice, die in Deutschland wenig bekannt seien, in Rußland aber um so besser. Wir wissen nicht, was er meint, und was das ist, wovon er lieber „nicht weiter reden will". Aber es scheint fast, daß es sich um die Verfolgung der deutschen Lutheraner in den Ostseeprovinzen handelte,[1]) von welcher der Verfasser behauptet: daß sie nicht so sehr aus politischer Berechnung, als aus dem persönlichen Hasse des Czaren hervorgehe. Gerade in dieser deutschfeindlichen Gesinnung erblickt er den Grund einer sonderbaren

1) Officiell nimmt man in Berlin von der russischen Unterdrückungspolitik in den Ostseeprovinzen keine Notiz. Die Ursache liegt freilich nahe; denn man müßte die Erwiderung gewärtigen: „Wie halten es denn Durchlaucht mit den preußischen Polen?" Aber das hindert nicht, daß die ererbten Sympathien des protestantisch-preußischen Conservatismus für Rußland und die Häupter des Carenhofs durch die Russificirung der Ostseeprovinzen auf den Gefrierpunkt herabgedrückt sind. Schon unter dem 1. Oktober d. Js. hat die „Kreuzzeitung" geklagt, daß durch den Sprachen-Ukas von 1885 das deutsche Sprachgebiet wieder um fast 2000 Quadratmeilen ärmer geworden, und die deutsche Sprache nach fast 700jähriger Herrschaft zum Range eines geduldeten Nebenidioms herabgesunken sei. Ueber das neueste Brodkorbgesetz gegen die lutherischen Pastorate aber bemerkt der Berliner „Reichsbote", das sogenannte Pastorenblatt: „Es ist dieselbe Russificirungsmethode, wie sie sich jetzt in Bulgarien abspielt. Es ist tieftraurig und beschämend, daß das zur Rüste gehende 19. Jahrhundert solche Dinge vor seinen Augen sich muß abspielen sehen, ohne daß die europäische Cultur ihr entrüstetes Veto dagegen einlegt." — Ja freilich; aber die Polen und der gewesene preußische Culturkampf!!

Popularität Alexander's III., so daß derselbe im Begriffe sei, das Ideal eines national-russischen Selbstherrschers zu werden und sogar die Nihilisten augenblicklich nicht zu fürchten hätte. Dagegen habe man seinem gemeuchelten Vorfahrer, dem unzertrennlichen Freunde Kaiser Wilhelm's I. und von diesem noch im Sohne verehrt, nichts unversöhnlicher nachgetragen, als daß er Gewehr bei Fuß zugesehen habe, wie Preußen im neuen Deutschland sich zur ersten Macht in Europa emporhob. „In unzähligen Leitartikeln ist dieser Gegenstand von der russisch-nationalen Presse behandelt worden, und ganz neuerdings erst hat der Verfasser des viel zu wenig bekannten Buches ‚La société de St. Pétersbourg' seinen Landsleuten eingeschärft, daß der Weg nach Constantinopel über Berlin gehe, und daß daher die erste und wichtigste Aufgabe der russischen Politik darin bestehe, ‚das arrogante Reich der Hohenzollern' mit Hülfe Frankreichs zu zerstören."

Nimmt man zu dieser Schilderung, die sicherlich auf guten Quellen beruht, hinzu, daß der Czar, älteren und jüngeren Nachrichten zufolge, an der Monarchen-Krankheit der Gegenwart, am Verfolgungswahn, leidet, so erklären sich wohl die unerhörten Scenen, die Rußland gegen den Fürsten Alexander, den deutschen Vetter, aufgeführt hat, und seitdem in Bulgarien abspielen läßt. Die Geschichte der Diplomatie ist nicht arm an unsauberen Partien, aber ein solches Maß von Schamlosigkeit und frecher Verachtung selbst des gewöhnlichen Anstands, wie es sich an den Namen des diplomatischen Generals Kaulbars knüpft, ist noch nicht dagewesen. Man hat gemeint, am Czarenhofe selbst könne ein solches Treiben unmöglich gebilligt werden; aber im Gegentheile, der Mann sitzt im kaiserlichen Vertrauen fester als je. Mit den Mitteln der Bestechung, der Verhetzung zum Aufruhr, im Bunde mit bezahlten meuchlerischen Banden und dem ehrlosesten Gesindel im Civil- und Militärdienst, ist er des Triumphs über die gesetzliche Gewalt bereits sicher. Es hätte der Kriegsschiffe im Hafen von Varna zur Unterstützung der russischen Forder-

ungen gar nicht mehr bedurft; denn der Rubelregen hatte alles schlüpfrige Gewürm aus seinen Höhlen um den russischen Diktator der Zukunft versammelt. Selbst aus der Mitte des Ministeriums des verjagten Fürsten und der von ihm eingesetzten Regentschaft ist Zuzug erfolgt; der Name „Karawelow" genügt.

Die lange Reihe von Verhöhnungen gegen Gesetz und Recht hat ihren passenden Abschluß an dem Vorgang in Burgas gefunden. Unter der Androhung militärischen Einschreitens begann Rußland seine Aktion mit der Forderung, daß die an der Meuterei gegen ihren legitimen Fürsten und Kriegsherrn betheiligten Officiere straflos bleiben müßten, und unglaublicher Weise wurde diese Forderung von Berlin aus unterstützt. Kaum hatte die Regierung dem brutalen Andringen endlich nachgegeben, so erging an sie die neue Drohung, daß jede Maßregelung russischer Unterthanen unmittelbar die militärische Occupation zur Folge haben werde. Auf die Frage der Regierung, wo denn eine solche Vergewaltigung stattgefunden habe, wußte Herr Kaulbars keinen Fall anzugeben; aber er verstand auch seine Drohung weniger von der Gegenwart als für künftige Fälle. Ueberall waren die Garnisonen von russischen Söldlingen und Schutzbefohlenen der russischen Consuln umschlichen, und als in der wichtigen Hafenstadt Burgas durch Verführung eines Theils der Garnison der Putsch momentan siegreich blieb, da stand wieder ein russischer Hauptmann „a. D." und ein montenegrinischer Pope an der Spitze mit dem gewöhnlichen Cortege von schutzbefohlenen „Montenegrinern und Macedoniern" hinter sich. Und zwar sind jene Banditenhäupter dieselben Leute, deren Verschwörung gegen die Person des Fürsten Alexander am 16. Mai ds. Js. entdeckt worden war.[1]) Wegen Hochverraths und versuchten Meuchelmords zur Haft gebracht, wurden sie auf Andringen

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter." Heft vom 16. Okt. d. Js. S. 625. Note.

Rußlands freigelassen und die Untersuchung niedergeschlagen. Und abermals war, als der Aufstand in Burgas unterdrückt wurde, ein russisches Kriegsschiff zur Hand, um dieselben Attentäter aufzunehmen. Was will man mehr?

Wenn dereinst die geheime Geschichte Bulgariens zur Zeit des Fürsten Alexander geschrieben ist, so wird sie haarsträubende Verräthereien und dunkle Charakterbilder an das Tageslicht bringen. Ein schlagendes Beispiel, wie der Fürst in seiner eigenen Regierung bis in die Nacht vom 21. August hinein von geheimen Verräthern umgeben war, ist der damalige Ministerpräsident Karawelow, und er war nicht der einzige. Vor seiner Abdankung hat der Fürst diese Persönlichkeit noch in die Regentschaft berufen, und kaum war er aus dem Lande, so zeigte sich, daß der Mann seines Vertrauens in die Verschwörung vom 21. August selber eingeweiht war. Karawelow, ursprünglich ein in Rußland gelernter Schulmeister, hatte vor einigen Jahren, als in Sophia ein sogenanntes conservatives Kabinet berufen wurde, Bulgarien verlassen, und die Stelle eines Bürgermeisters von Philippopel angenommen. Er spielte den Radikalen, galt aber vor Allem als die Marionette seiner Frau, einer russischen „Nihilistin". Seine plötzliche Berufung an die Spitze des bulgarischen Ministeriums fiel allgemein auf; aber die russischen Agenten hatten ihn dem Fürsten aufgedrängt. In ihrem Dienste verhinderte er die loyale Absicht des Fürsten, sich mit dem König Milan von Serbien auszugleichen; denn ein solcher Friede lag keineswegs im Interesse Rußlands.[1]) Ebenso war er in die ostrumelische Bewegung, die zu dem Staatsstreich vom 18. September 1885 geführt hat, tief eingeweiht. Man macht diese Revolution in Berlin jetzt dem Fürsten zum Vorwurf; aber sie war hinter seinem Rücken angezettelt, und hatte den Zweck, ihn im Falle des Widerstandes von seinem Throne hinwegzuschwemmen. Als er nicht nur dieser Falle entgangen war, sondern auch

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" vom 16. Januar 1886. S. 146.

als Sieger aus dem serbischen Kriege hervorging, da mußte zu den äußersten Mitteln gegriffen werden; und auch darin war der erste Minister des Fürsten mit den russischen Agenten einverstanden. Das Volk hat Gericht über ihn gehalten; er ist bei den Wahlen schmählich durchgefallen und wagte nicht, als Regentschafts-Mitglied vor der großen Sobranje zu erscheinen. Aber der geheime Verräther Karawelow ist bereits neben dem offenen Verräther Zankow den Russen als Compromiß-Minister der Zukunft angetragen; und es ist sicher nicht das sittliche Gefühl, wenn sie ihn ablehnen sollten.

Wo solche Dinge möglich sind, da können sich die Russen eine militärische Occupation klüglich ersparen. Sie haben es gar nicht nöthig, die Probe zu machen, ob sich die Mächte auch noch diesen Schlag in's Gesicht gefallen lassen und ihre deßfallsigen Proteste ruhig in die Tasche stecken würden. Nachdem das bulgarische Volk von allen Mächten verlassen und seinen rechtmäßigen Autoritäten auch jede moralische Unterstützung versagt ist; nachdem, wenigstens in Berlin und Wien, dem Czaren eine „leitende Rolle“ in Bulgarien als „berechtigt“ zugebilligt ist, wovon indeß weder im Vertrag noch in der Verfassung mit einer Sylbe die Rede ist; und nachdem die Mächte auch die empörendsten Akte jener leitenden Rolle schweigend hinnehmen: so ist es kaum anders denkbar, als daß Alles, was an Bulgarien den Russen nicht gefällt, Stück für Stück verschwindet. Und wo sie noch etwas „Anarchie“ in Scene zu setzen für zweckmäßig erachten, da dient dieselbe zum erwünschten Vorwande für den „Czar-Befreier“, seiner Pflicht nachzukommen, und von den prächtig gelegenen Hafenplätzen Varna und Burgas aus die Ruhe des Landes und die Ordnung bei dem gemarterten Bulgarenvolke, zugleich aber auch die Sicherheit des — Schwarzen Meeres zu überwachen.

Und was sagt Oesterreich dazu? so fragt sich immer wieder alle Welt, außerhalb des Czarenreichs. Der ungarische Ministerpräsident hat zwar am 30. September vor seinem

Reichstag eine tapfere Rede gehalten; aber wie die Worte eigentlich zu verstehen sind, ist noch immer unsicher. Keine That, die als Wegweiser dienen könnte, kam in Sicht. Nur eine Unterlassung liegt vor, welche für das Bulgarenvolk wenig trostreich ist. Man war sehr darauf gespannt, ob der diplomatische Vertreter Oesterreichs zur Eröffnung der Nationalversammlung in Tirnowa (der zur Fürstenwahl berufenen „großen Sobranje") begeben werde. Daß der deutsche Consul nicht erscheinen werde, war von vorneherein gewiß; denn er ist bei jedem Schritt an die Fersen des Russen geheftet, der natürlich wegblieb. Aber auch Oesterreich kam nicht. Sein Erscheinen wäre als Beweis angesehen worden, daß man in Wien, im Gegensatz zu Rußland, die Versammlung allerdings als zu Recht bestehend und die Wahlen zu derselben als verfassungsmäßig giltig anerkenne. Eben darum wollte man sich in Wien lieber sicher stellen: „Ich sage nicht ja, und sage nicht nein!" So war jedenfalls nicht der Vorwurf Rußlands zu fürchten, als habe man den Engländern und Italienern ein böses Beispiel gegeben, und der rechtmäßigen Gewalt Muth gemacht.

Aber die tapfere Rede des Herrn von Tisza? Nun, wenn wir die Officiösen recht verstehen, so lautet die Antwort: bis jetzt sei ja noch gar nichts verloren in Bezug auf Bulgarien. Europa habe zwar durch sein Verhalten gegenüber den Ereignissen in diesem Land gezeigt, daß es Rußland bezüglich der Wiedergewinnung des ihm in Bulgarien „zukommenden Einflusses" — wo steht etwas davon geschrieben und vertragsmäßig verbrieft? — kein Hinderniß in den Weg legen wolle. Aber damit sei ja die Sache nicht zu Ende. Rußland selber könne nicht übersehen, daß Bulgarien eine europäische Schöpfung sei, daß die Entscheidung über das Schicksal desselben Europa zukomme, und daß dieses sein vertragsmäßiges Recht nicht zu Gunsten eines Einzelnen aufgeben werde. Und wann und wie wird nun dieses Europa agiren? Antwort: in dem Augenblicke, wo es sich um die Neubesetzung

des bulgarischen Thrones, um die Zustimmung zu der von der Sobranje zu treffenden Fürstenwahl handeln wird.[1])

Es hält schwer, solchen Reden gegenüber nicht an die bekannte Stallthüre zu denken, die geschlossen wird, wenn die Kuh entlaufen ist. Man braucht nur das Eine zu beachten, daß bei der Zustimmung der Mächte zur bulgarischen Fürstenwahl Einstimmigkeit erforderlich ist, es also stets in der Hand Rußlands liegt, jede Wahl eines Fürsten zu vereiteln. Eigentlich wäre es für Rußland gerade das Erwünschteste, gar keinen bulgarischen Fürsten zu haben. Denn ganz sicher ist man solcher fürstlichen Creaturen doch nicht, wogegen bei einem russischen Sequestrations-Commissär keinerlei Selbstständigkeitsgelüste zu besorgen sind.

Inzwischen haben jetzt die Delegationen in Pest das Wort. So viel ist von ihnen, wenigstens den Mannen des Hrn. von Tisza, jedenfalls zu erwarten, daß sie der europäischen Empörung über das Russentreiben, von der man jetzt selbst in Berlin besorgt, daß sie sich auf den Siedepunkt steigern dürfte, Ausdruck geben werden; und darin liegt wenigstens eine moralische Genugthuung für die Ehre der abendländischen Nationen und für das wackere Bulgarenvolk in seinem Todeskampfe gegen die asiatische Barbarei.

---

1) Wir entnehmen diese Tiraden wörtlich dem Wiener Officiösen der Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. November d. Js.

LXI.

Ein neues conservatives Conversationslexikon.

Schon seit Jahren tauchte mehrfach die Meldung auf, von Seiten der preußischen Conservativen sei der Plan gefaßt, ein Conversationslexikon herauszugeben, welches den vom Liberalismus durchtränkten landläufigen Encyklopädien Concurrenz machen, und wo sich das Freigeisterisch-Materialistische dem Christlich-Positiven gegenüberstellt, die Materien von letzterem Standpunkte aus behandeln solle. Es hat augenscheinlich sehr viel Mühe und Verhandlungen gekostet, bis an die Ausführung des Planes gegangen werden konnte; seit etwa einem Jahr ist aber das Werk im Erscheinen begriffen, und zwar unter dem Titel: „*Deutsche Encyklopädie*, ein neues *Universallexikon* für alle Gebiete des Wissens. 500 Bogen in acht Bänden. Vollständig in 100 Lieferungen zum Preise von 60 Pfennig. Monatlich zwei Lieferungen. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. *Grunow*." Bis dahin (Ende September) liegen 16 Lieferungen vor, und das Erschienene reicht hin, auf Anlage, Charakter und Tendenz des ganzen Werkes Schlüsse zu ziehen.

Obschon der den ersten Heften vorgedruckte Prospekt es vermeidet, sich über die Tendenz des Lexikons auszusprechen, obwohl nichteinmal das Wort „christlich" sich in demselben findet, kann doch kein Zweifel darüber seyn und ist anderwärts hinreichend anerkannt, daß die obenbezeichnete Idee den Veranstaltern der „Encyklopädie" vorschwebte. Man müßte die Bedürfnisse unserer Zeit durchaus verkennen, wenn man diesen Gedanken nicht als vollkommen berechtigt und zeitgemäß bezeichnen wollte. Die sämmtlichen größeren Conversationslexika schwimmen mehr oder minder im Fahrwasser des seichten Liberalismus, und sie sind, was die Auffassung des Uebersinnlichen angeht, fast ausnahmslos dem krassen Rationalismus, zum größten Theile gar dem öden Materialismus anheimgefallen. Da das Conversationslexikon nun doch einmal ein nothwendiges Uebel unserer

Tage ist, so entspricht es schon den Regeln der Klugheit, daß von christlich-gläubiger Seite auch endlich von den Waffen Gebrauch gemacht wird, welche die Gegner leider gar zu lange fast ungestraft gegen uns geschwungen haben. Die Frage kann nur seyn, ob das in Rede stehende Werk dazu angethan ist, die klaffende Lücke in der christlich-positiven Literatur, wenn auch nicht zu verstopfen, so doch um ein Wesentliches zu verringern. Es ist ja leider Thatsache, daß die vorhandenen Encyklopädien christlichen Charakters für Viele nicht ausreichend sind, um die größeren christenthumsfeindlichen entbehren zu können. Mag da allerdings manches Vorurtheil mit unterlaufen, die Anschauung herrscht wenigstens und vielfach auch nicht mit Unrecht. Herder's „kleines Conversationslexikon" ist in seiner Trefflichkeit anerkannt, aber es erhebt selbst nicht den Anspruch, als vollständiges Conversationslexikon zu gelten, wie schon der Zusatz „kleines" besagt. Ueber das Manz'sche Lexikon sind die Urtheile nicht einig; wir wollen hier keinen Parteistandpunkt einnehmen, erinnern aber an die scharfen Fehden, welche beim Erscheinen der neuen Auflage in den Literaturblättern sich erhoben haben. Daß dasselbe in mancher Beziehung nicht auf der Höhe der Wissenschaft steht, daß es Mängel hat, dürfen wir wohl behaupten, ohne irgendwie Widerspruch zu befürchten. Aber auch wenn beide Werke uns Katholiken genügten, so könnte dieß höchstens für den gläubigen Protestantismus ein Antrieb seyn, auch seinerseits auf gleichem Wege vorzugehen, und wir könnten es nur freudig begrüßen, wenn er es thäte.

Wiewohl der Charakter der neuen Encyklopädie ein wesentlich protestantischer ist, so will sie doch nicht exclusiv protestantisch seyn, sondern ist bestrebt, sich auch in katholische Kreise einzuführen, indem eine Anzahl katholischer Mitarbeiter gewonnen wurde und die Redaktion noch stets bestrebt ist, deren weitere heranzuziehen. Durch Briefwechsel mit dem Leiter des ganzen Unternehmens, dem Freiherrn v. Nathusius-Ludom in Rudolstadt, haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß die Redaktion keineswegs darauf ausgeht, einen sogenannten „gemäßigten", d. h. verflauten Katholicismus zu protegiren, vielmehr sind ihr Mitarbeiter aus allen katholischen Gelehrtenkreisen erwünscht, auch die sonst so gefürchteten Jesuiten sind

willkommen. An der guten Absicht zweifeln wir nicht, der Name Nathusius-Ludom gibt überdieß schon eine Gewähr dafür.

Das Verzeichniß der Mitarbeiter ist ein sehr reichhaltiges und weist viele Namen von bestem Klange auf. Uns interessiren besonders die Mitarbeiter katholischer Confession, und wenngleich wir gestehen müssen, daß die Zahl derselben uns viel zu gering erscheint, so wissen wir nicht, ob die Schuld der Redaktion zuzuschreiben ist, und dabei haben auch sehr hervorragende katholische Gelehrte ihre Mitarbeiterschaft zugesagt und im ersten Bande zum Theile begonnen.

Auf dem Gebiete der Theologie überwiegt bei weitem der Protestantismus; nur einen einzigen katholischen Mitarbeiter finden wir dort, und zwar den rühmlichst bekannten Seminarprofessor und Abgeordneten Dr. Mosler in Trier. Auf dem Gebiete der Geschichte und verwandter Zweige begegnen wir dem Abgeordneten Frhrn. v. Fürth, Dr. Cardauns, Dr. Faßbender, ebenfalls drei Namen von bestem Klange. Von weiteren katholischen Mitarbeitern heben wir hervor den Abgeordneten Hitze, Advokat Ramsperger, Dr. med. Lersch, Dr. August Reichensperger 2c. Indem wir unserer Ansicht nochmals Ausdruck geben, daß die Zahl der katholischen Mitarbeiter noch immer eine zu geringe ist, können wir doch nicht in Abrede stellen, daß die Idee, ein Werk zu schaffen, an dem gläubige Protestanten und Katholiken gemeinsam arbeiten, in gewissem Sinne sich verwirklicht.

Es kommt nun die Frage, wie, nach dem ersten Bande zu urtheilen, der Aufbau des Ganzen sich gestaltet. Andere Bemerkungen verschiebend fangen wir bei der Achillesferse der großen Encyklopädien, der Naturwissenschaft, an. Mit Befriedigung kann man aus dem ersten Bande constatiren, daß dieselbe auf Grund der antimaterialistischen Naturauffassung behandelt ist und zwar in einer den Anforderungen der Wissenschaft durchaus entsprechenden und für ein Conversationslexikon völlig ausreichenden Weise. Dieser Theil bildet überhaupt den Glanzpunkt des ganzen Werkes, soweit es sich aus dem ersten Bande entnehmen läßt. — Wie steht es nun auf dem Gebiete der Geschichte? Es liegen dort ja viele Fußangeln, sobald das religiöse Bekenntniß in Frage kommt, und auf den ersten

Blick wird man gewahren, daß in dem neuen Lexikon die Behandlung der Geschichte eine fast ausschließlich protestantische ist, daß der protestantische Geist sich bei den einschlägigen Artikeln sofort bemerkbar macht. Dagegen kann man ebenfalls nicht in Abrede stellen, daß die historischen Artikel fast durchweg mehr Objektivität und weniger aggressive Natur zeigen, wie z. B. bei Meyer und namentlich bei Brockhaus, der in dieser Beziehung das Aeußerste wagt. Es müßte, wenn das Werk allgemeiner in katholischen Kreisen Zutritt haben wollte, eine ganze Reihe von Artikeln doppelt bearbeitet werden, was freilich auch sein Mißliches hat, aber eine Art provisorisches Hülfsmittel wäre, so lange wir Katholiken kein den weitergehenden Anforderungen entsprechendes Conversationslexikon besitzen. Zudem müßte — wie überhaupt in dem ganzen Werke — die katholische Literatur mehr Berücksichtigung finden: bei sehr wichtigen Artikeln sehen wir fast ausschließlich protestantische Bearbeitungen des Gegenstandes genannt, während man von den unterzeichneten Verfassern der Artikel doch voraussetzen darf, daß sie die einschlägigen katholischen Schriften wenigstens ihrem Inhalte nach kennen. Diesem Uebelstande für die Folge abzuhelfen, dürfte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

Das heikelste ist das theologische Gebiet, und gerade dessentwegen haben wir manche Bedenken. Schon gleich beim Worte „Abendmahl" finden wir nur Artikel aus protestantischer Feder, und ein Mitarbeiter versteigt sich da zu der Aeußerung, die Communion unter einer Gestalt sei „offenbar schriftwidrig" (S. 20). Da hätte doch nicht bloß ein Artikel aus katholischer Feder nicht fehlen dürfen, sondern die Redaktion hätte auch Sorge tragen müssen, daß die Objektivität mehr gewahrt werde. Wir verkennen nicht, daß in manchen Punkten eine genauere Kenntniß der katholischen Lehre hervortritt, als bei den übrigen Lexicis, welche seltsamen Unsinn als katholische Doktrin in die Welt hinausschreiben. Wenn aber der Verfasser des oben erwähnten Artikels schreibt: „Gewöhnlich um Ostern muß jeder Katholik einmal im Jahre communiciren" (S. 27), so ist das doch bei einem Manne, der sonst einige Kenntniß katholischer Praxis verräth, unverzeihlich. Auch in den andern nicht-theologischen Artikeln finden wir öfters Ausdrücke, die ent-

weder indirekt oder direkt gegen die katholische Kirche gerichtet sind, so z. B. wird in dem Artikel „Abessinien“ S. 41 von einer „späteren Dogmenbildung“ (nach dem nicänischen Concil) gesprochen — nebenbei bemerkt scheinen bei dem betreffenden Aufsatze die neuesten Forschungen nicht genügend berücksichtigt zu sein. Beim Worte „Ablaß“ haben wir zwei Artikel nebeneinander, und hier zeigt es sich, wie schwere Unannehmlichkeiten der protestantische Grundcharakter des Werkes mit sich bringt. Der erste Artikel, von einem protestantischen Theologen, ist von A bis Z unklar und offenbar ohne jedes Verständniß der Sache geschrieben, obgleich der Verfasser von sich selber vernehmen läßt: „Bisher fehlte die Einsicht in die Entstehung des Ablasses, zuerst dargelegt von dem Unterzeichneten“ 2c. Der zweite Artikel, von Prof. Mosler, legt dagegen in knapper Form die katholische Lehre vom Ablaß klar und verständlich dar. Wenn bei den Artikeln über Unterscheidungslehren, und überhaupt bei allen theologischen, ein katholischer und ein protestantischer neben einander ständen, so wäre viel gewonnen, leider ist dies aber bis dahin selten der Fall.

Die obige Charakteristik einzelner in den Bereich der Encyklopädie fallender Fächer möge für das Ganze genügen; wir haben die Vorzüge des neuen Unternehmens hervorgehoben und die Schattenseiten nicht verhüllt. Das Ganze ist noch im Werden begriffen, und katholische Gelehrte haben es in der Hand, durch Mitarbeit manchmal wenigstens das Gegengift neben das Gift zu legen, und wir meinen, es wäre ein löbliches Unternehmen, das zu thun, zumal die Redaktion, wie bereits bemerkt, mit anerkennenswerther Loyalität katholischen Mitarbeitern die Spalten des Lexikons öffnet. So ist z. B. noch kürzlich der Artikel „Liberalismus“ einem unserer bekanntesten politischen Redakteure eines hervorragenden Centrumsblattes bereitwilligst übertragen worden. Namentlich aber auf theologischem Gebiete wäre es zu wünschen, daß die Darlegung der katholischen Lehre neben der protestantischen herginge; die volle Parität in dieser Hinsicht würde manches Andere minder fühlbar machen. Dazu ist aber, das wiederholen wir, nöthig, daß die Redaktion des Lexikons, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können, von katholischen Gelehrten unterstützt wird.

Zum Schluß noch einige Worte über die Frage: Wie verhält es sich für den Katholiken mit der Anschaffung des Werkes? Die Antwort kann sich Jeder leicht selbst geben: unbedingt empfohlen werden kann das Lexikon nicht; wenn aber Jemand einmal entschlossen ist, ein größeres Lexikon anzuschaffen und er will Manz nicht, so stehen wir nicht an, ihm aus Opportunitätsgründen zu der „Deutschen Encyclopädie" zu rathen. An Wissenschaftlichkeit steht sie den übrigen nicht nur nicht nach, sondern ist ihnen vielfach überlegen; Materien, die doch in einem Lexikon-Artikel nur äußerst lückenhaft behandelt werden könnten und der betreffenden Fachliteratur zuzuweisen sind, wurden vernünftiger Weise ausgeschieden, mancher überflüssige Ballast ferngehalten und so für das wirklich Nothwendige ein verhältnißmäßig großer Raum gewonnen, ohne daß der Umfang und Preis des Ganzen sich ins Uebermäßige steigert; vielmehr bietet das Werk, wenn es nach dem bisherigen Plane fortgeführt wird, für etwa den halben Preis ebensoviel, wie die großen Pierer, Meyer, und wie sie weiter heißen, für das Doppelte. Sodann ist das Sittlich-Anstößige ausgemerzt, dem zersetzenden Liberalismus und dem ertödtenden Materialismus ist kein Spielraum gelassen — das sind unsers Erachtens Vorzüge, welche wohl in die Wagschale fallen, wenn es sich um die Entscheidung zwischen dem einen oder andern Werke handelt.

Es ist eine nicht gerade erfreuliche Thatsache, daß wir für eine größere Encyklopädie noch immer theilweise auf die akatholische Literatur angewiesen sind, aber die Dinge liegen einmal so, und wir müssen mit ihnen rechnen. Bis wir selbst ein neues allen Anforderungen genügendes großes Lexikon vom katholischen Standpunkte haben, wird noch viel Wasser durch den Rhein fließen — und bis dahin muß Mancher zwischen größerem und kleinerem Uebel die Wahl treffen.

Aachen. H. Abels.

LXII.

Skizzen aus den Revolutionsjahren 1848 bis 49.

II.

Der österreichische Thronwechsel im Jahre 1848.

Am 2. Dezember 1848 vollzog sich im fürsterzbischöflichen Palaste der Festung Olmütz eine Reihe von Thatsachen nicht bloß von hoher innerösterreichischer Bedeutung, sondern von welthistorischer Tragweite, nämlich die freiwillige Abdikation des Kaisers und Königs Ferdinand I., die damit in Verbindung stehende Verzichtleistung auf die Krone seitens des Zunächstberechtigten, des kaiserlichen Bruders und Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Karl, und die Thronbesteigung von dessen Sohne, des jugendlichen Erzherzogs Franz Joseph, der im Alter von 18 Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen die Regierung seiner weiten Länder übernahm. Diese Gruppe von bedeutungsvollen Ereignissen rief bei ihrem Erscheinen berechtigtes allgemeines Aufsehen hervor. Sie war für die Welt eine völlige Ueberraschung, denn nur ein kleiner Kreis vertrauter Personen wußte um das Geheimniß und hatte dasselbe strenge bewahrt. Selbstverständlich war denn auch die Erklärung und Deutung dieser Vorgänge in Olmütz je nach Parteistandpunkt, Einsicht und Gesinnung eine überaus verschiedene, widersprechende, haltlose oder geradezu verwerfliche. Erst dem Freiherrn von Helfert, der den Dingen und ihrem Laufe zu jener Zeit auch persönlich nahe gestanden, war es vergönnt, die Genesis, den Sachverhalt und

Charakter dieses Thronwechsels in ebenso anschaulicher als wahrheitsgetreuer Weise darzustellen.[1])

Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich (geb. 19. April 1793), dem der Volksmund schon frühe den Ehrennamen des „Gütigen" beilegte, war bei seltener Herzensgüte und sanfter Gemüthsart voll Eifer für Menschenwohl und Unterthanenglück, das zu befördern ihm die schönste Freude bereitete. Allein seine körperliche Beschaffenheit ließ Vieles zu wünschen übrig. Ein starkes Nervenleiden lähmte nicht selten auch die geistige Thätigkeit und erheischte alle sorgfältige Schonung. Mit Rücksicht auf diesen leidenden Zustand des Kaisers wurde auch bei seinem Regierungsantritte eine Art Triumvirat zur Leitung der Herrscher-Angelegenheiten gebildet; außer dem Erzherzog Ludwig, dem Oheim des Kaisers, gehörten noch der Staatskanzler Fürst Metternich und Staatsminister Graf Kollowrat diesem eigentlichen Regierungs-Comité (der „Staatsconferenz") an. Kaiser Franz I. soll kurz vor seinem Tode den Fürsten Metternich noch besonders nachdrücklich gebeten haben, seinen „armen Sohn" nur ja nicht zu verlassen. Dieselbe Bitte hatte der besorgte kaiserliche Vater auch an den russischen Czar Nikolaus gerichtet und hierauf bezog sich dieser Letztere bei seiner bewaffneten Intervenirung gegen die Aufständischen in Ungarn und Siebenbürgen. In der kaiserlichen Familie selbst hegte man ob der körperlichen Gebrechlichkeit des Monarchen schwere Besorgnisse.

Nach welcher Richtung diese Besorgnisse sogar sich wendeten, das erkennt man aus Mittheilungen, welche in ihrem

---

1) Die Geschichte der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. behandelt Freiherr v. Helfert in dem dritten Bande seiner Geschichte Oesterreichs (Prag, 1872). Der zweite Band dieser „Geschichte" gibt unter dem Titel: „Revolution und Reaktion im Spätjahre 1848" eine mehr übersichtliche Darstellung der politischen Verhältnisse von Europa mit besonderer Rücksicht auf die Umsturzbewegungen in Oesterreich.

Ursprunge allerdings nicht ganz unverdächtig erscheinen, immerhin aber Beachtung verdienen. Der Ex-Gouverneur von Ungarn, Ludwig Kossuth, berichtet in seinen Memoiren[1]) Folgendes. Als im März 1848 die vom ungarischen Landtage unter Anführung des Erzherzog-Palatins Stephan gesandte Deputation zu dem Kaiser-König nach Wien kam, um von dem Monarchen die Sanktion der übermäßigen Ansprüche Ungarns zu erhalten, was unter dem Drucke der inneren und äußeren Verhältnisse auch gelang, da soll nach Beendigung der officiellen Audienz-Ceremonie Kaiser Ferdinand sich an den Erzherzog Stephan, seinen nunmehrigen Alterego in Ungarn, gewendet und diesen mit gefalteten Händen gebeten haben: „I bitt' Di, nimm' m'r mein'n Thron nit!" Kossuth selber sagt, es sei dieß ein ergreifender Auftritt gewesen. Der Erzherzog-Statthalter habe sich „natürlich beeilt, den Kaiser seiner unwandelbaren Treue zu versichern." Er habe dieß „aus aufrichtigem Herzen, thränenden Auges gethan und sei seinem gegebenen Worte bis zu seinem Untergange (!) unwandelbar treu geblieben." Kossuth, der Verschwörer, meint freilich: „Wie anders wäre sein eigenes (des Erzherzogs) Geschick gewesen, wie anders das von ganz Ungarn, wenn er sein gegebenes Wort, wenn er die Familienrücksichten nicht über alle anderen gesetzt hätte!" [2])

In den Augen eines Kossuth sind also Treue und Pflicht, Familiengehorsam und Mannes-Eid nur leere Formeln, welche man beiseite wirft, sobald der momentane Vortheil oder die Ehrsucht solches räthlich erscheinen lassen. Daß Erzherzog

---

1) L. Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration (Preßburg und Leipzig 1881) Bd. II. p. 285 ff.

2) Daß übrigens das Verhalten des Erzherzogs Stephan in den Märztagen 1848 auch von anderer Seite mit mißtrauischen Blicken betrachtet wurde, zeigten die Mittheilungen des an den Ereignissen mitbetheiligten ungar. Hofrathes Ludwig v. Wirkner, eines intimen Rathgebers des Fürsten Metternich. Vgl. L. v. Wirkner, Meine Erlebnisse (Preßburg 1879) p. 216 ff.

Stephan den Versuchungen zum Betreten des verbrecherischen Pfades zur Felonie und Empörung nur nach überwundenem Kampfe mit sich selber widerstanden, ist aus den weiteren Mittheilungen Kossuths ebenfalls ersichtlich, ja es geht daraus hervor, daß schon des Erzherzogs Vater, der Erzherzog-Palatin Joseph (gest. 13. Jan. 1847), seinem Sohne Gelüste nach der Krone zugemuthet hatte. Es war in einer Nacht des September 1848, als die Wogen der Revolution in Ungarn bereits ziemlich hoch gestiegen waren, als Erzherzog Stephan den damaligen ungarischen Finanzminister, Ludwig Kossuth, zu sich berief und mit demselben ein Gespräch über die damalige politische Situation Ungarns führte. Der Erzherzog hatte sich mit den Wünschen und Bestrebungen der Kossuth-Partei ziemlich identificirt, so daß er dem Urheber desselben jetzt offen die Frage stellte: „Was wird aus unseren schönen Hoffnungen?" Der schlaue Agitator leitete nun den rathlosen Erzherzog auf die bedenkliche Diskussion über eine mögliche Lostrennung Ungarns von Oesterreich; er stellte ihm dabei die Erwerbung einer Krone in Aussicht, ja er durfte es wagen, dem Erzherzog direkt den Vorschlag zu machen, in Ungarn eine habsburgische „Sekundogenitur" zu gründen, er (Kossuth) wolle hierüber im Landtage den Antrag stellen und er versicherte dem erregt lauschenden Prinzen: „Wenn Euer Hoheit meinen Rath nicht zurückweisen, so wird aus dem Herzen der ungarischen Nation der jauchzende Ruf erschallen: Es lebe Stephan VI., König von Ungarn!"

Und wie benahm sich Erzherzog Stephan gegenüber dieser Aufforderung zum Treubruche? Wies er denselben mit gebührender Verachtung und Entrüstung von sich? Wendete er sich voll Abscheu von dem Verführer? Man höre, was Kossuth erzählt! „Der Erzherzog", berichtet er[1]) — „überlegte. Sodann sprach er mit zum Himmel erhobenen Händen: Ich thue es nicht, ich kann es nicht thun! Ich

1) A. a. O. p. 288.

habe meinem sterbenden Vater geschworen, dieß unter keinen Umständen zu thun. Komme, was da kommen muß; ich breche meinen Eid nicht. Sprechen wir nicht weiter davon" . . . .

Sonst hatte der Erzherzog kein Tadelwort über den schändlichen Antrag. Wenn also sein vorsichtig-weiser Vater ihn nicht hätte schwören lassen, seinem Kaiser und Herrn, dem Oberhaupte seiner kaiserlichen Familie die schuldige Treue zu bewahren, dann würde der Prinz etwa weniger Skrupel gehabt haben, der Genosse eines Kossuth zu werden? Schon diese Möglichkeit zeigt auf jene eminenten Gefahren hin, denen in wirrvoller Zeit die habsburgische Monarchie unter einem zwar seelenguten, aber in Folge der leiblichen Hinfälligkeit auch willensschwachen Herrscher ausgesetzt war. Die Ungeheuerlichkeit des Verlangens, daß der Erzherzog Stephan „mehr ungarischer Patriot" als „österreichischer Herzog" hätte seyn sollen, sowie die Möglichkeit, einen Prinzen des kaiserlichen Hauses ungestraft zur unmittelbaren Felonie auffordern zu können, offenbart die ganze Verwilderung in den politischen Anschauungen jener Tage, welche im Bunde mit nationalen Leidenschaften und ehrgeizigen Aspirationen das Donaureich unvermeidlich dem Abgrunde zugetrieben hätte, würden einsichtsvolle Männer nicht noch in letzter Stunde dem Sturze Einhalt gethan und so die Monarchie gerettet haben.

Ein wesentliches Mittel hiezu war die Uebertragung der Regierungsgeschäfte in kräftigere Hände. In den Tagen der öffentlichen Ruhe und Ordnung, solange die Staatsmaschine ihren gewohnten Gang geht, bedarf es der Energie und umsichtigen Führung des Herrschers weniger, namentlich wenn erprobte Rathgeber und Staatsmänner dem Throne zur Seite stehen. Anders wurde es in den Tagen der allgemeinen Verwirrung, die in den Märztagen des Jahres 1848 in Oesterreich losgebrochen war. Der perfide Angriff sardinischer Eroberungssucht stürzte das Reich zur selben Zeit in einen auswärtigen Kampf, als im Innern des Staates selbst

allenthalben eine unabsehbare nationalpolitische und sociale Bewegung begann, welche unter absichtlicher Mißleitung gar bald in die verderbliche Bahn der Revolution umschlug und erst den Bürgerkrieg in seiner schrecklichsten Gestalt, den Rassenkampf, und dann in bedeutsamen Theilen der Monarchie die offene Empörung und den Versuch zur völligen Losreißung von der legitimen Herrschergewalt zur Folge hatte.

Die Märzbewegung in Wien führte zunächst den Sturz des Staatskanzlers herbei; mit dem Fürsten Metternich war aber bald die gesammte öffentliche Ordnung aus den Fugen gewichen. Im Schooße der kaiserlichen Familie sowie in den Kreisen des Hochadels waren einzelne Mitglieder schon längst geneigt, durch besonnene Concessionen und Nachgiebigkeit das starre Regiment der „Staatsconferenz" zu mildern; namentlich auch in Beziehung auf Ungarn war man in den ersten Wochen des Jahres 1848 dem Abschlusse eines Compromisses mit der Bewegungspartei sehr nahe gekommen. Die Schwäche und Hinfälligkeit des gütigen Kaisers machte sich jedoch schon inmitten dieser Rivalitäten und persönlichen Kämpfe empfindlich fühlbar. Der Historiker Springer[1]) hat Recht, wenn er bemerkt, daß der gänzliche Mangel eines entscheidenden persönlichen Willens sich jetzt zum Verhängniß gestaltete. „An den Kaiser dachte niemand, ihn fragte niemand. Seine Schwäche mit Erfolg zu mißbrauchen, verhinderte die Wachsamkeit der Parteien. Man konnte gegen den Willen seiner Umgebung eine Audienz bei ihm durchsetzen, zu einem festen Entschlusse, zu einer eingreifenden Thätigkeit ihn zu bewegen, war nicht möglich. So blieb es denn bei dem halbverdeckten Zwiespalte zwischen dem Familienrathe und der Staatsconferenz, bei den endlosen Berathungen, welche die Lage nur widerspruchsvoller machten".

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Geschichte der Märzbewegung des Jahres 1848 in Oesterreich in ihren Ein-

1) Geschichte Oesterreichs (Leipzig 1865) Bd. II p. 179.

zelheiten zu verfolgen. Sie hob an mit jener Rede Ludwig Kossuths am 3. März im Preßburger Landhause, deren zündende Wirkung sich weit über die Grenzen Ungarns hinaus fühlbar machte. Unter Hinweis auf die traurige Lage des Landes und auf den günstigen Moment, dieser abzuhelfen, brachte dieser Führer der ungarischen Radikalen unter dem donnernden Applaus des Auditoriums den Antrag ein, man solle für Ungarn eine völlig getrennte Verwaltung und für die übrigen österreichischen Erblande eine Constitution fordern. Niemand wagte es, diesem Antrage zu widersprechen, und so wurde derselbe einstimmig angenommen. Der Landtag hatte damit eine bedenkliche Bahn betreten; nur eine rasche Auflösung würde weiteren Uebeln mindestens momentan vorgebeugt haben. Die Auflösung war auch bereits beschlossen, aber die Publikation des königlichen Reskriptes fand eine absichtliche Verzögerung[1]), bis inzwischen die Bewegung in Prag (11. März) und Wien (13. März) zum Durchbruche gekommen war. Am 13. März geschah jener heftige Ansturm auf das Gemüth des kränklichen Kaisers.[2]) Stürmische Massen drängten in die kaiserliche Burg, nachdem schon vorher eine Demonstration im Hofe des niederösterreichischen Ständehauses und dann eine Erstürmung dieses selbst stattgefunden hatte. Eingeschüchterte Ständemitglieder erboten sich, die Menge nach der Burg zu führen, wo die Angst und Rathlosigkeit ebenso herrschend waren wie in der verstärkten Staatsconferenz, die zu keinem Entschlusse gelangen konnte. Die Bewegung wuchs mittlerweile in den Straßen riesig heran; das Militär suchte vergebens auf friedliche Weise die

1) Vgl. die interessante Erzählung in den Memoiren des ungar. Hofrathes Ludw. v. Wirkner, Meine Erlebnisse (Preßburg 1879), p. 210 ff.

2) Die besten Aufklärungen über die Ereignisse des 13. März 1848 in Wien gibt eine (anonym erschienene) Schrift des Freiherrn v. Helfert: „Aus Böhmen nach Italien. März 1848“. (Prag, 1862).

Ordnung zu erhalten, es wurde insultirt, ja aus den Häusern beschossen; da luden die Soldaten auf eigene Faust und schossen in die rasende Volksmenge.[1]) Inzwischen hatte die Staatsconferenz sich zur Nachgiebigkeit entschlossen, Fürst Metternich dankte ab und obgleich Fürst Alfred Windischgrätz zum Militär- und Civilgouverneur in Wien ernannt wurde, so konnte doch in Folge der Uneinigkeit unter den leitenden Personen und bei der Schwäche des Kaisers die Bewegung nicht mehr hintangehalten werden. Die revoltirenden Studenten siegten; es wurde „Alles bewilligt": Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Constitution. Der gütige Kaiser soll erklärt haben: er gebe nicht zu, daß man Bürgerblut vergieße, lieber gewähre er Alles.[2])

Wie sehr Kaiser Ferdinand von den stürmischen Auftritten des 13. und 14. März beeinflußt wurde, zeigt auch folgende von Kossuth berichtete Thatsache. Als nämlich wieder einmal auf der Straße vor der Burg unter den Fenstern der kaiserlichen Appartements ein großer Lärm entstanden war und des Kaisers Bruder, Erzherzog Franz Karl, herbeistürzte, um dem besorgten Kaiser zur Seite zu seyn, erblickte er zu seinem Schrecken, daß der arme Kaiser eine große schwarzrothgoldene Fahne aus seinem Fenster herausflattern ließ und zu dem Volke hinabrief: „Es lebe die Constitution!" worauf das Volk antwortete: „Es lebe der Kaiser!"[3])

---

1) Der General Richard v. Gelich hat in seinem (in ungarischer Sprache erscheinenden) Werke: „Ungarns Unabhängigkeitskampf i. J. 1848/49" (Budapest 1884—1885) Bd II. p. 12, als Augenzeuge den Nachweis geliefert, daß die Behauptung, Erzherzog Albrecht habe den Befehl zum „Schießen auf das Volk" ertheilt, eine böswillig erfundene Fabel ist.

2) Das wird mehrseitig gemeldet, auch der damals in Wien anwesende Franz v. Pulßky behauptet dies in seinen Memoiren: „Meine Zeit, mein Leben" (Preßburg u. Leipzig 1881), Bd. II. p. 60; Springer, l. c. II, 194, zieht diese und ähnliche Aeußerungen in Zweifel.

3) Vgl. L. Kossuth, l. c. Bd. II, p. 285. Darnach hatte dieses Ereigniß der Erzherzog Franz Karl selbst erzählt.

Diese Erlebnisse hatten auf das Gemüth des kränklichen Kaisers einen tieferschütternden Eindruck gemacht, so daß er, wie Freiherr von Helfert mittheilt, schon am 14. März 1848 seiner Gemahlin aus freien Stücken den Wunsch ausdrückte, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen. Fürst Windischgrätz rieth jedoch in der nachdrücklichsten Weise davon ab, und von der Sache war einige Tage keine weitere Rede. Einen neuen Anlaß bot der Rücktritt des Erzherzogs Ludwig, der bekanntlich so lange Zeit die Regierung im Vereine mit Metternich und den übrigen Mitgliedern der Staatsconferenz geführt hatte. Der Erzherzog zog sich am 5. April von den Geschäften zurück, und jetzt kam in Gegenwart des Fürsten Windischgrätz auch der Rücktritt des Kaisers und der Uebergang der Krone auf dessen nächstberufenen Bruder (Erzherzog Franz Karl) zur Sprache. Wieder war es Windischgrätz, der dieß mit aller Entschiedenheit für „unmöglich“ erklärte. „Die Abdankung des Kaisers sei nicht an der Zeit; wenn es aber einmal zu diesem Schritte komme, dann dürfe er nur zu Gunsten des jungen Erzherzogs Franz (Joseph) geschehen.“ „Eine solche Abdankung“, betonte der Fürst wiederholt, „lasse sich nur rechtfertigen, wenn im Drange gefahrbringender Ereignisse kein anderer Ausweg übrig bleibe, die Majestät der Krone unverletzt zu erhalten. Dann aber möchte auch jener, den das Nachfolgerecht treffe, völlig unbefangen, unberührt von den vorausgegangenen Verwicklungen, unbeirrt und ungebunden durch sie, mit vollkommen freier Hand die Zügel ergreifen können.“ Dieß Letztere war (nach Anschauung des Fürsten) bei dem zur Thronfolge berechtigten Bruder des Kaisers, dem Erzherzoge Franz Karl, nicht mehr der Fall, weil dieser vor und während der Revolution an den Ereignissen vielfach betheiligt war; wohl aber bei dessen erstgebornem Sohne, dem Erzherzoge Franz Joseph. Der Hof ging auf die Anschauungen des Fürsten Windischgrätz ein, obgleich dieselben nicht als durchwegs richtig bezeichnet werden können; denn das gegebene Wort des Kai-

sers verpflichtete unstreitig auch dessen rechtmäßigen Nachfolger und gerade im Interesse der Legitimitäts-Idee hätte man von einer „vollkommen freien Hand" des Thronerben nicht sprechen sollen. So mancher spätere Fehler und Mißgriff wäre alsdann ungeschehen geblieben.

„Thatsache ist", bemerkt Freiherr von Helfert, „daß von dem erwähnten Zeitpunkte im Familienrathe der Fall der Thronentsagung nie anders als mit Beziehung auf den jungen „Franzi" besprochen wurde. Die Kaiserin Maria Anna und die Erzherzogin Sophie befanden sich dabei in stetem Einklang; das innigste Verständniß schlang in Unglück und Gefahr ein schönes Band um die beiden hohen Frauen, von denen die eine im Begriffe stand an der Seite ihres Gemahls vom Throne herabzusteigen, die andere im Verein mit dem ihrigen für immer darauf zu verzichten." . . . „Und dieß selbstlose Zusammenstimmen der nächstbetheiligten Glieder des Herrscherhauses, dieses unter was immer für Verhältnissen seltene Beispiel opferwilliger Familien-Einigkeit, diese edle Hingabe an das, was sie als durch die Umstände herbeigeführt, für unvermeidlich erkannten — das war es, was eine von blindem und gehässigem Vorurtheil befangene Presse zu jener Zeit dem urtheilslosen Publikum als das Monstrum der ‚Camarilla' ausmalte."

Für einige Zeit ruhte die Thronentsagungsfrage, aber sie wurde von den maßgebenden Persönlichkeiten nicht mehr aus dem Auge gelassen. Inzwischen thürmten sich die Schwierigkeiten immer höher auf, es kamen die aufgeregten Tage des April und der ersten Hälfte Mai, in denen „eine Gährung um die andere, ein Aufruhr, ein gewaltsamer Losbruch auf den andern folgte." In Wien wurde das neue Preßgesetz öffentlich verbrannt, auf dem ehrwürdigen St. Stephansdome und selbst in der Kaiserburg die „schwarzrothgoldene" Fahne aufgehißt, dem Erzbischofe und einzelnen Klöstern Katzenmusiken dargebracht, die päpstliche Nuntiatur vom Straßen-Pöbel insultirt, in mehreren Städten fanden Juden-

Krawalle statt u. s. w. Am 15. Mai endlich geschah jene Sturmpetition, wobei die kaiserliche Burg in Wien von zwei Uhr Nachmittags bis in die tiefe Nacht von drängenden Massen umlagert wurde, bis endlich der damalige Minister Pillersdorff nachgab und die Menge mit dem Rufe „Alles bewilligt!" auseinander stob. „Was bewilligt worden", sagt Baron Helfert, „begriff niemand weniger als der ungezählte Haufe der Sturmpetenten selbst. ‚Eine Kammer haben wir ihnen herausgekitzelt', sagte im Nachhausegehen ein Arbeitsmann zu einem andern; ‚wenn wir wollen, müssen sie uns die zweite auch geben'! Am 16. Mai wurde die oktroyirte Verfassung zurückgenommen; die Einberufung eines constituirenden Reichstages mit einer Kammer kundgemacht."

Diese Ereignisse hatten den Kaiser und seine Umgebung in die höchste Aufregung und Besorgniß versetzt, umsomehr, als die stürmisch andringenden Begehren der Ungarn, welche von dem Erzherzog-Palatin Stephan die weitestgehende entschiedenste Unterstützung fanden, vom Kaiser nach längerem Zögern und nach heftigen Auftritten im Familienrathe wie in der Staatsconferenz endlich doch bewilligt wurden. Ungarn erhielt mit dem selbständigen Ministerium und mit dem Palatin als Alterego des Königs eine nahezu vollständige Unabhängigkeit. Die Einheit, der staatsrechtliche Zusammenhang und Bestand der Monarchie schien ernstlich gefährdet, ja durch die tumultuarischen Straßenscenen in Wien das Leben des Kaisers und die Sicherheit der kaiserlichen Familienglieder selbst bedroht. Deßhalb flüchtete der Hof am 17. Mai in aller Stille von Schönbrunn nach Innsbruck in Tirol, wo er die Zeichen wärmster Theilnahme und Ergebenheit fand. Bald erschienen auch Deputationen aus den verschiedensten Theilen des Reiches, um den Kaiser ihrer unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit zu versichern.

All das mochte das Herrscherhaus nach den trüben Erfahrungen der jüngsten Wochen wieder etwas aufrichten. Man beobachtete jedoch sorgfältige Vorsicht, um den Kaiser

vor neuen Zumuthungen zu bewahren; namentlich hatte die regierende Kaiserin es sich zum Gesetze gemacht, so oft an ihren Gemahl Zumuthungen ernster Art gestellt werden wollten, ihn nicht aus dem Auge zu lassen, sondern ihm tapfer zur Seite zu stehen. Das beobachtete sie namentlich, so oft ein Besuch von ungarischer Seite angesagt war. Wie nothwendig dieß war, lehrt folgender Vorfall, den Baron Helfert in nachstehender Weise erzählt. Eines Tages (es war in der Zeit, da der Banus Jelacics in Innsbruck weilte) hatten sich der ungarische Ministerpräsident, Graf Ludwig Batthyany und der Minister, Fürst Paul Esterhazy, melden lassen. Bei ihrem Erscheinen sagte Batthyany, man wolle Seine Majestät dießmal nicht mit Geschäften lästig fallen, sondern sich nur von dessen Wohlbefinden überzeugen. „In der That wurde von nichts als ganz gleichgültigen Dingen gesprochen, vom Wetter, von der Tiroler Luft, von Stadt-Neuigkeiten, so daß die Kaiserin sich überzeugt hielt, ihre Gegenwart sei dießmal unnöthig, und keinen Anstand nahm, als irgend ein Anlaß sie abrief, sich momentan zu entfernen. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Batthyany ein zusammengefaltetes Papier hervorzog und es mit leichten Worten dem Kaiser überreichte: ‚Er erlaube sich nur um eine Unterschrift zu ersuchen; es sei nichts von Bedeutung, es beziehe sich auf die Anwesenheit des Banus von Kroatien in Innsbruck‘ u. dgl. m. Der Kaiser griff arglos zur Feder und unterzeichnete, Batthyany nahm das Papier wieder in Empfang, worauf sich die Beiden unterthänigst empfahlen und Batthyany augenblicklich mit Courier-Pferden nach Wien zurückfuhr. Es war die — Entsetzung und Achterklärung des Banus Jelacics, was er in der Tasche mit sich forttrug.

Diese neue Erfahrung und die unverwischbaren Wiener Eindrücke brachten den Kaiser immer wieder auf den Gedanken der Thronentsagung. Oefter als zuvor lenkte er im vertrauten Verkehr mit seiner Gewahlin das Gespräch auf seinen Wunsch, sich zurückzuziehen, und die Kaiserin fand

immer neuen Anlaß, sich mit diesem Gedanken zu beschäftigen. Sie und die Erzherzogin Sophie hatten sich die Sache jetzt so ausgedacht, daß am 18. August, dem Tage, wo „Franzi“ sein achtzehntes Lebensjahr vollendet und damit, wie sie meinten, nach den Hausgesetzen der Dynastie seine Großjährigkeit erreicht haben würde, Kaiser Ferdinand und Erzherzog Franz Karl zu des Prinzen Gunsten entsagen sollten.

Allein die kaiserliche Familie befand sich zur selben Zeit ohne gewiegten Rathgeber; Fürst Windischgrätz weilte fern in Prag; unter den am kaiserlichen Hoflager befindlichen Personen war nur die Obersthofmeisterin Therese Landgräfin von Fürstenberg ins Geheimniß gezogen. Von den übrigen Mitwissern des Geheimnisses war keiner in Innsbruck anwesend. In der zweiten Hälfte Juli erschien der Oberst-Lieutenant Baron Langenau mit Briefschaften des Fürsten Windischgrätz in Innsbruck. Der Fürst erbat sich darin unbedingte Vollmacht zu handeln und den Oberbefehl über alle Truppen außerhalb Italiens, und in einem Schreiben an die Kaiserin Maria Anna berührte er zugleich die Frage des Thronwechsels und beschwor dieselbe, auf keinen Vorschlag solcher Art einzugehen.

Zur selben Zeit waren lebhafte Unterhandlungen wegen der Rückkehr des Kaisers nach Wien im Gange. Die Minister wünschten dringend des Monarchen Anwesenheit in der Reichshauptstadt; allein Kaiser Ferdinand hatte in Erinnerung an die erlebten Tumulte einen entschiedenen Widerwillen gegen das undankbare Wien. Zweimal war schon Alles zur Abreise bereit, als der Kaiser im letzten Augenblicke sich gegen alle Vorstellungen und Bitten abzureisen weigerte. Erst ein drittes Mal konnte er sich zur Reise entschließen, und am 12. August traf der Hof wieder in Schönbrunn ein.

Mit der Rückkehr der kaiserlichen Familie trat die Abdankungsfrage in eine neue Phase. Fürst Windischgrätz war mit des Kaisers Rückkehr „in die unmittelbare Nähe des

vor neuen Zumuthungen zu bewahren; namentlich hatte die regierende Kaiserin es sich zum Gesetze gemacht, so oft an ihren Gemahl Zumuthungen ernster Art gestellt werden wollten, ihn nicht aus dem Auge zu lassen, sondern ihm tapfer zur Seite zu stehen. Das beobachtete sie namentlich, so oft ein Besuch von ungarischer Seite angesagt war. Wie nothwendig dieß war, lehrt folgender Vorfall, den Baron *Helfert* in nachstehender Weise erzählt. Eines Tages (es war in der Zeit, da der Banus Jelacics in Innsbruck weilte) hatten sich der ungarische Ministerpräsident, Graf Ludwig Batthyany und der Minister, Fürst Paul Esterhazy, melden lassen. Bei ihrem Erscheinen sagte Batthyany, man wolle Seine Majestät dießmal nicht mit Geschäften lästig fallen, sondern sich nur von dessen Wohlbefinden überzeugen. „In der That wurde von nichts als ganz gleichgültigen Dingen gesprochen, vom Wetter, von der Tiroler Luft, von Stadt-Neuigkeiten, so daß die Kaiserin sich überzeugt hielt, ihre Gegenwart sei dießmal unnöthig, und keinen Anstand nahm, als irgend ein Anlaß sie abrief, sich momentan zu entfernen. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Batthyany ein zusammengefaltetes Papier hervorzog und es mit leichten Worten dem Kaiser überreichte: ‚Er erlaube sich nur um eine Unterschrift zu ersuchen; es sei nichts von Bedeutung, es beziehe sich auf die Anwesenheit des Banus von Kroatien in Innsbruck' u. dgl. m. Der Kaiser griff arglos zur Feder, und unterzeichnete, Batthyany nahm das Papier wieder in Empfang, worauf sich die Beiden unterthänigst empfahlen und Batthyany augenblicklich mit Courier-Pferden nach Wien zurückfuhr. Es war die — Entsetzung und Achterklärung des Banus Jelacics, was er in der Tasche mit sich forttrug.

Diese neue Erfahrung und die unverwischbaren Wiener Eindrücke brachten den Kaiser immer wieder auf den Gedanken der Thronentsagung. Oefter als zuvor lenkte er im vertrauten Verkehr mit seiner Gemahlin das Gespräch auf seinen Wunsch, sich zurückzuziehen, und die Kaiserin fand

klamationen übersandte er am 6. September mit einem Schreiben, worin er auf das sorgfältigste alle Möglichkeiten erwog, die den letzten äußersten Entschluß des Kaisers und die Ausführung der für diesen Fall vorbereiteten Maßregeln zu rechtfertigen vermöchten: „Wenn man nämlich im Reichstage das Veto des Monarchen antasten, ihm eine Reduktion des Heeres abdringen, ihn in dem vollkommen freien Verfügungsrechte über seine Armee beschränken, die Gültigkeit der Verhandlungen und Abmachungen mit auswärtigen Mächten von einer vorläufigen Genehmigung oder nachträglichen Zustimmung des Reichstages abhängig machen wollte.“

Was den Thronfolger betraf, so sprach Fürst Windischgrätz sich dafür aus, daß derselbe die von seinem Vorgänger eingeführte Repräsentativ-Verfassung aufrecht halten möge, fügte aber ausdrücklich bei, „dieß sei lediglich seine persönliche Meinung; vom rechtlichen Standpunkte habe der Erzherzog vollkommen freie Hand, sei an keines der früheren Zugeständnisse gebunden“ . . . Wir haben schon oben bemerkt, daß diese Anschauung des Fürsten ebenso incorrekt als bedenklich war. Als man sich zur Befolgung derselben bewegen ließ, da betrat man eine abschüssige Bahn, auf welcher nach fast zehnjähriger Verirrung nur die vollständige Umkehr das gefährdete Staatswesen vor einer Katastrophe bewahren konnte.

Des Fürsten Rathschläge hinsichtlich des Thronwechsels wurden übrigens auch in sonstigen Punkten treu befolgt. Der neue General-Adjutant und die Kaiserin Maria Anna hielten streng jede weitere Beeinflussung, Beunruhigung oder Zumuthung vom Kaiser fern. Da brach in Wien am 6. Oktober mit dem scheußlichen Morde des Kriegsministers, Graf Latour, die offene Rebellion aus; das war der Augenblick, in welchem der Kaiser und seine Umgebung Schönbrunn verließen, um in der Festung Olmütz eine Zufluchtsstätte zu finden. Mit dem Eintreffen in der mährischen Hauptstadt trat die Abdankungs-Angelegenheit in ihre dritte und letzte Phase.

Die Ausführung des Thronwechsels übernahm jetzt das verantwortliche Ministerium, resp. dessen Haupt, Fürst Felix Schwarzenberg, der Schwager des Fürsten Windischgrätz. Der Letztere legte, seitdem er den Hof in Sicherheit wußte, seinerseits kein besonderes Gewicht auf den Thronwechsel; einerseits sträubte sich neuerdings sein tief monarchisches Gefühl gegen diesen Schritt, andererseits regte sich bei ihm auch der Zweifel, ob es nicht gerathen sei, erst die vollständige Unterwerfung Ungarns abzuwarten, damit der neue Kaiser nicht gleich in Krieg mit seinem eigenen Lande verwickelt werde, sondern einen von allen Seiten reinen Boden betrete. Allein der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg war entschieden anderer Ansicht. „Die große Aufgabe," betonte er, „die er unter der Aegide des Monarchen übernehme, lasse sich nicht mit Aussicht auf Erfolg anfassen, wenn nicht ein Kaiser in der vollen Kraft seines Geistes und seiner Jahre den Thron einnehme."

Fürst Windischgrätz mußte hierin seinem Schwager nachgeben und er nahm es auf sich, die Angelegenheit des Thronwechsels auch mit dem erzherzoglichen Paare formell zu besprechen. Die Sache war so gut wie im Reinen, der Kaiser sehnte sich nach Entbürdung, als dem Erzherzog Franz Karl Zweifel und Bedenken aufstiegen. „Von jeher von der tiefsten Verehrung für seinen Vater Franz erfüllt," sagt Frhr. v. Helfert, „war ihm der ernste Schritt, einen nach Natur und Gesetz ihm auferlegten Beruf von sich abzulehnen, Sache des Gewissens: ‚Was würde Er, der ehrwürdige Verstorbene, dazu sagen?!' Mehrere Tage ging er mit sich darüber zu Rathe, widmete lange Stunden weihevollen Erwägungen; zuletzt war es ihm, er sehe den verklärten Vater, wie er segnend seine Hand auf das Haupt seines Enkels lege, und von diesem Augenblick war sein Entschluß gefaßt."

Um die Mitte November machte Fürst Schwarzenberg seinen Ministercollegen Eröffnung von dem Schritte, den der Kaiser zu thun sich entschlossen habe, von dem ihn nichts ab-

zubringen vermöge und den er sobald als möglich ins Werk gesetzt zu sehen wünsche. Von da an verging kein Tag, wo diese wichtige Angelegenheit den Ministerrath nicht beschäftigte. Es ist also völlig unwahr, was W. Rogge[1]) erzählt, daß „nichteinmal alle Minister im voraus unterrichtet waren, was ihrer wartete, als sie sich am 2. Dezember im Krönungssaale des erzbischöflichen Palais zu Olmütz einfanden." Für die Minister bildeten die verschiedenen Formfragen die meisten Schwierigkeiten, namentlich in Bezug auf die Großjährigkeits-Erklärung des zukünftigen Souveräns, dann hinsichtlich der Verhältnisse in und mit Ungarn. Zu diesem Behufe wurde der frühere siebenbürgische Hofkanzler Baron Jósika nach Olmütz berufen. Derselbe fand vom ungarischen Gesichtspunkte an den entworfenen Staatsschriften Manches auszusetzen; insbesondere nahm er auch Anstoß an der schroffen Haltung, welche die neue Regierung einem Lande gegenüber einnehmen wolle, bevor sie Herr desselben sei. „Auch Ferdinand II.," sagte er, „hat den Majestäts-Brief seines Vorgängers zerrissen, aber nach der Weißenberger Schlacht, nicht vor derselben." Leider wurden diese wohlgemeinten und begründeten Rathschläge nicht beachtet. Das Ministerium beschloß ferner, die beiden Feldherren Radetzky und Jelacics mit ins Vertrauen zu ziehen; doch sollte an Erstern nebst einem warmen Abschiedsschreiben des Kaisers Ferdinand die Thronbesteigung des Erzherzogs Franz Joseph noch vor dem Akte nur schriftlich mitgetheilt, Letzterer aber zu dem welthistorischen Akte selbst nach Olmütz eingeladen werden.

Inzwischen war der Kaiser regierungsmüder und ruhebedürftiger als je; seine erlauchte Gemahlin betrieb um seinetwillen die Beschleunigung des Aktes. Doch kamen Augenblicke, wo er wieder anderen Sinnes wurde, wo er zu zweifeln anfing, seine so lang gehegten, so oft und so dringend aus-

1) Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart (Leipzig 1872) Bd. I. 51.

gesprochenen Wünsche vergessen zu haben schien und vom „bleiben“ sprach; es waren eben allerhand Einflüsterungen, die an ihn von verschiedenen Seiten herankamen. Die Kaiserin wendete sich deßhalb in einem Schreiben vom 24. November neuerlich an den Fürsten Windischgrätz, worin sie sagt: „Alles sei vorbereitet, so daß die Abdankung des Kaisers am nächsten Montag oder Dienstag (27. oder 28. November) vor sich gehen könnte. Doch fühle sie sich nicht vollkommen beruhigt, so lange sie nicht ein letztes Mal seinen Rathschlag vernommen.“ Der Fürst antwortete darauf: „Der jetzige Zeitpunkt könne als günstig betrachtet werden; er befinde sich mit den Ministern in vollem Einklange sowohl über die Vornahme des Aktes wie über den Gang, der dabei einzuhalten sei.“

Trotzdem Alles zur Abdankung vorbereitet war, verzog sich dieselbe noch eine ganze Woche hindurch bis zum Sonnabend, dem 2. Dezember. Am Morgen dieses Tages hatte Olmütz ein ungemein bewegtes Aussehen. „Zu Fuß und in Kutschen sah man Herren und Damen in großer Gala der fürsterzbischöflichen Residenz zueilen; Ordonnanzen auf Ordonnanzen flogen ab und zu; festlich geschmückte Truppenkörper zogen durch die Stadt auf das Exercierfeld hinaus. Bald wußte man, daß alle in der Stadt weilenden Glieder des Kaiserhauses, der gesammte Hofstaat, die Minister, der Gubernialpräsident, der Kreishauptmann, die in Olmütz anwesenden höheren Staatsbeamten und Militärs für 8 Uhr Vormittags nach Hof beschieden waren.“ Auch Fürst Windischgrätz und der Banus Jelacics waren angekommen.

„Eine halbe Stunde nach sieben Uhr“, berichtet der Augenzeuge Baron Helfert, „begannen sich die zu dem großen Thronsaale führenden Räume mit einem von Minute zu Minute dichter werdenden Gedränge zu füllen. Der schwarze Frack, der geistliche Talar, Uniformen aller Art in buntem Gemisch und lebhaftem Durcheinanderwogen boten ein bewegtes Bild. Neugierde, gespannte Erwartung spiegelte

sich auf allen Gesichtern; man drängte sich an Solche, die man für besser unterrichtet halten konnte, die jedoch ebenso-wenig Auskunft geben konnten oder mochten." Wie ängstlich gewissenhaft das Geheimniß bewahrt worden war, lehrt die Thatsache, daß selbst Mitglieder des kaiserlichen Hauses von demselben keine Kunde hatten. Baron Helfert führt an, daß Erzherzog Karl Ferdinand an den Kriegsminister herangetreten sei und ihn gefragt habe: „Aber sagen Sie mir nur, was geht denn heute los, daß man uns schon um acht Uhr hieher bestellt hat?" — „Belieben sich Eure kaiserliche Hoheit nur einen Augenblick zu gedulden, man wird es gleich erfahren" — war die reservirt gehaltene Antwort.

„Bald nach acht Uhr öffnete sich die in die kaiserlichen Gemächer führende Flügelthür und unter Vortritt des General-Adjutanten Fürsten Joseph Lobkowitz erschienen die beiden Majestäten, gefolgt von dem Obersthofmarschall Friedrich Egon Landgrafen zu Fürstenberg und der Obersthofmeisterin der Kaiserin Theresia Landgräfin von Fürstenberg, der Erzherzog Franz Karl und die Erzherzogin Sophie, der Erzherzog Franz Joseph" . . . Als die Majestäten und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses ihre Sitze eingenommen hatten, las der Kaiser folgende inhaltsschwere Mittheilung: „Wichtige Gründe haben Uns zu dem unwiderruflichen Entschlusse gebracht, die Kaiserkrone niederzulegen, und zwar zu Gunsten Unseres geliebten Neffen, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Joseph, Höchstwelchen Wir für großjährig erklärt haben, nachdem Unser geliebter Herr Bruder, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl, Höchstdessen Vater, erklärt haben, auf das Ihnen nach den bestehenden Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten Höchstihres vorgenannten Sohnes unwiderruflich zu verzichten."

Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg verlas sodann mit lauter Stimme zuerst die Großjährigkeits-Erklärung des Erzherzogs Franz Joseph, sodann die Verzichtleistung des Erz-

herzogs Franz Karl auf das ihm zustehende Nachfolgerecht und endlich die feierliche Entsagung des Kaisers Ferdinand bezüglich der „von Uns bisher zur Wohlfahrt Unserer geliebten Völker getragenen Krone des Kaiserhauses Oesterreich und der sämmtlichen unter derselben vereinigten Königreiche und sonstiger wie immer benannter Kronländer“ zu Gunsten des Erzherzogs Franz Joseph „und der nach ihm zur Thronfolge berechtigten Nachfolger.“ Nach Ablesung und Unterzeichnung dieser Staatsurkunde trat der jugendliche Kaiser zu dem alten heran und ließ sich vor ihm auf das Knie nieder. Vor heftiger innerer Rührung war er keines Wortes mächtig; sein gütiger Oheim neigte sich über ihn, segnete und umarmte ihn und sagte in seiner gutmüthig schlichten Weise: „Gott segne Dich, sei nur brav, Gott wird schützen, es ist gern geschehen.“ . . Kein Auge war thränenleer geblieben, es war ein mächtig ergreifender, unvergeßlicher Moment. Von dem alten Kaiser wandte sich der neue zur Kaiserin, um auch vor dieser sich auf das Knie niederzulassen; sie beugte sich über ihn, indem sie ihn an sich zog und mit der Inbrunst und Innigkeit einer Mutter umarmte und küßte. Dasselbe wiederholte sich bei den Eltern des jugendlichen Monarchen. Er trat darauf zu den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses, die sich von ihren Sitzen erhoben hatten, um ihrem neuen Haupte den Tribut der Huldigung zu zollen, reichte ihnen die Hand und drückte sie an sein Herz. Zum Schlusse wurde das vom Legationsrathe Hübner über den Vorgang aufgenommene Protokoll vorgelesen und von allen Anwesenden, mit Ausnahme der beiden Kaiser, unterfertigt. Der Hof zog sich in seine Gemächer zurück und eines der folgereichsten Ereignisse der neuern Geschichte Oesterreichs war zum Abschlusse gekommen.

Die officielle Verkündigung des Thronwechsels geschah sofort in üblicher Weise. Der junge Kaiser empfing seine Minister, seine Heerführer; als Windischgrätz vor ihm erschien, flog er ihm entgegen: „Ihnen verdanken wir Alles, was noch

ist und existirt", rief er aus und faßte ihn mit überströmenden Gefühlen in seine Arme. An der Spitze einer glänzenden Suite erschien der neue Monarch vor der aufgestellten Garnison, die den jugendlichen Kriegsherrn mit jubelndem Zuruf begrüßte.

Der alte Kaiser aber sehnte sich nach Ruhe, noch am Nachmittage desselben Tages reiste er und seine erlauchte Gemahlin mit dem Hofstaate von Olmütz ab, um auf dem königlichen Schlosse des Hradschin in Prag diese gewünschte Ruhe zu finden.

In solcher Weise verlief das vielbesprochene Ereigniß. Wir haben dasselbe nach der urkundlichen Darstellung des Freiherrn von Helfert in seinem Ursprunge und Verlaufe erzählt. Darnach entfallen alle die sonstigen Märchen, welche sowohl damals wie später über den Akt des Thronwechsels von Freund und Feind in der Tagespresse wie in ernstern Schriften in Umlauf gesetzt wurden. Ganz besonders falsch ist aber die Erzählung des ungarischen Historikers Michael Horváth,[1]) der unter Anderem meldet, Kaiser Ferdinand habe an dem Besitze der kaiserlichen und königlichen Macht zähe festgehalten und sei nicht zu bewegen gewesen, derselben freiwillig zu entsagen. Die „Reaktion" arrangirte deßhalb eine „Palastrevolution", welche das furchtsame Gemüth des Kaisers einzuschüchtern wußte. Man spiegelte ihm einen Volksaufstand vor, der nur durch die Abdankung des Kaisers gestillt werden könne. Der vom Blutvergießen ohnehin zurückschreckende Monarch habe dann ohne weiteren Widerstand die Abdikationsurkunde unterzeichnet.

Aus unserer sachgemäßen Erzählung ergibt sich die Unrichtigkeit und Haltlosigkeit dieses Märchens von selbst. Der Eindruck, den das Olmützer Ereigniß auf die verschiedenen Länder und Volksstämme des weiten Kaiserreiches machte,

---

1) Vgl. Mich. Horváth, Geschichte des ungar. Unabhängigkeitskampfes im J. 1848/9 (in ungar. Sprache), (Genf, 1865) Bd. II. p. 159.

war je nach der Lage und Stimmung der damals in mächtiger Erregung befindlichen Parteien ein getheilter. Doch kaum hatte man sich von der ersten, betäubenden Ueberraschung erholt, als mit dem Gefühle der dankbaren Anerkennung an den scheidenden gütigen Monarchen zugleich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft unter der Leitung des in blühender Jugendkraft stehenden neuen Kaisers sich geltend machte. Niemand verkannte die unermeßlichen Schwierigkeiten der politischen Lage des Reiches; aber es war ein gutes zutreffendes Wort, das die Wiener in ihrer Begrüßungs-Adresse dem jungen Monarchen zuriefen: „In freudiger Hoffnung blicken die Völker Oesterreichs auf Eure Majestät, von der lebhaftesten Ueberzeugung durchdrungen, Allerhöchst-Dieselben werden das von Ihrem erhabenen Oheim so glorreich begonnene Werk der Neugestaltung unseres Vaterlandes vereint mit den Vertretern des Volkes zu vollenden wissen, auf daß ein freies, einiges, starkes Oesterreich mit verjüngter Kraft aus den Stürmen der Jetztzeit hervorgehe, die Gewähr seines ungeschmälerten Bestandes für eine neue Reihe von Jahrhunderten in sich tragend. Groß ist die Aufgabe, herrlich der Ruhm, der ihre Lösung krönen wird, unauslöschlich der Dank, den die beglückten Völker ihrem Wohlthäter zujubeln werden.“

Kaiser Franz Joseph hatte mit Oesterreichs Krone nicht den leichten schimmernden Schmuck, er hatte die schwerste Last der Erde auf sein jugendliches Haupt genommen, und gleich dem achtzehnjährigen Salomon konnte der im gleichen Alter stehende Monarch zu Gott flehen: „Du hast an David meinem Vater große Barmherzigkeit gethan und mich zum Könige gesetzt an seiner Statt; gib mir Weisheit und Verstand, daß ich einziehe und ausziehe vor Deinem Volke!“

Während nämlich die Thronbesteigung des jugendlichen Kaisers von der Mehrzahl seiner Völker mit hoffnungsfroher Zuversicht begrüßt und von allen europäischen Mächten (ausgenommen Sardinien, mit dem Oesterreich im Kriege stand) anstandslos anerkannt worden war, versagten nicht bloß die

Lombardo-Venetianer großentheils diese Anerkennung, sondern (was weit bedeutsamer war) der in Pest tagende revolutionäre ungarische Reichstag erklärte unter Führung Ludwig Kossuths die Abdankung Kaiser Ferdinands als ungiltig und unstatthaft, und bezeichnete die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph als — Usurpation, wobei er zugleich jedermann bei Strafe des Landesverraths verbot, diesem „Usurpator" den Gehorsam zu leisten. Hier mußte also das Nachfolgerecht des jungen Kaisers erst mit den Waffen in der Hand erzwungen werden. „Lebe wohl meine Jugend!" soll der Monarch bei Uebernahme seines schweren Herrscheramtes ausgerufen haben. Schon die nächste Zukunft stellte ihn vor die Erfüllung ernster Pflichten, denen er jedoch in männlicher Entschlossenheit und mit dem Eifer eines gewissenhaften christlichen Fürsten entgegen ging.

Diese Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und ein lebendiges Gottvertrauen haben den auch fernerhin hart geprüften Monarchen bis zur Stunde nicht verlassen; sie waren ihm die festen Stützen in schwankender Zeit und sie leiteten ihn nach Jahren schweren Kummers zu besseren friedlichen Tagen hinüber.

LXIII.

Neu-Rom.

VIII.

Nur mit einem flüchtigen Blicke wollen wir dieses monumentale Rom betrachten. Wenn wir den Palatin hinaufgehen, stehen wir im Mittelpunkte der alten Stadt, welche nach der Sage Romulus gegründet hat, von der noch einige Mauerreste sichtbar sind. Gehen wir von hier nach dem Quirinal, so erinnert uns dieser an die älteste Niederlassung der Sabiner, die dann mit der romulischen Stadt zu einer Gemeinde sich verbanden; das Forum und auf ihm der Tempel des Jupiter bildete das einigende Band zwischen beiden. Der alte römische Familiengeist fand seinen Ausdruck und seine höhere Weihe im Vestatempel; die Cloaca maxima ist ein mächtiges Denkmal römischer Architektur und des praktischen Sinnes der Bürger dieses jungen Staates, zu dessen Sicherung Servius einen Wall (agger) aufführte, dessen Reste wir gleich beim Eintritte in die Stadt nicht weit von der Bahnstation noch erkennen. Die schönen drei Säulen aus parischem Marmor auf dem Forum gehörten dem Tempel des Castor und Pollux an, den die Römer nach langen Kämpfen mit den Lateinern und ihrem endlichen Siege am See Regillus (496 v. Chr.) erbauten; er ward Anlaß zur Vertreibung der Könige und Begründung der Republik. Die Ruinen des Tempels der Concordia am Fuße des Capitols rufen uns die langwierigen Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern ins Gedächtniß zurück; als ein Ausgleich war

gefunden worden, hatte der Sieger über die Gallier, Camillus, ihn zum Gedächtniß desselben errichtet. Steigen wir in der Kirche S. Nicolà in Carcere in die Tiefe hinab, so stoßen wir auf die Spuren des Tempels der Pietas, welchen Manius Acilius Glabrio gebaut hatte nach seinem Siege über Antiochus, König der Syrer (191).

Das Grab der Scipionen bietet uns Erinnerungen an wichtige Vorgänge in der Geschichte Roms; im Theater des Pompejus denken wir an die Siege desselben im Orient. Der Bogen des Drusus verkündet dessen Triumph über die Germanen, der des Claudius die ersten Eroberungen der Römer in Britannien, jener des Titus erzählt von dem schauerlichen Verhängniß, das unter ihm über Jerusalem und Judäa hereingebrochen ist. Der Porticus der Octavia nicht weit von der Pescheria ist von Augustus errichtet, der ihn seiner Schwester dieses Namens weihte; auch die Obelisken auf der Piazza Colonna und auf der Piazza del Popolo hat er nach Rom gebracht. Sein Andenken erinnert uns zugleich an das Ende der Bürgerkriege und die Begründung des Kaiserthums. Das Forum Trajani stellt uns an der Trajanssäule mit ihren Abbildungen in erhabener Arbeit plastisch die Kämpfe der Römer mit den Daciern dar; der Triumphbogen des Septimius Severus verherrlicht dessen Siege über die Parther, Araber und Adiabener. Und so oft wir die Stufen des Capitols hinaufschreiten, bewundern wir die herrliche Reiterstatue des Philosophen unter den römischen Kaisern, Marc Aurels. Der Riesenbau des Amphitheatrum Flavianum (Colosseum) ist noch jetzt ein überwältigender Zeuge römischer Größe, römischen Muthes, römischer Kunst, römischer Grausamkeit. Gehen wir aber die Aurelianischen Mauern entlang, die, erschreckt durch das Vordringen der Alemannen, dieser Kaiser in aller Eile um Rom aufführen ließ[1]) (270—75 n. Chr.), so mahnen sie uns, daß mit ihm

---

1) Vict. Epit.: Hic muris validioribus et laxioribus urbem sepsit.

die Zeit gekommen war, da dieses mächtige Reich dem Ansturm der Barbaren erliegen sollte.

Doch nicht bloß die antike Welt, auch das *sagenhafte Alterthum*, das bis jetzt die Leuchte der Geschichte nur zum geringsten Theile erhellen konnte, spricht in Rom zu uns aus seinen Obelisken und Hieroglyphen; im Zusammenhalt mit diesen erscheint selbst das alte Rom wie eine neue Stadt.

In noch höherem Maße aber stellt sich uns Rom dar wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem wir Seite für Seite die Jahrhunderte der *Geschichte des Christenthums und der Kirche* lesen können. „Roma sotteranea", welchen Zauber schließt nicht dieses Wort in sich, mit welchem *Bosio* vor mehr als zweihundert Jahren (1632), in neuester Zeit J. B. *de Rossi* und F. X. *Kraus* ihre Werke über die römischen Katakomben überschrieben haben! Wie durch einen mächtigen Zauber aus dem Grabe hervorgerufen, steigen da die ersten Jahrhunderte der christlichen Welt vor unseren Augen empor. Das kirchliche Alterthum, das sich hier in einer vordem ungeahnten Weise vor uns entschleiert, hat nicht bloß für den Kirchenhistoriker und Theologen, sondern auch für den Geschichtsforscher überhaupt, besonders für Kunst- und Culturgeschichte ein hohes Interesse, das jenem der classischen Welt ohne Zweifel gleichkommt, nach mancher Richtung hin dieses noch weit hinter sich läßt. In den Katakomben mit ihren Gräbern, Geräthschaften, Bildern, Inschriften liegen mehr als dreihundert Jahre offen vor uns da. „Wie sehr es mich auch freute," sagt Bernardin de St. Pierre, „auf meinen Reisen eine Statue oder ein altes Monument zu finden, so freute es mich doch noch mehr, wenn ich eine schöne Inschrift las. Es war mir dann, als spräche eine menschliche Stimme aus dem Steine, als töne sie aus entfernten Jahrhunderten, als rufe sie dem Menschen mitten aus der Einöde zu: Du bist nicht allein, andere Menschen haben hier gedacht, empfunden, gelitten, wie du. Wenn diese

Inschrift irgend einem untergegangenen alten Volke angehört, so gibt sie unserer Seele das Gefühl der Unendlichkeit und ruft den Gedanken der Unsterblichkeit in ihr wach, indem sie uns beweist, daß die Idee selbst den Sturz eines Weltreiches überlebt."

Mit Recht bemerkt hiezu F. X. Kraus[1]): „Daß die christlichen Inschriften erhöhten Anspruch auf dieses Interesse haben, bedarf heute keines Beweises mehr; sind es ja nicht die Denkmäler eines längst dahingestorbenen Volkes, die sie uns bieten, sondern die Jugenderinnerungen unserer eigenen Kirche, Monumente, die mit unserem Denken, Glauben, Empfinden im allerinnigsten Zusammenhange stehen."

Der Inhalt dieser Gräberstädte mit ihren Gemälden, symbolischen und liturgischen Bildern, biblischen, historischen und ikonographischen Darstellungen, die Construktion selbst der Krypten, ihre Altäre, Lehrstühle, Lampen, Kelche, Sarkophage, Blutampullen führen uns ein in den Glauben und in das Leben der ältesten Kirche. Da können wir die dreihundertjährige Christenverfolgung mit den vielen Tausenden ihrer Opfer wie mit einem Blicke überschauen; das Geschlechtsregister der berühmten Römer, der Flavier, Cornelier, Cäcilier beweist uns die Macht des Christenthums, welchem schon in frühester Zeit Menschen aus den höchsten Kreisen des Lebens sich zugewendet hatten. Wohl sind diese viele tausend unterirdischen Gänge wie ein Labyrinth, in dem der Unkundige sich verirrt und verliert, die Wege niedrig, enge, schmal und von Finsterniß umhüllt; aber der Geist derer, die sie gegraben, war weit und groß, das Licht des Glaubens leuchtete ihnen, und einem klar erkannten Ziele strebten Alle entgegen, die da unten wallten. Wer auch nur ein Mal, und nur wenige Stunden dort geweilt, dem bleiben sie unvergeßlich; und alle Herrlichkeit des neuen Rom, die Pracht seiner Paläste und die Schönheit seiner Kunstwerke sind nicht

1) Roma sotteranea. 2. Aufl. Freib., Herder 1879. S. 431.

im Stande, ihn so zu erheben, und seiner Seele solche weihe-vollen Stunden zu bereiten, als diese Heiligthümer im Dunkel der Erde.

Aber auch über der Erde erinnert uns so Manches an die ersten Jahrhunderte unserer heiligen Religion, da ist die Kirche S. Alessio auf dem Aventin, einst das Vaterhaus dieses Heiligen, der hier in seinem Eigenthume als Armer lebte und starb; später hatte der hl. Adalbert, Bischof von Prag, hier gewohnt und hier den Impuls empfangen zu dem großen Werke der Bekehrung der heidnischen Preußen; ihm zu Ehren hat Kaiser Otto III. die Basilika auf der Tiberinsel errichtet. Vom Forum aus können wir nicht den Thalweg durchwandern, der den Palatin vom Cölius trennt, ohne aufzublicken zum Triumphbogen des Kaisers Constantin, durch den wir gehen; in Lapidarschrift steht da geschrieben, daß er gesiegt und dem Reich den Frieden gebracht hat. „Instinctu divinitatis", heißt es, habe er Solches vollbracht.[1]) Da fühlen wir bereits uns angehaucht vom Geiste des Christenthums, wir ahnen den Beginn einer neuen Zeit. S. Giuseppe de' Falegnami ist über dem Carcer Mamertinus gebaut; dieses schreckensvolle Gefängniß des heidnischen Rom war die letzte Wohnung des hl. Petrus, ehe er drüben im Vatikan gekreuzigt wurde; vorher hatte er in S. Pudenziana geweilt und den Glauben gelehrt. Diese, auf dem Esquilin gelegen, ist die älteste Kirche Roms, und schon im vierten Jahrhundert geschieht ihrer Erwähnung.

Die kleine Kirche S. Maria in Trivio oder dei Crociferi hat Belisar erbaut zur Sühne seiner Gewaltthat gegen Papst Silverius; hier wird ein uraltes byzantinisches Kreuzbild aufbewahrt; die Kirche ist ein vom Volk in besonderer Weise geliebtes und viel besuchtes Heiligthum. Auch sie ist bestimmt, für immer vom Boden zu verschwinden; eine „Ga-

1) Der Senat hatte ursprünglich die Worte hingesetzt: Nutu Jovis O. M. Cf. Orelli Inscr. lat. Nr. 1075.

leria" nach dem Vorbilde jener zu Mailand und deren von Paris mit prunkenden Schauläden wollen sie dort erbauen, damit Rom den modernen Städten völlig ebenbürtig werde. Die griechischen Kreuze an der von dem berühmten Feldherrn Justinians neu befestigten Porta Pinciana, Porta Latina, Porta Appia erinnern an die denkwürdigen langwierigen Kämpfe der Griechen mit den Gothen um den Besitz Italiens.

In der Kirche S. Gregorio auf dem Cölius kündet bereits das Mittelalter sich an; von hier geht die Bekehrung Englands aus, im Papstthum erblicken wir hier die einzige, starke und segensvolle Schutzmacht Italiens, während seine Sorge sich über die ganze katholische Welt erstreckt. Dagegen verkündet die Phocassäule auf dem Forum, von dem Exarchen Smaragdus dem Kaiser dieses Namens errichtet, den Verfall des weströmischen Reiches und die Erniedrigung der Geister durch unwürdigen Byzantinismus. Gehen wir über den Platz vor dem Lateran, so sehen wir in dem Bilde aus dem Triclinium Leo's III. Ursprung, Wesen und Bedeutung des wieder erweckten römischen Kaiserthums dargestellt; aber auch die gerade jetzt immer höher steigende Gefahr von Seiten der beutegierigen Sarazenen vergessen wir nicht, wenn wir die ältesten Mauern der Civitas Leonina mit ihren zerfallenen Thürmen betrachten, welche Papst Leo IV. (854) zum Schutze von St. Peter und des Vatikans aufführen ließ. S. Cäcilia in Trastevere bewahrt das Andenken an den Papst Paschalis I. († 824), der diese Kirche erneuerte, ebenso wie S. Prassede auf dem Esquilin mit den stilvollen Mosaiken in der Tribüne und S. Maria in Dominica auf dem Cölius. In S. Cäcilia sind noch die Bleiröhren des antiken Bades sichtbar, in dem diese Heilige den Erstickungstod finden sollte.

Steigen wir den stark abfallenden Hang des Aventins nach der Stadt herab, so liegt uns zur Rechten S. Maria in Cosmedin, welche Kirche der große Papst Nikolaus I. vielfach erneuert und verschönert hat. Kaiser Otto's II. Sar-

kophag finden wir in den Grotten von St. Peter; er ist der einzige deutsche Kaiser, der in Rom starb und begraben wurde. In S. Clemente mögen wir uns die Kämpfe Gregors VII. mit Kaiser Heinrich IV. in das Gedächtniß zurückrufen und seine Befreiung durch die Normannen unter Robert Guiscard, wo im verheerenden Streit auch diese Kirche unterging, deren Theile in der neuesten Zeit tief im Boden unter der gegenwärtigen wieder entdeckt wurden. Die Reste von Thürmen, Torre Sanguigni, Torre Mellini, Torre delle Milizie, Torre dei Conti, charakterisiren das 13. Jahrhundert mit der steigenden Macht der großen Baronalgeschlechter. Auf der herrlichen Marmortreppe von Ara Cöli stieg im 14. Jahrhundert Cola di Rienzo zum Capitol hinauf. Das gothische Tabernakel von weißem Marmor am Hochaltare im Lateran hat Urban V. errichtet, ein gleichfalls gothisches Tabernakel in S. Maria in Trastevere stammt vom Cardinal Philipp d'Alençon aus dem Hause Valois. Johann XXIII. baute den verdeckten Gang, der vom Vatikan nach der Engelsburg führt, und an so manche stürmische Tage erinnert, welche die Päpste in Rom erleben mußten.

Mit Nikolaus V., welcher die Bibliothek des Vatikan begründete, treten wir ein in das Jahrhundert der Renaissance; im Palast Massimi ließen die ersten Buchdrucker, die Deutschen Konrad Schweinheim und Arnold Pannartz sich nieder. Die verschiedenen katholischen Völker bauen in dieser Zeit ihre Kirchen und Hospizien, wie S. Antonio dei Portoghesi, die deutsche Kirche S. Maria dell' Anima, die Kirche S. Maria del Monserrato für die Engländer, S. Giacomo für die Spanier. Große, durch ihren Umfang wie ihren guten Stil hervorragende Paläste erinnern gleichfalls an sie; so der Venetianische Palast, die Cancelleria und der Palast Giraud, Meisterwerke von Bramante. Das Hospital S. Spirito in Sassia, die Sixtinische Kapelle, die schöne Kirche S. Maria della pace gehören dieser Periode des besten Geschmackes an. Und kein Deutscher kann die zu jener Zeit

erneuerte Kirche S. Pietro in vinculis besuchen, ohne am Grabe des großen Nikolaus von Cusa einige Augenblicke sinnend zu weilen. Doch wer zählt alle diese Monumente, alle die herrlichen Denkmäler der Architektur und besonders der Sculptur aus diesem und den folgenden Jahrhunderten? Nur des St. Petersdomes soll noch gedacht seyn; ist er doch nicht bloß ein Gedenkstein auf dem Wege, den das Geschlecht in der Geschichte gegangen, sondern selbst ein nicht geringes Stück Kirchen= und Kunstgeschichte. Am 8. April 1506 wurde der Grundstein von Julius II. gelegt, am 18. November 1626 hat Urban VIII. ihn eingeweiht. Zwanzig Päpste haben daran gebaut, alle Wandlungen der Architektur seit Ablauf des Mittelalters sind an diesem Baue vertreten, die größten Meister der Welt von Bramante, Michel Angelo, Raffael an bis zu Maderna, Bernini, Fontana, Canova, Thorwaldsen sprechen hier aus ihren Werken zu uns.

IX.

Diese, mit wenigen Strichen gezeichnete Skizze des monumentalen Rom möge genügen, um uns die Gefahr ermessen zu lassen, welche Rom bedroht, den Verlust, den die gesammte gebildete Welt zugleich erleidet durch die Bauthätigkeit, welche dort in neuester Zeit sich so rührig zeigt. Der Syndaco von Rom hat eine Vertheidigung der Art und Weise veröffentlicht, mit welcher man vorgeht, um Rom in eine moderne, allen Anforderungen der Neuzeit und seiner Würde als Metropole Italiens entsprechende Stadt umzugestalten. Aber er hat vergessen, sich vor Allem die Vorfrage zu stellen, ob dieß denn überhaupt möglich ist, ohne den Charakter der ewigen Stadt selbst zu ändern, viele wichtigen Monumente zu zerstören, und die Denkmäler zweier Civilisationen, der antiken und der christlichen, zu vernichten. Und könnte man auch in der That eine Stadt an ihre Stelle setzen, prunkvoller als Paris, wo es nicht fehlt an herrlichen Quais, blumenbesetzten Anlagen, Gallerien, Theatern, glänzenden

Palästen, stundenlangen breiten und geradlinigen Straßen — wer möchte sich dafür entscheiden? Alles dieß läßt sich überall herstellen, in Amerika so gut wie in Italien; aber an Rom haben fünfundzwanzig Jahrhunderte gebaut, hier hat das Herz der Welt pulsirt; darum ist *Rom einzig in der Welt*. Rom gehört den Römern, aber *Rom gehört auch der Welt*; denn die ganze Welt und alle Völker erblicken hier die Werke ihrer Ahnen, haben schon darum ein historisches Anrecht an Rom. Aber auch ein geistiges; denn der materielle Besitz gehört wohl dem Einzelnen und den Gemeinden, *die idealen Güter in Wissenschaft und Kunst gehören Allen an.*

Was ist aber geschehen in Rom und geschieht fort und fort, ohne daß eine berufene Stimme Halt gebietet? Die Linien für die neuen Stadtviertel werden rein bureaukratisch gezogen, als handele es sich, eine Stadt in den Prairien Südamerika's anzulegen, und *keine* andere Rücksicht läßt man dabei walten, als den Kostenpunkt; Zerstörung und Verstümmelung von so Vielem, was sich gar nicht mehr ersetzen läßt, ist darum die nothwendige Folge. Ja, der Ruin Roms durch die Bauunternehmer ist noch viel größer, tiefgehender, gewaltiger als durch die Vandalen; was sie zerstören, läßt sich noch viel weniger wieder herstellen, als Alles, was je von den ersten Anstürmen der Barbaren unter Alarich bis zum „Sacco di Roma" unter Karl V. und dem Connetable von Bourbon zerstört worden ist. Denn die Wuth der Eroberer ging bald vorüber, Gegenstand ihrer Beutegier waren nur Gold und Kostbarkeiten. Der Bauunternehmer dagegen geht mit Ueberlegung zu Werke, die Sucht nach Gewinn treibt ihn und läßt ihn nicht ruhen, und so setzt er seine zerstörende Arbeit durch Jahrzehnte fort; Niemand überwacht ihn, Niemand hält ihn zurück; oft ist das Beste bereits zertrümmert, ehe nur die Kunde davon in die Oeffentlichkeit dringt. Von Vielem konnte man nichteinmal eine Zeichnung oder photographische Aufnahme machen, um dadurch doch

einigermaßen die Erinnerung an ein kostbares, dem Untergang geweihtes Denkmal festzuhalten. „Zeit ist Geld“; diesen Spruch des amerikanischen „smart man“ hat der italienische Bauunternehmer von ihm gelernt, wenn er auch außerdem ein ganz ungebildeter Mensch ist. Denkmäler aus dem Mittelalter oder der ersten Renaissance werden überhaupt gar nicht aufbewahrt, sondern meistens alsbald von den Neubauten bedeckt oder zerstört. Und was für Neubauten sind diese! Der römische Volkswitz hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, an die Stelle der zertrümmerten Ruinen würden nur neue gebaut; viele der flüchtig errichteten Häuser zeigen nämlich bedenkliche Risse und drohen den Einsturz.

Von Deutschland, dem Lande der Romfahrer seit mehr als einem Jahrtausend, ging zuerst ein Schrei der Entrüstung aus über den Vandalismus der modernen Männer. Gregorovius, den wegen seines gut geschriebenen, wenn auch nicht von Tendenz freien und einseitigen Werkes der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ das Municipium dieser Stadt zu ihrem Ehrenbürger ernannt hat, nachdem es dasselbe auf öffentliche Kosten in's Italienische hatte übersetzen lassen, erklärte: „Ich kenne mein Rom nicht mehr“; eingehender sprach sich Herman Grimm aus. Die römische Behörde gab eine allgemeine und nichtssagende Antwort; man schützte das Interesse der Bevölkerung vor, der man bessere und gesündere Wohnräume habe verschaffen müssen; wie es jedoch damit bestellt ist, werden wir nachher prüfen. Als sie aber soweit zu gehen wagte, diesen Ausdruck der Entrüstung nur als die Meinung Einzelner zu bezeichnen, da veröffentlichte die Münchener „Allgemeine Zeitung“ eine Erklärung, welche in ganz Deutschland, von der Nordsee bis zu den Alpen, Zustimmung fand. „Der Nothruf für die Erhaltung Roms,“ heißt es daselbst, „welchen Herman Grimm in der ‚Deutschen Rundschau‘ [1]) und Gregorovius in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ er-

1) Auch in der zu Rom, Februar 1886, geschriebenen Vorrede zu seinem „Leben Raphaels“ erhebt er diesen Klageruf. A. d. R.

hoben, ist aus dem Herzen der ganzen gebildeten Welt gesprochen und findet in Deutschland lebhaften Widerhall. Wir, und Tausende mit uns, die dem Aufenthalte in der ewigen Stadt edelste Lebenserinnerungen verdanken, möchten jene weihevolle Anschauung des Großen und Schönen so unangetastet als möglich bewahrt wissen. Wir erklären das Selbstverständliche ausdrücklich, weil wir annehmen, daß da, wo jene Darstellungen wirken sollen, man sich bemüht, sie für vereinzelte Stimmen auszugeben. Nie war das Urtheil aller Einsichtigen einmüthiger. Wir verkennen das Recht der Lebenden nicht; aber wir warnen, es dort zu mißbrauchen, wo es den Forderungen des Gemüths und der Geschichte aus bloß materiellen Rücksichten feindselig entgegentritt. Rom ist eine ideale Haupt- und Vaterstadt aller Männer der Kunst und Wissenschaft (und die Metropole der größten christlichen Kirche), ein Reiseziel für Freunde des Erhebenden und Schönen aus allen Ländern (und seit uralten Zeiten der Pilger ad limina Apostolorum), und indem wir erwägen, was auch das heutige Rom so vielen von Denen, die zu ihm wallfahrten, schuldig geworden ist, dürfen wir uns wohl den hochherzigen Italienern selbst anschließen, welche das Erbe der Vergangenheit auch der Zukunft in würdiger Gestalt überliefern wollen."

Seit Jahrhunderten hören wir aus dem Munde aller Italiener und der Römer insbesondere schwere Anklagen gegen unsere Nation. Wir Deutsche, wir Barbaren, Stammgenossen der Gothen waren es, welche Rom geplündert, seine Standbilder niedergeworfen, seine Säulen zerschlagen, seine schönsten Monumente zerstört haben. So geht die Sage, und männiglich wird ihr Glauben geschenkt. Von den Lehrstühlen der Akademie herab verkünden es die Männer der Wissenschaft, so steht es in den Geschichtsbüchern zu lesen, so haben es hundert und hundert Zeitungen täglich gedruckt, zumal in jener Zeit, als es galt, das einige Italien aufzurichten. Schon der Anblick unserer deutschen Buchstaben: „di queste lettere

gotiche e barbare", wie mir einmal Einer sagt, konnte ihren Unwillen erregen.

Aber die Geschichte lehrt anders. Gerade der Gothenkönig Theodorich war es, welcher für die Erhaltung der Denkmäler Roms angelegentlichst Sorge trug, diesen seinen Willen durch den großen Senator Aurelius Cassiodorius oft genug aussprach, und gesetzliche Vorkehrungen traf. „Nicht zerfallen", spricht er, „sollen die Werke der Alten; die Ehrfurcht allein schon, die wir ihnen schulden, muß stark genug sein, sie vor Zerstörung zu bewahren." „Dadurch", erklärt er, „daß er die Wunderwerke der Alten vor dem Untergange schützt, soll der Ruhm seiner Regierung höheren Glanz empfangen." Dem Stadtpräfekt übergab er deßwegen große Summen zur Bewahrung und Herstellung des „ornatus urbis".[1])

Was thun dagegen die heutigen Römer, denen der „gotico barbaro" so leicht von den Lippen fließt? Hören wir einen der Ihrigen: „La falce burocratica", sagt Nobili-Vitteleschi, e finanziaria miete spietamente nel terreno assegnato."[2]) Die modernen Römer hätten vielmehr alle Ursache, sich dem „Barbaren" gegenüber zu schämen, und ihn sich zum Muster zu nehmen. Und wenn ihr Stolz ihnen dieß nicht erlaubt, so mögen sie nur zurückdenken an die Uebung der altrömischen Aedilität mit ihren Quinque Viri und Duum Viri sowie dem Comes nitentium rerum, welchen die Ehre und Würde der Stadt und ihrer Monumente anvertraut war. „Mir scheint es vor allem Anderen schön zu seyn", hat Einer aus jener Zeit gesagt, „dasjenige nicht untergehen zu lassen, was die Unsterblichkeit verdient hat."[3]) Petrarca schrieb zürnende Worte an Cola die Rienzo gegen Jene, „welche an dem

1) Var. Epist. II. 28. III. 10. VII. 13. III. 9. II. 34. 7. 89.

2) Die Sichel der Bureaukratie mäht unbarmherzig auf dem angewiesenen Terrain Alles nieder.

3) Plin. Ep. V. 8.

Marmor, den Mauern und Brücken Roms ihre Wuth äußern und von Geiz gestachelt sich nicht schämen, mit barbarischer Grausamkeit die Paläste zu zerstören, die Triumphbogen zu brechen, und mit den Ueberresten des Alterthums einen gemeinen Handel zu treiben." „O Schmach! o Schmerz!" ruft er am Schlusse aus, „so gehen selbst die Ruinen verloren, diese glänzenden Zeugen alter Herrlichkeit." Besonders geeignet ist daher die Gegenwart, um des Aeneas Sylvius Worte wieder von Neuem zu erwägen:

Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas,
Ex cujus lapsu gloria prisca patet.
Sed tuus hic populus muris defossa vetustis
Calcis in obsequium marmora dura coquit.
Impia ter centum si sic gens egeris annos,
Nullum hinc indicium nobilitatis erit.[1])

Raffael schrieb an Papst Leo X.: „Heiligster Vater! Warum wollen wir uns über die Gothen und Vandalen und andere treulosen Feinde beklagen, wenn Jene, die als Väter und Vormünder diese armseligen Ueberreste Roms bewahren sollten, wenn selbst diese lange Zeit nur darauf ausgingen, sie zu zerstören? . . . Es gehört nicht zu Eueren letzten Sorgen, das Letzte und Wenige, was noch von italienischer Herrlichkeit und Größe übrig ist, zu bewahren, welches Zeugniß ablegt von der Kraft und Tugend dieser wahrhaft göttlichen Männer; die Erinnerung an sie mahnt die Zeitgenossen zur Tugend. Nicht zerstört und verstümmelt sollen sie werden durch die Hände unwissender und boshafter Menschen."

Ergreifend und die Nachkommen mahnend ist die Inschrift, welche Cardinal Baronius in seiner Titularkirche

1) Deine Trümmer, o Rom, zu beschauen ist hoher Genuß mir,
In der gefallenen Pracht thut sich die einzige kund.
Aber das edle Gestein, aus altem Gemäuer erscharret,
Brennet Dein Volk zu Kalk, fröhnend dem schnöden Gewinn.
Ruchlose Brut, wenn noch du drei Jahrhunderte hausest,
Bleibt auch nicht die Spur römischer Herrlichkeit hier.

von S. Nereo und Achilleo anbringen ließ, nachdem er sie so viel als möglich mit Beibehaltung ihres ursprünglichen Charakters — im Basilikastil — hatte wiederherstellen lassen:

Presbyter Cardinalis Successor Quisquis Fueris
Rogo Te Per Gloriam Dei
Et Per Merita Horum Martyrum
Nihil Demito, Nihil Minuito, Nec Mutato
Restitutam Antiquitatem Sic Servato
Sic Te Deus Martyrum Suorum Precibus
Semper Adjuvet.

Daß das römische Municipium alte Kirchen stilwidrig restaurirt, dieß haben wir nun allerdings nicht zu befürchten; denn an Kirchen denkt es am wenigsten. Monotone Miethhäuser, so leicht und wohlfeil als möglich gebaut und mit Kalk übertüncht, sind das Ideal der Bauunternehmer; fast muß man sich wundern, daß sie noch nicht daran gedacht haben, das von der Zeit geschwärzte Pantheon und Colosseum mittelst der Tüncherquaste zu „verschönern". Dante, nach dem man eine Straße in Neu-Rom genannt hat, würde sich schämen, da zu wohnen; er würde vielmehr Worte flammenden Zornes gegen Jene sprechen, Er, dem „jeder Stein in den Mauern Roms heilig war, und der Boden, auf dem es steht, über alle menschliche Größe erhaben".[1])

„Wie oft", sagt Nobili-Vitteleschi, „könnte nicht durch eine kleine Modifikation in der Anlage des Baues eine kostbare Reliquie aus alter Zeit gerettet werden! Ja, gerade diese Rücksicht würde die öde Monotonie der geradlinigen Häuserreihe unterbrechen, und auch den neuen Stadttheilen einen mehr originellen Charakter verleihen, der einer Stadt wie Rom entspricht". Eine moderne Stadt, wie New-York, Berlin u. s. f. wird und kann Rom nie werden. Darum werden die Pläne, die man in der Gegenwart hegt, Rom zu einer glänzenden Hauptstadt des neuen Königreichs mit

1) Conv. IV. 5.

wenigstens einer halben Million Einwohner umzugestalten, nur dieß bewirken, daß eine Zwittergestalt entsteht, daß das ehrwürdige Alte zerstört wird, ohne daß ein wahrhaft schönes Neue an dessen Stelle tritt.

Es muß uns Deutschen daher zur besonderen Befriedigung gereichen, daß nun auch ein einflußreicher ehemaliger Staatsmann und Publicist seine Stimme gegen dieses unwürdige Treiben erhoben hat. R. Bonghi schrieb an die Redaktion der „Opinione" (20. Juli 1886): „Hat Ihnen dieses neue schimpfliche Bild schon vor Augen gestanden? Kennen Sie die häßliche Reihe unwürdiger Häuser, mit deren Bau man zwischen dem Lateran und Sta. Croce in Gerusalemme schon begonnen hat? Welche Stätte Roms spricht beredter zu unserer Phantasie? Da hängt in der Villa Campanari der uralte Epheu von dem Bogen der Neronianischen Wasserleitung herab, dort ist in der Aurelianischen Mauer die Porta Asinaria mit ihren dunklen Thürmen! Wenn Sie noch nicht gesehen haben, was man dort treibt, so eilen Sie dorthin; dann aber, um Gottes Willen, erheben Sie Ihre Stimme, Sie und die ganze Presse muß so laut rufen, als Sie nur können, damit dieser Entweihung Einhalt gethan, und wenigstens dieser einzige noch unberührte Fleck der Stadt nicht der unersättlichen Gier der Spekulanten geopfert werde, die Barbaren gleich den hehren Boden Roms verwüsten.

„Freilich, wen sollen wir anklagen? Die Habsucht derer, die ich soeben nannte, oder die städtische Verwaltung, die schläfrige Gleichgiltigkeit, welche die Dinge gehen läßt? Darum werde ich nur ein hartes Wort aussprechen; es ist nicht das erste Mal, daß ich dieß thue; aber ich stehe, wie immer, für mein Wort ein. Das Eine steht fest, daß wir Italiener von heute daran sind, Rom zum widrigsten Neste zu machen, das nur immer auf der Welt sich finden läßt. Nothwendig war solches wahrhaftig nicht, um Rom zu einer würdigen Hauptstadt Italiens umzugestalten. Auch das steht fest, daß diese Freiheit, Rom in einen schimpflichen Zustand

zu versetzen, einzig um Geld zu gewinnen, ein beklagenswerthes Zeichen des sinkenden Geschmackes, ja des sinkenden moralischen Gefühles in Italien ist. — Still, still! ruft man uns zu, kein Wort davon; denn das ist Wasser auf die Mühlen der Klerikalen. Ich weiß nicht, ob dieß so ist. Ist es aber so, nun gut; dann geben wir ihnen ja noch mehr Anlaß, sich zu freuen, wenn sie sehen, wie wir uns nicht schämen, solches zu thun. Bereitet doch den Klerikalen kein solches Vergnügen. Und ihr, ihr Vertreter der Presse, ihr könnt dieß erwirken. In Italien schämt man sich nicht leicht mehr; aber vor den Zeitungen fürchtet man sich doch noch ein wenig, am meisten vor den schlechten Zeitungen. Doch gerade darum hat man auch etwas Rücksicht auf das, was die gute Presse sagt, und was sie aus guten und heiligen Gründen jetzt nicht unterlassen soll, wenn auch mit schwachen Kräften: kämpfen gegen das Böse und auf das Gute hinweisen."

Doch alle Bemühungen der Presse sind umsonst, selbst in dem Falle, daß alle Blätter einstimmig wären und mit Bonghi gingen; es ist dieß aber kaum zu erwarten, da ja fast alle dem Parteigeist und den Sonderinteressen dienen. Alles ist umsonst, so lange Rom nicht durch gesetzliche Bestimmungen, die aber auch mit Nachdruck durchgeführt und nicht durch Advokatenkünste und Indolenz illusorisch gemacht werden, seine Monumente und ehrwürdigen Ruinen unter öffentlichen Schutz stellt. Das Rom des sechsten Jahrhunderts hatte von Theodorich Gesetze in dieser Beziehung empfangen, das Rom des neunzehnten, das freie, liberale, aufgeklärte Rom hat kein ausreichendes Gesetz, und so sind seine Herrlichkeiten schutzlos der Barbarei preisgegeben.

Da war es doch unter dem Papstthum ganz anders. Schamroth müssen die gegenwärtigen Herren von Neu-Rom werden, wenn sie den Schlußsatz des sogenannten „Editto Pacca" lesen, welches die internen Gesetze der päpstlichen Regierung zum Schutze der Monumente Roms auf's

Neue einschärft und vervollständigt. Namentlich ist es die Verfügung vom 1. Oktober 1832, welche in eingehender Weise alle Gegenstände der Kunst und des Alterthums aufführt, die unter den Schutz des Gesetzes gestellt sind. „So möge man denn in Rom und in allen Provinzen“, heißt es daselbst am Schlusse, „mehr und mehr alle Denkmäler des Alterthums hochhalten, und immer größere Liebe den schönen Künsten widmen. Nur keine Zerstörung, Schonung auch der geringsten Ueberreste des Alterthums. Möchten doch Alle ihre Bemühungen mit jenen der Regierung vereinen, um der Städte Würde und Glanz allenthalben zu fördern.“[1])

Die päpstliche Verordnung verbietet, Standbilder, Basreliefs, Grabsteine u.s.f. zu zertrümmern oder zu verstümmeln, ebenso wie sie auch die Reste antiker Bauten unter ihren Schutz stellt, seien diese in oder außer Rom, auch dann, wenn sie auf Grund und Boden des Eigenthümers stehen. Ebenso wird untersagt, solche Gegenstände ohne Erlaubniß auszugraben und zu verhandeln, auch ihre Restauration soll nur im Einverständniß mit der Regierung vorgenommen werden. Außerdem schreibt die Regierung vor, sobald ein Gegenstand aus dem Alterthum aufgefunden wird, müsse ihr alsbald Anzeige gemacht werden; Grund und Boden übernimmt die Regierung gegen eine billige Entschädigung; wird ein Monument aufgedeckt, welches verdient, aufbewahrt zu werden, so muß es an einem geeigneten Orte aufgestellt werden; da, wo es gefunden wurde, soll ein Denkstein daran erinnern. Auch die Traditionen, die im Volksmunde sich finden, sollen dabei be-

1) Sorga sempre più nelle provincie il rispetto per le antichità e l'amore per le buone arti! Si allontani il devastamento e la rovina degli antichi ruderi. Nelli sovri tempii sieno le pitture e le sculture dei valenti artefici conservate ognora nella loro purità, per quanto permette il lungo corso degli anni. Si concorra da tutti in tal guisa unitamente al Governo, a promovere e proteggere il decoro e lo splendore di ogni città e di ogni luogo.

rücksichtigt werden, wenn sie auch nicht immer einen historischen Grund haben; „denn", fügt die Verordnung bei, „wenn solche Traditionen vergessen werden, kann es geschehen, daß eben dadurch ein Monument zu Grunde geht. Und wenn sie auch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen können, so dienen sie doch dazu, irgend ein Ereigniß aus der vaterländischen Geschichte im Volksbewußtseyn zu bewahren." Besonders bei Neubauten und Restaurationen von Kirchen könne man nicht vorsichtig genug seyn, damit nicht, indem man Neues schaffen will, das Alte Schaden leide, welches für den Geschichtsforscher, Kunstkenner und Liturgiker hehr und heilig sei. Dabei werden strenge Strafen gegen Jeden ausgesprochen, der diese Bestimmungen übertritt, an Verkauf, Verstümmelung, Zerstörung von Kunstgegenständen und Alterthümern sich betheiligt.

Ja selbst im tiefen Mittelalter gab der römische Senat durch Beschluß vom 27. Mai 1162 bekannt, es müsse die Trajanssäule erhalten, und dürfe nie zerstört oder verstümmelt werden, sie solle vielmehr stehen, so lange die Welt steht, zur Ehre der Kirche und des römischen Volkes ganz und vollständig. Wer es aber wage, sie zu verstümmeln, der soll mit dem Tode bestraft werden. [1])

---

1) Ne unquam diruatur aut minuatur, sed ut est ad honorem ipsius Ecclesiae et totius populi Romani integra et incorrupta permaneat, dum mundus durat, sic ejus stante figura. Qui vero eam imminuere temptaverit, persona ejus ultimum patiatur supplicium, et bona ejus omnia fisco applicentur.

(Schluß folgt.)

LXIV.

Fortschreiten des Culturkampfes in Frankreich: das neue Volksschulgesetz.

Am 30. Oktober ist wiederum ein Gesetz amtlich verkündigt worden, welches vom schlimmsten Hasse gegen alles Christenthum eingegeben ist. Sein eingestandener Zweck ist die Ausrottung des Christenthums. Das Gesetz betrifft die Volksschule und vervollständigt das im März 1883 erlassene Gesetz, welches den Schulzwang einführte und den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen verbannte. Es bezweckt die Vertreibung der noch in den öffentlichen Schulen verbliebenen (meist weiblichen) Ordensleute und die Unterdrückung der freien Schulen, welche über 1½ Million Zöglinge besitzen; diesen wird ihre bisherige Bezeichnung abgesprochen, sie dürfen nur mehr als „Privatschulen" bezeichnet werden. Innerhalb fünf Jahren müssen zunächst alle männlichen Ordensleute aus den öffentlichen Schulen entfernt werden.

Der Artikel 17 lautet: „In öffentlichen Schulen darf der Unterricht nur von Laien ertheilt werden." Als der Abgeordnete Bischof Freppel hiezu bemerkte, dadurch würden die Katholiken außerhalb des Gesetzes gestellt, unterbrach ihn der Republikaner Ducoudray mit dem Rufe: „Ja, sie sind es." Doch wurde ihm bange ob der Wirkung des Herzensergusses bei seinen Wählern. Er strich deßhalb vorsorglich diese Worte in dem amtlichen Sitzungsbericht. Aber der

Bischof bewirkte am folgenden Tage die Wiederherstellung des Textes des Zwischenrufs.

Den Lehrern wird jeder gewerbliche Nebenerwerb und jedes besoldete Nebenamt untersagt, dasjenige eines Gemeindeschreibers ausgenommen. Kirchliche Nebenämter sind ihm ebenfalls untersagt, jedoch tritt diese Bestimmung erst in Kraft, wenn das Gesetz über die Lehrergehälter eingeführt seyn wird. Die Gewalthaber befürchten, nicht ohne Grund, die Nebeneinnahmen aus dem Meßner-, Organisten- und Vorsängerdienst würden von den Lehrern empfindlich vermißt werden, so lange die schon so oft versprochene Aufbesserung der Gehälter nicht eingetreten seyn wird. Der Antrag der Rechten, den Lehrern auch die Wahlthätigkeit, namentlich die Vertheilung von Stimmzetteln, zu untersagen, wurde abgelehnt, obwohl dieß Verbot für die übrigen Beamten besteht. Der Unterrichtsminister Goblet führte aus, die Schullehrer dürften in politischer Hinsicht nicht neutral bleiben. Ihre Pflicht bestehe vielmehr darin, den Kindern republikanische Gesinnungen einzuflößen. Der im Programm vorgeschriebene Unterricht in der bürgerlichen Sittenlehre könne nichts Anderes seyn, als eben diese Einflößung republikanischer Grundsätze. Die staatliche Sittenlehre sei eben nicht materialistisch, sondern spiritualistisch, dabei älter als das Christenthum, indem sie von Plato und Aristoteles anhebe.

So wissen wir also genau, um was es sich handelt. Das Christenthum soll mittelst der staatlichen Sittenlehre ausgerottet werden. Gerade hiedurch beweisen die gewalthabenden Republikaner, daß das Volk nicht zu ihnen steht, denn dieses will Unterweisung im Christenthum. Das Volk hat niemals freiwillig seine Kinder in besagter Sitten- oder einer andern Lehre unterrichten lassen wollen. Goblet gesteht hiedurch thatsächlich ein, daß er, wie alle Republikaner, das Christenthum für unverträglich mit der Republik hält. Sie wollen es mittels der Zwangsschule ausrotten, um die eigene Herrschaft zu befestigen. Es ist daher reine Heuchelei, ein Hohn auf den ge-

sunden Menschenverstand, wenn Goblet sich doch wieder dagegen verwahrt, das Christenthum schädigen zu wollen: Zweck des Gesetzes sei nur, die Neutralität der Schule zu sichern, damit diese allen Anschauungen gerecht werden könne. Er selbst erklärt wieder des Weiteren: „Das Gesetz verfolgt den Zweck, den Staat der Ertheilung einer gegen ihn selbst gerichteten Lehre zu entheben.“ Also wiederum das Geständniß, daß der bisher in den öffentlichen Schulen ertheilte Religionsunterricht mit dem Staat (in seiner jetzigen Gestalt) unverträglich sei. Da nun einmal der Grundsatz obenan gestellt worden ist, „entledigen wir uns aller Gegner“, so ergibt sich alles Uebrige von selbst.

Die Lehrer werden ausschließlich von dem Präfekten ernannt (Art. 27). Dadurch ist der politische Charakter des Gesetzes scharf ausgeprägt. Alle Anträge, welche den Betheiligten, Gemeinderath und Familienvätern, eine Mitwirkung sichern sollten, wurden abgelehnt. Der Lehrer ist das Werkzeug des Präfekten, besonders bei Wahlen und gegenüber dem Einfluß unabhängiger conservativer Gemeinderäthe. Der Lehrer wird denselben als Gemeindeschreiber aufgenöthigt, damit der Präfekt einen Spion im Gemeinderathe besitze. Schon mehrfach ist es vorgekommen, daß Maires und Gemeinderäthe gemaßregelt wurden, weil sie diese Schlange nicht an ihrem Busen nähren wollten.

In jedem Departement wird ein Schulrath eingesetzt, welcher die Aufsicht über sämmtliche öffentlichen Volks- und auch über die Privatschulen zu führen hat. Der Schulrath besteht aus dem Präfekten als Vorsitzenden, drei vom Minister ernannten Schulinspektoren, den Leitern des Lehrer- und Lehrerinnen-Seminars des Departements, zwei Lehrern und zwei Lehrerinnen, welche von ihren Standesgenossen gewählt werden, sowie vier Mitgliedern, welche der Generalrath des Departements entsendet. Von den vierzehn Mitgliedern sind also zehn Beamte des Staates, und als solche ganz in den Händen des vorsitzenden Präfekten. Dieser Schulrath übt auch die Discipli-

rgewalt über die freien Schulen und ihre Lehrer. Auf
ntrag der Inspektoren — welche zugleich als Richter in
m Rath sitzen — kann dieser freie Schulen schließen, deren
hrer bestrafen, ihnen die Lehrthätigkeit untersagen. Die
nspektoren sind also Ankläger und Richter zugleich. Die
orsteher und Lehrer an freien Schulen, welche sich der Auf=
cht des Schulrathes widersetzen, werden zu 50 bis 500 Fran=
n Strafe, und bis einem Monat Gefängniß, bei Wieder=
lung um das Doppelte verurtheilt. Eine zweite Verur=
eilung zieht die Schließung der Schule nach sich. Der
chulrath beauftragt seine Mitglieder mit der Beaufsichtigung
r Schulen der einzelnen Kantone.

Der Ortsschulrath besteht aus dem Maire, einem vom
epartemental=Schulrath bezeichneten und einem vom Ge=
einderath gewählten Mitglied. Der Schulinspektor ist von
echtswegen Mitglied aller Ortsschulräthe seines Bezirkes. Der
rts=Schulrath hat aber nur über die äußeren Verhältnisse der
chule zu befinden, sowie für den Schulbesuch der Kinder zu
rgen. Er darf in keinem Falle sich um die in der Schule
rgetragenen Lehren und zur Anwendung kommenden Me=
oden kümmern. Die Eltern und sonstigen Betheiligten
d der Schulinspektor können gegen seine Beschlüsse bei dem
chulrath des Departements Berufung einlegen. Was dieß,
i der Zusammensetzung des letzteren, mißliebigen Klägern
ützen kann, ist leicht zu errathen. Unter dem Scheine einer
rt Selbstverwaltung bleibt die Regierung unumschränkter
err in der Schule.

Freie Schulen dürfen nicht gleichzeitig Knaben und Mäd=
en unterrichten, wenn am Orte eine öffentliche Mädchen=
hule besteht. Ebensowenig dürfen sie Kinder unter sechs
ahren aufnehmen, wenn eine öffentliche Kleinkinderschule im
rte vorhanden ist. Der Maire sowohl als der Schulinspek=
r können, aus Gründen der Gesundheit und Sittlichkeit,
e Eröffnung einer freien Schule verhindern. Der Gründer
wie der Lehrer einer freien Schule, welcher nicht allen be=

stehenden Vorschriften nachkommt, kann bis zu einem Monat Gefängniß und 2000 Frcs. Strafe verurtheilt, seine Schule geschlossen werden.

Vom Militärdienst sind Lehrer nur befreit, wenn sie zehn Jahre an einer öffentlichen Schule zu wirken sich verpflichten. Damit ist den Schulorden fast jede Möglichkeit genommen, neue Mitglieder anzunehmen. Lehrer, welche in öffentlichen Schulen gewirkt haben, ist es untersagt, an Orten, wo dieß geschehen, freie Schulen zu gründen. Durch diese beiden Bestimmungen werden die freien Schulen an ihrer Wurzel getroffen. Die Ordensleute und die freien Lehrer sind ihrer Existenz beraubt. Als Herr de Lamazelle diese Ungerechtigkeit in beredten Worten geißelte, antwortete der Regierungscommissär Buisson: „Bis jetzt standen die Ordensleute über dem gemeinen Rechte, das Gesetz unterstellt sie demselben wiederum. Wenn Ordensleute die den andern Bürgern zugestandenen Vortheile genießen wollen, brauchen sie nur Eines zu thun: ihre Bürgerwürde wieder zu gewinnen. Das Gesetz ist nicht gegen die Ordensleute, sondern gegen die Orden gerichtet". Umsonst beweist Bischof Freppel, daß hier nicht gleiches Recht geübt wird. Wenn die Befreiung von der Wehrpflicht erforderlich ist, um das Lehrerpersonal der öffentlichen Schulen zu ergänzen, ist es ebenso nothwendig als gerecht, diese Befreiung auch dem Personal der freien Schulen zu belassen. Sonst sind letztere rechtlos. Dieses ist es aber gerade, was die Republikaner wollen. Die Republikaner stehen ganz auf dem Standpunkt der Staatsallmacht, dem ausschließlichen Rechte des Staates oder vielmehr der herrschenden Partei.

Die staatlichen Lehrer haben demnach allein alle Freiheiten, Vortheile und Rechte. Sie genießen Wehrbefreiung, der Staat besoldet sie, er trägt die Kosten ihrer Ausbildung und der Altersversorgung. Die freien Lehrer erhalten nichts von all Dem. Sie tragen allein die Kosten ihrer Ausbildung und Altersversorgung; sie müssen sehen, wie sie ihre

Rechnung finden. Die Ordensleute, welche in öffentlichen Schulen angestellt sind, werden um die Hälfte bis zu sieben Achtel geringer besoldet als die weltlichen Lehrer, sie beziehen keine Ruhegehälter, und der Orden trägt die Kosten ihrer Ausbildung. Und deßhalb sollen sie nicht des Vortheils der Wehrbefreiung theilhaftig werden! Eine ungerechtere Bestimmung eines Gesetzes ist noch nicht dagewesen.

Sehr bezeichnend ist dabei die Haltung einiger protestantischer Mitglieder. Der Prediger Steeg, Vorsitzender der republikanischen (opportunistischen) Vereinigung, war Berichterstatter für das Gesetz. Er bezeichnete dasselbe geradezu als eine Rache für die Bartholomäusnacht. Aber wann wird etwa die Rache für die zahllosen Mordthaten Coligny's und seiner Hugenotten eintreten, für die Niedermetzelung von 3000 friedlichen Katholiken bei einer Procession in Orthez, für die als lebende Fackeln in Narbonne verbrannten Katholiken, überhaupt für die Zehntausende von Priestern, Ordensleuten und Laien, welche unter dem Mordstahl der Hugenotten verbluteten, für die unzähligen Kirchen und Klöster, welche die Hugenotten ausgeraubt, verbrannt und niedergerissen haben? Auch bei der ersten Revolution haben die Protestanten mehrfach die Gelegenheit zu Gewaltthaten gegen die Katholiken benützt. Gegenwärtig sind sie die Helfershelfer der Kirchenverfolger. Sie werden sich daher nicht wundern dürfen, wenn einmal Vergeltung an ihnen geübt werden sollte. Sehr bezeichnend ist, daß die Republikaner sich für die geplante Errichtung eines Standbildes für Coligny einlegen, obwohl sie doch wissen sollten, daß der berüchtigte Hugenottenführer einfach ein Landesverräther gewesen ist, der im Bunde mit dem Auslande die heimische Staatsgewalt mit den Waffen bekämpfte.

Das Gesetz wird auch auf die Colonien ausgedehnt, wo bisher noch unter allen Regierungen überwiegend Ordensleute sowohl den niedern als den höheren Unterricht besorgten. Mehrere Colonien, besonders die Insel Guadeloupe, haben

sich auch ausdrücklich gegen jede Einschränkung der Ordensschulen ausgesprochen. Gerade in den überseeischen Ländern bewähren sich Ordensanstalten am besten und leisten mehr als weltliche Schulen, welche dort noch viel kostspieliger sind als im Mutterlande.

Trotz aller heuchlerischen Redensarten haben doch alle republikanischen Blätter vermerken lassen, das Gesetz bezweckt direkt die Ausrottung des Christenthums. Die „République française“ sagte ausdrücklich (31. Okt.): „Die Grundlage, der Eckstein der Sittenlehre (in der Schule) muß die Toleranz seyn. Die religiöse Duldsamkeit muß den Kindern mit dem ABC eingeprägt werden. Sie ist diejenige Gewalt, welche im Stande ist, mit jeglichem Fanatismus aufzuräumen, komme derselbe von rechts oder links, von oben oder unten. Duldung ist auch in politischer Hinsicht am Platze. Jedoch darf dieselbe, besonders was die Lehrer selbst betrifft, nicht bis zur Gleichgültigkeit getrieben werden. Daher sagte Herr Goblet mit Recht: ‚Wir wählen und ernennen die Lehrer, damit sie die Jugend in republikanischen Gesinnungen erziehen. Wir verlangen republikanische Gesinnung bei ihnen und wir wollen, daß sie dieselbe den Kindern einprägen.‘ Freilich die Politik soll nicht in die Schule dringen. Aber ist es nicht selbstverständlich, den Kindern die Achtung vor der Verfassung ihres Landes und Liebe zu seiner Regierung einzuflößen? Wir befinden uns hier nicht, wie in religiösen Dingen, im Gebiete des Abstrakten, Uebersinnlichen. Die Republik ist eine Wirklichkeit, eine thätlich und rechtlich bestehende Einrichtung, welche an der Spitze unserer Gesetzbücher eingeschrieben ist. Jeder muß das Gesetz kennen, deßhalb muß der Lehrer es den Kindern kennen lehren. Nichts ist daher gesetzmäßiger und berechtigter, als die Kinder royalistischer Eltern in republikanischen Ueberzeugungen zu erziehen. Hingabe an die Republik, Duldung in philosophischen und religiösen Dingen: dieß sind die beiden Pole der bürgerlichen Sittenlehre.“ Der „Radical“ erklärte (31. Oktober): „Die

Republik kann nicht die Lehre der Monarchie (d. h. das Christenthum) ertheilen, ebensowenig kann das Freidenkerthum die Unterweisung des unfehlbaren Lehramtes übernehmen. Der öffentliche Unterricht kann nur den Anschauungen der Mehrheit entsprechen." Kurz, alle republikanischen Blätter sehen es als selbstverständlich an, daß die republikanische, das Christenthum verläugnende und bekämpfende Lehre mittelst der Zwangsschule der ganzen Bevölkerung eingeimpft werde. Von irgend einer Rücksicht gegen die christlichen Ueberzeugungen und Gewohnheiten des Volkes ist keine Rede mehr.

In dem Gesetz vom 29. März 1883 waren ausdrücklich der Donnerstag und Sonntag als schulfreie Tage festgehalten, damit die Eltern an denselben ihren Kindern beliebigen Religionsunterricht ertheilen lassen könnten. Die Schulsäle sollten aber in keinem Falle für diesen Unterricht hergegeben werden. Und den Lehrern an den öffentlichen Schulen wurde es untersagt, außerhalb der Schulsäle und der Schulstunden anderen als den eigenen Kindern Religionsunterricht zu ertheilen. Geistliche und Laien hatten sofort alle Anstrengungen gemacht, um für den Religionsunterricht zu sorgen. Der Erfolg entsprach ihren Bemühungen so sehr, daß selbst in Paris die meisten, ja fast alle Zöglinge der öffentlichen Schulen zur ersten heiligen Communion geführt werden konnten. Aber sofort hatten die Republikaner auch damit begonnen, Veranstaltungen zu treffen, um die Kinder an den beiden freien Tagen in Beschlag zu nehmen und so vom Religionsunterricht und Gottesdienste abzuhalten. Für die Knaben wurden Schülerbataillone eingerichtet, zu deren Eintritt, vom zehnten Jahre an, unentgeltliche oder um den halben Preis gelieferte Uniformen verlockten. Die Uniformen stechen gar vortheilhaft von den Lumpen ab, mit welchen so viele Kinder sich begnügen müssen. Die Schülerbataillone halten Sonn- und Donnerstags ihre Uebung stets in den Stunden des Gottesdienstes. Die fleißigsten unter den größeren Mädchen

werden, zur Belohnung, Sonntags unentgeltlich in die nachmittäglichen Bühnen-Vorstellungen geführt. Außerdem finden an beiden freien Tagen allerlei sonstige unentgeltliche Festlichkeiten für die Schuljugend statt. Besondere Veranstaltungen, mit Aufzügen, Musik, Festreden, Preisvertheilungen, werden für diejenigen Kinder getroffen, welche dem hl. Abendmahle und natürlich auch dem Religionsunterrichte ganz fern bleiben. Diesen Sommer sah ich eine solche Festlichkeit in einem großen Biergarten unweit der Sühnekirche auf dem Montmartre. In Paris geht die Neutralität der Schule so weit, daß jedes Wort, das an Gott oder eine höhere Weltordnung erinnert, strengstens vom Unterrichte ausgeschlossen wird. Zu dem Zwecke wurden sogar allbekannte alte Lesestücke und Dichtungen gewaltsam, meist in lächerlichster Weise, umgestaltet. Was aber der Pariser Gemeinderath auf dem Gebiete der Schule anordnet, führt die Regierung schließlich immer in ganz Frankreich durch.

In ähnlicher Weise wird auch dafür gesorgt, daß die aus der Schule entlassene Jugend von der Kirche ferngehalten wird. Hiezu dienen besonders die Jugendwehr, die Schützen-, Turner- und Gesangvereine, deren Mitglieder den ganzen Sonntag vom frühen Morgen an mit Uebungen, Ausflügen, Gelagen zubringen. Die meist hanswurstigen Uniformen dieser jungen Leute füllen Sonntags die Straßen, aber nie wird eine in der Kirche gesehen. Daß diese Leutchen sich damit tüchtig für den wirklichen Wehrdienst vorbereiten, wagt Niemand mehr zu behaupten. Um so sicherer ist, daß sie zu guten Republikanern, d. h. zu Gottlosen, Revolutionären und Anarchisten werden. Dadurch wird die künftige Commune herangezogen: so klagen selbst Republikaner.

Darüber kann kein Zweifel mehr herrschen. Die Ausrottung des Christenthums ist das Ziel, in dem alle Republikaner einig sind. Je mehr sie in anderer Hinsicht auseinandergehen, um so schärfer werden sie bei Verfolgung dieses

Zweckes vorgehen. Auch bei dem jetzigen Gesetze, welches am 29. Oktober endgültig unter „Vive la République“ von der Kammermehrheit genehmigt wurde, waren alle Republikaner einmüthig. Ein einziger stimmte dagegen, nur ein halbes Dutzend brachte es wenigstens zur Stimmenthaltung. Jedes Ministerium muß irgend ein der Kirche feindseliges Gesetz vorlegen und durchführen, um wenigstens einmal die Mehrheit hinter sich zu haben und so sein Daseyn einige Zeit zu fristen.

Der Pariser Gemeinderath hat die weiteren Maßnahmen dieser Art schon vorgezeichnet. Voriges Jahr forderte er die Trennung von Kirche und Staat, die Wegnahmen der der Kirche für die eingezogenen Güter gewährten Einkünfte. Am selben 29. Oktober ds. Js. forderte er die Abschaffung der Botschaft bei dem hl. Stuhle, die Confiscirung der bischöflichen Güter, des Eigenthums der Pfarrkirchen und der kirchlichen Genossenschaften, welch letztere von dem Vereins- und Genossenschaftsrecht auszuschließen seien.

Die dritte Republik verfolgt genau denselben Weg wie die erste Revolution. Da ihre Partei im Besitz der Staatsgewalt, aller öffentlichen Stellen, überhaupt aller Machtmittel ist, kann sie in ruhigerer und geregelterer Weise vorgehen als jene. Die außerordentlich entwickelten, vielfältigen und alle Verhältnisse beherrschenden Machtmittel des jetzigen Staates erleichtern ihr dieß ungemein. Wenn daher nicht eine Aenderung eintritt, wird durch das jetzt herrschende System das Christenthum in Frankreich ausgerottet werden, ehe zwei Menschenalter vorüber sind. Die große Masse, neun und neunzig Hundertstel der Bevölkerung, ist ganz unvermögend, sich gegen den Andrang zu vertheidigen, außer etwa durch einen bewaffneten Aufstand. Die Familie vermag nicht, die Wirkungen des glaubensfeindlichen Unterrichtes der Zwangsschule zu verhindern und abzuweisen. Nur die wenigsten Eltern haben Zeit und Fähigkeit, ihre Kinder so in der Religion zu unterrichten, daß dieselben gläubig bleiben und den Einwirkungen der Schule zu widerstehen vermögen. Auch

der Pfarrer vermag nicht, an zwei Tagen der Woche — wovon der Sonntag für den Unterricht kaum gezählt werden kann — völlig auszureißen, was während der fünf andern Tage gepflanzt wurde. Jedenfalls wird die große Mehrzahl der Kinder, wenn nicht als Ungläubige, so doch als Gleichgiltige, Laue, halbe Christen aus der staatlichen Zwangsschule hervorgehen. Was sie an Christenthum retten, wird im Sturm des Lebens nicht bestehen. Und nun die Kinder dieser Kinder! Letztere werden ihren Nachkommen nicht mehr das Beispiel christlicher Lebensführung zu bieten vermögen, sie werden auch wenig darauf halten, daß dieselben in der Religion unterrichtet, als Christen erzogen werden und leben. Diejenigen Familien, in denen der Glaube fortlebt, werden eine kleine Minderheit, eine Ausnahme bilden.

Darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben; mit den heutigen Machtmitteln des Staates kann die Kirche in ruhigster bequemster Weise, ohne Blutvergießen ausgerottet werden, wenn nicht sofort allgemeiner Widerstand geleistet wird, wie dieß im deutschen Culturkampf der Fall gewesen. Aber man darf auch nicht in Einem Punkte nachgeben, nicht Fingers breit, sich nicht durch gleißnerische Kunstgriffe täuschen lassen. Die Feinde der Kirche haben nie ihre Versprechen gehalten, nie auf ihr Ziel verzichtet, sondern es bei erster Gelegenheit sofort wiederum mit Nachdruck verfolgt. Man verstehe mich recht. Die Kraft der Kirche darf nicht unter- aber auch nicht überschätzt werden. Haben wir nicht gesehen, daß dieselbe in weiten Länderstrecken ausgetrieben wurde, wo sie Jahrhunderte lang die herrlichsten Blüthen getrieben hatte? In der altheidnischen Welt gewann die Kirche zuerst die auserlesenen, über den Durchschnitt hinausstrebenden Seelen, die sich natürlich in allen Ständen finden. Die Masse ist ebenso sehr durch deren Beispiel und die Mitwirkung der Obrigkeit als sonstige Umstände gewonnen worden; sie hat sich erst nach längerer Zeit in das Christenthum fest hineingelebt und vertieft. In unserer jetzigen Welt stehen die Dinge etwas anders,

besonders in Frankreich. Hier ist ein ungeheuerer Wust von Vorurtheilen und Haß gegen die Kirche, ihre Diener und Einrichtungen, in der öffentlichen Meinung abgelagert. Daraus ist selbstverständlich in weiten Kreisen eine große Gleichgültigkeit und Lauheit entstanden. Viele werden auch schwach durch das Beispiel der Machthaber, durch die Vortheile, welche ihnen von dieser Seite winken. Für gar viele sonst willige Christen sind die Schwierigkeiten kaum zu überwinden, welche sich der christlichen Erziehung ihrer Kinder entgegensetzen.

Freilich, seit der Revolution wurde der höhere Unterricht in Frankreich überwiegend, längere Zeit hindurch sogar ausschließlich, in christenfeindlichem Sinne geleitet. Die Jugend wurde planmäßig entchristlicht. Aber auch selbst in den höheren Schulen war stets noch Religionsunterricht und Gottesdienst durch eigens angestellte Seelsorger erhalten. Deßhalb konnten immer noch manche ihre christlichen Ueberzeugungen retten. Jetzt dagegen handelt es sich um Kinder, die mit dem dreizehnten Jahre aus der Schule treten, denen man Religionsunterricht und Gottesdienst genommen hat, und ihnen gänzlich unzugänglich zu machen sucht. Wo sollen diese Leute noch Gelegenheit haben, sich mit Christenthum und christlicher Ueberzeugung vertraut zu machen?

In Deutschland erlebt man Aehnliches. In den protestantischen Gegenden gehen seit der Einführung des Protestantismus alljährlich viele Tausende von Nachkommen eingewanderter Katholiken für die Kirche verloren, einzig durch die Schule. Die Eltern hängen oft sehr innig an der Kirche, aber sie vermögen nur selten bei ihren Kindern die in der protestantischen Schule eingesogenen Lehren und Vorurtheile erfolgreich zu bekämpfen und niederzuhalten. Selbst wenn die Kinder noch äußerlich katholisch bleiben, ist wenig gewonnen. Es fehlt ihnen an Innigkeit und Glaubenswärme, sie fallen bei der ersten Gelegenheit ab, überlassen ihren Nachwuchs dem Protestantismus. In den katholischen Gegenden ist eine katholische Erziehung noch einigermaßen möglich, trotzdem der Staat

sich fast gänzlich der Leitung der Volksschule bemächtigt hat. Aber welche ungeheuere Schädigung erfährt die Kirche nicht fortwährend in unserer Zeit durch die höheren Schulen, seitdem sich dieselben gänzlich in den Händen des Staates befinden und zum Werkzeug des Unglaubens und der Feindschaft gegen die Kirche geworden sind! Die Staatsschule ist zu einem viel gefährlicheren Feinde der Kirche geworden, als einst alle Verfolgungen der heidnischen Kaiser.

Welchen Irrweg hat Frankreich zurückgelegt, wie ist es abwärts gekommen, seitdem (1875) die Nationalversammlung völlige Lehrfreiheit einführte, der Kirche ihre Rechte nach Möglichkeit zurückgab! Wie kindisch-kleinlich und armselig erscheint heute nicht der damalige Streit der Monarchisten untereinander um die weiße Fahne, um verfassungsmäßige Bürgschaften und andere Aeußerlichkeiten? Alle diejenigen, welche damals die Wiederherstellung des Thrones wollten, thaten dieß um der socialen Erhaltung willen, um das Christenthum zu sichern. Sie glaubten aber die sociale Erhaltung, den Schutz des Christenthums der parlamentarischen Schablone unterordnen zu müssen. Wie ist nun die Republik nicht bloß mit dem Christenthum, sondern auch mit dieser parlamentarischen Schablone verfahren, seitdem sie, Dank Einer Stimme Mehrheit, an's Ruder gelangt ist? Die parlamentarischen Monarchisten wollten ein kleines, meist nur eingebildetes Uebel verhüten und haben dadurch das ganze Volk in unendliches Unheil gestürzt, alle Grundlagen und Verhältnisse seines Daseyns erschüttert und der Zerstörung preisgegeben. Wenn nicht ein neuer politischer Umschwung eintritt, so wird die dritte Republik dem christlichen Frankreich so tiefe Wunden schlagen, daß in absehbarer Zeit kaum Heilung möglich seyn wird.

Sehr bezeichnend für die französischen Zustände ist, daß das unselige Gesetz nur das Volk, die Unbemittelten, trifft. Die Wohlhabenden sind davon bewahrt, wenn sie wollen; denn sie schicken ihre Kinder in höhere Schulen, wo die Re-

ligion nicht verpönt ist. Es ist auch noch keine Sprache davon, die höheren Schulen zu „laisiren". Der Pariser Gemeinderath hat in dieser Richtung zwar schon einige Vorstöße gemacht, auch eine oder zwei höhere Schulen ohne Religionsunterricht gegründet. Besondere Erfolge hat er aber noch nicht erreicht. Auch dürfte dieß nicht sobald der Fall seyn, wenn die Republik sich nicht mit den höheren Classen überwerfen will. Gegen das Volk aber, die Armen und Besitzlosen wagt die Republik Alles, bietet ihnen, was sie den Wohlhabenden zu bieten sich nie getrauen würde. Es ist ein kaum glaubliches Schauspiel zu sehen, daß die Herrschaft der Bourgeoisie, welche in ihrer Mehrheit immer noch zur Kirche hält, durch Entchristlichung der Massen zu befestigen gesucht wird. Wohin ein solches Beginnen führen muß, mag sich Jeder selbst ausmalen. Sehr richtig sagte ein Blatt: in ihrer kirchenfeindlichen Leidenschaft säge die radikale Richtung in der Bourgeoisie den Ast ab, auf dem sie sitzt; das der Kirche entfremdete, im Hasse des Christenthums erzogene Volk werde um so gieriger sich auf die irdischen Güter stürzen, auf die man es verweist, die man ihm aber vorenthält; insbesondere die zur Unkirchlichkeit gezwungenen Lehrer würden um so unzufriedener seyn, als man bisher alle ihnen gemachten Versprechungen getäuscht habe und überhaupt außer Stande sei, dieselben zu erfüllen; die unzufriedenen Lehrer würden nur Unzufriedene erziehen.

Freilich wird es mit der Ausführung des unheilvollen Gesetzes noch nicht so schnell gehen. Dasselbe bestimmt, wie gesagt, daß die Lehrer noch so lange kirchliche Nebenämter versehen dürfen, als die Erhöhung der Gehälter nicht durchgeführt seyn wird. Damit hat es noch gute Wege, Dank der fortschreitenden Zerrüttung des Staatshaushaltes. Der Präfekt des Wasgau-Departements hat etlichen 60 Gemeinden von weniger als 400 Seelen angezeigt, daß wegen Mangel an Mitteln der staatliche Zuschuß für ihre Mädchenschulen aufhören werde. Diese Schulen werden also eingehen müssen.

So beginnt also das Gesetz mit einer Minderung der Schulen. Schreibt es doch nur für Gemeinden von 500 Seelen eigene Mädchenschulen vor. Nun bestehen aber, wie das Vorgehen des Präfekten zeigt, schon längst in zahlreichen Gemeinden unter 500, und selbst unter 400 Seelen, eigene Mädchenschulen. Dieß war die Frucht der 1852er Gesetze. Dank der durch dieses Gesetz gestatteten Thätigkeit der Kirche mit ihren Ordensleuten, ist Frankreich überhaupt das schulreichste Land der Welt geworden. Es kommen hier kaum 40 Zöglinge durchschnittlich auf eine Lehrkraft in den öffentlichen und freien Schulen. In dem vielgepriesenen Schulzwangsstaat Preußen kommt erst auf 75 Schüler eine Lehrkraft. Deßhalb leistete bisher die französische Volksschule, im Verhältniß zu dem um zwei Jahre kürzeren Schulbesuch, mehr als die Schule irgend eines deutschen Landes.

Selbst ein radikales Blatt, die „France“ (24. Oktober), welche bisher nur Mängel und Nachtheile an dem „dem Klerikalismus verfallenen Schulwesen“ zu finden wußte, gesteht: „Wir wissen kein Land in der Welt, wo die Töchter so sorgfältig erzogen werden, als bei uns. Nirgendwo hat die Frau so sehr das Bewußtseyn ihrer Pflicht, ihrer Verantwortung. Nirgendwo ist in allen Classen die mütterliche Liebe so groß. Unsere jungen Mädchen besitzen das Geheimniß, schüchtern zu seyn ohne Sauertöpfigkeit, züchtig ohne Sprödigkeit, zurückhaltend ohne Morosität. Die Aufgabe unserer Mütter ist mit dem Säugling nicht zu Ende. Die Französin erzieht ihr Kind, nachdem sie es genährt. Später überwacht sie den Jüngling, der, selbst als Mann, seiner Mutter Sorgen und Nöthen, ebenso wie seine Hoffnungen anvertraut. Sie ist ihm die ausdauerndste Freundin und die einsichtigste Trösterin. Ueberdieß besitzt sie zwei große Eigenschaften: sie ist mildthätig und arbeitsam.“ So schildert ein Franzose, welcher das Ausland kennt, die Französin, welche, mehr als jede andere Frau der Welt, unter klerikalem Einflusse erzogen wird. Bis jetzt wurden, seit wohl fünfzig Jahren,

zwei Drittel bis drei Viertel aller Mädchen sogar durch Klosterfrauen erzogen. Freilich die „France" ist zu diesen Geständnissen der Vertheidigung halber gezwungen worden. Ein unwissender deutscher Blaustrumpf hatte sich nämlich veranlaßt gefunden, von dem Thron seiner protestantischen Ueberlegenheit und Vorurtheile herab über die französischen Frauen eine einbändige Aburtheilung loszulassen.

Das „Journal des Débats" ahnt nichts Gutes von dem neuen Gesetz, indem es schreibt: „Man muß auf dem Lande gelebt haben, um die ungeheuere sociale Wichtigkeit der weiblichen Orden zu begreifen. Mitten im Leben des Tages stehend, mit allem Elend vertraut, helfen die Schwestern nach Vermögen, retten die des Arztes entbehrenden Kranken. Sie sind der Trost des armen Landvolkes. So unterrichtet die weltliche Lehrerin auch seyn mag, sie wird die Ordensschwester gerade bei der wichtigsten Aufgabe nicht ersetzen können. Sie vertritt eine ganz andere Sache, und leistet nicht dieselben Dienste, besitzt nicht dasselbe Ansehen, nicht dasselbe Vertrauen. Sie setzt sich nicht an den häuslichen Herd, pflegt nicht die Kranken, hat keine Heilmittel, keinen Trost für sie. Sie ist bloß Lehrerin, nicht Wohlthäterin. Man darf sich daher auf starken und dauernden Widerstand gegen das Gesetz gefaßt halten."

Das scheinen auch selbst die Republikaner sich im Geheimen einzugestehen. Im selben Augenblicke, wo der Abgeordnete Leherissé in der Kammer für das Gesetz stimmte, bewarb er sich im Departement Ille-et-Vilains bei einer Ersatzwahl um einen Sitz im Generalrath, den bisher ein Conservativer innegehabt. Er fand kein geeigneteres Mittel, sich seinen Wählern zu empfehlen, als die Versicherung, durch seinen Einfluß, den er als republikanischer Abgeordneter bei der Regierung besitze, werde er die Belassung der Ordensleute in dem Wahlbezirk bewirken, trotz des Gesetzes! Dieß gab den Ausschlag.

Die unerwarteten Wahlerfolge der Conservativen am

5. Oktober 1885 sind hauptsächlich dem Gesetz zu verdanken, welches den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen verbannt. Wird das jetzige Gesetz eine ähnliche Wirkung hervorrufen? In diesem Falle würden die „Conservativen" sehr leicht 1889 die Mehrheit erlangen, wenn nicht schon früher Neuwahlen nothwendig werden. Aber auch bis dorthin wird die jetzige Schulgesetzgebung dem Volke tiefe Schäden verursachen. Bleibt dieselbe nur noch zehn oder zwölf Jahre in Wirksamkeit, dann werden die Verwüstungen in einem Menschenalter nicht zu überwinden seyn. Die Saat des Unglaubens, der Kirchenfeindlichkeit und des Umsturzes wird noch lange fortwuchern und ein Krebsschaden am Leibe Frankreichs seyn.

LXV.

Zeitläufe.

Der Uebergang der bulgarischen Tragödie in die europäische Komödie. — Die Delegations-Discurse in Pest.

Am 25. November 1886.

Kaulbars geht, der Dadian kommt: damit wäre zunächst Alles gesagt. Freilich ist es erst an der bulgarischen Sobranje, ob sie den russischen Candidaten, eben diesen Fürsten von Mingrelien, wählen will. Denn nach dem Berliner Vertrag steht ihr das Recht der Fürstenwahl zu, den Mächten die Bestätigung. Aber die Regentschaft hat ja selbst wiederholt verlangt, der Czar möge nur seinen Candidaten benennen; sie hat den dänischen Prinzen Waldemar nur gewählt in der

rausſetzung, daß derſelbe ſeinem czariſchen Schwager genehm
n müſſe, und um dem „Czar=Befreier“ ihren guten Willen
beweiſen.

Die Mächte ſcheinen damit einverſtanden, daß der ruſſiſche
ndidat, der aſiatiſche Dadian, den Bulgaren zur Wahl für
ren Fürſtenſtuhl empfohlen werde. Damit beginnt nun der
bergang der Tragödie in die Komödie. Die Bulgaren
ögen es immerhin als ein tragiſches Geſchick empfinden,
ß ſie einen Aſiaten, und gerade dieſen Taugenichts, zu
rem Fürſten erkieſen ſollen. Aber den heitern Verlauf
ürfte noch der Eine Umſtand ſtören, daß Rußland die So=
ranje überhaupt als rechtmäßig nicht anerkennt. Und zwar
rſtens, weil die Wahlen beeinflußt worden ſeien, und der
Einfluß nicht der allein berechtigte ruſſiſche geweſen iſt; zwei=
tens weil auch Oſtrumelien Abgeordnete zur Sobranje ge=
wählt habe, welche überhaupt kein Recht hätten, in der Ver=
ſammlung zu ſitzen, und insbeſondere kein Recht, an der
Fürſtenwahl theilzunehmen. Letzteres iſt allerdings richtig.
Da es der ruſſiſchen Pfiffigkeit bei der letzten Diplomaten=
Konferenz in Conſtantinopel, gegen den Widerſpruch Englands,
elungen iſt, den Beſchluß durchzuſetzen, daß der jedesmalige
Fürſt von Bulgarien durch den Sultan auf je fünf Jahre
um General=Gouverneur von Oſtrumelien zu ernennen ſei,[1])
iſt letzterer überhaupt nicht zu wählen, und der bulgariſche
ürſt in dieſer Eigenſchaft ein Beamter des Sultans.

Wie nun die Schwierigkeit wegen der Sobranje über=
unden werden ſoll: das haben die Mächte dienſtfreundlich
m Petersburger Hofe überlaſſen. Einer Sobranje bedarf
durchaus zur Fürſtenwahl, und Rußland dürfte ſich doch zu

---

1) Vgl. „Hiſtor.=polit. Blätter“. 1886. Heft vom 16. Juli Bd. 98. S. 165 f. — Zur Erneuerung des ſultaniſchen Man=dats nach je fünf Jahren ſollte es auch jedesmal der Zuſtim=mung der Mächte bedürfen, ſo daß es Rußland freiſtund, durch ſein Veto die ganze Union wieder über den Haufen zu werfen.

weit verrannt haben, um die gegenwärtige Versammlung noch ad hoc zu benützen. Jedenfalls wird wohl die Regentschaft, die bereits nach der Nichtannahme der Wahl durch den Prinzen Waldemar zur Abdankung bereit war, über die Klinge springen müssen, und dann wäre kaum zu zweifeln, daß eine provisorische Regierung nach dem Herzen Rußlands auch ein entsprechendes Resultat der Neuwahlen zu Stande bringen würde. Es ist schon zu verwundern, daß unter dem Drucke der russischen Niederträchtigkeiten die Unabhängigkeitspartei sich solange am Ruder halten konnte. Wenn nun die Mächte auch noch dazu helfen, dem Dadian die Wege zu ebnen, so fällt ihre letzte Hoffnung dahin.

Indeß wird den Bulgaren auch bereits das glänzende Hochzeitsgeschenk vorgezeigt, das der Dadian zu seiner Vermählung mit dem bulgarischen Throne mitbringen werde: die bis jetzt bloß thatsächliche Union mit Ostrumelien soll nämlich im Laufe der Revision des ostrumelischen Statuts gesetzlich geordnet werden. Rußland hat im Frühjahre bei dieser Frage den Sultan gegen den Fürsten Alexander mißbraucht und ihn zur Aufstellung unmöglicher Bedingungen verleitet, bloß um die Revision zu hintertreiben und den Fürsten um einen Erfolg zu bringen.[1] Jetzt will man in Petersburg von dem hartnäckig vertretenen Standpunkte des Status quo ante überhaupt nichts mehr wissen, und ebenso ist man bereit, die obenerwähnte Festsetzung der Constantinopler Conferenz preiszugeben. Das war Alles bloß als Minenkrieg gegen den Fürsten Alexander vermeint. Auch wußte der österreichische Minister in der Delegation bereits zu erklären: „das Constantinopler Protokoll habe keinen endgültigen Zustand geschaffen", und die innere Frage der Union solle erst bei der in Aussicht genommenen Revision des ostrumelischen Statuts geregelt werden. Es sei auch, meinte Graf Kalnoky weiter, kaum zu bezweifeln, daß, wenn ein Fürst den bul-

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" a. a. O. S. 475.

garischen Thron einnimmt, er die Bedingung stellen würde, daß vorerst dießfalls klare Verhältnisse geschaffen würden.

Ueberdieß glaubte der Herr Graf fürchten zu müssen, „daß nicht nur wegen dieser verwirrten staatsrechtlichen Verhältnisse, sondern überhaupt wegen der jetzigen Zustände in Bulgarien sich schwer ein Fürst, der seine Aufgabe ernst nimmt, entschließen werde, einer eventuellen Berufung Folge zu leisten." Aber muß es denn gerade ein Fürst seyn, der „seine Aufgabe ernst nimmt?" Der Herr Graf scheint damals noch keine Ahnung gehabt zu haben von der Absicht Rußlands, den Dadian zu „berufen", und er wird wohl deßhalb keine Anstände machen, weil er Ursache habe, diesen Candidaten nicht ernst zu nehmen? Wer ist also der Dadian?

Schwerlich hätte eines der nichtrussischen Kabinete sich die Frage zu beantworten gewußt, wenn die civilisirte Welt nicht mit der Erfindung großer Conversationslexika beglückt wäre. Hienach ist „Dadian" der Familienname der früheren Inhaber des Fürstenthums Mingrelien im Kaukasus. Als unter Czar Nikolaus der letzte dieser autonomen Fürsten starb, nahm der Czar die Wittwe und ihren Knaben, den jetzigen Dadian, unter seinen „Schutz" und ersparte beiden das autonome Regieren. In Petersburg auf kaiserliche Kosten erzogen, brachte es der Junge zum Gnaden-Oberst in der Garde und sogar zum Gemahl der ältlichen Tochter des Grafen Adlerberg, des Lieblings des Czaren Alexander II. Die Ehe dauerte so lange, bis das reiche Heirathgut verjubelt war; seitdem bezahlte die Czarenkasse außer der fürstlichen Pension auch die fürstlichen Schulden. Es gibt nicht wenige solcher abgedankten Fürsten leichtern und schwerern Kalibers in Rußland, auch der bekannte Nihilist und Anarchist Fürst Krapotkin ist einer dergleichen.

Aber wenn der asiatische Dadian als ihr Fürst zu den europäischen Bulgaren kommt, so kommt er nicht allein, und seine Begleitung wird ihre Aufgabe sicherlich „ernst nehmen." Mit Recht hat ein russisches Blatt gesagt: die Wahl des

Dadian würde alle Vortheile der Occupation — die man sich ja auch in Wien ernstlich verbeten hat — gewähren, ohne ein solches Wagniß nöthig zu machen. So ist es. Der neue Fürst würde mit einem großen Stab von Generalen und Offizieren einziehen, er müßte auch civilistische Rathgeber aus Rußland mitbringen und an seiner Seite haben. Das ist auch von dem österreichischen Minister bereits vorgesehen. Er kann nicht umhin, dem Bulgarenvolke im Allgemeinen das Lob der Tüchtigkeit zu spenden. Aber der Staat sei sehr jung und folglich arm an jenen Elementen, welche für die staatlichen Bedürfnisse in der Administration, der Justiz, den Finanzen unumgänglich erforderlich seien. Insbesondere habe sich in der Armee der Mangel der höheren, erfahrenen und Autorität genießenden Offiziere darin gezeigt, daß der moralische Halt und die Disciplin bei den jüngern Offizieren immer mehr in Verfall kam. Kurzum: es sei nicht möglich, daß „das noch in Entwicklung befindliche Fürstenthum ohne Hülfe eines Dritten sich weiter organisiren und forthelfen sollte." Der unentbehrliche Dritte aber kann natürlich nur Rußland seyn.

Zwar ist es thatsächlich erwiesen, daß unter dem Fürsten Alexander die Entwicklung des Landes in erfreulichem Fortschreiten begriffen war; daß die junge bulgarische Armee über den frevelhaften Angriffskrieg Serbiens den glänzendsten Sieg davontrug; daß der Fürst das Vertrauen und die Liebe des Volkes in vollem Maße genoß, bis es den russischen Infamien gelang, mit Hülfe bestochener Banden den Fürsten zu stürzen und die Mächte, unter Vorantritt des Zweikaiser-Bundes, ihn dem czarischen Hasse zum Opfer brachten. Der Minister Graf Kalnoky bleibt aber dabei: es sei nicht denkbar, daß in Bulgarien ein erträglicher, Dauer versprechender Zustand eintrete „ohne Verständigung zwischen Rußland und Bulgarien." Er spricht zwar von dem „autonomen Fürstenthum"; er erklärt, nichts, was einer Confiskation seiner Selbständigkeit, einem Protektorate gleichkomme, sei vertrags-

mäßig zulässig. Aber er sagt nicht, worin diese Autonomie eigentlich bestehe, und was von derselben noch übrig bleibe, wenn der „Dritte" den Regierungsapparat in's Land bringen und dessen Entwicklung seinem Willen unterwerfen darf. Dagegen bemerkte Graf Apponyi sehr richtig: in Wien gebe man sich hienach mit der Versicherung zufrieden, daß Rußland formell gegen die Verträge nichts unternehme und das russische Protektorat nicht im Wege internationaler Vereinbarungen anstrebe, gestehe aber nichtsdestoweniger die Ausschließlichkeit des politischen Einflusses Rußlands und dessen thatsächliche Allmacht zu. Allerdings: in diesem Rahmen läßt sich auch die Candidatur des Dadian mit Allem, was daran hängen wird, unterbringen, ohne an einer Ecke anzustoßen; und zum bloßen Platzhalter oder Kanonenfutter ist auch der Dadian gut genug.

Graf Kalnoky glaubt nicht nur an eine bevorrechtigte Stellung Rußlands zu Bulgarien, die diesem allein unter den Mächten zustehe, sondern er leitet dieses Vorrecht sogar aus dem Berliner Vertrag ab. Rußland selbst stützt seine Anmaßung auf die schweren, zur Befreiung Bulgariens gebrachten Opfer, wofür es sich indeß schon mit Bessarabien und in Armenien bezahlt gemacht hat, während die Westmächte seinerzeit im Krimkrieg ebenfalls hunderttausend Mann und hunderte von Millionen, aber buchstäblich umsonst, geopfert haben. Graf Kalnoky dagegen macht geltend: daß der Berliner Vertrag dem russischen Commissär die Organisation des Landes überlassen, daß dieser die bulgarische Verfassung entworfen habe, daß russische Funktionäre in Militär und Civil die Regierung eingerichtet hätten, und daraus schließt er auf ein vertragsmäßig bestehendes Vorrecht Rußlands. Graf Andrassy, der den Vertrag von Berlin mit schaffen half, mußte den Minister darauf hinweisen, daß dieser Vertrag, trotzdem daß Rußland damals mit einer Armee in Bulgarien gestanden und die gesammte Verwaltung des Fürstenthums innegehabt, sogar den Zeitpunkt fixirte, wann es Bulgarien zu räumen

habe. Allerdings sei das ein Ausdruck des Mißtrauens gewesen, und zwar eines berechtigten Mißtrauens „einem Reiche gegenüber, das über mehr als 100 Millionen Einwohner verfügt und seine Politik durch den Willen eines Einzigen bestimmen läßt.“ Vertragsgemäß hat also Fürst Alexander gehandelt, wenn er die bulgarische Autonomie allmählig von der russischen Vormundschaft befreite; von einem vermeintlichen Vorrecht Rußlands in Bulgarien aber, worauf Graf Kalnoky immer wieder zurückkommt, steht im Vertrag nicht nur nichts, sondern vielmehr das Gegentheil.

Folgerichtig betont dann der Minister, daß die übrigen Mächte in die inneren Angelegenheiten Bulgariens sich nicht einzumischen hätten. Er bezeichnete dieß als „den Gesichtspunkt, den die (österreichische) Regierung immer festhält.“ Was in dieser Beziehung in Sophia geschehe, sei ihr verhältnißmäßig gleichgültig, also auch das Auftreten des General Kaulbars. Der Minister meint: dem General sei es überhaupt nur gelungen, den Bulgaren die Einwirkung Rußlands in der denkbar unangenehmsten Weise fühlbar zu machen, und diesem Volke die Sympathien der öffentlichen Meinung Europa's im vollsten Maaße zu gewinnen. „Die Mission Kaulbars trägt nicht den Stempel des Bleibenden, sie wird vorübergehen und kaum tiefergehende Spuren zurücklassen.“ Keine irreparabeln Zustände seien dadurch geschaffen worden, meint der Minister. Aber irreparabel ist doch wohl Eines: der Verlust des Vertrauens im bulgarischen Volke auf den vertragsmäßigen Schutz der Mächte, Oesterreichs in erster Linie. Kaulbars hat gezeigt, was sich der Czar in Bulgarien erlauben darf, und auf diesen „Spuren“ kann nun der Dadian mit seiner Liktorenschaar einziehen, nur mit dem Unterschiede, daß jener sofort die Peitsche geschwungen hat, dieser zunächst Zuckerbrod aus den Taschen schütteln wird. Wenn es aber für Oesterreich „verhältnißmäßig gleichgiltig“ war, was unter Kaulbars in Sophia geschah, so wird es in Wien auch gleichgültig seyn, was unter dem Dadian in Sophia geschehen wird.

So konnte der Minister am Schlusse seiner diplomatischen Revue wohlgemuth sagen: „Die Beziehungen der Monarchie zu den einzelnen Mächten sind vortrefflich; es ist keine Phrase, sie sind es wirklich“ — insbesondere in dem freundschaftlichen Verkehre mit dem russischen Kabinet, wie er ausdrücklich beifügt.

Er kommt hiebei auch auf England zu sprechen, zunächst um anzudeuten, daß man dort, bei der beneidenswerthen meerumschlungenen Lage des Reiches, eigentlich leicht zu reden habe. Doch freut er sich, daß die öffentliche Meinung Englands in der auswärtigen Politik sich mehr und mehr consolidire und daß die Zuversicht bestehe, „wir würden auch England an unserer Seite sehen, wenn es sich darum handeln sollte, für die Erhaltung des Berliner Vertrags und des Rechtszustandes, den derselbe geschaffen, einzutreten.“ Aber der Fall tritt nicht ein: denkt sich Graf Kalnoky. Denn die Unterscheidung, mit der er anfängt und aufhört, zwischen rein bulgarischen und europäischen Interessen gewährt der diplomatischen Taschenspielerkunst den weitesten Spielraum. Er kann in den „rein bulgarischen“ Sack so viel hineinschieben, daß für die europäische Anfechtung nichts mehr übrig bleibt.

Lord Salisbury hat in seiner mannhaften Rede vom 9. November eine solche Unterscheidung nicht gemacht. Er spricht mit dem höchsten Lobe von den großen Hoffnungen, die Europa auf Bulgarien mit Recht gesetzt habe, mit Abscheu von der mitternächtlichen Verschwörung meuterischer, von ausländischem Golde bestochener Offiziere und von den Mitteln, „wozu ausländische Staatsmänner griffen, um die Verschwörer von der so reichlich verdienten Strafe zu retten“; er brandmarkt die aufeinander folgenden Eingriffe in die Rechte eines freien und unabhängigen Volkes, eines freien christlichen Staates. Er ist keineswegs der Meinung, daß diese Eingriffe „verhältnißmäßig gleichgültig“ seien und kein europäisches Interesse berühren. Er sagt vielmehr: „An diesen Dingen haben die Nationen Europa's ein Interesse;

die Rechte Bulgariens sind durch den Berliner Vertrag gesichert, einen Vertrag, auf dem der Friede des südöstlichen Europa's beruht." Nur eine isolirte Pflicht Englands, gegen einen Bruch des Vertrags für sich allein aufzutreten, will der Lord nicht anerkennen. „Aber Oesterreich", sagte er, „ist bei dieser Angelegenheit vor Allem interessirt, und der Entschluß Oesterreichs muß besonderes Gewicht im Rathe der britischen Regierung haben; die Politik Oesterreichs muß in hohem Grade die englische beeinflussen." Also, England hätte Oesterreich im Ernstfall nicht im Stiche gelassen. Aber wie die Dinge jetzt stehen, und wenn Oesterreich mit der Mission des Dadian einverstanden ist, dann wird England nicht einsehen, warum es eine Störung in das Vergnügen bringen soll.

„Wir würden auch England an unserer Seite sehen" — das Wort hätte nothwendig die Frage hervorrufen müssen, wo denn aber Deutschland verbleibe, wenn es zum Aeußersten käme? Graf Kalnoky zog es daher vor, die Frage lieber gleich selbst aufzuwerfen und er gab zur Antwort: in diesem Falle würde Deutschland nicht an unserer Seite stehen. Noch vor zwei Jahren hat er an derselben Stelle das stolze Wort gesprochen: „Ein Conflikt würde Oesterreich-Ungarn nicht allein finden". Jetzt führte er aus: das Verhältniß, wie es zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland bestehe — er vermied die Bezeichnung „Bündniß" oder „Allianz" — sei nur dann praktisch in volle Kraft zu treten berufen, wenn „es sich um vollkommen solidarische gemeinsamen Interessen beider Mächte handle"; Bulgarien interessire die deutsche Regierung nur insoweit, als damit der Friede im Orient und in Europa zusammenhänge; also sehe der Reichskanzler seine Aufgabe auch nur darin, ohne Rücksicht auf die Wünsche der einen oder andern Macht für den Frieden zu vermitteln. Selbstverständlich erhob sich nun sofort die weitere Frage, was denn also der sogenannte Zweikaiser-Bund eigentlich enthalte und für Oesterreich noch werth sei? Und hier enthüllte die Discussion eine ebenso erstaunliche als unerfreuliche Sachlage.

Graf Andrassy, der einst als Minister die Verhandlungen mit dem deutschen Reichskanzler geführt hatte, also Bescheid wissen mußte, vermochte im Wesen der Sache dem Minister nicht zu widersprechen; er suchte nur den Zweikaiser-Bund von der Schuld reinzuwaschen, indem er, wie schon früher, abermals mit der Behauptung auftrat, daß das ursprüngliche Bündniß zu Zweien durch Zuziehung Rußlands, also durch die Umwandlung in ein Verhältniß zu Dreien, in eine widernatürliche Lage gekommen sei. Zwei Mächte, die gemeinsame Interessen besitzen, stünden nun in demselben einer dritten Macht gegenüber, mit der sie keine gemeinsamen Interessen haben. In dieser Klemme, meinte der Redner, stehe Fürst Bismarck selber rathlos da, und so sei das alte Bündniß zu Zweien nicht mehr das, was es gewesen. Obwohl nun letzteres von Anfang an so ziemlich die Meinung aller Welt war, so setzte doch Graf Kalnoky entschiedenen Widerspuch entgegen. Nach ihm hat sich der Zweikaiser-Bund seitdem sogar gestärkt; aber das Ende seines Liedes war immer wieder: eine volle Auseinandersetzung und Klarstellung dieses Verhältnisses sei „vor der Oeffentlichkeit nicht möglich."

Wie würde nun nach der eigenen Darstellung des österreichischen Ministers der Zweikaiser-Bund im Ernstfalle eines österreichisch-russischen Krieges aussehen? Das ist die Frage. Für Oesterreich hat die bulgarische Krisis, gemäß der grundlegenden Unterscheidung des Herrn Grafen, allerdings auch eine europäische Seite, an die Rußland bei Gefahr gewaltsamer Abwehr nicht rühren dürfte. Nach den eigenen Worten des Ministers gilt aber bei dem deutschen Kanzler auch diese Unterscheidung nicht. Denn für Deutschland gibt es hiernach in Bulgarien überhaupt zwar österreichische Sonderinteressen, aber keine „vollkommen solidarischen gemeinsamen Interessen beider Mächte," und nur in einem solchen Falle würde in Berlin der Bündnißfall (casus foederis) erwogen oder anerkannt werden. Deutschland würde also einem österreichisch-russischen Kriege vollständig neutral gegenüberstehen. Es

würde inzwischen die französischen Chassepots überwachen, während Oesterreich im Bunde Englands und vielleicht Italiens mit den Russen fertig zu werden suchte. Ohne sich also irgendwie mit Rußland zu verfeinden, käme Deutschland in die angenehme Lage, daß Frankreich isolirt und des einzig möglichen Bundesgenossen beraubt wäre. Schließlich würde der Reichskanzler auch in dem Vortheil seyn, den streitenden Parteien, nachdem sie sich im Kampfe erschöpft hätten, den Frieden zu diktiren.

Das wäre ja gewiß der herrlichste Triumph der politischen Schachspielkunst des Reichskanzlers; wie aber der österreichische Minister sich für solche Möglichkeiten des Zweikaiser-Bundes begeistern kann: das ist und bleibt unbegreiflich.[1] Trotzdem in den Delegationen sich schließlich Alles in Wohlgefallen aufgelöst und auch Graf Andrassy klein beigegeben hat, so ist doch ein tiefer Schlagschatten auf dem Zweikaiser-Bund und der Stachel in den Gemüthern aus der merkwürdigen Discussion, wie es nicht anders seyn konnte, hinterblieben. Die Frage liegt unabweislich nahe: welchen praktischen Werth denn unter solchen Umständen das Bündniß für Oesterreich habe? Daß es Oesterreich verpflichtet, im Falle einer russisch-französischen Allianz gegen Deutschland für diesen seinen Bundesgenossen einzutreten, ist zweifellos. Dagegen könnte

---

1) Die Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 19. November versteht die von dem Grafen Kalnoky gegebene Erklärung von den Verpflichtungen des Zweikaiser-Bundes genau so, wie oben ausgeführt ist. Sie drückt aber auch das Erstaunen aus, wie der Minister Graf Kalnoky dazu komme, von den deutsch-österreichischen Abmachungen von 1879 eine abgeschwächte Darstellung zu geben und das Zweikaiser-Verhältniß nun auf einmal in so „fragwürdiger Gestalt“ erscheinen zu lassen. Die Correspondenz erinnert, welche Mühe es den Reichskanzler gekostet habe, den Kaiser Wilhelm zur Unterschrift zu jenen Abmachungen zu bewegen. Aber liegt nicht vielleicht gerade da der Hase im Pfeffer: daß nämlich Rußland das Noli me tangere seyn und bleiben sollte?

Oesterreich niemals auf thatsächliche Unterstützung Deutschlands gegen russische Bedrohungen seiner Lebensinteressen rechnen; man würde in Berlin immer nur „zum Frieden" vermitteln, d. h. gegen einen reellen Verzicht Oesterreichs eine scheinbare Nachgiebigkeit Rußlands erwirken. Das ist auch das ganze Geheimniß der jetzt schwebenden Verhandlungen mit Rußland und der Candidatur des Dadian.

Wann, wie und wo einmal der Fall „vollkommen solidarischer gemeinsamen Interessen beider Mächte," also das aktive Zusammengehen derselben auch in einem Interesse Oesterreichs, und nicht bloß zum Schutze Deutschlands gegen die französische Revanche, eintreten könnte: das ist das Räthsel, über welches sich die Oesterreicher den Kopf zerbrechen mögen. Jedenfalls werden weder England noch Italien Lust haben, eine Verpflichtung gegen Oesterreich, die dessen specieller Bundesgenosse von sich weist, zu übernehmen und diesem Oesterreich behülflich zu seyn, für die Berliner Politik die russischen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sie werden unbedingt lieber auch noch den Dadian verschlucken, und dann kann der Tanz von Neuem angehen — aus der Komödie wieder in die Tragödie.

Inzwischen mag man sich in Wien mit der Hoffnung trösten, daß der Fall „vollkommen solidarischer gemeinsamen Interessen beider Mächte" wenigstens dann anerkannt seyn wird, wenn im Orient aller Tage Abend anbricht, mit anderen Worten: wenn es an's Theilen geht. Als vor zwei Jahren zu Skierniewice der Hinzutritt des „Dritten zu dem Bund von Zweien" besiegelt wurde, da hat eine officiöse Stimme aus Wien über Zweck und Ziel dieser überraschenden neuen Vereinbarung eine Auskunft gegeben, die uns noch immer in den Ohren klingt. Man hat gerade in letzter Zeit sich vielfach gefragt, wie solche Dinge in Bulgarien möglich seien, nachdem doch der Friedensbund der drei Kaiser in Skierniewice auf Grund der Achtung der Verträge geschlossen worden sei. Jene Wiener Mittheilung sagte aber

mit klaren Worten, daß man in Skierniewice auch über di
Verträge hinausgeschaut habe: „Diese Constellation ist es
auch zugleich, die selbst für den Fall, daß in oder außerhalb
Europa's durch die Entwicklung der Verhältnisse die Noth-
wendigkeit irgendwelcher Veränderungen eintreten und aus
dieser sich das Auftauchen von Compensationsfragen
ergeben sollte, dieß nicht nur Niemanden mehr beunruhigen
wird, sondern friedliche Lösungen mit Sicherheit erwartet
werden können. Eventualitäten, die man sich bis vor nicht
langer Zeit nicht anders als von Conflagrationen begleitet
denken konnte, verlieren unter den sich vor uns vollziehenden
Gestaltungen den Charakter von Schreckbildern." [1])

Diese Worte waren genau ein Jahr vor der Erhebung
von Philippopel geschrieben, und sie beleuchten auch die gegen-
wärtige Situation. Dem Czar wurde damals bange um
seinen Antheil an der Beute, er erkannte die „Nothwendigkeit
einer Veränderung". Er steifte sich auf einen einzelnen Buch-
staben des Vertrags, um den ganzen Geist auszutreiben. Der
Vertrag verlangt die Entwicklung der von der Türkenherr-
schaft befreiten Völkerschaften zu freien und selbständigen
Staatswesen. „Der Balkan den Balkanvölkern:" hatte Glad-
stone gesagt; „Die türkische Erbschaft soll den Kindern und
nicht den habgierigen Nachbarn gehören; die Bildung neuer
Staaten ist zu wünschen, nicht aber eine Theilung": so sagte
1884 das Organ seiner Regierung.[2]) Ebenso hat der Lord
Salisbury in seiner Rede vom 9. November an Bulgarien
den Muth und die Beharrlichkeit gepriesen, mit der das
kleine Land seine nationale Freiheit vertheidige und den
Grund zu einer glänzenden geschichtlichen Entfaltung gelegt
habe. Das sei ein günstiges Omen und verdiene die Be-
wunderung Europa's, meinte der Lord; verflucht sei es! rief

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter." Heft vom 1. Febr. 1885.
Bd. 95. S. 243.

2) Vgl. a. a. O. Heft vom 16. April 1885. Bd. 95. S. 647.

der Czar. Darum mußte Fürst Alexander weichen; darum durfte der General Kaulbars das Unerhörteste wagen; und darum soll jetzt der Dadian kommen, als Platzhalter und Kanonenfutter, bis Rußland seine letzte Karte ausspielen kann.

Das ist die Bedeutung der bulgarischen Krisis: wenn nicht noch Wunder geschehen, so wird ein großes Princip für die Lösung der ganzen Orientfrage verloren seyn und die raubgierige Compensationspolitik den ganzen Continent in ihre Gewalt bekommen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: am Balkan bleibt sie sicherlich nicht stehen!

LXVI.

Eine englische Charakteristik deutscher Geschichtschreibung.

Der Regius Professor of Modern History an der Universität Oxford, sonst ein großer Bewunderer deutscher Wissenschaft, hat in seinen Vorlesungen (The Methods of Historical Study. Eight Lectures) einige sehr charakteristische Aeußerungen über deutsche Geschichtschreiber im allgemeinen und ganz besonders über Mommsens Römische Geschichte niedergelegt, die wohl verdienen, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Nachdem der Verfasser vor der Sucht gewarnt, immer das neueste deutsche Buch über irgend einen Gegenstand zu lesen, als ob dieses neueste Buch eben immer das beste sei, als ob es ganz unmöglich sei, daß die funkelnagelneuen Resultate und Entdeckungen nicht eben eine neue Verhüllung der Wahrheit seyn könnten, fährt er also fort: „Wir müssen deutsche Bücher lesen, aber wir müssen unser Recht auf ein selbständiges Urtheil uns wahren, in Punkten, wo der Engländer viel befähigter ist, sein Urtheil abzugeben, als der deutsche. Weil ein Schweizer, ein Norweger, ein Engländer das constitutionelle Leben aus täglicher Erfahrung kennt, kann er die Verfassungsfragen in der Geschichte Griechenlands und Roms leicht erklären, während

dieselben für den deutschen Professor Geheimnisse sind. De
deutsche Professor liest eben von solchen Dingen in Büchern
wir dagegen sehen sie unter unsern Augen sich ereignen, und
sie sind uns so leicht und verständlich, wie das ABC. Pro-
fessor Curtius z. B., so groß in seinem Fach, ist politischen
Wahrheiten gegenüber, welche für Grote das tägliche Brod
sind, hülflos wie ein Kind. Er schreibt bisweilen, als ob
Grote nie gelesen, bisweilen als ob er ihn gelesen, aber die ein-
fachsten Gedanken desselben nicht aufzufassen vermocht hätte.
Gerade so kann Ranke nichts aus der englischen Verfassung
machen, wenn er sich mit derselben direkt befaßt, und neben ihm
bekunden manche deutschen Forscher denselben Mangel eines prak-
tischen Verständnisses einer freien Verfassung, welche man eben
nur erlangt, wenn man unter ihr lebt. . . . . Kein einziger
Zeitgenosse besitzt die Vielseitigkeit von Mommsen, vermöge wel-
cher Sprache, Recht, Mythologie, Gewohnheiten, Alterthümer,
Münzen in den Bereich seiner Forschung gezogen und miteinan-
der verknüpft werden, und dann zu so großartigen Resultaten
führen. Er ist hierin ein Meister; auch ist sein Wissen nicht
auf eine kurze Periode beschränkt, denn er ist gerade so vertraut
mit Cassiodorus und Jordanes als mit einer japygischen In-
schrift oder den Fragmenten Appius des Blinden. Allem diesem
fügt er noch einige Eigenschaften des wahren Historikers hinzu.
Wenige übertreffen ihn in der tiefen und sicheren Erfassung des
geschichtlichen Zusammenhanges, und wenn er will, kann er
große Gedanken in körniger edler Sprache vortragen. Ich kenne
keine Stelle in irgend einem Buche, welche in Lebendigkeit der
Darstellung den wunderbaren Passus gegen Anfang des zweiten
Bandes überträfe, in dem gezeigt wird, wie durch die Schwäch-
ung des macedonischen Königreiches die barbarischen Mächte des
Ostens wieder hervortreten, oder wie die Welt wieder zwei
Herren erhält, als Rom sich zum Kampfe gegen die Parther
gürten mußte. Was fehlt denn dem Manne, der mit so rei-
lichen Gaben ausgestattet ist und sie zum Theil so gut verwen-
det? Ihm fehlt das politische und moralische Verständniß,
welches nur durch ein Leben in einem Gemeinwesen von Freien
erlangt wird. Es ist wirklich betrübend, in einem solchen Ge-
lehrten die Moral von Macaulay's Avaur zu finden, die Politik

eines Jingo, der niederfällt und die rohe Gewalt verehrt, wo immer er sie finden kann. Die Zielscheibe von Mommsens Hohn ist der ehrliche Mann, der Patriot eines kleinen Staates, der einem mächtigen Feinde gegenüber, welcher trotz seiner unwiderstehlichen Macht sich der niedrigsten Kunstgriffe und Falschheit nicht schämt, sich bemüht, selbst gegen die Hoffnung die Freiheit und Würde seiner Nation zu bewahren und ihren Fall wo möglich zu verhindern oder wenigstens zu verzögern und minder bitter zu machen. Daß der Schwächere dem Stärkeren gegenüber je ein Recht besitzen könne, fällt dem nicht ein, der ja einigermaßen an sich selbst die Herrschaft von Blut und Eisen erfahren hat. Der Zorn Mommsens gegen irgend einen Ehrenmann des Alterthums gleicht nur dem Zorn gegen seine Zeitgenossen, welche es wagen, die Männer zu bewundern, die dem Baal oder Moloch der rohen Gewalt ihre Huldigung versagen. Solch ein Verfahren ist eben so hohl als unmoralisch. Mommsen geht vom Grundsatz aus, daß ein Mann, der zwei Jahrhunderte vor Christus lebte, gerade so klar den Gang der Ereignisse vorhersehen müsse, wie sie dem reflektirenden Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts vorliegen. In auffallend glücklicher Weise versagt Mommsen die ächte deutsche Sprache ihre Dienste, wenn ähnliche Gedanken vorgetragen werden sollen. Wenn ein ehrlicher Mann verhöhnt werden soll, kann es nur, so scheint es, in einem halb französischen Jargon geschehen, was uns geneigt macht, die Worte des alten Schwaben zu wiederholen: ‚Lond üs tütsch blyben; die wälsch Zung ist untrü.‘ Gegen die kecke Zuversicht, welche sich in Epigramme zuspitzt, kann man andere Epigramme richten. Wenn uns Mommsen sagt, daß, wer nicht einsehe, daß C. Gracchus nach der Königswürde gestrebt, keine Augen zum Sehen habe, kann man erwidern: Wer so etwas sehe, müsse durch die gefärbten Brillen seiner Einbildung schauen. Wenn Mommsen sich den Kopf darüber zerbricht, daß der Aristokrat Appius Claudius mit dem wühlerischen Freigelassenen Gnäus Flavius sich verbindet, da hätte ich ihm gar zu gerne gezeigt, wie 1841 bei der Wahl in Northampton die Tories und Chartisten Arm in Arm in derselben Procession gingen im Bunde gegen die gemäßigten Liberalen. Niebuhr ist vielleicht für immer beseitigt; ich wenigstens fordere von Niemand, daß er alle seine Combinationen

annehme, aber er besaß doch sehr viel von dem politischen Scharfblick, der seinem berühmten Nachfolger abgeht... Er hatte nicht in einem freien Lande gelebt, aber doch Länder und Leute gesehen."

Die Ausführungen des gelehrten Professors werden Mommsen übertrieben scheinen, Andere werden vielleicht persönliche Feindschaft als den Beweggrund angeben, obgleich dafür auch nicht der geringste Anhaltspunkt sich bietet. Jedenfalls spricht Freeman hier öffentlich aus, was andere Engländer denken. Gerade die deutsche Geschichte ist durch den servilen Geist unserer Historiker entstellt, welche das Eintreten von Papst und Klerus für die Rechte der Kirche als Hochverrath oder gemeine Intriguen darstellen, während die Fürsten, welche das deutsche Kaiserthum geschwächt und die Freiheit der Stände zerstört haben, gerechtfertigt werden. Freeman ist vollkommen berechtigt, seine deutschen Zunftgenossen so scharf zu kritisiren, da er in seinen historischen Arbeiten stets als Vorkämpfer des Rechtes und der Freiheit aufgetreten und Froude gegenüber den heil. Thomas glänzend gerechtfertigt hat. Wenn überhaupt die meisten englischen Geschichtschreiber viel billiger in ihrem Urtheile über Papst und Klerus sind, wenn sie sich schämen, Tyrannen wie Johann, Heinrich II., Heinrich VIII. zu vertheidigen, so kommt es wohl daher, daß sie in einem freien Lande wohnen und einer Nation angehören, die anderen gerecht zu werden sich bestrebt, und ihre Fehler, wenn sie dieselben erkannt hat, eingesteht.

LXVII.

Rupert von Deutz.[1])

Das Buch des Breslauer Theologie-Professors macht, abgesehen etwa von den einleitenden Kapiteln, einen durchweg erfreulichen Eindruck. Der Verfasser tritt so bescheiden auf und erscheint so voll Ehrfurcht für den großen Mönch des zwölften Jahrhunderts, daß wir ihm selbst unsere Sympathie nicht versagen können.

1) R. Rocholl: Rupert von Deutz. Beitrag zur Geschichte der Kirche im XII. Jahrhundert. Mit einem Facsimile in photographischem Lichtdruck. Gütersloh, Bertelsmann 1886. X. 335.

Bekanntlich haben in unseren Tagen, nach Abt Guéranger, er verstorbene C. von Schäzler, Scheeben, Bach u. A. wieder uf Ruperts Bedeutung aufmerksam gemacht; eingehender noch aben sich protestantische Theologen und Dogmenhistoriker mit hm beschäftigt. Auch Rocholl behandelt Rupert zunächst im ogmenhistorischen Interesse und zwar, wie wir gleich hervorheben vollen, ohne lästige Voreingenommenheit; dabei will er jedoch ine möglichst vollständige und allgemein ansprechende Biographie eines Helden geben. Die beiden einleitenden Abschnitte behandeln die Zeit" (1—16) und „die Theologie" (17—38); wir finden n denselben, wie bereits gesagt, weniger zu loben, da sie mehr er Belesenheit und dem vielseitigen Interesse des Verfassers, ls seinen exakten Studien Ehre machen. Doch findet sich auch ier z. B. die schöne Stelle: „Aus den lauten Klagen — auf en Verfall der Kirche schließen zu wollen, würde thöricht seyn. Gerade die harten, furchtlosen Klagen der Geistlichen selbst sind as beste Zeugniß für den sichern und kräftigen Aufschwung der irche dieser Zeit" (S. 15) und wieder: „Die Geistlichen haben die eilige Schrift immer mehr studirt, als man oft glaubt;" dazu ein= lne wahrhaft wohlthuende Aeußerungen über mittelalterliche Exe= eten. S. 34 stehen Stephan von Citeaux und St. Etienne von iteaux als zwei verschiedene Persönlichkeiten, von denen dann beide= al so ziemlich dasselbe mitgetheilt wird! S. 27 soll Odo von ambrai in Tours bekehrt worden seyn; seine Belehrung werde von hm selbst erzählt u. s. w. So leider manches Einzelne im Buche. Geradezu bodenlos ist eine S. 32 f. gegen den hl. Bernhard rhobene Anklage, natürlich ohne Angabe der Quelle; Professor Rocholl mag sich bei seinem ungenannten Gewährsmann be= anken, denn er selber würde sich eine solche Fälschung sicher icht erlaubt haben. — Kap. 3 schildert anziehend das literarische eben in den belgischen Landen und in Lüttich, wobei es freilich ieder ohne einige Schnitzer nicht abgeht (Gerhard von Brogne, r berühmte Klosterreformator, „lebt einsam als Klausner!").

In zwölf weiteren Abschnitten werden die immerhin dürftigen achrichten über Ruperts Leben, gelegentlich unter Hinweis auf itgenössische Ereignisse, zusammengestellt, und in den so ge= onnenen Rahmen fügt der Verfasser die einzelnen Schriften esselben ein, die sämmtlich mit großer Wärme und in anregendster Weise charakterisirt werden. Die Kapitel 16—18 behandeln

dann besonders „Rupert und die heilige Schrift,“ „die Incarna-tions-Theorie“ und seine Lehre „vom Nachtmahl“; in Bezug auf letzteres glaubt Rocholl, daß Rupert im Grunde allerdings eine Art „Consubstantiations-Theorie“ gelehrt habe, daß aber viele seiner Wendungen, in den frühern wie in den spätern Schriften, die „kirchlich bereits mundgerechtere Wandlungs-Lehre“ (S. 246) deutlich enthalten. Also auch in diesem Punkt keine Gehässigkeit. Der Verfasser wird nicht müde, Ruperts „groß-artige Anschauungen“, seine „leuchtenden Gedanken“ immer wieder zu prüfen; auch seine streng kirchliche Stellung (S. 135. 251. 261), seine fromme Verehrung der Gottesmutter, seine Demuth und hohe Gottesliebe finden achtungsvolle Anerkennung. Daß es dabei im Einzelnen nicht ohne schiefe Ausdrücke und irrige Voraussetzungen abgeht, versteht sich leider von selbst. Am wenigsten Sympathie hat der Verfasser für den hl. Norbert, allerdings nicht ohne sich für sein Urtheil auf achtungswerthe Zeitgenossen und zum Theil auf Rupert selbst beziehen zu können.

Kap. 19 bespricht noch einzelne charakteristische Lehrpunkte, Kap. 20 Ruperts Hymnen-Dichtung; die neuerdings in Cambrai entdeckten und von Dümmler edirten Gedichte schreibt Rocholl unbedenklich unserm Abte zu. Für den wiederholten Abdruck derselben werden viele dem Verfasser dankbar seyn, nicht minder wie für die freundliche Beurtheilung derselben. Der letzte Abschnitt schildert den „Heimgang“. „Der, welcher niemals ruhen konnte, dem die Lippen noch im Schlaf sich bewegten, dessen Mienenspiel die Gluth des inneren Lebens leuchtend kund gab, er ward nun zur Ruhe bestattet“ (S. 297). Der Anhang gibt einige Noten und Quellennachweise, sowie eine (mangelhaft abgedruckte) fran-zösische Notiz über „La Vierge, dite à toit, de Rupert“.

Indem wir dem Verfasser für seine schöne Gabe danken, sprechen wir den Wunsch aus, daß bald ein gereifter und scho-lastisch gebildeter Theologe die Lehre des Abtes, auf dessen Be-deutung die historisch-politischen Blätter erst neuerdings mehrfach hingewiesen, vom katholischen Standpunkte aus eingehend würdigen und gegen die Mißverständnisse sicherstellen möge. So viele Fragen aus und über Rupert harren der endgültigen Lösung, welche gewiß zur Ehre der hl. Kirche beitragen wird.

M. B. W.

LXVIII.

Oesterreichischer Rückblick auf die Delegations-Verhandlungen in Pesth.

Es ist ein ungemein interessantes Schauspiel — der Himmel verhüte, daß es sich nicht zur Tragödie gestalte — das sich vor unsern Augen abspielt. Die Schürzung des Knotens fällt weit in der Zeit zurück und gewissermaßen über den Rahmen hinaus. Wir reden selbstverständlich von der politischen Verwicklung, mit der Oesterreich durch die jüngsten Vorgänge in Bulgarien bedroht scheint.

Wenn uns etwas über eigenes Ungemach und selbstverschuldetes Mißgeschick zu trösten vermag, so dürfte es die allgemeine politische Misere seyn, unter welcher der ganze Welttheil leidet. Wenn Oesterreich auch im Jahre 1853 das schlimmste Loos erwählt hatte und bei der von Buol-Schauenstein inaugurirten Politik am schlechtesten fuhr, wenn die Unentschlossenheit, mit welcher unser auswärtiges Amt zu Werke ging, die bittersten Früchte zeitigte, so muß doch gesagt werden, daß 1853 mit dem Schweiße und Blute der Völker, wenn auch mit scharfen Waffen, dennoch ein bloßer Scheinkrieg geführt wurde, der die Wurzel des Uebels, von der sich die Welt gegenwärtig bedroht sieht, unversehrt stehen und treiben ließ. Es gab keinen Fürsten und Staatsmann, der gründliche Heilung suchte, aller Welt scheint es nur darum zu thun gewesen zu seyn, eine Ruhepause zu erzielen. In Wahrheit ein unverhältnißmäßig theures Resultat!

Es konnte indessen in Anbetracht der kleinlichen Interessen und der untergeordneten Staatsmänner, welche damals die große Politik machten, nicht anders kommen. Der Gedanke, Rußland in seinem Streben, sich Byzanz's zu bemächtigen und seine Herrschaft an Stelle derjenigen des Sultans zu setzen, hemmen zu müssen, war richtig. Die Ausschließung Rußlands von der türkischen Universalerbschaft bildete ein gemeinsames europäisches Interesse. Es läßt sich wohl darüber streiten, ob sich die Erhaltung der Pforte lohnte oder ob was Anderes an die Stelle des türkischen Regimes gestellt werden sollte; daß der osmanische Besitz aber niemals ungeschmälert an Rußland fallen dürfte, das stand damals so fest und fester als heute. Wir müssen bekennen, daß sich die europäische Diplomatie 1853 ohne Vergleich scharfsichtiger erwies als fünfundzwanzig Jahre später, und daß ein allmähliches Abnehmen der geistigen Kräfte von 1829 bis 1886 sich deutlich und unleugbar bekundet. Die Ergründung dieser Abnahme böte höchst anziehende Momente, dennoch müssen wir uns die verlockende Abschweifung versagen und uns zu constatiren begnügen, daß die orientalische Frage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unklarer und widerspruchsvoller erfaßt wurde.

Im Jahre 1853 stritt sich die Schwachmüthigkeit in der Durchführung mit der an sich richtigen Erkenntniß. Statt Rußland ins Herz zu treffen, was freilich ohne den Versuch der Wiederherstellung Polens ein Ding der Unmöglichkeit blieb, benagte man nur den äußersten Rand des großen Reiches. Konnte man im Ernste glauben, daß Rußland, durch den Fall Sebastopols tödtlich verwundet, sich ein halbes Jahrhundert nicht mehr aufrichten und zu neuem Sprunge sich anschicken werde? Rußland selbst ging unversehrt aus dem orientalischen Kriege hervor, nur der Ehrgeiz der Regierung und der moskowitischen Nation ward verletzt. Diese Verletzung war heftig genug, Rußland zu neuen Anstrengungen anzuspornen, und viel zu unbedeutend, um der Nation und ihren Führern den Muth zu benehmen.

Die russische Politik verstand es, sich die politischen Verhältnisse und Umstände dienstbar zu machen. Es gelang ihr, das Verlorene mitten im Frieden und ohne Schwertschlag zurückzuerhalten. Der Anschein, als ob Europa die Rußland zugefügte Demüthigung bereue, war nicht wohl zurückzuweisen und wenn dieser Wahn bei den Moskows selbst Eingang fand, so darf das Niemand befremden. Aber es sollte noch besser kommen. Europa wandelte durch sein Verhalten jenen Schein in Wirklichkeit um. Ein Vierteljahrhundert hatte genügt, eine vollkommene Umwälzung in den Geistern hervorzubringen. Was man vor fünfundzwanzig Jahren in den Staub getreten, wurde nun als der Anbetung würdig erachtet, was man vormals verehrt, wurde jetzt geschändet. Die Rechenprobe anzustellen ist Jedermann im Stande, er braucht nur die Staatsschriften und den diplomatischen Depeschenwechsel aus der Zeit des letzten orientalischen Krieges mit den analogen Kundgebungen aus halbverflossener Zeit zu vergleichen.

Damals bildete die Erhaltung des osmanischen Reiches in seiner vollen Integrität die Grundbedingung der Ruhe des Welttheils; damals streckte die europäische Völkerfamilie dem Sultan liebend die Arme entgegen und nöthigte ihn, am gemeinsamen Herde Platz zu nehmen. Die türkische Rasse, welcher man nachsagte, daß sie nur zerstören und nicht aufbauen könne, von der es hieß, daß unzählige Trümmer und Wüsteneien von ihrem Devastationstriebe und ihrer Trägheit Zeugniß gäben, schien zu Ehren gekommen zu seyn und es fehlte wenig, daß man sie nicht den Abendländern zum nachahmungswürdigen Muster vorgestellt hätte. Fünfundzwanzig Jahre nachher wußte man nur die bulgarischen Gräuel — die Russen hatten sich Aehnliches wohl nie zu Schulden kommen lassen! — zum Ausgangspunkt der neuen antitürkischen Politik zu machen.

Im Jahre 1853 ging man in dem Eifer für die Erhaltung der Pforte so weit, eine von den Westmächten mit Oesterreich vereinbarte Note, nachdem sie die Zustimmung des Hofes von

St. Petersburg erlangt hatte, eigenmächtig abzuändern und dadurch ihre Annahme und den Friedensschluß unmöglich zu machen. Dadurch wurde die Wiener Conferenz überflüssig, die Waffen mußten entscheiden. Die bloße Muthmaßung, „daß Rußland Anspruch erhebe sich in die Verhältnisse des Padischah zu seinen christlichen Unterthanen einzumischen, und künftighin die Ueberwachung der Rechte und Immunitäten der griechisch=orthodoxen Kirche im osmanischen Reiche an sich ziehen könnte“ [1]): genügte zum Abbruche der Conferenzen und zur Erklärung des Krieges. Mit andern Worten: man unterhandelte mit Rußland nur zum Schein, rüstete indessen und hoffte, Rußland gewaltsam zum Aufgeben jener die Ruhe des Welttheils bedrohenden Aspirationen zu zwingen, an welchen die Politik des Kabinets von St. Petersburg seit dem Friedensschluß von Kainardschi unentwegt festgehalten hatte.

Wenn 25 Jahre später Frankreich und Deutschland ein gewisses Wohlwollen für Rußland bewahrten und die Balkanhalbinsel dem Kabinete von St. Petersburg offen ließen; wenn Italien sich nicht anstrengte, die Politik des Augenblicks mit der vor einem Vierteljahrhundert befolgten in Einklang zu bringen: man kann es begreifen. Wie so aber Großbritannien und Oesterreich dazu kamen, dem Czar die Wege nach Constantinopel zu bereiten, das wird ewig unerfindbar bleiben oder, um uns richtiger auszudrücken, von Verstandesgründen nicht gerechtfertigt werden können.

In Großbritannien scheute das Kabinet vor der faktiösen Opposition Gladstone's zurück. Der leitende Minister fühlte sich nicht kräftig genug, die Politik Stratford=Cannings fortzusetzen und über die Deklamationen Gladstone's, der sich wie ein Geheimagent Rußlands geberdete, zur Tagesordnung überzugehen. Er hätte aber den großen Wurf vielleicht dennoch

---

1) Depesche des französischen Ministers an Baron Bourqueney, Paris 17. September 1853.

gewagt, wenn er der Cooperation auch nur Einer continentalen Großmacht versichert gewesen wäre. Was sollte der bloße Seekrieg ausrichten? Was konnte Beaconsfield von einer vereinzelten Aktion Großbritanniens erwarten?

Unter den festländischen Großmächten befand sich nur eine Einzige, in deren Interesse die Verhinderung des russisch-türkischen Krieges lag und welche die Fähigkeit besaß, seine Wünsche durchzusetzen: Oesterreich. Diese Großmacht hatte bereits 1853 die unglücklichste Rolle gespielt, sich mit den Westmächten alliirt, ohne die verlangte Bundeshilfe leisten zu wollen, sich mit Rußland überworfen, ohne doch den Muth zu besitzen, diesen Staat wirklich anzugreifen; und Oesterreich schickte sich auch jetzt wieder an, die widerwärtigste und undankbarste Rolle zu übernehmen. Es ließ Rußland machen, was es wollte, als ob der Kriegsschauplatz statt an der Grenze der habsburgischen Monarchie sich an derjenigen China's befände, und der Ausgang des Streites irgendeinen morgenländischen Staat und nicht Oesterreich in's Mitleiden zöge. Es schien nichts leichter, als die serbische Kriegserklärung zu verhindern. Oesterreich gestattete dafür einer Unzahl russischer Offiziere und Freiwilligen den Durchzug und verletzte dadurch die einfachsten Regeln des politischen Anstandes. Es wetteiferte in Constantinopel mit der deutschen Diplomatie an Liebesdiensten für den Czar. Das Ende vom Liede bekundete sich in argen Beklemmungen. Zum Glücke für Oesterreich verloren die Russen im entscheidenden Augenblicke den Kopf oder doch den Muth, dasjenige zu behaupten, was ihnen unverdienter Weise in den Schooß gefallen war.

Unverdient war gewiß jede Kriegsprämie nach Plewna, und es lag nur an der österreichischen Politik, wenn das Kabinet von St. Petersburg seinen Zweck dennoch erreichte. Graf Andrassy hätte seine begangenen Fehler an dem Tage von Plewna noch erfolgreich corrigiren können, zog es aber vor, die Hände in den Schooß zu legen und das Kommende in buddhistischer Ruhe abzuwarten.

Der Berliner Congreß brachte das unter dem Namen des **Berliner Vertrages** bekannte, oft erwähnte und mit Unrecht gerühmte Flickwerk zu Stande. Es war ein dürftiger Nothbau, der in der preußischen Hauptstadt aufgeführt wurde, und die Architekten desselben haben keine Lorbeeren verdient. Wenn man sie deßungeachtet beräucherte und mit Lob überschüttete, so geschah es theils auf Anforderung der eitlen Werkmeister selbst, theils aus Unkenntniß der Stümperhaftigkeit der Bauführung und schließlich darum, weil man überhaupt froh war, das Friedenswerk unter Dach zu wissen.

Graf Andrassy, dessen verzweiflungsvolle Stimmung Niemanden ein Geheimniß war, erlangte in Berlin das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu occupiren. Es war ein unverhofftes Glück, das die Berliner Anstrengungen des ungarischen Diplomaten belohnte, um so unverhoffter, als man in Wien gewohnt war, das Reich stets gemindert und nie vermehrt zu sehen. Oesterreich wurde nun plötzlich, und zwar ohne Schwertschlag, was ihm schon lange nicht widerfahren war, um ein gutes Stück Landes vergrößert.

In Wien gewahrte man nur **die** Seite, welche Andrassy der Welt zuzukehren für gut fand. Darüber, daß der alte bewährte Grenzhüter Oesterreichs beseitigt worden war; daß chaotische Zustände an Stelle der gewohnten Nachbarschaft zu treten drohten; daß die Einfallspforte in das Balkangebiet an Rußland ausgeantwortet wurde; daß der Wettkampf zwischen Oesterreich und Rußland nach Eliminirung der Pforte thatsächlich eröffnet schien: setzte man sich im ersten Augenblicke leichtsinnig hinaus. Keine schwermüthige Beachtung widmete man auch dem Umstande, daß das Geschenk des Berliner Congresses erst mit gewaffneter Hand heimgeholt werden mußte; daß man in Berlin über etwas verfügt hatte, worüber den versammelten Diplomaten zu verfügen kein Recht zustand; daß man ferner etwas unter einem sehr zweifelhaften Rechtstitel und auf ebenso unbestimmte Zeit erhalten hatte. Graf Andrassy, dessen diplomatischen Künste nicht in allzu günsti-

gem Lichte erstrahlt waren, und der das erdrückende Gefühl einer erlittenen Niederlage im Busen trug, feierte einen Triumph, wie er seit Schwarzenberg in Oesterreich nicht mehr vorgekommen war. In Wahrheit hatte der Berliner Congreß nur die nächste Gefahr von Oesterreich abgewendet und sah sich die Monarchie in eine viel schlimmere Lage versetzt, als die der status quo ante mit sich gebracht hatte.

Das Friedenswerk des Congresses trug die Keime neuer Friedensstörungen in sich, und Gladstone war der Erste, der den dunklen Schatten an der Wand erscheinen ließ. In seiner seltsamen Befangenheit fürchtete er von Rußland nichts, wohl aber von der Ränkesucht des österreichischen Kabinets. Der passivsten, friedensbedürftigsten Großmacht des Festlandes muthete der britische Staatsmann die aggressiven Gelüste eines Haifisches zu. Oesterreich, meinte der Engländer, stehe auf dem Sprunge, alle Balkanstaaten zu verschlingen, und man müsse das schüchterne Rußland aufmuntern seiner Schützerrolle treu zu bleiben.

Oesterreich brauchte nicht erst seine „Hände wegzulassen“, da es dieselben gar nicht bei der Sache gehabt hatte. Rußland dagegen, schwer gekränkt, wie es sich durch das Berliner Friedenswerk fühlte, versäumte keinen Augenblick, die geschaffene neue Situation auszubeuten. Von St. Petersburg aus wurde zum ersten Male die rein ethische Pflicht der Dankbarkeit in die Form einer völkerrechtlichen Forderung umgegossen. Die russische Politik stipulirte ein bulgarisches Präcipuum und gründete diesen Anspruch auf die Dankesschuld, welche die bulgarische Nation an Rußland abzutragen habe.

Die bulgarische Selbständigkeit kennt nur gleichberechtigte Pathen. Die Signatarmächte standen zu Berlin als pares an der Wiege der jungen bulgarischen Freiheit, und wenn schon irgendeiner Macht ein Mehr von Einfluß auf die Geschicke des Landes einzuräumen gewesen wäre, so würde doch die Pforte als der suzeränen Macht der Vorrang gebührt haben. Rußland setzte sich aber eine Art Protektorat

in den Kopf, das die bulgarische Unabhängigkeit als Illusion erscheinen ließ.

Der Berliner Congreß war mit einer Willkürlichkeit ohne gleichen zu Werke gegangen. Völker und Länder dünkten den in Berlin versammelten Staatsmännern nicht besser als weiches Wachs, das der künstlerischen Bearbeitung harrt. Sie formten aus den vorhandenen Stoffen, was und wie es gefiel. Grausame Operateure im Allgemeinen ließen sie sich doch wieder von untergeordneten Rücksichten leiten und manchen Krankheitsherd fortbestehen, der später zur schweren Verlegenheit werden sollte. So sonderten sie Bulgarien und Ostrumelien sorgfältig von einander ab und formten zwei Staatengebilde, deren Eines unter der Suzeränität der Pforte stehen, während das andere mit voller Autonomie ausgerüstet, von einem türkischen Statthalter regiert werden sollte. Kein Mensch verkannte das Mißliche dieses Verhältnisses und wie wenig der Pforte mit einem Besatzungsrechte der Balkanpässe unter der Bedingung, in Rumelien kein Militär zu unterhalten, gedient seyn konnte. Die Diplomaten des Congresses dagegen meinten ein Meisterstück der Staatskunst geliefert zu haben. Natürlich folgte auf die ausgesprochene Trennung der zusammengehörigen Provinzen das Bestreben der Wiedervereinigung. So ging der Congreß nicht auseinander, ohne den Keim des Verderbens in sein eigenstes Werk gelegt zu haben.

Europa glaubte Rußland für die Zerstörung seiner weitreichenden und hochfliegenden Pläne doch eine kleine Entschädigung schuldig zu seyn und gestand dem Czar stillschweigend eine gewisse Initiative in der Ordnung der bulgarischen Angelegenheiten zu. Das war ein grober Fehler, der sich schwer rächen sollte. Was ein stilles Zugeständniß war, wurde in den maßgebenden Kreisen des russischen Reiches als Schuldigkeit und Sache des Rechtes aufgefaßt. Das Kabinet von St. Petersburg schlug den Prinzen Alexander von Battenberg zum Fürsten von Bulgarien vor und führte seinen Schützling gewissermaßen in Sophia ein. Es unterliegt

nun keinem Zweifel, daß man in St. Petersburg mit dem Gedanken umging, Bulgarien als mittelbares Kronland zu regieren. Alexander sollte für Rußland weniger seyn als Aleko Pascha für die Pforte. Man hoffte Bulgarien viel eher und dauerhafter in die Hände zu bekommen, als die Türkei Ostrumelien, und bediente sich zu diesem Ende zweier Mittel.

Der Fürst wurde mit einer Corona russischer Offiziere umgeben. Russische Offiziere sollten die Verbindung zwischen Sophia und St. Petersburg unterhalten, den Regenten berathen und die bulgarische Armee russificiren. Außerdem suchte man das Hervortreten der Person des Fürsten zu hindern. Jedermann weiß, daß eine bedeutende Persönlichkeit über urwüchsige Völker Vieles, oft Alles vermag. Nun sollte aber der Fürst von Bulgarien aus sich und für sich selbst Nichts vermögen. Man zwang also dem Lande und seinem Fürsten eine Verfassung auf, welche die Handhabe zu endlosem Streit und beständiger Einmischung des russischen Protektors bot. Man weiß, wie energisch sich der Hof von St. Petersburg gegen den Gedanken, Rußland mit einer Constitution zu beglücken, stemmt, und es übt einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man zum Zeugen des Aufdrängens einer Institution gemacht wird, welche der Dränger in Ansehung seiner selbst so entschieden verschmäht.

Es folgte nun ein jahrelanges Ringen des Fürsten Alexander mit dem russischen Einfluß, ein Kampf, der eine bessere Würdigung von Seite der an der Unabhängigkeit Bulgariens betheiligten Mächte verdient hätte. Oesterreich, welches das lebhafteste Interesse an der Selbständigkeit Bulgariens hatte, und Rußland nur ungern im Besitze der Ausfallspforte auf das Balkangebiet sehen konnte, ließ es an jeder Ermuthigung oder auch nur Sympathiebezeugung fehlen. Ueberhaupt sucht man bei den Staatsmännern dieses Reiches vergeblich nach dem leitenden Gedanken ihrer Orientpolitik, und es dürfte kaum als Verwegenheit ausgelegt werden, wenn

man sich zu glauben versucht fühlt, daß eben kein solcher Gedanke vorhanden war.

Leichter läßt sich die Passivität Deutschlands erklären, die seinem Reichskanzler von einem gesunden, man möchte fast behaupten, hyperämischen Egoismus eingegeben scheint. Gladstone, dessen unglückliche Führung in der auswärtigen Politik von den Geschichtsschreibern des großen Inselreiches unfehlbar verzeichnet werden wird, blieb sich stets gleich und behandelte alle Zweige seines ausgedehnten Ressorts mit gleicher Unkenntniß und Kurzsichtigkeit. Erst als Salisbury ans Ruder gelangte und Fürst Alexander durch die Heirath seines Bruders mit der königlichen Familie von England verschwägert wurde, wendete sich das Blatt zu Gunsten des Vorkämpfers der bulgarischen Unabhängigkeit, aber zu spät.

Das Verhältniß des Fürsten zu Rußland gestaltete sich immer unerträglicher. In St. Petersburg, durch den Widerstand und die Selbständigkeitsgelüste Alexanders gereizt, ließ man keine Gelegenheit außer Acht, dem Fürsten Schwierigkeiten zu bereiten. Verschwörungen wurden angezettelt, Aufstände organisirt, Verräther an der bulgarischen Nation gewonnen. Der Fürst war mehr als einmal in Gefahr, vergewaltigt zu werden. Die Signatarmächte schienen dafür kein Auge und kein Mitgefühl zu haben.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten gesellte sich eine andere Verlegenheit, die, wenn man der Gefahr nicht zuvor kam, mit dem Sturze des Fürsten enden mußte. Die Agitation für die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien war dem Fürsten nicht fremd und ebensowenig, daß die Aufregung im Wachsen begriffen war. Daß aber Rußland sich der Bewegung, um den Fürsten zu verderben, zu bemächtigen im Begriffe stand, nöthigte Alexander zur Reunionsfrage entschiedene Stellung zu nehmen. Er mußte der russischen Diplomatie die Lunte entreißen, mittelst welcher sie ihn in die Luft zu sprengen gedachte. Die russischen Emissäre waren in bescheidener Entfernung um den Brei herumge-

gangen, der Fürst ging auf das Ziel los, ehe sich die russischen Sendlinge demselben nähern konnten. Er machte den Staatsstreich mit, den Rußland gegen ihn zu machen im Begriffe stand.

Die russische Diplomatie gerieth durch das kühne Wagen Alexanders in eine Verlegenheit, die dem Prinzen nie verziehen werden konnte. Sie durfte, wollte sie Rußlands Prestige nicht schädigen, keinen Protest gegen die Reunion der Fürstenthümer, die sie bisher augenscheinlich begünstigt hatte, erheben, sie wußte aber, daß sich Alexander durch seine That die Herzen der Bulgaren und Rumelioten im Sturm erobert habe, daß es daher schwerer fallen würde den Fürsten mit Hilfe seiner Unterthanen zu stürzen. Aus dieser Verlegenheit wurde Rußland durch diejenigen gerissen, die alle Ursache gehabt hätten, Rußland Schwierigkeiten zu bereiten, anstatt solche wegzuräumen.

Serbien überzog das Nachbarland im Einverständnisse mit dem Wiener Kabinete mit Krieg. Gelang es die Bulgaren auf's Haupt zu schlagen, so wurde Rußland durch diese Niederlage ein unermeßlicher Dienst erwiesen. Alexander fügte aber der Bürgerkrone, die er längst errungen, noch den Lorbeer des Feldherrn hinzu. Sein Sieg war zugleich ein Triumph über die verfehlte Politik Oesterreichs. Hätte in Wien ein politisches Programm vorgelegen, hätte man sich dort überhaupt zu planmäßigem Handeln entschlossen, so mußte Serbien um jeden Preis vom Kriege abgehalten und in Belgrad vielmehr freundliches Einvernehmen mit Sophia empfohlen werden.

Ueber das, was nun folgte, können wir stillschweigend hinweggehen, da es ja ohnedieß noch in Jedermanns Gedächtniß haftet. Fürst Alexander hatte sich nicht nur den Unwillen der russischen Regierung, sondern auch den persönlichen Haß des Monarchen zugezogen. Man sann auf sein Verderben und zettelte eine Soldatenverschwörung an, welche den Gegenstand so leidenschaftlicher Abneigung hinwegfegen sollte.

Aber man hatte ohne die Nation gerechnet, welche ihrem Fürsten zu Dank verpflichtet war. Das Volk sanktionirte die Gewaltthat der Verschwörer nicht, wie man erwartet haben mochte, und der Czar mußte Alexander direkt zur Thronentsagung auffordern, um sich von dem lästigen Manne zu befreien.

Es dünkt uns unbestreitbar, daß die Anstiftung jener Verschwörung und die russische Willenserklärung, mit dem Fürsten Alexander nicht zu paktiren, als eine Einmischung in die inneren Verhältnisse und Angelegenheiten Bulgariens anzusehen sei. Hier war der Punkt, an dem die Signatarmächte, und vor Allem Oesterreich, den Hebel einsetzen mußten. Derselbe Graf Kalnoky, der später der Aufrechthaltung des Berliner Congreßwerkes das Wort redete und nicht zu dulden erklärte, daß das Selbstbestimmungsrecht der bulgarischen Nation von wem immer angetastet würde, hatte damals nicht nur kein Wort des Tadels, keine Warnung, keinen Wunsch nach Aufschlüssen, sondern ließ es geschehen, daß die offiziöse Presse den frevelhaften Vorgang billigte und Oesterreich ob dieser glücklichsten Lösung der Schwierigkeit beglückwünschte. Derselbe Graf Kalnoky streckte — in wessen Gesellschaft ist gleichgültig — seine Hand schirmend über die Staatsverbrecher aus und mahnte die bulgarische Regierung vom Vollzuge des gesprochenen Urtheiles ab.

Es muß uns gestattet seyn, in diesem Vorgange nicht sowohl eine Bemühung um Erhaltung des Friedens als eine wesentliche Unterstützung der russischen Politik zu erblicken. Der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte damals — das steht außer Zweifel — russische Politik. Beweis dessen das Kopfzerbrechen aller Politiker über den Preis, welchen das Kabinet von St. Petersburg für die österreichische Deferenz geboten haben könnte. Kein Mensch verfiel auf den Gedanken, daß der österreichische Staatsmann nur aus platonischer Neigung zu Rußland sich über die Lebensinteressen des eigenen Staates hinwegsetzte. Wenn

andere Erklärungsversuche gewagt wurden, so liefen sie in Folge gemachter Erfahrungen auf die Annahme deutscher Beeinflussung hinaus, eine Hypothese, für die man sich auf das Wort von der „gebundenen Marschroute" berufen konnte. Nichts natürlicher, als daß man zu künstlichen Erklärungen seine Zuflucht nahm, wo die politische Logik so förmlich im Stiche ließ. Es war zwar bekannt, daß Graf Kalnoky als persona gratissima am Czarenhof galt und sich in dieser Eigenschaft als österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten besonders empfohlen hatte, daraus aber schließen, daß der Minister über dieser Hofgunst des richtigen Weges verfehlen könnte, mochte doch Niemand.

Wir brauchen uns auch bei der Mission Kaulbars als einem noch näher liegenden Ereignisse nicht aufzuhalten und begnügen uns mit der Constatirung der unverkennbaren Einmischung Rußlands, welche Kaulbars auch nur nothdürftig zu maskiren keinerlei Sorge trug. Der russische General beobachtete nicht die Haltung eines wohlwollenden Diplomaten, der Gegensätze auszugleichen gekommen war, sondern betrug sich wie der Sendling eines Mannes, der zu befehlen und, im Falle des Ungehorsams, zu strafen das Recht hat. Er übte eine unerträgliche Diktatur aus, die durch die Erklärung, daß man es hier nur mit einer vorübergehenden Phase zu thun habe, nicht weg zu eskamotiren ist. Die Sendung Kaulbars war unter allen Bedingungen zu bekämpfen und Graf Kalnoky durfte keine Stunde mit Gegenvorstellungen zögern. Der österreichische Minister will sich mit Distinktionen aus der Schlinge ziehen. Er unterscheidet zwischen bleibendem Schaden und ephemeren Nachtheilen. Aber es handelt sich, wenn wir richtig urtheilen, weniger um Schaden und Nachtheil als um Recht und Billigkeit, minder um das, was Herrn von Kalnoky erträglich und unerträglich scheint, als um das aus dem Berliner Vertrage erwachsene öffentliche Recht.

Es fehlt nicht an Kundgebungen, welche die verschiedenen

Wandlungen der ministeriellen Anschauung bezeichnen. Welch weiter Weg von der Billigung der russischen Einmischung und der Fürsprache für die Straflosigkeit der militärischen Verschwörer bis zur ersten Aufstellung eines Programms, das sich gegen die Uebergriffe der russischen Politik richtet, und von da an bis zur Thronrede und dem Exposé Kalnoky's! Das letztere steht mit der zu Anfang der aggressiven Taktik Rußlands beobachteten Haltung in direktem Widerspruche, und läßt demnach so viele Thore und Pförtchen zu Ausflüchten und Mentalreservationen offen, daß uns die „wohlwollende Aufnahme" unerklärlich scheint. Wir begreifen zwar, daß die Organe des Capitalismus in jedem Narkoticum ein Heilmittel erblicken und mit Allem einverstanden seyn müssen, was nur immer zur Beschwichtigung beunruhigter Gemüther dienen kann; wie aber denkende Politiker sich aus dem Exposé des Grafen Kalnoky Befriedigung holen können, übersteigt unsere Begriffsfähigkeit. Heben wir die wichtigsten Punkte der ministeriellen Erklärung hervor, und untersuchen wir ihre Congruenz mit der realen Lage der Dinge.

Der Minister gibt nicht zu, daß der Berliner Vertrag bis nun von Rußland verletzt worden sei. „Die öffentliche Meinung sei durch die Vorgänge in Bulgarien und das Auftreten Kaulbars' irritirt worden, aber nicht die Friedensbestimmungen des Berliner Vertrages". Graf Kalnoky hält die thatsächliche Occupation für den Punkt, an dem eine solche Verletzung begänne, und stellt für diesen Fall die entschiedene Parteinahme der österreichischen Regierung in Aussicht. „Die angewandten diplomatischen Mittel hielten die bulgarische Frage bisher in lokalem Banne und verhinderten, daß sie sich zu einer europäischen Frage erhob". Unserer Ansicht nach ist die Definition des Punktes, an welchem nach dem Minister die Verletzung des Berliner Vertrages erst beginnen würde, rein willkürlich, ja noch mehr gegen alle Staatsraison verstoßend. Der Berliner Vertrag garantirte Bulgarien die politische Selbständigkeit unter der Suzeränität der Pforte,

Rußland durchbrach die Schranken dieser Garantie, setzte sich über die fragliche Friedensbestimmung hinweg, griff eigenmächtig in die inneren Angelegenheiten des Landes ein, störte die Autonomie, die dort kraft des Berliner Friedens aufgerichtet worden war, und irritirte dadurch nicht nur die öffentliche Meinung, sondern Recht und Gesetz, und forderte durch diesen Rechtsbruch den Widerstand der Signatarmächte heraus. Weil aber ein Rechtsbruch vorliegt, weil es den angewandten diplomatischen Mitteln nicht gelungen ist, Rußland von der Verletzung abzuhalten, weil dieses vielmehr fortfuhr Unrecht auf Unrecht und Gewaltthat auf Gewaltthat zu häufen, deßhalb erscheint auch der Ausspruch Kalnoky's: „Jetzt ist eine friedliche Lösung im hohen Grade wahrscheinlich", hinfällig, man müßte denn annehmen, daß die österreichische Regierung entschlossen sei, sich um den Preis der Erhaltung des Friedens Alles und Jedes bieten und sich von der Balkansphäre völlig ausschließen zu lassen.

Zuletzt stellte der Minister „die sichere und wirkliche Unterstützung Englands" für den Fall, daß Oesterreich für sein Recht einstehen müßte, in Aussicht. Mit der hochgradigen Wahrscheinlichkeit einer friedlichen Lösung scheint es also doch eine eigene Bewandtniß zu haben. Sehr merkwürdig erscheint auch die späte Erkenntniß, daß Oesterreich bei Großbritannien die sicherste und wirksamste Unterstützung finden werde. Es ist noch gar nicht so lange her, daß sich die officiöse Presse mit einer Art Geringschätzung über die Allianzfähigkeit Englands äußerte, und man mußte dem Grafen Kalnoky den Anschluß an Großbritannien erst oft und wiederholt nahelegen, bis er bei sich steigernder Verlegenheit nach dem Rettungsanker umsah, auf den er in der einheimischen und deutschen Presse — sogar von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" — aufmerksam gemacht worden war.

Einer der dunkelsten Punkte des Exposé's dürfte die Unterscheidung zwischen „bleibenden Veränderungen und vorübergehender Phase" bilden. Zu letzterer zählt der Minister

die Sendung Kaulbars. Er will der Irritation der öffentlichen Meinung durch diese seine Distinktion augenscheinlich die Spitze abbrechen. Aber er hat Unrecht, denn er kann ja selbst keine Bürgschaft dafür übernehmen, ob dasjenige, was er für bleibend hält, nicht flüchtigen Charakters sei und ob das für flüchtig Angenommene sich nicht zum Beharrlichen verdichte. Und wenn auch, was hat Flüchtigkeit oder Stetigkeit mit dem Vertragsrechte zu thun? Hört eine flüchtige Vertragsverletzung, weil sie eben keine Spur zurückläßt, auf, den Charakter eines Rechtsbruches an sich zu tragen? und wird Recht oder Unrecht durch das charakteristische Merkmal des Transitorischen oder Permanenten bestimmt?

Was Rußland gethan, läuft geradezu gegen das aufgestellte Programm des Ministers: „Das österreichisch-ungarische Interesse verlangt, daß keine Schädigung der von Europa den Bulgaren gewährleisteten Selbständigkeit Platz greife." Hält Graf Kalnoky dafür, daß die Forderungen Kaulbars mit den Verträgen, aus welchen jene Selbständigkeit der Bulgaren resultirt, bestehen können? Daß Oesterreich die Erhaltung des Friedens wünscht und allen Grund hat eine friedliche Lösung jedem kriegerischen Abenteuer vorzuziehen, wer zweifelt daran? Ob aber der Minister Recht hatte, sich hinter diese Friedensliebe zu verschanzen und seine Versäumnisse mit dem erborgten Scheine zu decken, ist eine andere Frage. Kein Mensch hat den Minister kriegerischer Gelüste verdächtigt, am wenigsten feindlicher Neigungen gegen Rußland; was soll daher der herzbewegliche Appell an die österreichische Friedensliebe? was der Rückblick auf den conservativen Charakter der Habsburgischen Monarchie?

Der Minister schließt seine Erklärung mit einem Passus über das österreichisch-deutsche Bündniß. Wir können nicht sagen, daß es uns der deutsche Reichskanzler leicht gemacht hat, die Erklärung des Grafen Kalnoky mit den in Berlin herrschenden Ansichten in Einklang zu bringen. Wenn Deutschland erklärt, kein besonderes Interesse in Bulgarien zu wahren

zu haben, und Graf Kalnoky einräumt, daß Deutschland nur an der Aufrechthaltung des Friedens im Orient Antheil nehme, dann ist nicht wohl einzusehen, wie Deutschland dazu kommen sollte, im Falle Oesterreich für sein Recht einzustehen genöthigt wäre, ebenfalls entschiedene Stellung zu nehmen. Wenn das kein Euphemismus seyn soll, dann wissen wir überhaupt nicht, wo die leere Phrase anfängt und was sie zu bedeuten hat. Uns wäre größere Bestimmtheit lieber gewesen, und wir hätten es vorgezogen, wenn uns der Minister gesagt hätte, Oesterreich habe für den Kriegsfall auf keine thatsächliche Unterstützung Deutschlands zu rechnen, aber seinen Rücken durch die gegenseitige Garantie des jeweiligen Besitzstandes gesichert.

Sehen wir, wie sich die ungarische Delegation zur ministeriellen Erklärung, die natürlich zuerst in dieser Körperschaft abgegeben und später in der österreichischen Delegation aus einem ungarischen Zeitungs-Blatte vorgelesen wurde, verhielt.

Es ist nichts Seltenes, daß mittelmäßige Künstler ein scharfes Auge für die Mängel ihrer Collegen und Mitarbeiter haben, und sich in der Kritik fremder Schöpfungen stärker erweisen, als im Selbstproduciren. Einen neuen Beleg für die Wahrheit dieses alten Satzes lieferte Graf Julius Andrassy, der ehemalige gemeinschaftliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Graf Andrassy tadelte, daß Rußland als Dritter zum deutsch-österreichischen Bündnisse ohne Widerstand von Seite Oesterreichs zugelassen wurde, und bemerkte, daß diesen Verhältnissen die mißliche Stellung Deutschlands während der neuesten Phase verdankt werde. Zugleich beschuldigt er aber auch das auswärtige Amt, unter diesen Umständen unterlassen zu haben, was es zu thun hatte. Sein Gedankengang gipfelt in dem Satze: „Deutschland konnte nicht dasjenige sagen, was wir hätten sagen sollen, und nicht dasjenige thun, was wir hätten thun müssen; und es konnte nicht die Verantwortung für dasjenige übernehmen, wofür

wir die Verantwortung hätten übernehmen müssen. Sonst war unsere Methode keine glückliche, denn jeder Staat muß seine eigenen Interessen selbst vertheidigen."

Härter konnte der ehemalige Minister, obgleich er zu Beginn seiner Rede erklärt hatte, keine scharfe Kritik üben zu wollen, über die Politik des Grafen Kalnoky nimmermehr urtheilen, und das Betrübendste an der Sache ist, daß Graf Andrassy vollkommen im Rechte war. Oesterreich hat weder gesagt noch gethan, was es sagen und thun mußte, und Graf Kalnoky suchte sich eben jeder Verantwortung zu entschlagen. Auch damit hatte der Exminister Recht, daß Graf Kalnoky dort Illegalität erblickte, wo Alles legal zuging, nämlich auf Seite der bulgarischen Nation. Diese Verschiedenheit des Urtheiles rührt aber von der Verschiedenheit des Sehens her. Der aktuelle Minister erblickt Alles unter russischer Färbung, und Graf Andrassy ungefärbt, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhalten.

Graf Eugen Zichy verneint, daß Oesterreich, wie Kalnoky will, nur von der europäischen Seite der bulgarischen Frage berührt werde; er verneint, daß Oesterreich keine Balkanmacht sei, wie der Minister behauptet; er rügt die Unbestimmtheit seiner Unterscheidung zwischen dem Wandelbaren und Bleibenden der bulgarischen Frage. Er hält die Erhaltung des Friedens im Gegensatze zu Kalnoky nur unter der Bedingung der Wahrung der bulgarischen Selbständigkeit und Schaffung eines Balkanbundes für möglich. Ansichten, die wir stets vertreten und ausgesprochen haben.

Graf Albert Apponyi verwirft die Anschauung von dem vorübergehenden Charakter der gegenwärtigen Phasen und Entschiedenheit. „Er könnte dem Minister nur zustimmen, wenn wir uns mit der theoretisch ausgesprochenen Unabhängigkeit Bulgariens zufrieden geben und uns damit begnügen, wenn das russische Protektorat nicht im Wege internationaler Vereinbarungen organisirt werde, nichts desto weniger aber die Ausschließlichkeit des russischen politischen

Einflusses und dessen thatsächliche Allmächtigkeit zugestehen". Er prophezeit der Regierung, wenn sie an den eben veröffentlichten Grundsätzen festhalte, „trotz der von Rußland begangenen Fehler und trotz der in einzelnen Theilen zu constatirenden Correktheit unseres auswärtigen Amtes" — die unvermeidliche Niederlage.

Es erübrigt nur die Hoffnung, daß Graf Kalnoky, der seine Politik schon in dem einen Punkt geändert, daß er Fühlung mit England sucht, daß der Minister, der vor Kurzem noch vollends im russischen Fahrwasser schwamm und nun doch schon nach einer andern Strömung späht, von der Stimmung des Volkes gedrängt, durch die Rathschläge erfahrener Staatsmänner erleuchtet, von dem Bewußtseyn der Verantwortlichkeit aufgerüttelt, den einzig richtigen Weg einschlagen werde, Oesterreich die Möglichkeit der Erfüllung seiner Mission im Osten zu wahren, indem er, was er längst thun sollte, der Anmaßung und den Uebergriffen der moskowitischen Politik entschieden und mit der Faust am Schwert entgegentritt. Dieses Mittel, glauben wir in aller Bescheidenheit, wäre den Frieden zu erhalten weit geeigneter, als die politische Abstinenz, deren sich Graf Kalnoky bisher befleißigte, als jene Entsagung und Verzichtleistung, die dem Schwachen so wohl ansteht, dem Mächtigen dagegen noch immer zum Verderben gereicht hat.

November 1886.

LXIX.

Neu = Rom.

X.

Es ist auch dieß ein Charakterfehler der modernen I
von dem nur wenige frei sind, daß sie es nicht v
Maß zu halten. Wie wir bei aller Pracht und allem
heitssinne, welcher auch den Ungebildeten eigen ist,
häufig säuberliche Ordnung vermissen, so lassen sie j
Paläste und Villen vielfach verkommen und verfall
andere Mal entwickeln sie wieder einen ganz un
Baueifer, was in den sechziger Jahren ganz beson
Florenz geschah. Man überstürzte sich in Unterneh
wobei die Stadt eine unerhörte Schuldenlast auf
und Viele ihr Vermögen verloren, da in den prächtige
häusern am Viale di S. Miniato Niemand wohne
Außerdem lieben sie es, einen äußeren Prunk an den
zur Schau zu tragen, während im Inneren die G
äußerst unwohnlich sind. In Rom baut man allerdi
so einfach als möglich; aber es macht doch diese hasti
thätigkeit auf den Fremden einen eigenthümlichen E
In allem dem können wir keine normale gesunde Entw
sehen; ja, wir können uns kaum dem Argwohn versc
als sei sie nicht frei von Tendenz. Es will uns vork
als fühlten die neuen Herrn von Rom sich nicht rec
im Besitze dieser Stadt, und suchten darum so rasch a
lich den Beweis zu liefern, daß sie doch die Herren si
bedenklichen Folgen jedoch, welche hieraus entstande

d noch fortbestehen, verdienen etwas näher in's Auge gefaßt werden.

Seit der Zeit, da mit einem Male überall der Boden fgegraben, tausendjähriger Schutt durchwühlt, alte, zerstörte d verlassene Abzugskanäle wieder aufgedeckt wurden, traten ßer den seit Jahrhunderten eingebürgerten Malariafiebern le Krankheitsformen mit typhösem Charakter auf, besonders den neuen Stadtvierteln, die man anfänglich für so gesund elt, und jährlich fallen ihnen nicht Wenige, namentlich Fremde, m Opfer. An eine auf höherer Grundlage ruhenden und it Energie durchgeführten Kanalisation ist bisher noch kaum dacht worden; hätte man aber auch den Willen hiezu, wären e eingehendsten Studien hierüber angestellt, lägen auch die läne fertig vor, Alles würde wie so vieles Andere scheitern dem Kostenpunkt. Die Stadt Rom ist von Schulden fast rückt.

Hiezu kommt eine zweite Calamität, die Rom ganz be- nders, ja ausschließlich trifft. Die Spekulation der Bau- ternehmer hatte nichts Anderes im Auge als schnellen, sicheren d größtmöglichen Gewinn. Die Neubauten haben darum r das Bedürfniß der höheren und mittleren Klassen berück- htigt; der Andrang von mehr als hunderttausend neuen nwohnern, der hohen Civil- und Militärstellen, der Hof s. f. haben die Miethpreise verdoppelt und verdreifacht, daß selbst die besser Stehenden nur schwer sie erschwingen nnen. Fast die Hälfte der Einwanderer nun besteht aus rbeitern, Speiseträgern, Maurern, Zimmerleuten, Stein- etzen; die mit einem Male entstandene Bauthätigkeit, die offnung auf guten Lohn hatte sie angelockt, sie kamen mit eib und Kind und ließen sich in Rom nieder. Es waren eistens arme Leute aus den Abruzzen. Außerdem war mit n italienischen Truppen, welche am 20. September 1870 rch die Bresche an der Porta Pia eingedrungen, eine Menge esindels aus dem ganzen Lande mit eingezogen, und man nn von Neu-Rom nicht mit Unrecht dasselbe sagen, was

Tacitus vom alten Rom erzählt, daß dort „alles Greuel
und Schandbare zusammenfließe", aus den höheren so
wie niederen Ständen.[1])

An einem Sonntage, es war eben das Fest der hei
Cäcilia, hatte ich an der Piazza Navona einen Wage
nommen und war nach der Basilika dieser Heiligen in
tevere gefahren. Hier, in den engen, winkeligen Gassen,
der Wagen kaum durchkommen, so viel Volk stand da u
besonders in der Nähe des Ghetto, und feilschte in den
dortigen Trödlerläden um alte Kleider. Selten n
meinem Leben habe ich einen solchen Zusammenfluß v
heimlichen und vernachlässigten Gestalten gesehen a
diesem Morgen hier; der Gegensatz war um so größe
ich dabei an unsere heimische Bevölkerung dachte, u
Aussehen, wenn sie sich Sonntag Morgens auf den S
zeigt.

Wo nun wohnen diese Alle, und wie? So la
Neubauten bloß die öde liegenden Gründe der Sta
nahmen, Vignen und Villen demolirten, war der
wohl groß für den Geschichtsforscher und Künstler,
gern diese stillen menschenleeren Gegenden der Stadt
streiften, wo der Geist vergangener Jahrunderte vo
aufstieg und der Ernst, der über diesem Boden schweb
keine profane Handtirung entweiht wurde. Das ist n
über, für immer vorüber. Einschneidender und verh
voller ist jedoch die Wirkung dieser Bauthätigkeit,
sie sich dem Innern der Stadt nähert. Hier wohn
unteren Volksklassen, allerdings in sehr armen Verhä
und in weniger gesunden Räumen; aber sie wohnte
Jetzt vertreibt jeder Hammerschlag, jeder Stoß des Bre
eine Familie aus ihrer bisherigen Wohnung, und zwi
die elendesten Zufluchtsorte aufzusuchen, nur um vo

---

1) Annal. XV. 44. Quo cuncta undique atrocia aut
confluunt.

und Wetter Schutz zu finden. Denn die Neubauten sind nicht für sie berechnet; kostet doch in der Via Nazionale der Kubikmeter Baugrund zwei- bis dreihundert Lire; unter dem Papstthum, auch noch in den letzten Jahren, hatte es nicht den vierten Theil soviel gekostet. Wo wohnen nun die Armen? Zwei, ja drei Familien sind in eine einzige Stube zusammengepfercht. So sorgt das römische Municipium für Herstellung besserer Gesundheitsverhältnisse!

Ueberall anderwärts umgibt die modernen Großstädte wie auch die mittleren ein Gürtel von Vorstädten und Dörfern in einem Umkreis von fünf bis zehn Kilometer, wo ein großer Theil der Arbeiterbevölkerung wohnt, die Morgens nach der Stadt kommen und am Abend wieder nach Hause zurückkehren. Nur in Rom ist es nicht so, und kann es nicht so seyn. Warum?

Die Stadt Rom erstreckt sich vom Hügel des Vatikan bis zum Lateran nach der einen, und bis zur Porta del Popolo nach der andern Seite. Was darüber hinaus liegt, ist Einöde, verlassene, unbewohnte und unbewohnbare Wüste, die fünf Monate lang, vom Juni an bis November durch ihre giftigen Ausdünstungen dem Menschen Tod oder schweres Siechthum bringt. Die große, uralte Abtei von St. Paul liegt nur eine halbe Stunde außerhalb Rom; aber die Mönche verlassen sie schon Mitte Mai, und kehren erst Mitte November wieder dahin zurück. Etwas entfernter liegt die ehemalige Abtei „Tre Fontane", so genannt von den drei Kirchen, an drei Quellen erbaut, die bei der Enthauptung des heiligen Paulus nach der Sage hier auf wunderbare Weise entsprungen sind. Jetzt ist dort ein Gefängniß für die schwersten Verbrecher, die unter der Leitung der Trappisten diesen Boden cultiviren und durch Anpflanzung von Eukalyptus und Kanalisation bessere Gesundheitsverhältnisse daselbst herstellen. Aber man darf diese Mönche nur betrachten; das Fieber hat Allen sein Zeichen aufgeprägt, jährlich fordert der Tod seine Opfer, trotz aller Verbesserungen des Bodens.

Die Bauern, welche in den Weinbergen selbst in nächster Umgebung Roms wohnen und hier den Winter zubringen, ziehen mit Beginn Juni von da hinweg in das Innere der Stadt, und kommen erst im Oktober wieder heraus. Der kräftigste Mann, selbst bei aller Vorsicht und guter Nahrung, wollte er der Fieberluft trotzen, müßte dieß mit dem Tode oder langwierigem, unheilbarem Siechthum büßen. Auf den weiter entfernt liegenden Gründen geschieht die Feldarbeit nur im Winter und Frühjahr; schon mit Anfang Juni füllen sich die Spitäler zu Rom mit Fieberkranken, die aus der Campagna hiehergebracht werden; ehe noch der Sommer beginnt, flieht Alles aus diesen gifthauchenden Gegenden, Arbeiter und Hirten, die mit ihren Heerden in das Gebirge ziehen, und ihren kargen Gewinnst, oft aber auch den Keim schwerer Krankheit mit nach Hause bringen.

Nur in der unmittelbaren Umgebung von Rom, in den Weinbergen und Gärten sind Wohnhäuser, die aber im Sommer, wie bemerkt, verlassen stehen. Auf dem ganzen großen übrigen Theile der Campagna di Roma finden sich nicht einmal Bauernhäuser, wären sie noch so ärmlich und klein. Die nothwendigen Arbeiten des Viehzüchtens, Ackerns, Säens und Mähens werden von Taglöhnern besorgt; Strohhütten, verlassene Ruinen oder Tuffsteinhöhlen geben ihnen für die Zeit ihres Aufenthaltes eine nothdürftige Unterkunft.

Wo sollen nun die armen Arbeiter wohnen? Viele Tausende von ihnen hatte bisher der Ghetto beherbergt; auch dieser soll nun zum Zwecke der Stadtverschönerung und Straßenerweiterung größtentheils niedergerissen werden; wo finden nun dessen bisherige Bewohner ein Unterkommen? Sie werden sich nach den bis jetzt von dem Pickel und Brecheisen noch nicht berührten Stadtvierteln flüchten, nach jenen der Regola oder dem Borgo, und noch enger beisammen wohnen als bisher; bald wird aber auch die Regola einem gleichen Schicksale wie die anderen Viertel verfallen — was dann?

Eine andere, von Tag zu Tag steigende Gefahr, welche eine großentheils arme, zahlreiche, zum Theil höchst zweideutige und so rasch in Rom zusammengeströmte Bevölkerung mit sich bringt, ist so augenscheinlich, daß wir kaum es für nothwendig finden, darauf aufmerksam zu machen. Die Greuelscenen zu Paris im Jahre 1871 wären nicht möglich gewesen, hätte Hausmann nicht ein Jahrzehnt vorher unermüdet an dem Umbau dieser Stadt gearbeitet, um sie einer kaiserlichen Residenz würdig zu gestalten. Die stets unruhigen, für jede Aufreizung zum Aufruhr empfänglichen Elemente der Bevölkerung hatte er dadurch unverhältnißmäßig vermehrt, und es brauchte nur der Funke in diese Massen geworfen zu werden, um alsbald eine verheerende Flamme zu entzünden, in der gerade die Residenz selbst zur Asche zusammensank.

Doch auf ein anderes Bedenken müssen wir noch hinweisen.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns über die Situation Roms. Diese Stadt ist in der That eine Oase in der Wüste, rings umgeben von der weiten, menschenleeren, pesthauchenden Campagna. Diese reicht gen Norden bis nach Viterbo und dem Ciminischen Wald, nach Westen bis Cività-Vecchia und dem Meere, im Osten ist sie begrenzt durch die Berge des Sabinerlandes, nach Süden ist sie von den Lateinerbergen eingeschlossen; kaum haben wir aber letztere überschritten, nicht weit jenseits Velletri, da beginnen die Pontinischen Sümpfe, die sich zwischen dem Meere und dem Volskergebirge hinabziehen bis nach Terracina. Dieses Gesammtgebiet umfaßt eine halbe Million Hektaren Landes. Der Agro Romano, die nähere Umgebung Roms, beträgt etwas über zweihunderttausend Hektaren; davon sind nur achttausend Hektaren unmittelbar um die Stadt mit Weingärten und Villen besetzt, alles Uebrige ist Weideland. Nur ein ganz kleiner Theil ist Weizenfeld, das aber seit den letzten Jahren gleichfalls mehr und mehr in Weideland übergeht, da bei der massenhaften Getreideeinfuhr der Ertrag des Eigenbaues die Kosten nicht mehr deckt.

Dieses große, weite Land nun ist eine Einöde, nur von Heerden belebt, die im Winter aus dem Gebirge kommen, im Sommer wieder dahin zurückkehren, und von Menschen, wie bereits bemerkt wurde, wenig bewohnt, die gleichfalls im Juni hinwegziehen. Paris, Mailand, Wien, Brüssel, Städte, deren Größe und Glanz die Neu-Römer sich zum Vorbild erkoren, sind rings umgeben von fruchtbaren, gut angebauten Provinzen mit dichter Bevölkerung und wohlhabenden Einwohnern. Diese sind im Stande, der Stadt in ausgiebigster Weise Lebensmittel zuzuführen, wie sie ihrerseits wieder dem Handel und der Gewerbethätigkeit in derselben Absatzquellen erschließen. Alles das fehlt der Stadt Rom; darum hat das Gewerbe in ihr nie zu einer hohen Stufe sich erschwungen, der Handel hat sich immer auf das Allernothwendigste beschränkt. Die Kunst allein blühte. So war es seit Jahrhunderten, so liegt es in der unbezwinglichen Natur der Verhältnisse, so wird es auch in Zukunft seyn. Rom hat nie ein wirthschaftlich selbständiges Leben geführt; unter der Republik und den Kaisern zehrte es vom Reichthum der ganzen Welt, den die Sieger hierhergeschleppt hatten; das christliche Rom lebte von den Gaben der Katholiken aller Länder in der einen oder andern Form.

Nur Eine Hauptstadt gibt es noch, die ähnlich liegt wie Rom, mitten in einer Wüste. Es ist St. Petersburg. Wir wissen aber auch, daß sie die künstliche Schöpfung eines Autokraten ist, dessen eisernem Willen nichts widerstehen konnte, und daß sie nur als Residenz des mächtigen Kaisers, dessen Politik hier eine Hauptstadt für zweckdienlich erkannte, Bedeutung und Bestand hat.

Man träumt von einem künftigen Aufblühen des Seehandels, wenn einmal Rom durch Anlegung eines Kanals nach dem Meere ein Seehafen geworden sei. Doch das sind Dinge, die erst in einer unabsehbaren Zukunft der Verwirklichung harren. Italien hat ohnehin mehr Häfen, als es für seinen Seehandel braucht. Wer den Hafen von Ancona öfters

gesehen, in dem nur wenige Barken ankern, der findet es verzeihlich, wenn die Oppositionsblätter hinweisen auf dessen Verlassenheit, muß aber lächeln über den naiven politischen Verstand dieser Italiener, die einen solchen Zustand der Regierung zum Vorwurfe machen und bei ihrer lebhaften Phantasie meinen, diese könnte im Handumdrehen ihre unreifen, weitfliegenden Pläne verwirklichen.

Auch die Entfernung der höheren und wohlhabenden Klassen der Bewohner Roms, vier bis fünf Monate lang aus der Stadt, von der schon früher die Rede war, ist gewiß nicht geeignet, regeres Leben auf den verschiedenen Gebieten zu fördern. Man beruft sich zur Entschuldigung auf die Malaria und ihre verderbliche Wirkung; der Minister Quintino Sella und gar mancher Andere ist ihr als Opfer gefallen. Aber gerade dieß beweist ja zur Genüge, daß man Rom nicht zur Hauptstadt des Reiches hätte wählen sollen.

XI.

Doch entgegnet man auf alles das: Es war nun einmal nothwendig, Rom mußte Hauptstadt von Italien werden, und darum war auch dessen Erneuerung nothwendig. Die Stadt der Päpste mußte umgestaltet werden zu einer des neuen Reiches würdigen Hauptstadt und zur Residenz seiner Könige, welche darauf Anspruch machen, wenn es sich um die Geschichte Europas handelt, ein nicht leichtes Gewicht in die Wagschale zu werfen.

Mußte? Mußte wirklich Rom die politische Hauptstadt von Italien werden? Wohl ist Rom die Hauptstadt Italiens, aber in einem ganz anderen und viel höheren Sinne, als die Neu-Römer es meinen. Rom ist Hauptstadt von Italien und von Europa und Mittelpunkt für die ganze katholische Welt, und zugleich eine ideale Haupt- und Vaterstadt für alle Männer der Wissenschaft und Kunst, ein Reiseziel für Freunde des Erhebenden und Schönen aus allen Ländern. Nur als Metropole der Welt, als eine internationale Stadt

ist und bleibt uns Rom, was es unserm Geschlecht seit mehr als einem Jahrtausend war. Sein Name verliert seinen Klang, sein Zauber schwindet, sein Ruhm vergeht, sein Glanz erbleicht, wenn es herabgewürdigt wird zur Beamten- und Festungsstadt eines Reiches, das ohnehin erst an sechster Stelle kommt im Rathe der europäischen Mächte. „Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann," sagt Johannes von Müller,[1] „so ist wahrlich der Papst Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden." Und weil Stadt des Papstes, ward Rom Hauptstadt einer idealen Welt, erhaben über die engen Interessen, den beschränkten Gesichtskreis, die ärmlichen Verhältnisse und Anschauungen eines kleinen Reiches, das keine Geschichte hat, für dessen Zukunft Keiner zu bürgen wagt; denn um den Besitz Italiens haben von jeher die mächtigsten Völker sich gestritten.

Rom mußte umgestaltet werden. Gesetzt, dieß wäre wahr, ist denn dieses „Muß" nicht der unwiderlegbare Beweis, daß man nicht nach Rom hätte gehen, Rom nicht zur Hauptstadt des neuen Italien hätte wählen sollen, ein Plan, der den wahren Patrioten der früheren Zeit ferne lag und vor dem sie auch angelegentlichst gewarnt haben?

Rom gehört den Päpsten, die Vorsehung hat es für sie bestimmt.

> So scheint er des Verständigen nicht unwerth,
> Da er der hehren Roma und dem Reiche
> Im höchsten Himmel war erwählt zum Vater,
> Welche und welches, daß ich die Wahrheit sage,
> Bestimmet waren zu der heil'gen Stätte,
> Allwo der Erbe sitzt des größern Petrus.[2]

Wenn hier der Dichter die Gründung des Papstthums und dessen von Gott gewollten Sitz in Rom als den höchsten und letzten Zweck der Gründung dieser Stadt und der römischen Weltherrschaft bezeichnet, so hat er nur eine allen

1) Kleine histor. Schriften. Tübingen 1810. S. 23.
2) Göttliche Komödie. Hölle. II. 19.

Völkern gemeinsame Ueberzeugung ausgesprochen. Trotz seiner Verherrlichung des Kaiserthums, trotz der Zornesworte, die er gegen so manchen, wie ihm dünkt, unwürdigen Papst ausspricht, dachte er auch nicht von Ferne daran, Rom dem Papste zu entreißen. Die Geschichte der Kirche und das Bewußtseyn der Völker haben in der That Rom und das Papstthum in einen so innigen Zusammenhang gebracht, daß das Eine sich nicht trennen läßt von dem Andern, Rom das Symbol des Papstthums geworden ist, und die katholische Kirche wegen ihrer innigen Einheit mit dem Papstthum und durch das Papstthum die römisch-katholische genannt wird. Eben darum waren auch die Gegenpäpste von jeher bemüht, Rom zu besitzen, in Rom gekrönt zu werden, um so ihren Ansprüchen eine größere Bedeutung und gewisse Weihe zu geben. Die Päpste haben Rom nicht bloß erhalten, sie haben es geschirmt, als die Völkerwanderung wie eine verheerende Fluth über Italien sich hinwälzte, sie haben es gewissermaßen neu geschaffen, haben es groß und ruhmvoll gemacht.

Und mit ihnen die katholische Welt. Sie hat vielfach die Mittel geboten, durch welche Rom das geworden ist, was es ist. Viele ihrer besten Söhne haben in Rom gelebt, gewirkt, Großes und Segensreiches geschaffen in Werken des Glaubens und der Liebe, der Wissenschaft und Kunst. So viele Anstalten für Erziehung und Bildung, Kunstsammlungen und Bibliotheken, Ordenshäuser und Hospitäler, die das neue Italien beraubt und geplündert hat, haben nicht Römer, nicht Italiener gegründet, sondern Katholiken aus allen Theilen der Welt, Belgier, Schotten, Iren, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Polen und nicht an letzter Stelle Deutsche. Wer gibt Neu-Italien ein Recht auf das, was diese Nationen geschaffen haben und seit Jahrhunderten besitzen? Da möchte man die Worte des Sokrates wiederholen, die dieser zu seinen Richtern sprach: „Ihr habt das Unrecht für Recht erklärt; die Wahrheit aber überführt euch der Schlechtigkeit und der

Ungerechtigkeit." Die Geschichte wird diesen Spruch bestätigen und die Kirchenräuber werden ihrem Schicksale nicht entrinnen.

Man kann Länder erobern und Städte einnehmen; die Zeit heilt die Wunden, und selbst der Anfangs unrechtmäßig erworbene Besitz kann im Laufe der Jahre ein rechtmäßiger werden. Mit der Besitznahme von Rom verhält es sich jedoch nicht so. Die katholische Welt wird nie in den Raub ihrer Hauptstadt einstimmen, nie die vollendete Thatsache anerkennen, nie ein Recht preisgeben, das aus so vielen Gründen ihr gehört. Ein wenn auch noch so kleines Reich bedarf einer Hauptstadt, und das große weltumspannende Reich der Kirche bedürfte sie nicht? Aber auch einer Hauptstadt, die in Wirklichkeit eine solche ist. Die katholische Welt muß wissen, sicher und zweifellos wissen, daß die Thronfolge ihres Fürsten in dieser Hauptstadt eine völlig rechtmäßige sei, daß kein Eindringling, kein Günstling einer fremden Macht, kein Verräther ihrer Interessen den erledigten Thron besteige. Wir wollen und müssen wissen, sicher und zweifellos, daß die Wahl des jedesmaligen Nachfolgers eines verstorbenen Papstes völlig frei und unabhängig sei. Allerdings steht jetzt nur ein gemeiner italienischer Soldat, bloß mit dem Seitengewehre bewaffnet, vor dem Eingange in den Vatikan; aber jeden Augenblik kann er die Hauptwache rufen, die nicht weit davon entfernt ist, und mit ihr in den Palast eindringen; jeden Augenblick kann der Pöbel, welcher weiß, daß man ihn fürchtet und schont, sich zusammenrotten und den Vatikan stürmen und dem Papst Gewalt anthun. Das Alles kann geschehen und ist schon geschehen, als in früheren Jahrhunderten einheimische Barone mit ihrem Anhange und fremde Eroberer mit ihren Heeren Rom besetzt hielten und ihre Creaturen auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben.

Man beruft sich auf die Garantiegesetze. Aber was sind Gesetze in einem Lande, dessen Regent von Volkes Gnaden lebt, ohne feste, unerschütterliche Grundsätze, ohne gehei

ligte, unumstößliche Ueberlieferungen, wo Alles auf dem wechselnden Flugsand der öffentlichen Meinung ruht, welche von einigen Dutzend Advokaten und Journalisten gemacht wird, heute so und morgen wieder anders, wie es der eigene Vortheil heischt, Laune und Leidenschaft mit sich bringen? Konnte doch Leo XIII. nicht einmal sich öffentlich krönen lassen trotz aller Garantiegesetze; die Regierung eines Reiches, das sich rühmt, dreiundzwanzig Millionen Einwohner zu zählen und ein Heer von dreimalhunderttausend Mann ins Feld stellen zu können, erklärte sich außer Stande, den Papst zu schützen vor den Insulten des Pöbels, wenn seine Krönung öffentlich stattfinden sollte!

Rom gehört der katholischen Welt und nicht den Italienern allein. Indem diese das Papstthum seiner Metropole beraubten, haben sie die ganze katholische Welt derselben beraubt. Daher dieser tiefe Schmerz, den jeder Katholik empfindet, wenn er jetzt nach Rom kommt, und dieses bittere Gefühl begleitet ihn überall hin, wohin immer er nur geht. Geht er das Capitol hinauf, da erinnert ihn das schöne Standbild der Roma mit dem Kreuze, welches die Päpste da aufgerichtet haben auf der Spitze des Thurmes, weithin dem Blicke sichtbar, daß Rom eine christliche Stadt, die Hauptstadt der Christenheit ist; Neu-Italien hat sie zur Hauptstadt des Indifferentismus, der Christusläugner, der Feinde alles Glaubens, der Spötter aller Religion gemacht. Geht er über das Trajansforum, über die Piazza Colonna, da erblickt er auf ihnen die Bildsäulen des heiligen Petrus und Paulus, die hier gelebt, den Glauben gepredigt und den Martyrtod gelitten haben, Neu-Italien hat sich von ihnen abgewendet und andere Martyrer sich erwählt, die durch Verrath, Treubruch und Meuchelmord das Vaterland „befreit" haben. Geht er vorüber an der Kirche St. Maria Maggiore, da thront auf hoher Säule von der edelsten Bildung die allerseligste Jungfrau, der Hort und das Vorbild der unbefleckten Reinheit; aber zu ihren Füßen ringsum sieht er die

schändlichsten Bilder ausgestellt zum Verderben der Jugend, hört er die Lehren des rohesten Materialismus verkünden und die christliche Schamhaftigkeit verspotten. Thut er einen Blick in die Sapienza, die Universität, von den Päpsten zur Vertheidigung des Glaubens und Verbreitung wahrer Bildung einst gegründet und mit reichen Mitteln ausgestattet, so wird er alsbald inne, daß er hier wie in so vielen andern Schulen Brutstätten des Verderbens vor sich sieht, voll von treulosen, oft unzüchtigen Priestern, die nicht selten durch ihren Lebenswandel ein Aergerniß sind für die Guten, den Schlechten aber ein Entschuldigungsgrund werden für das Laster, Lehrer des Unglaubens, voll Haß gegen die väterliche Religion und die Männer des Standes, dem sie einst selbst angehört hatten, Unglückliche, die dreimal ihren Eid gebrochen als Christen, als Priester und als Ordensmänner.

Alles das schärft den Schmerz und läßt ihn uns tiefer empfinden beim Anblicke der Gewalt, die Neu-Italien dem Papstthum angethan, der schmählichen Behandlung, welche die Kirche in Rom erfahren und täglich erfährt, der schweren Schädigung, welche die ganze katholische Welt erlitten hat. Das werden darum die katholischen Völker jenen Italienern, die daran Schuld tragen, nie vergessen. Aber auch in Italien selbst und in Rom können alle Einsichtigen, alle Gewissenhaften, alle Männer des Rechtes und Feinde der Revolution, d. h. der beste Theil der Bürger nie vergessen, was im Namen des italienischen Volkes geschehen ist. Daher ist es denn auch gekommen, daß das Land unter Jenen, denen seine Geschicke anvertraut sind, nur wenige Männer besitzt von Einsicht und Erfahrung, nur wenige reine, unbescholtene Charaktere, daß die Regierung kein Vertrauen findet im Volke, daß das Parlament den widerwärtigen Anblick bietet steter Verwirrung, und höchst peinliche Scenen in demselben es selbst um das wenige Ansehen, das es noch besitzen könnte, gebracht, Rabulisten und egoistische Parteigänger es zum Tummelplatz ihrer niedrigen Leidenschaften sich erwählt haben.

Was hier die Rechte heißt, würde anderswo zur äußersten Linken gezählt werden; so sehr herrschen hier vor die destruktiven Tendenzen.

Die ehrenhaften und gewissenhaften Männer, die conservativen Elemente halten sich eben fern von diesem Treiben, in dem sie kein Heil für das Vaterland sehen können. Der Wahlspruch: „Ni elettori ni eletti!“ gilt immer noch; ihre Ueberzeugung hat ihn geboten, und der Papst hat ihn gutgeheißen. Man hat von Anfang an, und in neuerer Zeit wiederholt, manche Gründe dagegen vorgebracht, und den Grundsatz der Wahlenthaltung für weniger zweckdienlich und selbst die Interessen der Kirche schädigend nachzuweisen gesucht. Uns kommt es nicht zu, die Gründe, welche für und gegen denselben sprechen, eingehend zu prüfen; das Urtheil des Papstes in dieser Frage ist für uns entscheidend; Leo XIII. ist auch hierin wie in seiner Vertheidigung des unveräußerlichen Anrechtes der Päpste auf Rom seinem großen Vorgänger gefolgt.

In der That, was hätte eine Betheiligung der Katholiken an den Wahlen und am Parlament für Folgen haben können, selbst unter der Voraussetzung, daß man ihnen den Eid erlassen hätte, der nun einmal die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Besitzes von Rom vorschreibt? Manche guten Reden wären gehalten, manche drückenden Maßregeln gegen die Kirche, Priester und Ordensstände vielleicht nicht ausgeführt, Manchem unter den vielen Sophisten, die das Parlament unter den Seinen zählt, wäre eine gebührende Zurechtweisung zu Theil geworden — ob sie aber im Großen und Ganzen eine Aenderung der Zustände hätten erwirken können, wer möchte dieß behaupten?

Nun aber, wie die Dinge stehen, sieht das Volk klar und augenscheinlich, daß die Katholiken keine Schuld tragen an dem Niedergange Italiens, daß es von seinen Führern, die ihm eine glänzende Zukunft, Größe und Macht und Wohlstand verhießen, schmählich betrogen worden ist. Die

Thatsachen sprechen zu laut und alle Künste der Regierungs-presse und alle Versprechungen ehrgeiziger Candidaten ver-fangen nicht mehr. Die Unfähigkeit der Parteien, ihr un-aufhörlicher gegenseitiger Krieg, ihr Verrath an den wahren Interessen des Landes, die Bestechlichkeit Mancher unter ihnen hat in wenigen Jahren das Volk nüchtern gemacht. Wucherer, Advokaten und Juden saugen das Land aus, die Schulden wachsen von Jahr zu Jahr, der kleine Grundbesitz empfängt unter 8 Proc. kein Darlehen und selbst die öffentlichen Noth- und Hülfskassen, wie dieß neuerlichst von Italienern selbst nachgewiesen wurde, statt dem Volke Erleichterung zu brin-gen, erdrücken es durch den hohen Zinsfuß. Ein für die Kräfte des Landes viel zu großes Heer sowie die Anforder-ungen der Flotte verschlingen immer neue Millionen, und selbst da ist der ehedem so vortreffliche militärische Geist, wie er die alten piemontesischen und namentlich savoyardischen Truppen beseelte, mehr und mehr im Sinken. So lauten wenigstens die Klagen aus militärischen Kreisen; man schreibt diese Erscheinung besonders dem demoralisirenden Einflusse der Politik zu; auch das Protektionssystem trage Schuld da-ran, was in einem so von Parteien zerrissenen Lande die nothwendige Folge ist, da jede um die Herrschaft strebt und Anhänger zu gewinnen sucht. Diebstähle, unter Kameraden und selbst auf offener Straße, heißt es, würden immer häufiger.

Es ist vollständig wahr, aus dem Bösen an sich kommt nie das Gute, sowenig als Gesundheit aus der Krankheit, Leben aus dem Tode. Aber das Uebermaß des Uebels trägt häufig den Anlaß zur Heilung in sich. Wer die bittern Früchte gekostet hat, muß die Natur des Baumes erkennen, der sie getragen, wer in tiefen Sumpf gerathen, muß einsehen, daß er vom rechten Wege abgeirrt. Die Erkenntniß des Irrthums ist der Anfang der Besserung. Doch, kann man auf alles dieß erwidern, Italien ist im Besitze Roms mit vollem Rechte, kraft des Rechts, das die Volksabstimmung

ihm gegeben. — So sagen es uns einige modernen Staatsrechtslehrer, so verkünden es alle Parlamentsredner und Zeitungen, so hat Viktor Emanuel selbst es erklärt, so steht es in manchen Städten mit eherner Schrift an den öffentlichen Plätzen geschrieben.

Volksabstimmung — ein treffliches Werkzeug in der Hand eines jeden Despoten, dem die Beredsamkeit des Goldes, die Lockungen der Ehrenämter und Würden, eine in seinem Solde stehende Presse, stets dienstbare Agenten und blinkende Bajonette in hinreichender Anzahl zu Gebote stehen. Das Kunststück der Volksabstimmung hatte man von Napoleon III. gelernt; im December 1848 ward er kraft dieser Präsident der Republik, im December 1851 Kaiser der Franzosen und im August 1870 auf Grund desselben Rechtes entthront. So wandelbar ist das Recht der Volksabstimmung; mit nur ein bischen politischem Verstande hätte man darum sich hüten sollen, auf dem trügerischen Boden der Volksabstimmung den Königsthron in Rom aufzurichten. Volksabstimmung! Aber Gewissen, Recht, Eid, Treue — sind denn das Alles nur leere Namen? Ist Rousseau's Contrat social eine so ausgemachte Wahrheit, daß es in dem Belieben der Bürger steht, aus Opportunitätsgründen oder auch nach Laune oder auf Anstiften einiger Ehrgeiziger dem rechtmäßigen Träger der Gewalt den Gehorsam zu künden? Ist denn durch solche Grundsätze nicht die permanente Revolution ausgesprochen? Ist denn nicht Maximilian Robespierre der zur That fortschreitende Jean Jaques Rousseau?

Wie werden nun aber diese Volksabstimmungen gemacht? Der größte Heuchler auf dem Throne, den dieses Jahrhundert gesehen, Napoleon III. hat dieß am besten verstanden. Er hat nicht bloß sich zum Kaiser wählen lassen durch Volksabstimmung, er hat es auch dahin gebracht, daß Savoyen, das königstreue Savoyen, die Wiege der jetzigen Könige von Italien, ihn zu ihrem Gebieter wählte und das vielhundertjährige Band mit diesen zerrissen. Neu-Italien

ward sein gelehriger Schüler. In Rom fand die Volksabstimmung statt gerade zwölf Tage (2. Oktober) später, nachdem das italienische Heer in die Stadt eingedrungen war, unter dem Beistande und den überzeugenden Demonstrationen von mehr als zwanzigtausend Bajonetten, bei dem tröstlichen Anblicke von Kanonen jeden Kalibers, während die Männer der Bewegung wüthende Reden hielten gegen die „Papalini", und das von allen Enden Italiens herbeigeströmte Gesindel mit drohenden Mienen an der Wahlurne stand.

Was beide aber, Napoleon III. sowohl wie Viktor Emanuel, von der Volksabstimmung eigentlich dachten, haben die Verhandlungen bewiesen, die zur Zeit des französisch-deutschen Krieges zwischen den französischen Abgesandten und dem Könige von Italien geführt wurden. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die Zurückgabe von Nizza und Savoyen als Preis für eine italienisch-französische Allianz. Eine Volksabstimmung, gut eingeleitet und geschickt durchgeführt, hätte das ohne große Mühe wiederum fertig gebracht.

Doch lassen wir alles das, die Unrechtmäßigkeit, die Unfreiheit, die vielen Unregelmäßigkeiten der schreiendsten Art, welche bei der Abstimmung zu Rom vorkamen, da Viele, die kein Wahlrecht hatten, dennoch wählten, mehr als einen Stimmzettel in die Urne warfen, und die Stimmen selbst gefälscht wurden; stellen wir zum Schlusse nur noch Eine Frage: Auf wie lange hat denn eine solche Volksabstimmung Rechtskraft? Napoleon III hat sie innerhalb zwanzig Jahren dreimal vorgenommen; die erste machte ihn zum Präsident der Republik, die zweite zum Kaiser, die dritte gab den wiederholten Volkswillen kund; nicht lange nachher kam die vierte, die ihn der Krone für verlustig erklärte. Diese Abstimmung hatten eben Andere in's Werk gesetzt, als er. Die Volksabstimmung in Rom fand vor nahezu sechzehn Jahren statt; es wäre Zeit, an eine neue zu denken, damit dem Volke Gelegenheit gegeben würde, sich und seine Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung auszusprechen, wie es ja selbst Na-

poleon gethan hat. Aber eine freie Volksabstimmung möge man nun noch einmal vornehmen, und geleitet von reinen Händen! Man fürchtet sich, diese Probe zu machen, weil man ihres günstigen Ausganges nicht gewiß, des Mißlingens fast gewiß ist. Sie ist aber dennoch gemacht worden, und sie hat sich entschieden gegen das jetzige System ausgesprochen. In fast allen großen Städten Italiens, in Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Neapel sind die Municipalwahlen günstig für die Katholiken ausgefallen, und diese haben die Majorität erlangt, in Rom haben sie den Signor Balestra, Jenen, der am eifrigsten die Neuerungen betrieb, aus dem Magistrat entfernt. Die Wähler haben genug gesehen und erfahren, und wollen nicht mehr thatlos zusehen, wie Vernunft, Recht, Ehre und Gewissen.

„dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Sich sehend in den Abgrund stürzen muß.“

XII.

Dieß ist eben der Trost, den wir im Hinblicke auf Italien und Rom empfinden. „Weil du Gott wohlgefällig warst, war es nothwendig, daß die Versuchung dich prüfte“, das gilt von allen Heiligen, das gilt vor Allem von unserer Kirche, dieser Mutter der Heiligen, gilt von allen ihren Gliedern. Und die Prüfung soll sie läutern, wie das Gold geläutert wird im Feuerofen, soll sie lösen und reinigen von den Schlacken, die ihren hehren Glanz trüben. Manches dürre Blatt ist da abgefallen, mancher morsche Ast gebrochen; aber der Baum der Kirche steht und grünt, kräftiger als je und wiegt seine Aeste im Strome der Zeiten, und die Völker ziehen heran zu ihr, um den Frieden zu finden in ihrem Schatten. Und Jene, welche einen Augenblick zweifeln und irre werden konnten an ihr, wie einst die Jünger an dem Herrn, wenden nun mit neuer, innigerer, stärkerer Liebe sich zu ihr hin.

In diesem tiefen Schmerz fühlen wir daher wunderbar

uns getröstet und hohen Muthes, wenn wir niederknieen in St. Peter am Grabe des Apostelfürsten und unser Auge sich hebt nach Oben, und wir dort in der Kuppel, die so majestätisch erhaben, in so ruhiger Klarheit über all diesem verworrenen und unseligen Treiben schwebt, und da die unvergänglichen Worte lesen: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam! Das ist die Stiftungsurkunde des Papstthums, von Gottes Hand geschrieben unaustilgbarer als in Stein und Erz, eingeschrieben in den Grundplan seiner Vorsehung von Ewigkeit, und keine Gewalt der Welt vermag es, sie auszutilgen! Non praevalebunt! Wir wissen Alle recht gut, was so Viele wollten, als es gegen Rom ging. „Garibaldi a Roma va". Das war der Refrain eines Liedes, das ich seiner Zeit die Freischärler singen hörte. Warum zog er nach Rom? Um diese Stadt zur Hauptstadt Italiens zu erheben. Wohl; aber deßwegen nicht allein. Er und die Sektenhäupter, die Eingeweihten[1]), die Freimaurer, hatten noch ein anderes Ziel, und die Besetzung von Rom sollte nur dazu dienen, dieses zu erreichen. „Die Kirche," sagte Alberto Mario, „ist entwaffnet, aber noch nicht todt; man muß ihr in Rom das Haupt abschlagen" und so „die Hydra des Papstthums" vernichten.

1) Durch Gespräche mit italienischen Soldaten und selbst mit gewesenen Garibaldinern konnte ich mich überzeugen, daß dieselben das Ziel des Kampfes gar nicht kannten. Zeigten doch viele der Gefangenen, welche nach dem Treffen von Mentana im Jahre 1867 nach Rom gebracht wurden, Skapuliere und Medaillen vor, die sie unter dem rothen Hemde trugen. Mangel an gründlichem Religionsunterrichte mag auch Ursache gewesen seyn, daß diese gar nicht zur Erkenntniß kamen, um was es sich handelte. Als der berüchtigte P. Pantaleone, vordem ein „beliebter Kanzelredner", sich an Garibaldi in Sicilien anschloß und seinen Habit ablegen wollte, duldete dieser es nicht. „Ihr könnt uns so von größerem Nutzen seyn", bemerkte er ihm, „wenn Ihr im Habit als mein Feldkaplan immer an meiner Seite bleibt." Armes, betrogenes Volk!

„Das weltliche, das heidnische Rom", wie ein anderes Sektenhaupt sich ausdrückte, „ist wieder erstanden aus seiner Gruft, in dem es die Priesterschaft begraben hatte"; „einen neuen Glauben, eine neue Religion müssen wir schaffen," hatte Giuseppe Mazzini erklärt, „und deßwegen müssen wir nothwendig die Herren von Rom seyn." Diesem Zwecke mußte daher Alles dienen; denn „wir können keinen Schritt vorwärts thun, ohne das Kreuz niederzuwerfen", hat Ferrari offen ausgesprochen. Dazu wußte man Alles zu benützen, den Patriotismus der Einen, den Ehrgeiz der Andern, die Habgier und das Laster. Und auch Piemont, das alte königstreue Piemont, stellte sich in ihre Dienste! Hat es die letzten Ziele dieser Menschen nicht erkannt? Oder hoffte es, sie vereiteln und dem Strom der Bewegung eine andere Richtung geben zu können? Was einst Thukydides an Perikles rühmte, daß er „sich nicht von der Menge leiten ließ, sondern sie leitete und in Schranken hielt, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend", das kann auch der treueste Anhänger der letzten Könige dieses Landes ihnen nicht nachrühmen. Wenn nur ihre Werkzeuge, die sie so schlau zu benutzen und auszubeuten verstanden, nicht einmal ihren Dienst versagen, die Saat, die sie ausgestreut, aufgeht und ihre giftige Frucht ausreift, und die Verräther auch sie verrathen! Ihr Recht ist von gestern, und wahrhaftig nicht heiliger als das uralte Recht des Papstes. „Nur die schlechten und ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei Revolutionen . . . Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer seyn." Das hat Einer gesagt, der kein Anhänger des Papstes oder der Monarchie war, kein Katholik, auch nichteinmal ein Christ.

Non praevalebunt! Alle Anschläge einer perfiden Diplomatie, alle Bajonette der ganzen Welt vermögen nichts gegen die Kirche; denn die Hand, welche sie hält, reicht herab aus einer Höhe, wohin keine irdische Gewalt zu bringen vermag, und ihre Wurzeln sind eingesenkt in den tiefen Grund

einer übernatürlichen Welt, die Gott sich erwählt hat, die er darum schützt und behütet wie seinen Augapfel.

Und auch das bietet uns einen Trost in unserer Trauer, der wie lindes Oel sich über unsere Seele legt, mit Muth, Zuversicht und selbst mit inniger Freude uns erfüllt, wenn wir hinabsteigen in die Katakomben. Ja, wenn wir da wandern durch diese niedrigen, engen, dunkeln Gänge, wo das Schweigen des Todes herrscht, und ringsum an den Wänden Gräber über Gräber sich hinziehen, da schlägt heftiger unser Herz, da wird es weit und groß und wie von klarem Sonnenlicht umflossen, und wir sehen die Dinge viel richtiger als da oben auf dem großen Tummelplatz der Welt. Da wird unser Auge feucht vor Freude und Dank zu Gott, der „wunderbar" war und stark in seinen Heiligen; da wendet unser Geist sich den vergangenen Jahrhunderten zu; wir hören den Psalmengesang in dieser heiligen Versammlung; wir sehen den Trauerzug, der herabsteigt, von brennenden Fackeln umgeben. In weißes Linnen gehüllt, tragen Jünglinge den Leichnam eines der Ihren; das Beil des Henkers hat ihn getroffen, eiserne Krallen haben ihn zerfleischt; noch sind die Wunden frisch, vor wenigen Stunden hat er seine Seele ausgehaucht. Sie trauern, aber sie hoffen, sie klagen um den Todten, aber sie verzagen nicht.

Nun ist der Leichnam des Martyrers beigesetzt; der Gesang verstummt. Im Hintergrunde des Cubiculum[1], rückwärts vom Altare, steht ein Lehrstuhl von weißem Marmor, ein Greis in weißem Gewande nimmt ihn ein; aufmerksam hört die Versammlung zu. Er erklärt das Evangelium, das der Vorleser eben verkündet hat, spricht Worte des Glaubens, der Hoffnung, der Zuversicht. Er wiederholt vielleicht das Wort, das der Herr einst gesprochen: Vertrauet, ich habe die Welt überwunden!

Sie glaubten, beteten, hofften; und der Herr hat ihnen Wort gehalten. Warum sollten wir kleingläubig seyn?

H.

LXX.

Das Ethische in Goethe's Faust.[1])

(Adam Müller. — Vischer. — Volkelt.)

Unter den normativ wirkenden Ideen ist die der Entwicklung an und für sich die mächtigste. Sie beherrscht alles Leben, das göttliche ausgenommen. Im Reiche der Natur und ihrer Kräfte hat sie in den Erfindungen der letzten Zeit hohe Triumphe gefeiert. Sie bleibt Triebfeder des Erkennens, und so auch namentlich der philosophischen Systeme, welche in eigener irregeleiteter Entwicklung das göttliche Leben selbst in den Kreis der Entwicklung zogen, und ihr unterwarfen. Im Innern des Menschen wird sie Motiv seiner Thätigkeit und Bildnerin seines Lebensganges. Wohl ist sie zunächst eine formale Idee, und es kommt Alles darauf an, welchen Inhalt man ihr gibt; aber gerade deßhalb kommt ihr der Charakter einer Allgemeinheit zu, welcher sie zum gefügigen Werkzeug auf allen Gebieten erhebt, viel mehr als es ehedem mit der Idee der Synthesis oder synthetischen Einheit der Fall war, von welcher die idealistischen Philosophen früherer Tage träumten, und in deren Besitz bloß die mit dem seltenen Geschenk der „intellektualen Erkenntniß" ausgestatteten Geister gelangen konnten.

---

1) Ethischer Charakter von Göthe's Faust. Mit einem Faustmärchen als Anhang. Von Adam Müller. Regensburg, Manz. 1885. (251 S.)

Wenn es wahr ist, was man so gerne behauptet, daß Göthes Faust das „Allerheiligste des deutschen Schriftthums“, „die zweite Bibel der deutschen Nation“ ist, so wird auch in ihm diese Idee der Entwicklung ganz vorzüglich zur Geltung kommen, wie ja thatsächlich seine ganze Anlage auf ihr beruht. Verhüte aber Gott, daß die Art und Weise, wie sie sich im Buche realisirt, Symbol sei für ihre Realisirung in der deutschen Nation! — Es lohnt sich der Mühe, des Nähern zu betrachten, welchen Gang diese Entwicklung im Faust, der ja als Repräsentant des Menschen selbst, des irrenden und strebenden, aufgefaßt wird, nimmt. Er verläuft sachgemäß in drei Stadien: *Fall*, *Erhebung*, *Beseligung*. Beginnen wir mit dem ersten.

Der *erste* Theil, der bezeichnender Weise Jahre lang ein Torso blieb, handelt vom *Fall*. Der von Gott abgewendete, seinen natürlichen Trieben und ihrem Drange nach Genuß und Ueberhebung überlassene Mensch stürzt immer tiefer in's Verderben. Die kleine und die große Welt, in welche derselbe vom Versucher eingeführt wird, übt ihren verführerischen Reiz auf ihn aus. Und dem Reize wird nicht widerstanden. Das mag Alles der Wahrheit entsprechen; aber es liegt für den Leser eine tiefe und ernste Gefahr darin, wie diese Entfaltung des Reiches der Sünde vor seinen Augen sich abspielt. Er sieht das Laster mit einem Zauber der Darstellung umsponnen, der das tiefinnerliche Elend und Weh desselben uns verbirgt, und mächtig anlockt. In einer schönen Parallele Göthes mit Shakespeare, die natürlich weitaus zum Nachtheile des ersteren ausfällt, hat der Verfasser des Büchleins, das wir besprechen, diesen Punkt berührt: „Um das abscheulichste Laster schlingt Göthe die zartesten Guirlanden seiner Lyrik, und, was nach Grab und Kloake riecht, das sucht er mit zauberhaftem Duft und Glanz zu umgeben. Unfläthigkeit der Stimmung und Gesinnung darf sich bei ihm nicht in garstigen Redensarten des Pöbels Luft machen, und sich so verrathen als das was sie sind, sondern

muß in eleganter und anmuthiger Erscheinung, im Gewande gewählter, blühender und warmer Diktion, in reizender Grazie (mit der Signatur sogenannter Genialität, fügen wir bei) auftreten." (Müller S. 94).

Es ist deßhalb nicht zu wundern, daß auch dieser Theil große Anziehungskraft ausübte; er ist Allen höchst verständlich; er findet in der eigenen Seele verwandte Gebiete; er bietet ein Halbdunkel, in das man alle seine Gefühle transponiren kann. Man greift so gern nach goldener Schale, vergessend des Giftes, das im Kerne wuchert.

Der Schritt aus dem Falle zur Erhebung oder zum zweiten Stadium der Entwickung fiel dem Dichter augenfällig schwer; dafür zeugt schon die lange Zeitdauer, die zwischen dem ersten Theil und diesem in der Mitte lag, die Rathlosigkeit und Unentschlossenheit, mit der er an seine Bearbeitung herantrat. Wir können uns darüber nicht wundern. Soll eine Erhebung sich lebenskräftig gestalten, dann muß der Fall als ethisches Faktum genommen werden, sowie die Erhebung als ethisches Problem. Allein Göthe hatte für ethische Beziehungen keinen Sinn. Wäre in diesem Sinne eine natura pura möglich, läge in der Natur selbst nicht ein ethischer Zug, so wäre sie Göthes Ideal gewesen, wie sie für Rousseau und Voltaire es gewesen. Das ist das fundamentale Urtheil, welches M. als feststehendes Urtheil gewinnt. Die Erhebung aus dem Falle vollzieht sich in Faust in Folge davon nicht als Läuterung durch Entsagung, Leiden und Opfer, wie es die sittliche Ordnung und die moralische Retraktation des früheren Lebensstandes erfordert, sondern sie soll ihm zu Theil werden durch alle Arten von Thätigkeit, in die sich Faust nun stürzt. Wohl liegt auch in der Thätigkeit Erhebung und Reinigung, ja wenn sie die richtige Thätigkeit ist, wenn sie sich einlegt in das große unendliche Genugthuungs- und Erlösungswerk des Weltheilands und seine Lineamente an sich trägt, eine viel größere Sühne als im stummen Dulden und Ertragen; aber die Thätigkeit, die Faust entwickelt, trägt nichts von diesem über-

natürlichen Charakter an sich. Auf eigene Füße gestellt, ohne ethischen Neuegedanken, ohne Hülfe von Oben, mit Einem Worte ohne Gnade soll seine Natur sich wieder zu sich selbst und zur Menschheit in ein richtiges Verhältniß setzen. Demgemäß sind auch die Objekte seiner Thätigkeit in natürlicher, irdischer Sphäre begriffen. Zunächst ist es die *Antike*, mit welcher Faust durch die symbolische Vermählung mit Helena einen Bund schließt. Aber, wie M. richtig bemerkt, es ist diese Antike, die Faust reproduciren will, nicht einmal das wahre klassische Heidenthum in seiner edlen Gestalt, in seinen Heroen der Philosophie und Dichtkunst, das in seinen Tiefen nicht bloß eine erhabene Ethik trug, sondern auch von Sehnsucht nach übernatürlicher Erlösung durchzogen war: sondern es ist ein platter mythologisirender Antikenkult, welcher nicht bloß jedes sittlichen Motives sich begibt, sondern zur Verunglimpfung der Sittlichkeit benutzt wird. Aber wäre selbst die Antike in ihrer historischen Wahrheit aufgefaßt worden, so wäre die Verbindung mit ihr höchstens eine ästhetische Restauration gewesen, nicht eine *sittliche*, welche sich bloß in der Verbindung mit demjenigen vollzieht, den die Jahrtausende des Heidenthums herangesehnt.

Hand in Hand geht mit der Antike und denselben naturalistischen Charakter wie sie trägt die nun folgende *Cultur- und Reformthätigkeit*, durch welche sich Faust von seinem Fall erheben und rehabilitiren will. Aber auch diese Bestrebungen haben mit einer sittlichen Erhebung nichts gemein. Wir sehen bloß in ihnen das Lieblingskind der Neuzeit, das moderne Ideal, den Fortschritt, welcher weit ab von der ewigen Ordnung des Sittengesetzes bloß naturalistische und egoistische Ziele verfolgt, sich auf dieser Welt breit macht, die übernatürlichen Institute des Kreuzes und des Glaubens nicht bloß ignorirt, sondern von Ingrimm und Haß gegen Priesterthum und Kirche erfüllt ist. Indem die Erhebung und Erlösung Faust's sich auf dieser rein naturalistischen Basis der Antike und des Fortschrittes vollziehen soll, hat

er sich die Möglichkeit benommen, zu wahrer innerer Umgestaltung vorzudringen; denn diese ist bloß möglich auf Grund des ethischen Gesetzes und durch die Kraft der Gnade. Schritte, vielleicht große Schritte — aber außerhalb des Weges.

Was wird nun einer solchen Erhebung für eine Seligkeit folgen? Die Seligkeit ist Lohn der Tugend, d. h. einer übernatürlichen, auf das Jenseits gerichteten Thätigkeit. Da nun von dieser im zweiten Stadium des Faustischen Lebensganges sich keine Spur findet, so muß es mit seiner Beseligung bedenklich und schlimm stehen. Allein es muß doch das Ende gefunden werden, und so sehen wir denn Faust nach seinem Tod wirklich in einen Himmel versetzt. „Statt seinen Helden zu immer höheren, gediegeneren Aufgaben zu führen, schleift ihn der Dichter vier Akte lang durch theils unbedeutende, bei aller Künstlichkeit nichts fördernde, theils allegorisch schattenhafte Situationen, um ihm schließlich, trotzdem daß er sich wahrlich nicht sonderlich strebend bemüht hat, die höchste Himmelsseligkeit zu schenken."[1])

Die christliche Ethik lehrt, und der rationalistische Ethiker Kant hatte diesen Grundsatz adoptirt, so sehr ist dieser in der natürlichen Erkenntniß begründet, daß das höchste Gut des Menschen subjektiv gefaßt in sich ein doppeltes Moment trägt: Sittlichkeit und eine ihr entsprechende Seligkeit: Beides ist Gott, in der Sittlichkeit als Ziel des Strebens zu ihm, in der Seligkeit als sein Besitz. Fehlt eines dieser Momente, so kann von einer Beseligung nicht die Rede seyn. Daraus erkennen wir, wie es um Faust's Himmel bestellt seyn mag. Und da hilft es ihm nichts, den Ort der vermeintlichen Himmelsruhe auszustaffiren mit Reminiscenzen aus katholischer Lehre, die allein auch hierüber wahren Aufschluß gibt, und von welcher man die äußere, immerhin höchst liebliche Blüthe abstreift, um diese zu seinen Zwecken zu brauchen, aber Frucht und Kern freventlich wegwirft.

---

1) Johannes Volkelt, „Allg. Ztg." Beilage 27. Mai 1886.

Das nun sind die falschen Bahnen, in welche die Entwicklung, wie sie im Faust ihre Darstellung gefunden, einlenkt. So große Theilnahme das Titanenhafte des ersten Theiles gefunden, so sehr stieß die Schwäche des folgenden ab. „Göthe hat die im ersten Theil für das Folgende geweckten Hoffnungen in sträflicher Weise auf das Dürre gesetzt.“[1]) In einem von sittlichem Ernst durchdrungenen Leser konnte aber schon der erste Theil keine Hoffnungen, sondern bloß die ernstesten Befürchtungen erwecken. — So ist denn auch sogar einem Manne, der die antiethischen und antireligiösen Anschauungen theilt, dem „Aesthetiker“ und Hegelianer Vischer dieser Faustische Himmelsprung zu bunt gewesen. Er schuf einen dritten Theil zu Faust[2]). In ihm schwingt er die Geißel der komisch-allegorischen Satyre über den Götheschen zweiten Theil, führt aber auch positiv die Entwicklung des Faust selbst weiter. Es wird nämlich Faust in dem Vorraum des Himmels zurückgehalten; er soll erst das Nöthige thun, um sich den Himmel zu verdienen; Entbehrungen und Prüfungen soll er durchmachen, Lockungen widersagen und Kämpfe bestehen — eine Nachholung dessen, was der zweite Theil des Göthe'schen Faust versäumt hat. Drei Feinde sind es nun, gegen welche Faust zu seiner eigenen Bewährung den Kampf aufnimmt; zunächst ist es das Schöngeistthum, sei es das klassische, sei es das romantische, dem einst Faust in der Person der Helena gehuldigt hatte. Der zweite Feind ist das Franzosenthum, gegen welches sich die deutsche Volkskraft erhebt. Der dritte Feind ist (hört!) der innere Erbfeind, es sind die „katholischen Pfaffen“, die Todfeinde der geistigen Freiheit — dargestellt unter dem allegorischen Bilde eines hageren, schwarzen Schemen mit

1) Volkelt a. a. O.

2) „Faust“. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theiles des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystificinsky. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Laupp 1886. (224 S.)

langem Schiffhut, begleitet von dem großen Hunde Hetzkaplan und dem kleinen Fuchs Schwindelhort — gegen die sich der „deutsche Volksgeist“ wehrt. Durch diese siegreich bestandenen Kämpfe hat sich nun Faust endlich seinen Himmel verdient, welcher, wie wir aus dem Munde Göthe's im Nachspiel hören, „die ewig ringende und immer Höheres erstrebende Menschheit, die vom Pfaffenthum und Kirche erlöste Religion ist“.

Wir brauchen über diese Vischer'sche Fortbildung des Faust kein Wort zu verlieren, so sehr ekelt unseren Geist dieses Hegel'sche Werden als höchstes Gut an, und unser Herz der unnoble Angriff gegen die heiligsten Institute der positiven Religion, für die unser Volk, wenn es nur recht verstanden wird, immer den Kampf gern und bereit aufnimmt. Die Bedeutung räumen wir aber gern dem Vischer'schen Machwerk ein, daß es in der Form der Ironie den Werth des Göthe'schen Faust uns geoffenbart hat.

Um nun zu unserm Eingangs erwähnten Büchlein zurückzukehren, Adam Müller, ein einfacher Weltpriester der Würzburger Diöcese, hat in gründlicher Weise und geistreicher Darstellung nachgewiesen, wie Faust und damit Göthe selbst — denn hinter Faust steht Göthe — im Ganzen und Großen, sowie in seinen einzelnen Anschauungen jedes ethischen Charakters entbehrt. Er hat dieß auch namentlich gethan durch einen Vergleich mit den Alten sowohl als mit Shakespeare und Calderon. Schließlich konnte er aber nicht unterlassen, zur Satyre zu greifen, und dem, was er principiell erörtert hat, unter dem Gewande eines komischen Faustmärchens eine Illustration beizugeben. Es ist dabei das Schema der Götheschen Entwicklung in all seinen Phasen zu Grunde gelegt und in's Absurde und Komische überführt. Die Pointe des Faustmärchens liegt darin, zu zeigen, wie die Natur, deren Vergötterung sich Faust hingibt, sich seiner, wo er zur Selbstvergötterung übergehen will, bemächtigt und ihn durch eine Reihe der ekelhaftesten Gestalten dem wohlverdienten Loose entgegenführt.

Den Ausgang nimmt also das Märchen von der Vergötterung der Natur, in die sich Faust hineinlebt. „O die Natur! Ich kann's gar nicht ausdrücken, wie ich die Natur verehre. Ich studire in ihr herum, und je mehr ich studire, desto mehr bewundere ich sie. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, je weniger Vernunft und Gewissen einer hat, und je weniger er sich um Andere genirt, desto behaglicher ist es ihm in der Natur." Die Natur ist hier genommen im Gegensatz sowohl zur sittlichen Weltordnung, als auch zur übernatürlichen Ordnung, welche von der Natur den Fluch, der durch die Sünde auf ihr ruht, hinwegnimmt. — So kam es, daß die blinden Instinkte, denen die Thierwelt folgt, dem Faust als ideale Normen erscheinen, nach denen er sein Thun und Lassen einrichtet und die ihn so zu allerlei abscheulichen Lastern und Frevelthaten führen, ohne daß die höhere ethische Stimme einen Einfluß auf ihn gewinnt. Einem solchen Leben folgt der verdiente Lohn. Jussisti, Domine, et sic est, ut quilibet inordinatus appetitus sit sui ipsius vindex. (S. Aug. confess.) Die Selbstvergötterung, in die sich Faust hineinlebt, indem er all seinem Treiben zur Herrschaft verhilft, verschwindet: die Naturgewalt zeigt sich nun in ihren wahren Gestalten: sie übt auf den Verlassenen und Verspotteten ihr Recht aus, sie führt ihn metempsychogisch in einer in den niedrigsten Thierformen nach Unten sich verlaufenden Darwinischen Entwicklungsreihe seinem verdienten Lohne zu: „der Schein verschwand, die Wirklichkeit obsiegt." „Wir haben einen Stall," sagt Mephistopheles, „der für solche Bestien gemacht ist; da werden alle untergebracht, die sonst nicht gut thun".

Es war ein düsterer, stürmischer und regnerischer Abend, an welchem Mephistopheles von seinen Dienern den Faust dem Orcus entgegentragen ließ. Da heiterte sich der Himmel auf, und prächtiges Abendroth umleuchtete die Landschaft. In der Höhe schwebten selige Wesen und sangen:

Gerettet ist die Geisterwelt
Von einem Glied des Bösen.
Wer sich auf falschem Weg gefällt,
Ist schwerlich zu erlösen.

Hat er der ew'gen Liebe gar
Den Busen stets verschlossen,
Wird er von unserer sel'gen Schaar
Auf ewig abgestoßen.

Die er so sehr geliebt, die Nacht
Muß drunten ihn umschließen,
Indeß wir hier in Licht und Pracht
Des Himmels Glück genießen.

Wenn auch das derb-humoristische Colorit, in welchem das Faustmärchen auftritt, nicht Allen gefallen mag: dem ganzen Büchlein, wie es uns vorliegt, bleibt das Verdienst, in warmer Ueberzeugung und Begeisterung für das Wahre mit gewandter Feder Faust auf seinen ethischen, und weil, wie das Motto lautet, das Ethische die Seele des Aesthetischen ist, auch auf seinen ästhetischen Werth geprüft zu haben, welcher sich als Deficit offenbart.

W. R.

LXXI.

Die lateinischen Schriften Meister Eckehart's und die Geschichte der deutschen Mystik.

Wie alle Sachkundigen, vielleicht mit Ausnahme Preger's, urtheilen, wäre unter den jetzt Lebenden Keiner so befähigt und berufen, eine wirkliche „Geschichte der deutschen Mystik" zu schreiben, als der gelehrte Dominikaner P. Heinrich Seuse Denifle.[1]) Abgesehen von gediegenen Abhandlungen (in den „Histor.-polit. Blättern", in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum u. a.) sowie schneidigen Kritiken, in denen er so manche Schriftsteller seine wissenschaftliche Ueberlegenheit nur zu sehr fühlen ließ, hat dieser Forscher durch mehrere wichtige Publikationen seine Meisterschaft auf dem Gebiete der Mystik bekundet. Zunächst gab er (1877) auf Grund der ältesten Handschriften „Das Buch von geistlicher Armuth, bisher bekannt als Johann Tauler's Nachfolgung des armen Leben Christi", neu heraus, indem er zugleich überzeugend nachwies, daß dieses Werk mit Unrecht Tauler's Namen trage. In einer bald darauf (1879) erschienenen Schrift wurde die bekannte Erzählung von der „Bekehrung Tauler's kritisch untersucht", und festgestellt, daß Tauler keinenfalls der durch einen erleuchteten Laien bekehrte „Meister der heil. Schrift" seyn könne, vielmehr der ganze Bericht des „Meisterbuches" tendenziös erfunden sei. Im Jahr 1880 endlich ward der I. Band von Heinrich Seuse's

---

1) Vgl. Schönbach im „Anzeiger für das deutsche Alterthum" IV (1878), 374 und Bötticher in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" XIV (1882), 120.

Deutschen Schriften (nach den ältesten Handschriften in jetziger Schriftsprache übersetzt) vollendet. Am Schlusse dieses Bandes kündigte P. Denifle an, daß es ihm geglückt sei, mehrere lateinische Schriften Meister Eckehart's zu entdecken, und daß er „diesen für die Geschichte der deutschen Mystik höchst wichtigen Fund nächstens veröffentlichen werde". Begreiflicher Weise wurde diese Veröffentlichung mit Spannung und Ungeduld von den Freunden der Mystik erwartet.[1]) Waren doch die von Nikolaus von Cusa[2]) citirten, von Trithemius[3]) aufgezählten lateinischen Schriften M. Eckehart's seit Jahrhunderten verschollen und, wie es schien, verloren. Man hatte sich daran gewöhnt, nur deutsche Schriften des berühmten Mystikers zu kennen und zu bewundern, und fühlte kein Verlangen nach lateinischen Werken des „Vaters der deutschen Spekulation". Da gelingt es P. Denifle, in einem Codex der k. Bibliothek zu Erfurt mehrere lateinische Schriften Eckehart's aufzuspüren, aus denen klar hervorgeht, daß E. seines Zeichens weit mehr lateinischer Scholastiker als deutscher Mystiker ist, so daß das Studium M. Eckehart's in ein neues Geleise kommen, im Grunde von vorn beginnen muß. Aber die Geduld der Wartenden hatte eine lange Probe zu bestehen. Zur selben Zeit, in welcher die Erfurter Handschrift dem glücklichen Entdecker zur Benützung nach Graz gesendet wurde — im Herbst 1880 — ward P. Denifle, der damals gerade an einer Geschichte der deutschen Gottesfreunde im 14. Jahrhundert arbeitete, in Ordensangelegenheiten nach Rom berufen. Bei Durchmusterung der römischen Bibliotheken und Archive überzeugte er sich bald, daß er vorderhand nicht an die Vollendung einer Arbeit denken durfte, für welche in Rom fast alle Materialien fehlen. Andrerseits brachte die Beschäftigung mit Abt Joachim und dem Evangelium aeternum, sowie mit den Schicksalen des letzteren an der Universität Paris ihn allmälig auf die Idee, eine quellenmäßige Geschichte der Universität Paris und der übrigen Hochschulen bis zum

---

1) Vgl. Strauch in der „Allgem. Zeitg." Beil. 255 v. 11. Sept. 1880, S. 3742.

2) Edit. Paris. 1514, I, fol. XXXIX^a, II, f. CXXVIII^a.

3) De scriptor. eccles. n. 537.

Ende des 14. Jahrhunderts zu bearbeiten. Im Jahre 1885 erschien (bei Weidmann in Berlin) der erste Band des großartig angelegten, vielfach bahnbrechenden Werkes: „Die Universitäten des Mittelalters bis 1400". Da der Verfasser noch dazu seit 1883 den wichtigen, mühevollen Posten eines Unterarchivars des heil. Stuhles bekleidet, schien die Edition von Eckehart's Schriften in unabsehbare Ferne gerückt zu seyn.

Aber zum Glück für die Wissenschaft fanden die von der „Geschichte der Universitäten" verdrängten Eckehart-Studien ein Asyl in dem von P. Denifle im Verein mit P. Ehrle S.J. 1885 gegründeten „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters." Der vor Kurzem vollendete II. Band dieser Zeitschrift enthält S. 417—652 als werthvollen Beitrag aus der Feder P. Denifle's: „Meister Eckehart's lateinische Schriften, und die Grundanschauung seiner Lehre" — eine Publikation, wichtig genug, um ein allgemeines Interesse zu beanspruchen.

P. Denifle gibt zunächst Bericht über die von ihm entdeckte Handschrift (Cod. Amplon. Fol. n. 181)[1]. Die in diesem Codex enthaltenen Schriften Eckehart's — Commentare zur Genesis, zum Exodus, zur Sapientia, zum Ecclesiasticus, sowie ein Prooemium und zwei Prologe — bilden nur einen kleinen Theil des von E. verfaßten Opus tripartitum, über dessen Plan wir durch einen der Prologe genau unterrichtet werden. Der erste Theil des ganzen Werkes hieß Liber oder opus propositionum und enthielt über tausend Propositionen philosophisch-theologischen Inhalts, welche in 14 Traktate eingetheilt waren. Der zweite Theil hieß Opus oder liber quaestionum und umfaßte Quästionen nach der Zahl und Ordnung der Quästionen in der Summe des hl. Thomas von Aquin. Der dritte Theil, das Opus expositionum, zerfiel in zwei Unterabtheilungen. Die eine nannte E. Opus sermonum; sie bestand z. Th. aus Predigten, welche irgend eine Autorität der hl. Schrift zum Vorwurf hatten; die andere umfaßte Commentare in die Bücher der hl. Schrift, jedoch so,

1) Ursprünglich im Besitz des i. J. 1412 von Amplonius Ratinck († 1435) gestifteten Collegium Amplonianum.

daß von E. aus jedem Buch nur gewisse Stellen, die ihm Interesse boten, ausgewählt und ausgelegt wurden. Aus E.'s Berufungen auf die einzelnen Theile seines opus tripartitum, als eines bereits geschriebenen, geht zur Evidenz hervor, daß das ganze große Werk von ihm vollendet wurde. Daraus folgt, daß die deutschen Schriften und Predigten nur einen winzigen Theil der literarischen Arbeiten E.'s ausmachen. Zugleich ergibt sich, daß E. „durchweg die scholastische Methode befolgt hat und auf scholastischem Boden steht." (S. 421).

Ueber die Echtheit der von P. Denifle aufgefundenen Stücke und somit des gesammten Opus tripartitum besteht kein Zweifel. Abgesehen davon, daß sowohl am Anfang wie am Schlusse Eckardus als Verfasser angegeben ist, tritt für den Commentar zur Sapientia, mit welchem alle übrigen lateinischen Schriften in Verbindung stehen, das Zeugniß Heinrich Seuse's in seinem Büchlein der Wahrheit ein.[1]) Ferner stimmen die zur Zeit Seuse's in's Deutsche übertragenen Partien aus E.'s Commentar zur Sapientia[2]) mehr oder weniger wörtlich mit dem Original der Erfurter Handschrift überein. Dazu kommt schließlich noch die Angabe des Incipit der einzelnen Schriften durch Trithemius, sowie die Mittheilungen des Nikolaus von Cusa.

Zu allem Ueberfluß hat Denifle vor wenigen Monaten, auf der Rückreise von Spanien nach Rom, auch noch die von Nikolaus von Cusa selbst gebrauchte, für ihn i. J. 1444 angefertigte Eckehart-Handschrift aufgefunden, und zwar in der Bibliothek des Hospitals von Cues an der Mosel.[3]) Die Cusanische Handschrift enthält außer sämmtlichen Eckehart-Schriften des Erfurter Codex eine zweite Erklärung der Genesis, ferner die Expositio in Evangelium Johannis, eine Auslegung des Vaterunser, und eine Sammlung lateinischer Predigten.

---

1) Ausgabe von Denifle S. 561; vgl. 640.

2) In Pfeiffer's Ausgabe S. 597 ff.

3) S. „Archiv" S. 673—687: Das Cusanische Exemplar lateinischer Schriften Eckehart's in Cues. Da D.'s Abhandlung über E.'s lateinische Schriften bereits gedruckt war, konnte die neuentdeckte Handschrift nicht mehr für die Darstellung verwendet werden.

Ende des 14. Jahrhunderts zu bearbeiten. Im Jahre 1885 erschien (bei Weidmann in Berlin) der erste Band des großartig angelegten, vielfach bahnbrechenden Werkes: „Die Universitäten des Mittelalters bis 1400". Da der Verfasser noch dazu seit 1883 den wichtigen, mühevollen Posten eines Unterarchivars des heil. Stuhles bekleidet, schien die Edition von Eckehart's Schriften in unabsehbare Ferne gerückt zu seyn.

Aber zum Glück für die Wissenschaft fanden die von der „Geschichte der Universitäten" verdrängten Eckehart-Studien ein Asyl in dem von P. Denifle im Verein mit P. Ehrle S. J. 1885 gegründeten „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters." Der vor Kurzem vollendete II. Band dieser Zeitschrift enthält S. 417—652 als werthvollen Beitrag aus der Feder P. Denifle's: „Meister Eckehart's lateinische Schriften, und die Grundanschauung seiner Lehre" — eine Publikation, wichtig genug, um ein allgemeines Interesse zu beanspruchen.

P. Denifle gibt zunächst Bericht über die von ihm entdeckte Handschrift (Cod. Amplon. Fol. n. 181)[1]). Die in diesem Codex enthaltenen Schriften Eckehart's — Commentare zur Genesis, zum Exodus, zur Sapientia, zum Ecclesiasticus, sowie ein Prooemium und zwei Prologe — bilden nur einen kleinen Theil des von E. verfaßten Opus tripartitum, über dessen Plan wir durch einen der Prologe genau unterrichtet werden. Der erste Theil des ganzen Werkes hieß Liber oder opus propositionum und enthielt über tausend Propositionen philosophisch-theologischen Inhalts, welche in 14 Traktate eingetheilt waren. Der zweite Theil hieß Opus oder liber quaestionum und umfaßte Quästionen nach der Zahl und Ordnung der Quästionen in der Summe des hl. Thomas von Aquin. Der dritte Theil, das Opus expositionum, zerfiel in zwei Unterabtheilungen. Die eine nannte E. Opus sermonum; sie bestand z. Th. aus Predigten, welche irgend eine Autorität der hl. Schrift zum Vorwurf hatten; die andere umfaßte Commentare in die Bücher der hl. Schrift, jedoch so,

1) Ursprünglich im Besitz des i. J. 1412 von Amplonius Ratink († 1435) gestifteten Collegium Amplonianum.

daß von E. aus jedem Buch nur gewisse Stellen, die ihm Interesse boten, ausgewählt und ausgelegt wurden. Aus E.'s Berufungen auf die einzelnen Theile seines opus tripartitum, als eines bereits geschriebenen, geht zur Evidenz hervor, daß das ganze große Werk von ihm vollendet wurde. Daraus folgt, daß die deutschen Schriften und Predigten nur einen winzigen Theil der literarischen Arbeiten E.'s ausmachen. Zugleich ergibt sich, daß E. „durchweg die scholastische Methode befolgt hat und auf scholastischem Boden steht." (S. 421).

Ueber die Echtheit der von P. Denifle aufgefundenen Stücke und somit des gesammten Opus tripartitum besteht kein Zweifel. Abgesehen davon, daß sowohl am Anfang wie am Schlusse Eckardus als Verfasser angegeben ist, tritt für den Commentar zur Sapientia, mit welchem alle übrigen lateinischen Schriften in Verbindung stehen, das Zeugniß Heinrich Seuse's in seinem Büchlein der Wahrheit ein.[1] Ferner stimmen die zur Zeit Seuse's in's Deutsche übertragenen Partien aus E.'s Commentar zur Sapientia[2] mehr oder weniger wörtlich mit dem Original der Erfurter Handschrift überein. Dazu kommt schließlich noch die Angabe des Incipit der einzelnen Schriften durch Trithemius, sowie die Mittheilungen des Nikolaus von Cusa.

Zu allem Ueberfluß hat Denifle vor wenigen Monaten, auf der Rückreise von Spanien nach Rom, auch noch die von Nikolaus von Cusa selbst gebrauchte, für ihn i. J. 1444 angefertigte Eckehart-Handschrift aufgefunden, und zwar in der Bibliothek des Hospitals von Cues an der Mosel.[3] Die Cusanische Handschrift enthält außer sämmtlichen Eckehart-Schriften des Erfurter Codex eine zweite Erklärung der Genesis, ferner die Expositio in Evangelium Johannis, eine Auslegung des Vaterunser, und eine Sammlung lateinischer Predigten.

---

1) Ausgabe von Denifle S. 561; vgl. 640.

2) In Pfeiffer's Ausgabe S. 597 ff.

3) S. „Archiv" S. 673—687: Das Cusanische Exemplar lateinischer Schriften Eckehart's in Cues. Da D.'s Abhandlung über E.'s lateinische Schriften bereits gedruckt war, konnte die neuentdeckte Handschrift nicht mehr für die Darstellung verwendet werden.

Durch die unzweifelhafte Echtheit der lateinischen Schriften E.'s ist die Unechtheit so mancher ihm zugeschriebenen deutschen Stücke festgestellt. So kann die von Bach[1]) edirte Auslegung des Pater noster nicht von Eckehart seyn, weil sie zur echten (des Cusanischen Exemplars) nicht stimmt. Gleiches gilt für die von Pfeiffer (578 ff.) edirte „Glose über daz ewangelium Johannis". Da E. nur einen liber propositionum geschrieben, ist der von Pfeiffer angenommene Titel: liber positionum (S. 629) zu streichen und das unter diesem Namen edirte Stück erst auf seine Echtheit zu untersuchen. Daß so manche Stellen und Ausdrücke in den deutschen Schriften E.'s nur durch Zurückgehen auf die Terminologie der lateinischen Schriften verständlich werden, zeigt D. durch recht frappante Beispiele (S. 454 ff.). Die volle Bedeutung seiner Entdeckung aber liegt darin, daß die Forschung über Eckehart in ganz neue Bahnen gelenkt, und erst jetzt eine wirkliche Kenntniß seiner Lehre möglich ist.

Leider gestattete der Raum der Zeitschrift nicht, sämmtliche Eckehart-Schriften des Erfurter Codex abzudrucken; hoffentlich bringen die nächsten Jahrgänge das noch Fehlende, sowie die in Cues aufgefundenen neuen Stücke. In musterhafter Edition, mit werthvollen Anmerkungen,[2]) liegen jetzt vor uns 1) der Prolog zum Opus tripartitum, 2) das Prooemium zum Opus propositionum, 3) der Prolog zum Opus expositionum, 4) den Anfang des Commentars zur Genesis, 5) der Commentar zum Exodus, 6) die Auslegung des Ecclesiasticus, 7) der Anfang des Commentars zum Liber Sapientiae. (S. 533 — 615). Zur Darlegung der Lehre E.'s, d. h. der Hauptpunkte derselben hat D. das ganze ihm zugängliche Material benützt.

Wir müssen es uns hier versagen, des Näheren auf die überaus

---

1) Meister Eckhart. S. 233 ff.

2) Die vortreffliche Abschrift des Erfurter Codex besorgte der Dominicaner P. Ambrosius Gietl von Graz, dem auch ein großer Theil der gelehrten Noten zu verdanken ist. — Nebenbei bemerkt, wäre Boethius, statt Boetius, zu schreiben. (Vgl. Usener, Anecdoton Holderi. S. 43.)

lehrreichen und interessanten Erörterungen (S. 436—522) einzugehen (1. Gott der actus purus. 2. Die rationes creaturarum in Gott und die Ideen. 3. Die Schöpfung. 4. Das Esse rerum. 5. Endresultate.) Der Ausgangspunkt in E.'s System ist der scholastische Satz: Esse est Deus. Von diesem Satze macht aber E. einen Gebrauch, der ihn über die Lehre der übrigen Scholastiker hinausführt, indem er der Creatur nur insoferne ein Esse zuschreibt, als sie im Esse Gottes subsistirt, wie die Materie im Esse der Form, die Theile im Ganzen, die menschliche Natur in Christus im Esse der zweiten Person. Auf die hier naheliegende Frage: War Eckehart Pantheist? antwortet Denifle: „Versteht man unter Pantheismus die Lehre von der Identität der Wesenheit Gottes und der der Creatur, so daß letztere nur als eine Erscheinung und Besonderung der göttlichen Wesenheit angesehen wird, so muß die Frage verneint werden" (S. 518). Andrerseits aber ist E. deßhalb nicht vom Pantheismus freizusprechen, weil er folgerichtig das Esse Dei zum Esse formale omnium machen muß und in einer Beziehung das Creatürliche mehr oder weniger mit dem Göttlichen identificirte. An diesem Pantheismus E.'s ist vor allem Avicenna schuld, dem „er ein ungerechtfertigtes Vertrauen schenkte." Ueberhaupt erscheint E. im Lichte der neuesten, objektiven Darlegung D.'s nicht mehr als der originelle, consequente Denker, als welcher er bisher fast allgemein gefeiert war. Auch steht die Mystik E.'s keineswegs im Gegensatze zur Scholastik, sondern bildet bei ihm gewissermaßen nur die nach außen gerichtete, in Predigten für Klosterfrauen vertretene Kehrseite der scholastischen Spekulation und hat diese zur Voraussetzung. „Zu den Eigenthümlichkeiten der deutschen Mystiker gehört, daß sie mehr als frühere Scholastiker das Wesen Gottes in sich, in seiner Stille, gegenüber der Entfaltung und dem Wirken der drei Personen betonten." Auf diese Spekulation bauten sie dann die Lehre vom Seelengrund, von der Gottesgeburt im Gerechten u. s. w. „Originalität bekunden die deutschen Mystiker eigentlich bloß in der Art und Weise, die scholastischen Gedanken deutsch auszudrücken. Nicht als tiefe, klare Denker, sondern als Vermittler zwischen dem scholastischen Ideenkreis und dem Verständniß eines

deutsch sprechenden Publikums verdienen sie große Beachtung. Daraus erklärt sich der Erfolg, den die deutschen Mystiker durch ihre Predigten erzielten" (S. 111). E. war auch nicht der erste der „deutschen Mystiker"; ihm geht Dietrich von Freiburg voraus, und gleichzeitig mit E. wirkt der deutsche Mystiker Johann von Sterngassen. „Eines ist allerdings wahr, daß E. alsbald ein Hauptvertreter der deutschen Mystik wurde, und daß ihm die deutsche Sprache manches zu danken hat" (529).[1])

In einer eigenen Beilage (II) „Ueber die Anfänge der Predigtweise der deutschen Mystiker" (S. 641 ff.) zeigt D., wie diese Predigtweise in jenen Frauenklöstern ihren Anfang nahm, welche der geistlichen Leitung der Dominikaner übergeben waren. Mit Rücksicht auf den hohen Bildungsstand damaliger Klosterfrauen war es den gelehrten Theologen — und nur solche wurden ausgewählt — empfohlen und geradezu befohlen, sich über das Niveau der gewöhnlichen (moralischen) Predigtweise zu erheben.[2])

Was die Stellung E'.s zur kirchlichen Auktorität betrifft, so zeigt D. in einer eigenen Beilage: „Akten zum Processe Meister Eckhart's", daß die vielfach[3]) vertretene Annahme, als sei E. schon vor dem Jahre 1326 wegen seiner Lehre behelligt worden, nicht die geringste Stütze in den Dokumenten habe. Zugleich publicirt er aus den Originalien des Vatikanischen Archivs die — von Preger mangelhaft edirten — Aktenstücke, welche sich auf den in Köln (1326) gegen ihn eingeleiteten Proceß beziehen, nämlich 1. die Appellation E'.s von der Kölner Commission an den apostolischen Stuhl; 2. den

1) Ueber das Verhältniß Seuse's und Tauler's zu E. wird D. bei einer andern Gelegenheit berichten.

2) Providete, ne refectione careant verbi dei, sed, sicut eruditioni ipsarum convenit, per fratres doctos saepius praedicetur, schreibt der Provincial Hermann von Minden in einer von D. abgedruckten Instruktion (v. J. 1286—1287?).

3) Auch im Kirchenlexikon 2. Aufl., IV, 112 f., sowie neuestens noch von Linsenmayer, Geschichte der Predigt in Deutschland (1886) S. 394.

(allgemein gehaltenen) Widerruf vor dem Volke, 13. Febr. 1327; 3. die Zurückweisung der Appellation von Seite der erzbischöflichen Commission, und dazu 4. die Bulle Johannes XXII. vom 27. März 1329 (nach E'.s Tode, 1327), in welcher 28 Sätze M. Eckehart's verurtheilt wurden. (Die Articuli condemnati finden sich auch, mit einigen Varianten gegenüber der päpstlichen Bulle, in dem Cusanischen Exemplar der E'.schen Schriften). Von diesen 28 Sätzen weist D. 13 (1—7, 16—19, 23 und 25) in den bis jetzt bekannten lateinischen Schriften E'.s nach. Damit ist eine alte Streitfrage wohl endgiltig abgethan.[1])

Indem wir schließlich den Wunsch nicht unterdrücken können, daß der gelehrte Unterarchivar des hl. Stuhles künftighin auch Forschern wie Preger gegenüber die Polemik in die feineren Formen der Urbanität und Noblesse kleiden möge, nehmen wir dankbar Abschied von der markhaltigen Publikation und sehen neuen Studien über Eckehart und die deutsche Mystik hoffnungsvoll entgegen.

München. O. R.

---

1) So meint z. B. Preger (Meister Eckhart und die Inquisition S. 24), daß eine Freisprechung in Rom vielleicht erfolgt wäre, wenn die mit der Prüfung betrauten Theologen im Stande gewesen, E'.s Schriften im Original zu lesen.

LXXII.

Evers' „Erlebnisse eines lutherischen Pastors."[1])

Herr Evers hat seine große Arbeit über das Leben Martin Luther's durch Herausgabe eines Büchleins unter obigem Titel unterbrochen. Seine Luther-Biographie liegt bereits in vier starken Bänden vor. Sie bildet nicht nur vor allen bis jetzt vorhandenen Werken über Luther die vollständigste Orientirung über den unglücklichen Reformator, durch den die Schicksale der abendländischen Christenheit für Jahrhunderte auf die abschüssige Bahn gebracht worden sind, sondern allen künftigen Bearbeitern protestantischer Seits wird nichts Anderes mehr erübrigen als der Versuch, die Evers'sche Darstellung an den Rändern zu benagen. Was Janssen durch seine Geschichte der Reformation in ihrem ganzen Verlaufe geleistet hat, das leistet Evers durch sein Werk über den Urheber derselben im begrenzten Umfange. Auch in letzterer Beziehung wird es nun so weit gediehen seyn, daß nach der vierthalbhundertjährigen Debatte sich die Katholiken zu dem Schlußwort als Referenten durchgerungen haben. Den Anderen erübrigt dann nur mehr der Kehraus der „persönlichen Bemerkungen."

Das vorliegende Büchlein, das Herr Evers zwischenein veröffentlicht hat, ist nicht eine eigentliche Conversionsschrift, sondern es besteht aus einer Reihe nach der Natur aufgenommener Bildchen, die der Verfasser aus den Notizen und Erinnerungen seiner protestantischen Vergangenheit entnommen hat. Die

1) Verlag bei Kirchheim in Mainz. 1886. Stn. VI, 254.

einzelnen Abtheilungen, namentlich die Skizzen aus „evangelischen Pfarrhäusern", lesen sich wie Feuilletons. Nur derjenige Theil der Schrift, welcher die seit den Dreißiger Jahren in der bunt zusammengewürfelten Hannover'schen Landeskirche in's Leben getretene lutherische Reaktion gegen Rationalismus und Unionismus, überhaupt zur „Wiedererweckung des Evangelii", behandelt, trägt einen besondern Charakter und erinnert an die gegenwärtig wieder tobende Bewegung in der preußischen Landeskirche überhaupt. Alles sonst gehört zur Schilderung des täglichen Lebens in den Pastoraten rein protestantischer Gegenden, wobei sich der Gegensatz zu der katholischen Vergangenheit von selbst ergibt.

Für die Katholiken in den confessionell gemischten Gegenden sind diese Bilder von ganz besonderem Interesse. Der Protestantismus in der Diaspora sieht sich, gerade durch den fortwährenden Contakt mit der katholischen Umgebung, vielfach anders an, als dort wo er, losgerissen von jeder Erinnerung an die tausendjährige Zugehörigkeit zur alten Mutterkirche, ganz unter sich lebt. So weisen auch die nordischen Pastorate ihre eigene Art auf. Ein rührendes Bild von der beim besten Willen nicht zu überwindenden Isolirung bietet insbesondere die Geschichte des berühmten Pastors Harms zu Hermannsburg und seiner Bauernmission in der Lüneburger Haide auf dem Hintergrunde der altchristlichen und Märtyrer- reichen Vergangenheit eben jenes Landstriches. Herr Evers kannte den heroischen Mann persönlich und widmet ihm ein liebevolles Andenken.

Im Allgemeinen hinterlassen die Bilder von dem Leben und Treiben in den Pastoraten der Hannover'schen Landeskirche, aus deren einem der Herr Verfasser selbst hervorging, einen auch für den Katholiken wohlthuenden Eindruck, was allerdings von den Silhouetten aus der geistlichen Bureaukratie alldorten nicht gilt. Selbst unter den Pastorinen stehen den ächten „Blaustrümpfen" ehrwürdige Persönlichkeiten gegenüber. Nur nebenbei tritt eine Traktätlein ausstreuende „Frau Prediger auf Reisen" mit ihrem banausischen Gemahl zu Capri bei Neapel im ächten Berliner Dialekt auf. Das Bild dieser geschäftigen „Amtsschwester" ist augenscheinlich eine gute Copie; aber wir hätten es lieber weggewünscht aus der Reihe anderer kernhaften Ge-

stalten beiderlei Geschlechtes, von denen man mit dem Verfasser sagen muß: es erfülle das Gemüth mit herzlichem Mitleid gegenüber solchen edeln Seelen, die, außerhalb der sichtbaren Kirche Christi allein auf sich selbst gestellt, im dichten Nebel nicht sehen, wie nahe ihnen das ist, wornach sie verlangen, und was ihre innerliche Anlage erst zu voller Blüthe entfaltet hätte.

Zu diesen kernhaften Gestalten und edeln Seelen zählten der Vater und die Mutter des Verfassers selber. Er schildert das väterliche Pastorat unter dem Titel: „Eine alte Dorfpfarre". Seine Erinnerungen an den Vater aus der frühesten Knabenzeit sind, im Gegensatze zur Mutter, allerdings nicht durchaus angenehm; denn er war ein strenger Pädagoge, und als Symbol dieser Pädagogik blieb dem Sohne das in Vaters Stube hängende Porträt Luthers im Gedächtnisse: „ein plumper Kopf, kleine tückische Augen unter der niedrigen Stirn und ein gewaltiges Kinnbackenviereck mit den höhnisch hinuntergezogenen Winkeln des großen Mundes". Aus der Erzählung, wie der Knabe trotz des strengen Lutheranismus des Vaters zuerst mit katholischen Dingen, wenn auch nur äußerlichen, bekannt wurde, ergibt sich ein naives Beispiel der völligen Entfremdung jener ausschließlich protestantischen Bevölkerungen von dem alten Glauben und Leben ihrer deutschen Ahnen und heutigen Mitbrüder. „Katholische Eindrücke hatte ich in der Kindheit in dem alten protestantischen Pfarrhause empfangen": sagt der Verfasser. Diese Eindrücke waren aber zunächst, wenn ich so sagen darf, theatralischer Natur.

„Bunte Bilder aus der Lebensgeschichte Luthers wurden uns gegeben, damit wir dieselbe uns desto besser einprägen möchten. Doch gefielen mir die Dominikaner, Priester, Cardinäle trotz der runden rothen Gesichter, welche diese Bilder ihnen verliehen hatten, schon wegen ihrer interessanten Trachten, immer viel besser als der dickköpfige ‚Gottesmann'. Sehr bedauerte ich, daß dieser Mensch Recht hatte — so wurde uns ja gelehrt — und wir nun alle Herrlichkeit der alten Kirche verloren hatten. Merkwürdiger Weise gab es in unserem Pfarrhause eine ziemliche Anzahl anderer Bilder, welche uns mit dieser Herrlichkeit einigermaßen bekannt machten und die sehr gerne von mir beschaut wurden. Eine der Großmütter hatte sie uns aus

Polen, wo sie lange gelebt, mitgebracht; sie stellten theils die Heldenkämpfe der Polen gegen die Russen dar, theils aber auch das Mönchsleben mit seinen Entbehrungen, Opfern, Arbeiten und den katholischen Gottesdienst. . . . Merkwürdig, wie in der Kindheit gewonnene Eindrücke oft das Leben hindurchbleiben: ich habe, so weit meine Erinnerung reicht, gegen die Russen und Borussen wegen ihres Verhaltens gegen die Polen stets lebhafte Antipathie gehabt. Unter den polnischen Mönchsbildern, erinnere ich mich, machte Eines einen besonders tiefen, gewissermaßen schauerlich anziehenden Eindruck auf den Knaben: die Darstellung eines sein eigenes Grab grabenden Karthäusers. Kurz, die Mönche hatten das Interesse und die Sympathie des Buben ebensosehr und vielleicht noch mehr gewonnen als die polnischen Helden. Gar zu gerne hätte er einen lebendigen Mönch gesehen, gar zu gerne einen Bischof, einen katholischen Priester, katholische Kirche und Gottesdienst."

Sein Wunsch bezüglich des lebendigen Mönches wurde in Göttingen bald erfüllt, wo er sogar ein katholisches Kirchlein entdeckte. Und was ihm da weiter auffiel? „Hier kniete Alles und betete so andächtig und still; bei uns in der Kirche saß Alles und blieb sitzen, mochte nun der Pastor vornehmen, was er wollte; höchstens die Weiber standen auf, wenn das Evangelium gelesen wurde, und fortwährend wurde gesungen oder aber gepredigt." Warum auch knieen? Das protestantische Volk sieht seine Prediger nicht als Träger eines besondern zur Verwaltung der göttlichen Geheimnisse gestifteten Amtes an, sondern ohne Unterschied von den Laien als eine Art Beamten wie andere. Mit dieser erfahrungsgemäßen Charakteristik des protestantischen Pastorates fangen die „Erlebnisse" des Herrn Evers an und damit hören sie auf; sie empfangen daher ihre eigenthümliche Färbung.

LXXIII.

Zeitläufe.

Der deutsche Reichstag Angesichts der Lage im Orient und Occident.

Den 12. December 1886.

Als das Leibblatt des deutschen Reichskanzlers über die Schandthat in Sophia vom 21. August sich in einer Weise erging, welche die Entrüstung aller ehrlichen Leute und unabhängig Denkenden erregte, so daß sogar manchem Nationalliberalen der Verstand stille stehen wollte: da drohte das Blatt mit dem nächsten Zusammentritt des Reichstags, wo die Blitze des Jupiter alle diese Rebellen niederschmettern würden. Der Reichskanzler werde Aufklärungen geben, vor denen die frechen Eindringlinge in das Gehege seiner auswärtigen Politik beschämt verstummen müßten.

Der Reichstag wurde kurz darauf wegen der Abänderungen am spanischen Handelsvertrag zu einer dreitägigen außerordentlichen Session einberufen. Aber der Reichskanzler kam nicht, und Aufklärungen über die brennende Frage wurden weder verlangt noch gegeben. Am 25. November trat nun der ordentliche Reichstag zusammen; der Reichskanzler kommt wieder nicht. Seit langer Zeit zum ersten Male wagten zwar ein paar Redner zu bemerken, daß keinem andern Parlament der Welt eine so stiefmütterliche Behandlung zu Theil werde, und daß die Vertreter des deutschen Volkes gerade in

dieser von der Regierung selbst durch ihre enormen Forderungen für das Militär zugestandenen kritischen Lage wohl ein Recht hätten zu erfahren, wohin die Wege der auswärtigen Politik führen. Aber der Reichskanzler fährt fort, durch seine Abwesenheit zu glänzen; und strenge genommen kann man ihm nichteinmal Unrecht geben. Wie, wenn eine Rede von ihm der Krieg wäre? So dürften in der That bei einer bis an die Grenze des Wahnsinns gesteigerten Gereiztheit die Dinge liegen; und wenn der Reichstag durch stillschweigendes Einvernehmen die auswärtige Politik fast von Anbeginn als reine Vertrauenssache dem Reichskanzler anheimgestellt hat, so ist nicht abzusehen, warum es damit gerade jetzt, im gefährlichsten Momente, anders werden soll.

Bei der Vertretung der Militärvorlage streifte der Kriegsminister die auswärtige Politik nur insoferne, als er erklärte: das sei nicht seine Sache und gehe ihn nichts an. Hienach wird auch die Commission, für welche er weitere Erklärungen in Aussicht gestellt hat, über die eigentliche Lage nicht viel klüger werden, und zudem fordert er von den Mitgliedern der Commission das strengste Stillschweigen dem Publikum gegenüber. Daraus aber machte der Minister kein Hehl, daß die Erhaltung des Friedens auf schwachen Füßen stehe und die Wahrscheinlichkeit des Kriegsausbruchs nahe gerückt sei. „Wir befinden uns", sagte er, „in einer Zeitepoche, welche gegründete Aussicht auf dauernde Erhaltung des Friedens nicht gibt." Feldmarschall Graf Moltke in seiner Rede meinte sogar: schon aus dem Grunde, weil nun alle Länder ringsum in Waffen starrten, müsse der Krieg kommen, da „selbst ein reiches Land (wie Frankreich) eine solche Rüstung nicht auf die Dauer ertragen könne, die Lage also mit Naturnothwendigkeit auf baldige Entscheidungen hindränge." Eine noch bedenklichere Aeußerung entschlüpfte dem Kriegsminister, als er auf den Vorwurf antwortete, warum denn, wenn es mit der Vorlage so sehr pressire, daß sie noch vor Weihnachten fertig werden solle, der Reichstag nicht früher

einberufen worden sei. Er sagte: weil erst in den allerletzten Tagen vorher der Beschluß gefaßt worden sei, daß die Vorlage schon vom 1. April 1887 an Gültigkeit haben solle, also noch vor Ablauf des Septennats, und die Motive dazu „seien eben in der dringender sich gestaltenden Entwicklung der auswärtigen Verhältnisse gelegen.“ Was soll man nun von diesen theils vagen, theils mysteriösen Andeutungen halten?

Zehn Tage vor der Rede des Kriegsministers hatte die kaiserliche Thronrede versichert, daß wir „mit allen auswärtigen Staaten freundliche und befriedigende Beziehungen unterhalten“; sie spricht insbesondere von dem „Einfluß im Rathe Europa's, welcher der deutschen Politik aus ihrer bewährten Friedensliebe, aus dem durch diese erlangten Vertrauen anderer Regierungen, aus dem Mangel eigener Interessen an schwebenden Fragen und insbesondere aus der engen Freundschaft erwachse, die Se. Maj. den Kaiser mit den beiden benachbarten Kaisermächten verbinde“. Eine Kriegsbefürchtung ist aus diesen Worten sicherlich nicht herauszulesen, um so weniger als Oesterreich und Rußland auf ganz gleicher Linie als Bundesgenossen des Kaisers erscheinen, ohne Unterscheidung eines Verhältnisses zu Zweien und eines andern zu Dreien. Hienach würde also eine russisch-französische Allianz in das Gebiet der Unmöglichkeit gehören, und die Erklärung gegeben seyn, warum der preußische Kriegsminister immer nur auf Frankreich und dessen Rüstungen exemplificirt, von Rußland aber ganz abgesehen hat. Um so wunderbarer ist dann freilich, daß im Gegentheil der österreichische Minister immer nur den Conflikt mit Rußland im Auge hatte, Frankreichs aber mit keinem Worte erwähnte. Gewiß eine sonderbare Allianz, in der jeder der Verbündeten seinen Specialfeind ausschließlich für sich hat!

Immerhin würden die Worte der Thronrede eine Kriegsbefürchtung nicht rechtfertigen. In sonderbarem Lichte zeigt sich aber die Lage, wenn man beachtet, wie dieselben Thronreden

sich in früheren Jahren auszusprechen pflegten, und was in der letzten nicht mehr zu lesen ist. Was in ihr ausgelassen wurde, ist das Bedeutsamste an ihr. Am 20. November 1884 hatte der Kaiser vor dem Reichstage erklärt, alle Staaten des Auslandes seien von freundschaftlicher Gesinnung und von Vertrauen dem deutschen Reiche gegenüber erfüllt. Von Rußland her hatten sich zuvor zwar wiederholt drohende Wolken angesammelt. Zweimal waren die erhöhten Forderungen für Militärausgaben vor der Commission des Reichstags mit der Befürchtung begründet worden, daß das Reich in die Nothwendigkeit versetzt seyn könnte, „nach zwei Seiten hin Front zu machen"; und ein solcher Moment hat den Fürsten Bismarck im Jahre 1879 bewogen, nach Wien zu eilen, um das bekannte „Verhältniß" zu Stande zu bringen. An jenem 20. November 1884 aber schien auch das letzte Wölklein im Osten verschwunden zu seyn. Die Thronrede verkündete dem Reichstag: „Ich freue mich der Anerkennung (aller Staaten des Auslandes) und insbesondere darüber, daß die Freundschaft mit den durch die Traditionen der Väter, durch die Verwandtschaft der regierenden Häuser, und durch die Nachbarschaft der Länder mir besonders nahestehenden Monarchen von Oesterreich und Rußland durch unsere Begegnung in Skierniewicze derart hat besiegelt werden können, daß ich ihre ungestörte Dauer für lange Zeit gesichert halten darf. Ich danke dem allmächtigen Gott für diese Gewißheit und für die darin beruhende starke Bürgschaft des Friedens."

Als nach einem Jahre der Reichstag wieder zusammentrat, war der Staatsstreich von Philippopel bereits geschehen, und die Ostrumelier hatten sich thatsächlich unter den Fürsten von Bulgarien anstatt des Sultans gestellt. Dennoch schloß die neue Thronrede (vom 19. November 1885) jede Besorgniß aus. „Se. Majestät der Kaiser", sagte sie mit besonderer Beziehung auf dieses Ereigniß, „hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß die Kämpfe der Balkanstaaten unter einander den Frieden der europäischen Mächte nicht stören

werden, und daß es den Mächten, welche den für jede von ihnen gleich werthvollen Frieden Europa's vor sieben Jahren durch ihre Verträge besiegelt haben, auch gelingen werde, diesen Verträgen die Achtung der durch sie zur Selbständigkeit berufenen Volksstämme im Balkangebiete zu sichern."

An die Stelle von Kämpfen der Balkanstaaten unter einander ist nun der Kampf Rußlands gegen dieselben und insbesondere gegen die vertragsmäßige Selbständigkeit Bulgariens getreten. Es wäre gewiß von großem Werthe gewesen, wenn die jüngste Thronrede nochmals auf die „Verträge" und auf „die Selbständigkeit, zu der die Volksstämme im Balkangebiete durch die Verträge berufen" seien, Bezug genommen hätte. Aber kein Wort mehr davon. Man hätte meinen sollen, daß schon das Auftreten der österreichisch-ungarischen Regierung bei den Delegationen ein Echo in Berlin erwecken müßte; aber der deutsche Bundesgenosse blieb stumm, außer daß er seine gleichmäßig enge Freundschaft sowohl mit Rußland als mit Oesterreich feierlich verkündete. Muß man daraus nicht schließen, daß in Jahresfrist Rußland zu Lieb in Berlin der Standpunkt aufgegeben worden sei, zu dem sich die Kabinete von Wien und London eben noch feierlich bekannt haben?

Kürzlich ist das Gerücht durch die Zeitungen gegangen, es sei zwischen den Mächten, außer Rußland und Frankreich, zu einer Abmachung behufs gemeinschaftlicher Abwehr der russischen Pläne in Bulgarien gekommen, und zwar sei das deutsche Reich mit im Bunde. Unmöglich! Eine solche Verbindung, mit England in ihrer Mitte, könnte mit der vertragsmäßigen Selbständigkeit Bulgariens nicht ein bloßes Spiel treiben; sie müßte nicht nur mit der offenen, sondern auch mit der versteckten russischen Occupation rechnen und Stellung nehmen gegen jeden Versuch Rußlands, den künftigen Fürsten Bulgariens zu einem bloßen Werkzeug seiner Unterjochungspolitik zu machen, wie es ja auch mit dem Prinzen Battenberg getrieben worden war, bis derselbe aus dem

Sack sprang, gerade in dem Moment, wo der Sack zugeschnürt werden sollte. Es ist sehr die Frage, ob auch nur Oesterreich für eine entschiedene Politik dieser Art zu haben und alle Mittel daranzusetzen entschlossen wäre. Wenigstens hat Graf Kalnoky, wie diese Blätter jüngst ausgeführt haben, sich in dem vitiösen Zirkel des „berechtigten russischen Einflusses" in bedenklichster Weise verwickelt. Umsoweniger wäre der deutsche Kanzler für eine solche Politik zu haben. Er würde sich damit nicht nur selbst dementiren, sondern sich auch eigenhändig die Basis seiner Vermittlungspolitik unter den Füßen wegziehen. Denn die Kosten dieser „Maklerei" sollen ja eben die Balkanstaaten tragen.

Rußland soll nicht in der Form, aber in der Sache Recht behalten, das ist das ganze Geheimniß seiner Diplomatie. In Berlin war man ja von Anfang an mit dem Bestreben des Fürsten Alexander, sich der von Petersburg ihm bestellten Vormünder zu entledigen, sehr unzufrieden. Das Schlagwort war längst ausgegeben, er habe sich von England verführen lassen, gegen den berechtigten Einfluß Rußlands in Bulgarien anzukämpfen; und als sein Sturz erfolgte, wollte man zwar die Art und Weise desselben gerade nicht loben, machte aber im Uebrigen kein Hehl daraus, eigentlich sei ihm Recht geschehen. Seine Beseitigung wurde als eine nothwendige Folge des russisch-englischen Interessekampfes und als das erwünschte Unterpfand einer friedlichen Lösung hingestellt. Und welcher Lösung? Als der ungarische Ministerpräsident seine bekannte Erklärung über die Stellung Oesterreichs zur Frage abgegeben hatte, da erklärte eine hochofficiöse Feder aus Berlin[1]) das sachliche Einverständniß mit folgenden Worten: „Die deutsche Reichsregierung sei von vornherein der Ansicht gewesen, daß eine Wiederherstellung des Einflusses, den Rußland in Bulgarien besessen hatte, bevor Fürst Alexander anfing,

---

1) So in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 12. Okt. d. Js.

ihn zu Gunsten Englands zu erschüttern und zu verdrängen, weder mit den Interessen Oesterreich=Ungarns noch mit dem Berliner Vertrag im Widerspruch stände, daß vielmehr Rußland berechtigt sei, den ihm vom Fürsten Alexander zugefügten Schaden (!) zu repariren. Diese Tendenz der russischen Regierung sei an sich nicht tadelnswerth; die Frage sei nur, wie weit der russische Einfluß ausgedehnt werden solle?" Der Correspondent deutet auf einen Mittelweg zwischen den Hoffnungen der Panslavisten und den Befürchtungen der principiellen Gegner Rußlands. Das wäre dann allerdings keine Occupation; es müßte auch nicht gerade „Protektorat" genannt werden; jedenfalls würde sich aber der Zustand mit dem Mingrelier bestens vertragen, weßhalb dieser auch in Berlin sofort genehmigt worden ist.

Nur würde sich dann die weitere Frage erheben, warum derselbe Einfluß Rußlands nicht auch in Serbien, in Rumänien und endlich auf der Balkanhalbinsel überhaupt berechtigt seyn soll? In der ungarischen Delegation zu Pesth hat der Delegirte Graf Eugen Zichy zum Beweise, wie weit die Wühlereien russischer Patronanz sich dort bereits erstrecken, Folgendes erzählt: „Einen Monat vor dem Philippopler Putsch, am 23. Juli v. Js. kam Fürst Nikola von Montenegro direkt von St. Petersburg nach Reka am Skutari=See, wo er die benachbarten Wojwoden in das Csekleno=Thal zusammenberief. In Gegenwart aller Minister wurde ein Vertrag aufgesetzt, dessen erster Punkt besagte, daß Fürst Peter Karageorgiewitsch (Schwiegersohn des Fürsten) zu Gunsten seines Sohnes Nikola, auf alle seine Rechte auf den serbischen Thron zu verzichten habe, wogegen er laut Punkt 2 des Vertrags den demnächst vakant werdenden Thron Bulgariens erhalten solle; dieß wurde im Namen Rußlands zugesagt. Im 3. Punkte des Vertrags wurde beschlossen, die Herzegowina, Nordalbanien, die Vilajets von Durazzo und Skutari für Montenegro zu annektiren. Dieser von sämmtlichen Ministern unterzeichnete Vertrag wurde Abends in Gegenwart von

24 Wojwoden durch Bozo Petrovics [1]) proklamirt." Daß Montenegro seit ein paar Jahren kostspielige Rüstungen betrieben hat, ist ohnehin längst bekannt. Auch soll der Fürst nach der Rückkehr von seiner russischen Reise öffentlich geäußert haben: der Czar habe ihm gesagt: er möge ruhig in die Zukunft sehen, „denn hinter Montenegro stünden hundert Millionen Russen."

Die Enthüllung des Grafen Zichy wurde in der Delegation mit keinem Worte widersprochen, vielmehr verlautete bald darauf aus London, daß die Thatsache dort längst bekannt sei. Was nun die Festsetzung der serbischen Prätendenten oder eines montenegrinischen Vetters in Sophia für Oesterreich bedeuten würde, ist so offenkundig, daß es erklärlich ist, wenn man in Wien mit beiden Händen nach dem Mingrelier greift. Wenn aber diese Candidatur nur eine russische List wäre, um bei nächster Gelegenheit den Strohmann bei Seite zu schieben, und die rechten Leute aus der Verwandtschaft des Fürsten der schwarzen Berge an die Stelle zu setzen, könnte man dann wohl darauf rechnen, daß die deutsche Diplomatie sich dem österreichischen Proteste anschließen, und darin eine gefährliche Ueberschreitung der Grenzen des dem russischen Czar als „berechtigt" zugestandenen Einflusses in den beiden Balkanländern erblicken würde? Der österreichische Schützling König Milan von Serbien könnte freilich, wenn man sich in Wien ein solches Tauschgeschäft auf dem bulgarischen Thron gefallen lassen müßte, seine Koffer packen, wenn anders man annehmen will, daß nicht schon unter einem Mingrelier ihm der Reisepaß ausgefertigt werden könnte.

Man wird, kurz gesagt, nicht fehl gehen mit der Meinung, Oesterreich werde sich niemals der deutschen Unterstützung

---

1) Neuerlich wird dieser Vetter des Fürsten von Montenegro als Candidat für den bulgarischen Thron genannt. Er wird als ein 41jähriger unansehnlicher, aber sehr durchtriebener Mann geschildert.

erfreuen, was immer auch Rußland am Balkan beginnen möge, die ganzen Anstrengungen Deutschlands würden vielmehr stets dahin gehen, einen Bruch zwischen Oesterreich und Rußland zu verhindern. Zu diesem Zwecke würde sicherlich zuletzt auch der Berliner Vertrag und die ganze illyrische Halbinsel geopfert werden. So will man den „Frieden" nach dieser Seite hin. Das war auch die Meinung der Franzosen schon damals, als der Czar durch sein brutales Telegramm auf die Ergebenheitsadresse des Fürsten Alexander die Gefühle jedes anständigen Menschen empörte. Die Feinde haben aber immer die schärfsten Augen, namentlich wenn sie finden, was sie nicht wünschen. Damals schrieb das Gambetta'sche Organ: „Herr von Bismarck will den Frieden, um der Herr zu bleiben; denn der Friede sichert die Eroberungen, die ein stets unsicherer Krieg gefährden könnte. Auf dem Berliner Congreß ergriff er gegen das siegreiche Rußland Partei, weil er wußte, daß es erschöpft war. Heute sieht er es entschlossen, sich nicht mehr anführen zu lassen, ja gegen Alle seine überlieferte Politik zu verfolgen. Wenn er ihm Widerstand leistet, so ist dieß der Krieg, und in diesem Kriege bliebe Rußland, so der Krieg nur anhielte (und er würde anhalten), nicht isolirt. Allein, was sprechen wir von Krieg? Die ganze Politik des Herrn von Bismarck besteht darin, diese Möglichkeit zu beseitigen. Rußland braucht nur auf seinen Beschlüssen zu beharren, damit er es mit allen Mitteln zu befriedigen versuche. Man weiß dieß in Petersburg, und man spricht und handelt demgemäß."[1])

Ob die natürliche Entwicklung dieser Politik unterbrochen werden soll, hängt einzig und allein von Oesterreich ab. Selbstverständlich hat man dabei in Wien nicht nur auf deutsche Hilfe nicht zu rechnen, sondern es wird auch von Berlin aus stets Alles aufgeboten werden, um einen österreichischen

1) Aus der „République Française" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 7. Sept. 1886.

Zusammenstoß mit Rußland zu verhindern. Es ist nicht etwa ein neues Gerücht, daß der Reichskanzler sich mit der Idee trage, die anscheinend unversöhnlichen Interessen der beiden Nachbarmächte, wenn es nicht mehr anders gehe, durch die Theilung der europäischen Türkei in eine östliche und westliche Interessen-Sphäre auszugleichen, wonach am Schlusse des Processes Rußland nach Constantinopel gehen würde, was von Philippopel aus kein beschwerlicher Marsch mehr wäre, Oesterreich aber Salonichi haben solle. Zwar haben die österreichischen Minister aus Anlaß der jüngsten Verhandlungen in Pesth mit aller Bestimmtheit erklärt, daß schlechthin keine Absicht irgend einer Gebietsausdehnung auf der Balkanhalbinsel in Wien existire. Es ist ihnen dieß auch wohl zu glauben, denn die Rückwirkung einer solchen Errungenschaft auf die äußeren und inneren Verhältnisse des Reichs ist sich leicht auszumalen. Aber nichtsdestoweniger ist es sicher, daß die in Sachen Bulgariens eingeschlagene Politik Deutschlands gegenüber Rußland mit Naturnothwendigkeit auf einen solchen Ausweg hinauslaufen würde.

Auch hierin hat man auf dem Spähepoften zu Paris seit dem Beginn der schwebenden Frage ganz klar gesehen. Es ist ein in auswärtigen Angelegenheiten besonders renommirtes Organ, welches damals schon diese Aussicht eröffnet hat: „Es gab eine Zeit, da man die Zukunft der Balkanhalbinsel auf zwei verschiedene Arten erfassen konnte: als eine Föderation der christlichen Nationalitäten oder als eine Absorbirung dieser kleinen Völkerschaften durch die großen Staaten, die sich bemühen, über sie hinweg nach dem mittelländischen Meer zu gelangen. Dieses letzte System hat die Oberhand gewonnen seit dem Tage, da Deutschland Oesterreich aus seinem Schooße gestoßen und gedrängt hat, Entschädigungen jenseits der Save zu suchen, und da Deutschland, die Militärmacht Rußlands fürchtend, es nicht anders entwaffnen konnte, als indem es ihm den Weg nach Constantinopel überließ. Griechen und Rumänen, Serben und Bul-

garen können es sich gesagt seyn lassen: sie sind dem Pr
tektorat, wenn nicht der Eroberung geweiht."[1])

„Seit dem Tage, da Deutschland Oesterreich aus seiner
Schooße gestoßen hat!" Der Franzose hat Recht: der damal
in das europäische Gewässer geworfene Stein hat seine Krei
weit über alle Berechnung hinaus, insbesondere über d
ganzen Orient erstreckt. Das erfährt man jetzt; und d
Consequenzen haben sich noch lange nicht ausgelebt. E
wird am Schlusse der Entwicklung in ganz Mittel- u
Westeuropa keine selbständigen Mittelstaaten mehr gebe
warum sollen dort im Osten in den aus dem Leibe d
Türkei geschnittenen Völkerfragmenten erst solche entstehe
Die „slavische Idee" Rußlands hat am Ende nicht wenig
Berechtigung als vor zwanzig Jahren die „deutsche Ide
Preußens. Wenigstens Eine Stimme im Reichstag hat a
den Urquell der unausgesetzten Beunruhigungen hingewies
die in der jetzigen Lage gipfeln, und der Redner hat beigefüg
„Das ist die Sündenschuld des Bundeskriegs von 1866, daß w
die Frage diskutiren müssen, ob nicht eine Zeit komm
wird, wo die Angehörigen jenes Staates, die uns du
Geschichte, Blut und theilweise durch die Sprache, jed
falls durch die Gemeinschaft der Interessen und Bildu
nahestehen — in der Stunde der Gefahr gegen uns ste
könnten."[2]) Der Redner scheint czechische Blätter über
bulgarische Frage gelesen zu haben.

Zum Schlusse: wenn es wirklich demnächst und we
der Balkanländer zu dem gefürchteten Kriege kommen sol
so würde der deutsche Kanzler daran völlig unschuldig se
Allerdings hängt die furchtbare Entscheidung von den r

1) Aus dem Pariser „Temps" s. Wiener „Neue Freie Pres
7. Sept. 1886.

2) Der Abgeordnete der württembergischen „Volkspartei,"
Payer. Er hat sich schon wiederholt durch unerschrocke
Freimuth im Reichstag hervorgethan.

baren Nerven eines Einzigen ab. Aber die prekäre Lage im Innern, insbesondere der Finanzen, der Umstand, daß die französische Republik nur mehr Eintagsfliegen für ihre Ministerhotels zur Verfügung hat, und die von Berlin aus gebotene Sicherheit, daß Rußland mit einiger Geduld ja doch zum Ziele kommen werde, und zwar auf wohlfeilerm und sichererm Wege: das Alles zusammen genommen dürfte den neuen Berserker an der Newa doch noch zu bändigen vermögen. Daß dahin die Reise geht, braucht der deutsche Reichstag freilich nicht zu wissen.

In der Angst greift der einzelne Mensch am leichtesten nach dem Beutel, warum nicht auch ein Reichstag? Bedenklich genug ist ja die Lage und eine Friedensgarantie gibt es überhaupt nicht mehr von heute auf morgen. Für die Regierungen ist es daher nicht schwer, den wirthschaftlich ohnehin schon niedergedrückten Völkern die sich überstürzenden Forderungen für Militärzwecke als unabweislich hinzustellen. Das Traurigste aber für uns Deutsche ist der Gedanke, was der schließliche Lohn aller dieser Opfer seyn wird: der russische Riegel vor unserer Zukunft im Orient.

LXXIV.

Die Erinnerungen des Schlachtenmalers Albrecht Adam.[1])

Wenn hervorragende Persönlichkeiten, seien es Staatsmänner, Gelehrte oder besonders tüchtige Künstler, ihr eigenes Leben beschreiben, so verdient eine solche Autobiographie in vielfacher Beziehung Beachtung. Der Beschreiber selbst, wenn er nicht von eitlem Wahne und Selbstüberschätzung befangen ist, stellt sich in seiner Lebensbeschreibung als das hin, was er war und ist, und der Leser erhält von ihm ein Bild, in welchem zugleich die Geschichte seiner Zeit mehr oder weniger sich abspiegelt. Die Autobiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam, für deren Herausgabe der Cotta'schen Verlagshandlung nicht minderer Dank gebührt, als für die Redaktion dem erprobten Kunsthistoriker, Professor Dr. H. Holland, ist eine wahre Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur, welche den in jüngster Zeit erschienenen Erinnerungen von Ludwig Richter, R. S. Zimmermann u. A. würdig zur Seite steht.

Albrecht Adam war als der Sohn eines Conditors und Spezereihändlers am 16. April 1786 in der freien Reichsstadt Nördlingen geboren und wurde von seinem Vater für sein eigenes Geschäft bestimmt. Schon früh aber regte sich in ihm die Liebe zur Kunst, jedes Stückchen Wachs diente ihm zum Formen

---

1) Albrecht Adam (1786—1862). Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhange. Herausgegeben von Dr. H. Holland. Mit dem Bildniß des Künstlers von seiner eigenen Hand. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886. V. 375 S. (Mk. 5.)

einer Figur und jedes Blatt Papier war ihm Mittel, um seine Zeichnungen entwerfen zu können. Das kriegerische Treiben der damaligen Zeit, die Truppendurchzüge in seiner Vaterstadt lenkten seinen künstlerischen Sinn auf das Porträtiren der Soldaten und ihrer Pferde; das nahe gelegene fürstlich Wallersteinische Schloß mit seinem stattlichen Marstalle gab ihm Vorbilder für gute Pferdstudien, und nebenbei porträtirte er die vier hübschen Prinzen. Doch beharrte der Vater hinsichtlich der Berufswahl bei seinem Willen, und so zog denn der 16jährige junge Conditor in die Welt, um in Nürnberg in Condition zu treten. Hier führte er seinen Vorsatz, das Geschäft zu verlassen und sich der Kunst zu widmen, aus. Der Direktor der dortigen Zeichenschule Christoph Zwinger unterstützte ihn in seinem Vorhaben, einige künstlerische Aufträge im Radiren verschafften ihm eine kleine Einnahme und das durchziehende Militär bot ihm auch hier Gelegenheit, Menschen- und Pferdeporträte nach der Natur zu zeichnen. Der Wunsch, seine Arbeiten durch den Druck vervielfältigen zu lassen, führte ihn nach Augsburg. Wie in Nürnberg an Zwinger, fand er in Augsburg an Daniel Eberhard Beyschlag, dem ehemaligen Rektor der lateinischen Schule in Nördlingen, eine hilfreiche Hand, und an Lorenz Rugendas einen gleichgesinnten Kunstgenossen, mit dem er 1807 nach München wanderte, wo die Schätze der Gallerien mächtig auf den angehenden Kunstjünger wirkten. Er begann hier eifrig zu copiren und verkaufte seine erste Copie (nach Wouvermann) um einen Dukaten. Von entscheidendem Einflusse auf seine Laufbahn wurde die Bekanntschaft mit dem Generalmajor und Reichsgrafen von Froberg-Montjoye, in dessen Hause er freundliche Aufnahme fand. Als Stallmeister machte er in dessen Gefolge die Schlacht von Abensberg mit, sah die Erstürmung Regensburgs mit eigenen Augen und wohnte der Schlacht bei Aspern bei, beständig mit dem Stifte in der Hand, um Gegenden, Personen und Thiere zu zeichnen. Nach der Schlacht von Wagram eröffnete sich ihm in Wien eine unerwartet große künstlerische Thätigkeit: man drängte sich in das Atelier des jungen Malers: Generale und Diplomaten, fast alle berühmten Persönlichkeiten der damaligen kriegerischen Zeit wollten von ihm gezeichnet oder gemalt seyn; namentlich seine Reiterporträts

Malerei. Der Contrast wirkt um so mächtiger, wenn man nachher liest, daß er am Abend nach diesem mörderischen Ringen, gegen Mitternacht, aus den Händen eines Couriers den ersten Brief von den Seinigen in München, den einzigen unter den vielen verloren gegangenen, erhielt, der ihm die Nachricht brachte, daß ihm seine Frau einen Sohn geboren (dieser sein Erstgeborner ist der als Thiermaler berühmt gewordene Benno Adam), und daß sein treuer Pudel „Cerberus", den er in Thorn an der Weichsel im Gedränge verloren hatte, wunderbarer Weise den Weg nach München zurückgefunden habe.

Der Aufenthalt und die Erlebnisse in dem brennenden Moskau bilden ein ergreifendes Kapitel, ein in Flammen redendes Stück zeitgeschichtlichen Weltgerichtes. Hatte die unheimliche Stille und Oede der Stadt beim Einzug die Sieger befremdet, so ging ihnen nach einigen Tagen beim Anblick des erst in entlegenen Stadttheilen hervorbrechenden, dann aber allgewaltig herandringenden Feuermeeres eine Ahnung von ihrer Lage auf. „Keine Feder, kein Pinsel", sagt der Maler, „sind im Stande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das Alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wuth sich ihm zeigen."

Von der Ansicht durchdrungen, daß hiemit der Krieg zu Ende und für den Künstler wenig mehr zu verzeichnen wäre, dachte Adam an die Heimkehr. Er erhielt von Prinz Eugen Urlaub, Reisegeld und eine Marschroute auf Quartier und Verpflegung. Diese Rückreise, die er mit seinem Wagen und einem Diener allein, ohne allen Schutz, am 24. September bei stürmischem Wetter antrat, eine zweimonatlange, gefahrvolle, beschwerliche, Tag und Nacht von Kosaken bedrohte Fahrt voll abenteuerlicher Einzelnheiten, liest man mit höchster Spannung, und obwohl man aufathmet, als man den kühnen Flüchtling

fanden vielen Beifall. Durch einen ungeahnten Besuch des Vicekönigs von Italien, des Prinzen Eugen, welcher unerkannt, nur von seinem Adjutanten begleitet, im Atelier des Künstlers dessen Bilder und Portefeuilles sich zeigen ließ, erhielt dieser die Einladung, mit einem ansehnlichen Jahresgehalte in die ausschließlichen Dienste des Vicekönigs zu treten. Adam folgte seinem fürstlichen Protektor im Oktober 1809 nach Mailand, und führte dort in dessen Auftrag die beiden großen Bilder aus: „die Schlacht bei St. Michael in Kärnthen" und „die Schlacht bei Raab", beide zur höchsten Zufriedenheit seines Gebieters. In Mailand sah er sich bald noch auf andere Art gefesselt, durch die stille Liebe zu einer schönen Mailänderin, der sich der freiheitliebende Maler durch Flucht vergebens zu entwinden suchte. Die höchst anziehend geschilderte Geschichte dieses schweren Kampfes endete damit, daß er vom Comersee aus um die Hand der Angebeteten, Magdalena Sander, warb und nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse eine glückliche Ehe einging.

Aber schon wenige Monate nach der in München erfolgten Trauung erhielt er den Befehl, dem Prinzen ins Hauptquartier nach Willenberg zu folgen. Der russische Feldzug des Jahres 1812 hatte begonnen, und mit ihm auch der interessanteste und inhaltreichste Theil in den Lebenserinnerungen des Künstlers. Adam machte den verhängnißvollen Feldzug mit dem Rang eines Capitäns mit. Er führt ein Tagebuch über die nennenswerthen Erlebnisse auf dem Marsche und liefert eine anschauliche Beschreibung des mühsam vorwärts sich bewegenden Zuges der Armee. Militärs und Geschichtsschreiber haben diesen traurigen Feldzug zu wiederholten Malen geschildert, und die Literatur über denselben bildet eine eigene Bibliothek für sich. Adam schildert und zeichnet aber als Künstler. Auch er malt alles Elend des fürchterlichen Krieges, aber in jeder Zeile finden wir den Meister, der selbst die traurigsten Situationen mit künstlerischem Auge betrachtet.

Einen Glanzpunkt bildet die Schlacht von Borodino. Die Schilderung dieses blutig wilden Riesenkampfes an der Mosqua, obgleich der Maler nur einen Theil davon, selbst im Kugelregen zeichnend, überblickte, ist ein wahres Prachtstück graphischer

Malerei. Der Contrast wirkt um so mächtiger, wenn man nachher liest, daß er am Abend nach diesem mörderischen Ringen, gegen Mitternacht, aus den Händen eines Couriers den ersten Brief von den Seinigen in München, den einzigen unter den vielen verloren gegangenen, erhielt, der ihm die Nachricht brachte, daß ihm seine Frau einen Sohn geboren (dieser sein Erstgeborner ist der als Thiermaler berühmt gewordene Benno Adam), und daß sein treuer Pudel „Cerberus", den er in Thorn an der Weichsel im Gedränge verloren hatte, wunderbarer Weise den Weg nach München zurückgefunden habe.

Der Aufenthalt und die Erlebnisse in dem brennenden Moskau bilden ein ergreifendes Kapitel, ein in Flammen redendes Stück zeitgeschichtlichen Weltgerichtes. Hatte die unheimliche Stille und Oede der Stadt beim Einzug die Sieger befrembet, so ging ihnen nach einigen Tagen beim Anblick des erst in entlegenen Stadttheilen hervorbrechenden, dann aber allgewaltig heranbringenden Feuermeeres eine Ahnung von ihrer Lage auf. „Keine Feder, kein Pinsel", sagt der Maler, „sind im Stande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das Alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wuth sich ihm zeigen."

Von der Ansicht durchdrungen, daß hiemit der Krieg zu Ende und für den Künstler wenig mehr zu verzeichnen wäre, dachte Adam an die Heimkehr. Er erhielt von Prinz Eugen Urlaub, Reisegeld und eine Marschroute auf Quartier und Verpflegung. Diese Rückreise, die er mit seinem Wagen und einem Diener allein, ohne allen Schutz, am 24. September bei stürmischem Wetter antrat, eine zweimonatlange, gefahrvolle, beschwerliche, Tag und Nacht von Kosaken bedrohte Fahrt voll abenteuerlicher Einzelnheiten, liest man mit höchster Spannung, und obwohl man aufathmet, als man den kühnen Flüchtling

graphie hilft der Herausgeber in dem Nachworte ab, welches die 42 Schlußseiten des Buches einnimmt. In demselben wird nicht nur der Lebensabend bis zum Todestage geschildert, es wird der jetzige Verbleib vieler Bilder angegeben und werthvolle Notizen und Aufschlüsse über die ganze Familie Adam zusammengestellt, über die ebenso kunstbegabten Söhne Benno, Franz, Eugen und Julius Adam, bis herab zu seinen Enkeln Emil und Julius Adam und dem trefflichen Historienmaler Ludwig von Langenmantel (geb. 5. April 1854), dessen von dem Vereine für historische Kunst angekauftes großes Bild „Savonarola's Predigt in Florenz" auf seiner Wanderung durch ganz Deutschland Aufsehen gemacht hat.

Es mögen hier noch Dr. Hollands Schlußworte des interessanten Buches eine Stelle finden: „Das vorerst noch unbekannte Problem, wie sich die höchst zahlreiche dritte und vierte Generation entwickeln dürfte, wird die Zukunft beantworten. Sind Levin Schückings geistvolle Theorien richtig — und sie beruhen ja auf sicherer Erfahrung — so wird ein Theil dieser Familie in verwandten Kunstzweigen, im historischen Gebiete und Genre-Fache sich in der Folge hervorthun, etwa im Kupferstich, im Bereich der Bildhauerkunst und der Architektur, möglicher Weise auch in den verwandten Schwesterkünsten, der Poesie und Musik, vielleicht stellen sie auch ein stattliches Contingent zur Wissenschaft, als Erfinder, Techniker oder im Soldatenstande: hoffentlich aber immer zur Ehre ihres Ur-Ahnen Albrecht Adam."

LXXV.

Der Festkalender in verjüngter Gestalt.[1])

In zwei Bänden liegt nun, in neuer schmucker Ausgabe, der vor fünfzig Jahren zu München begründete Festkalender vor, zu dessen Entstehung einst ein von Guido Görres gedichtetes, von Franz Pocci mit Randzeichnungen verziertes und auf Stein gezeichnetes Weihnachtsbild den ersten Anstoß gegeben. Das Wohlgefallen und der Beifall, den das Bildchen in Bekanntenkreisen erworben, erweckte in den beiden schaffensfreudigen, sinn- und poesievollen Jugendfreunden die Idee, das fliegende Blatt zu einem periodisch erscheinenden Hefte für Haus und Familie auszugestalten, und das Geburtsfest des Heilandes wurde so der Geburtstag des Festkalenders. Mit dem eben genannten Weihnachtslied („Ein Lied laßt jetzt uns singen, von freudenreichem Klang") wurde der Festkalender im Frühling 1834 denn auch eröffnet, woran sich ein Palmsonntag- und ein Osterlied anreihte, aber auch ein heiterer Sang von Herzog Christophs Stein und Aehnliches folgte; und damit war dem Geiste des Unternehmens die eigentliche Signatur aufgedrückt, die Vereinigung von geistlicher und froh weltlicher Poesie, in den Kreislauf der kirchlichen Festzeiten eingefügt.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß es die erste deutsche illustrirte Jugendzeitschrift von künstlerischem Werthe war. Gegen den farbigen Prunk so mancher heutiger Prachtwerke, womit

---

1) Festkalender in Bildern und Liedern, geistlich und weltlich, von Fr. G. von Pocci, G. Görres und ihren Freunden. Neue Ausgabe. Freiburg bei Herder 1885 und 1886.

die Jugend überladen wird, nimmt sie sich allerdings bescheiden wie ein Strauß von Wald- und Feldblumen aus, aber damals nahm man das Gebotene mit staunender Bewunderung auf, und der durch Bild und Wort wehende Geist, das innere Gefühl eroberte alle Herzen. Man muß mit diesen längst zur bibliographischen Seltenheit gewordenen Heften aufgewachsen seyn, um zu wissen, mit welchen Freuden diese harmlosen, vom Sonnenschein ächten unschuldigen Jugendfrohsinns verklärten Musengaben von Jung und Alt aufgenommen wurden. Der Ruf des beliebten „Königsmehls", wie der Festkalender scherzweise im Freundesmunde hieß, drang rasch hinaus und trug die liebenswürdigen Schöpfungen aus der Isarstadt überallhin durch die deutschen Gauen, ja über die Grenzen hinüber nach Frankreich.

Fritz Windischmann, der den Scherznamen aufgebracht, ergeht sich in seinen Briefen an Guido in heiteren Anspielungen über die Eroberungen, die sein literarisches Pathenkind am Rhein zu machen fortfahre. Aus Tyrol schrieb im Sommer 1837 Baron Buol an den Vater Görres: „Guido's schöne fromme Lieder gehen hier von Mund zu Mund, und man sehnt sich nach einer schnelleren Folge der Hefte des Festkalenders." Aehnliche Zurufe des Beifalls, des Dankes, der Freude kamen von Justinus Kerner in Weinsberg, von Hofrath Creuzer aus Heidelberg, von den Grafen Schlabrendorf aus Schlesien, von dem Grafen Montalembert aus Frankreich, von Overbeck in Rom.

Der als Orientalist rühmlich bekannte Professor Dr. Gustav Bickell, gegenwärtig an der theologischen Fakultät in Innsbruck (geb. zu Kassel als Sohn des protestantischen Canonisten dieses Namens, der später Vorstand des hessischen Justizministeriums gewesen), erzählt in seinem Bericht über den Gang seiner geistigen und religiösen Entwicklung, welche ihn bekanntlich am 5. November 1865 in den Schooß der katholischen Kirche führte: daß in seiner Jugendzeit ihm die liebsten Bücher Grimms Märchen, Brentanos Gockel und der Festkalender von Görres und Pocci gewesen, wie er denn von Anfang an auch in der Poesie nur für das Einfache, Volksthümliche Sinn und Theilnahme hatte. „Die Lieder und Bilder des Festkalenders", fährt er fort, „machten den tiefsten Eindruck bis zu Thränen auf mich, zu einer Zeit als ich noch nichts, außer vielleicht

den Namen von der katholischen Kirche wußte; das religiöse Leben, wie es mir aus diesem Buche entgegentrat, kam mir vor wie ein Stück stiller, himmlischer Glückseligkeit, für die diese Erde zu rauh und unfreundlich sei. Es war der Geist der katholischen Kirche, der mich, ohne daß ich ihn kannte, so anzog."[1]) In künstlerischer Richtung hinwieder bekannte Ludwig Richter, der treffliche Zeichner und Maler aus Dresden, bei jeder Gelegenheit freudig, wie er gerade durch Pocci's Vorbild angeregt und auf jenes Genre hingeführt worden sei, in welchem er als sinniger Zeichner und Illustrator der Liebling des deutschen Volkes geworden ist.

Die Gedichte, weltliche und geistliche Lieder, ernste und heitere Romanzen, Legenden und Erzählungen, sind sämmtlich von Guido Görres, bis auf etwa drei eingeschaltete Volkslieder und ein paar Lückenbüßer aus Rückert und Brentano. Ebenso gehört die Mehrzahl der Illustrationen dem Grafen Pocci an, der in diesen Bildern und Arabesken so recht Gelegenheit fand, sein doppelseitiges Naturell, den gemüthvoll neckischen Humor wie den anmuthig phantastischen Reiz seiner Romantik zu entfalten. Das schöne Unternehmen lockte aber in Kurzem auch andere hochbegabte Künstler, an der Ausschmückung des Festkalenders mit ihm wetteifernd sich zu betheiligen. Ein kundiges Auge findet da Compositionen von Ballenberger, Kaspar Braun, Feodor Dietz, Th. Guggenberger, Ulrich Halbreiter, Fr. Hoffstadt, W. Kaulbach, L. Schwanthaler, Alexander Strähuber, Luise Wolff. Auch der zeitweilig in München thätige Ludwig Grimm und der Coblenzer Jos. Settegast lieferten Beiträge. Cornelius ist wenigstens durch eine Nachbildung aus einem seiner Loggienbilder (Fiesole) vertreten. Neue Freunde gewann Guido Görres in Wien, als er im Winter 1835—36 historischer Studien halber in der Kaiserstadt weilte. Wie der dortige Aufenthalt für seine dichterische Produktionskraft ungewöhnlich fruchtbar sich erwies — eine ganze Reihe hübscher Legenden und Romanzen verdankte ihre Entstehung der Wiener Zeit — so fand er auch nach der künstlerischen Seite für sein Unternehmen die freudigste Förderung, und die Kräfte, die ihre Mitwirkung zusagten und

1) Rosenthal, Convertitenbilder I. 3. S. 239.

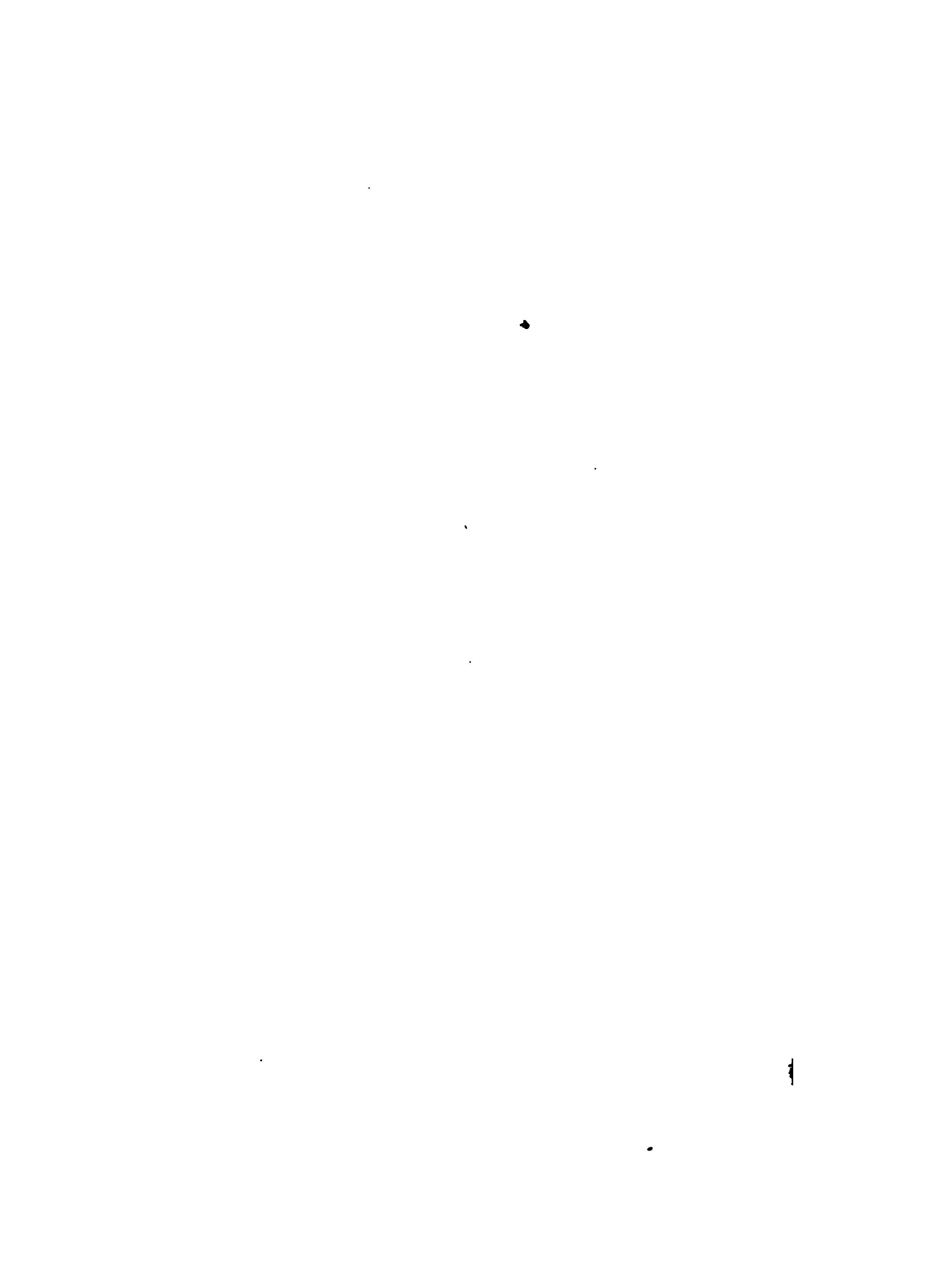
bethätigten, sind heute Namen besten Klangs, als: Führich, Kadlik, Leopold Schulz, Steinle, Cäcilia Endlicher.

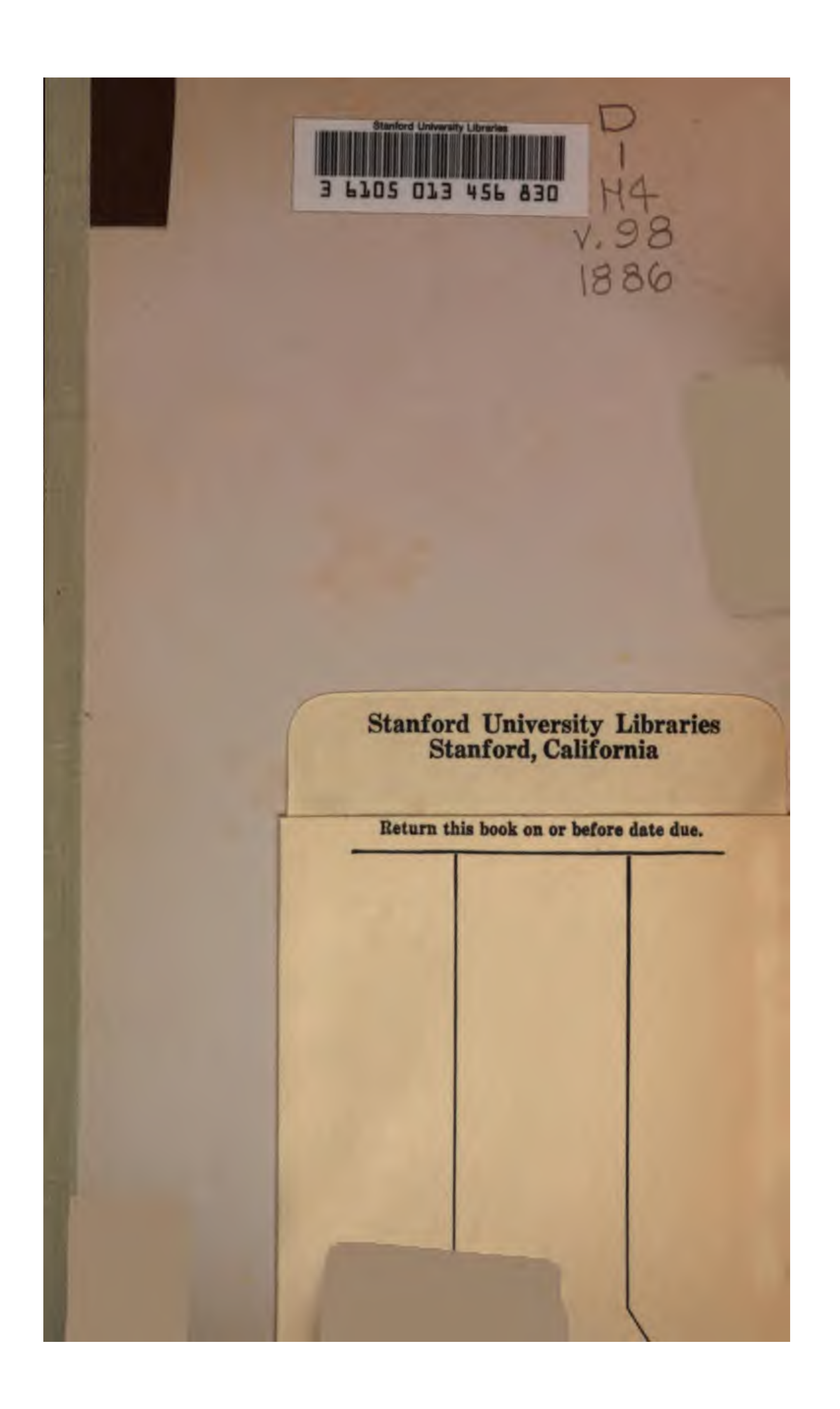
Nur bei den wenigsten Compositionen ist Name oder Monogramm des Künstlers beigefügt. Es ist das Verdienst Dr. H. Hollands, in einer Studie über Graf Pocci den Antheil der verschiedenen Künstler an der bildlichen Ausschmückung des Festkalenders erforscht und nach den von Pocci und Andern gemachten Mittheilungen festgestellt zu haben, soweit es nach Verfluß eines Menschenalters noch möglich war.

Der Festkalender wurde mit dem fünfzehnten Hefte im Jahre 1839 abgeschlossen. Alle die mitwirkenden Künstler, wie der edle liebenswürdige Dichter selbst, sind seitdem, bis auf Einen, aus dem Kreise der Lebenden geschieden; erst noch in jüngster Zeit der Altmeister Eduard von Steinle († 18. September 1886), dem drei Compositionen (der faule Bakel, die Fischpredigt des hl. Antonius und das Begräbniß des hl. Paulus) zugehören. Auch das anmuthige Werk, das sie mit vereinten Kräften zur Herzens- und Augenweide der Jugend in's Leben gesetzt, war seit Jahren vergriffen und schwer erreichbar geworden; die Lithographiesteine waren längst abgeschliffen. Es ist darum mit Lob und freudiger Anerkennung zu begrüßen, daß die Herder'sche Verlagshandlung sich endlich dazu entschloß, das classische Werk auf's neue herstellen zu lassen[1]) und dem Büchermarkt in verjüngter Gestalt wieder zuzuführen. Wie Allem, was ächt ist, wohnt diesen lieblichen, durch die Vereinigung von Wort und Bild und Ton harmonisch wirkenden Schöpfungen eine unverwüstliche Jugendkraft inne, und so steht zu hoffen, daß dieselben, wie vordem, auch in den heranwachsenden Generationen noch unzählige Herzen erfreuen, beglücken und erquicken werden.

---

1) Von den circa 120 Illustrationen des Originals sind 85 in das neue zweibändige Buch herübergenommen.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 830
D
1
H4
v.98
1886
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

